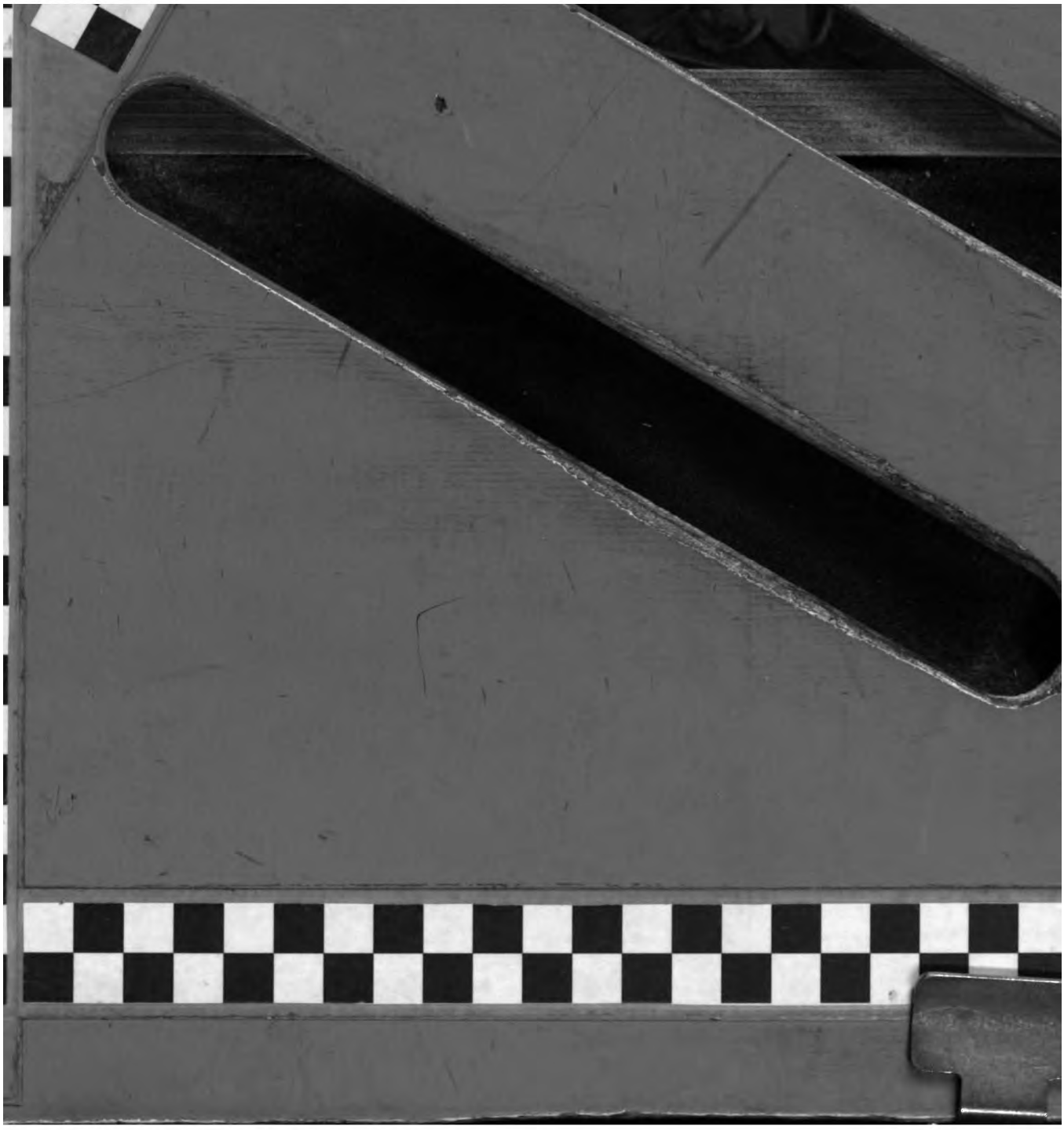


Digitized by Google

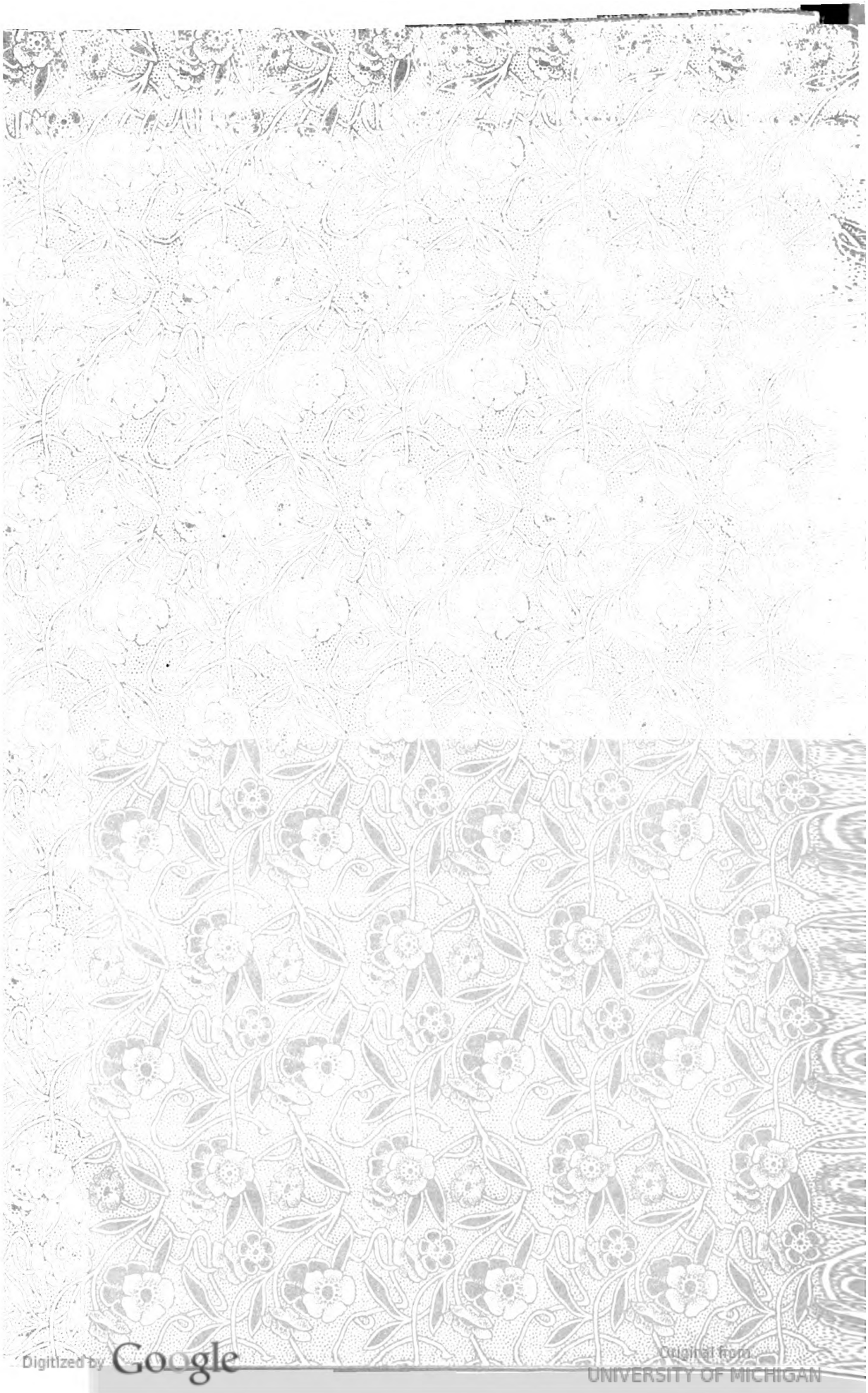
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google
Digitized by UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte

59. Jahrgang. 118. Band. 2. Teil

Juni 1915 bis August 1915

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des hundertachtzehnten Bandes

2. Teil. Juni 1915 bis August 1915

Seite

Gent. Von Dr. Max Eisler 461
Glück. Gedicht von Maria Mittelstaedt 476
Die Fahne der Wallonen. Ein Kriegsroman aus Belgien von Nanny Lambrecht 477, 634
Die deutsche Mode. Von Gertrud Hermes 501
Der Erweiterungsbau des Goethehauses in Weimar. Von Dr. Hans Timotheus Kroeber, Direktorialassistenten am Goethe-National-Museum 509
Vom Vogelgesang. Von Dr. Konrad Guenther, Universitätsprofessor in Freiburg i. Br. 521
Natur. Gedicht von Hans Much 526
Gläsern. Gedicht von Hans Much 526
Aus Korsikas Bergen. Von Dr. W. Lacmann 527
Soldatenlos. Gedicht von O. Hild 540
Die spanische Jacht. Novelle von H. Wolfgang Seidel . 541
Abschied. Gedicht von Johannes Gurski 550
Der Krieg und die Kunst des Kindes. Von Armin Friedmann in Wien 551
Heimkehr. Gedicht von Rich. Schaukal 559
Der hundertjährigen deutschen Burschenschaft. Zum 12. Juni 1915. Von Dr. Hugo Böttger, M. d. R. 560
Lied der Ärmsten. Gedicht von Gustav Falke 564
Mein Vater und ich. Gedicht von Albert Zimmermann . 574
Helden der Pflicht. Ein Kriegsbild von Paul Georg Münch 575
Ein Feldpostbrief. Gedicht von Kurt Arnold Findeisen . 582
Von Kunst und Künstlern 583, 743, 891
Dorf in Kriegszeit. Gedicht von Hugo Wolf 586
Vorwärts. Gedicht von Ottomar Enking 592
Die dröhnende Nacht. Von Curt Moreck 601
Der Tod. Gedicht von Odi Schoenbrod 607
Nur ein Geiger. Eine Kriegsepisode vom La-Plata-Strande. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Arthur Bab in Buenos Aires 608
Dorfidyll. Gedicht von Otto Niemasch 610
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff 611, 763, 916
Kurland. Ein deutsches Land. Von Carl Meißner . . 617
Franz Schubert. Ein Gedenkblatt von Dr. Hermann Seeliger 629
Lilien. Gedicht von Max Schäller 652
Richard Engelmann. Von Dr. Robert Corwegh in Leipzig 653
Das arme Seelchen. Von H. v. Beaulieu 663
Ein Brief Raabes. Veröffentlicht von Dr. S. L. Janko . 667
Im Trauerkleid. Gedicht von E. Albrecht-Doussin . . . 667
Der Soldat. Gedicht von Sophie Hoechstetter 668
Der Krieg im altdeutschen Epos. Von Prof. Dr. Otto Behaghel 669
Der Autopark der Obersten Heeresleitung. Ein Gedenkblatt zur Geschichte des Krieges 1914/15. Von Dr. Paul Grabein, dz. Adjutanten des Oberleiters des Freiw. Autoparks der Obersten Heeresleitung 677
Die Tiroler Nordalpenbahn. Von Ernst Warburg . . . 685
Kleine Ballade. Gedicht von Heinrich Zerkaulen 696
Karl Lamprecht. Ein Wort des Gedächtnisses. Von Dr. Peter Petersen in Hamburg 697

Seite

Die Alten von Geischauen. Erzählung von Artur Brausewetter 701, 780
Der deutschen Frauen Totenwacht. Gedicht von Christine von Winkler 715
Ausgestorbene Krankheiten. Von Dr. Othmar Sterzinger 716
Das erste Wort. Gedicht von Martha Grosse 720
Versunkene Glocke. Gedicht von Max Bittrich 720
Tempel der Urania. Von Felix Linke 721
Ein Brief. Gedicht von Edna Fern 734
Der namenlose Herr. Von Kurt Münzer 735
Die schöne Dore. Gedicht von Agnes Miegel 742
Das Licht. Von Friedrich Franz von Conring 753
Gegen Italien. Gedicht von Hans Friedrich Blunck . . 755
Der Krieg der Frauen. Von Else von Boetticher . . . 756
Zur Wiedergeburt des Helden. Von Dr. Otto Schneider 759
Der selige Soldat. Gedicht von Kurt Arnold Findeisen . 762
Bilder von der flandrischen Küste. Text und Zeichnungen von Prof. Helmuth Liesegang in Düsseldorf 769
Im Fieber. Gedicht von Walther Eidlitz 779
Wie Gott dat will! Gedicht von Paul Schreier 784
Henri Bergson. Von Prof. Dr. Otto Gramzow 795
Jung. Gedicht von Helene Brauer 800
Die Architektur im modernen Leipzig. Von Dr. Ludwig Weber in Leipzig 801
Märchen. Gedicht von Alma Johanna Koenig (Johannes Herdan) 811
Christian Friedrich Scherenberg. Mit Proben aus seinem noch unveröffentlichten Nachlaß. Von Dr. Heinz Ulich 812
Der Ring des Lebendigen. Novelle von Adele Gerhard 817
Nach dem Sieg. Gedicht von Mia Forst 829
Wer war's? Aus dem Buche des unergründlichen Lebens abgeschrieben von Nanny Lambrecht 830
Jesus und der Soldat. Gedicht von Hans Franck . . . 832
Fritz Schider. Einer aus dem Kreise Leibls. Von Ernst Warburg 833
Und immer der Lerche Melodein. Gedicht von Helene Brauer 838
In der befreundeten Türkei. Von Prof. Dr. Hans Much in Hamburg 839
Die Verwertung des Luftstickstoffes. Von Prof. Dr. Kurt Arndt in Charlottenburg 847
Neuer Abend. Gedicht von Max Bittrich 851
Die Luftschiffhalle. Novelle von Gerhard Heine 852
Meine Mutter. Gedicht von Franz Wegwitz 865
Frau von Staël und das heutige Deutschland. Von Univ.-Prof. Dr. Schultz-Gora in Straßburg i. E. 867
Serenissimus und sein Goldmacher. Von Prof. Dr. Chr. Waas in Mainz-Gonsenheim 876
Der Fahnenjunker. Gedicht von Karl Berner 883
Die Feengrotten von Saalfeld in Thüringen. Von Rudolf Hundt 884
Briefe eines Feldgeistlichen. Von N. J. Tercha 905
Die italienische Volksseele in ihrem politischen Ausdruck. Von Dr. Gustav Diercks 909

Namen- und Sachregister

Abend, Neuer. Gedicht von Max Bittrich 851
Abschied. Gedicht von Johannes Gurski 550
Architektur im modernen Leipzig, Die. Von Dr. Ludwig Weber in Leipzig 801
Aus Korsikas Bergen. Von Dr. W. Lacmann 527
Autopark der Obersten Heeresleitung, Der. Ein Gedenkblatt zur Geschichte des Krieges 1914/15. Von Dr. Paul Grabein, dz. Adjutanten des Oberleiters des Freiw. Autoparks der Obersten Heeresleitung 677
Ballade, Kleine. Gedicht von Heinrich Zerkaulen . . . 696
Bergson, Henri. Von Prof. Dr. Otto Gramzow 795
Bilder von der flandrischen Küste. Text und Zeichnungen von Prof. Helmuth Liesegang in Düsseldorf 769
Brief, Ein. Gedicht von Edna Fern 734
Brief Raabes, Ein. Veröffentlicht von Dr. S. L. Janko 667
Briefe eines Feldgeistlichen. Von N. J. Tercha 905
Burschenschaft, Der hundertjährigen deutschen. Zum 12. Juni 1915. Von Dr. Hugo Böttger, M. d. R. 560
Dore, Die schöne. Gedicht von Agnes Miegel 742
Dorfidyll. Gedicht von Otto Niemasch 610
Dorf in Kriegszeit. Gedicht von Hugo Wolf 586
Engelmann, Richard. Von Dr. Robert Corwegh in Leipzig 653
Erweiterungsbau des Goethehauses in Weimar, Der. Von Dr. Hans Timotheus Kroeber, Direktorialassistenten am Goethe-National-Museum 509
Fahne der Wallonen, Die. Ein Kriegsroman aus Belgien von Nanny Lambrecht 477, 634
Fahnenjunker, Der. Gedicht von Karl Berner 883
Feengrotten von Saalfeld in Thüringen, Die. Von Rudolf Hundt 884

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Seite
Feldpostbrief, Ein. Gedicht von Kurt Arnold Findeisen	582
Fieber, Im. Gedicht von Walther Eidlitz	779
Frau von Staël und das heutige Deutschland. Von Univ.-Prof. Dr. Schultz-Gora in Straßburg i. E.	867
Gegen Italien. Gedicht von Hans Friedrich Blunck	755
Geiger, Nur ein. Eine Kriegsepisode vom La-Plata-Strande. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Arthur Bab in Buenos Aires	608
Gent. Von Dr. Max Eisler	461
Gerschauen, Die Alten von. Erzählung von Artur Brausewetter	701, 780
Gläsern. Gedicht von Hans Much	526
Glocke, Versunkene. Gedicht von Max Bittrich	720
Glück. Gedicht von Maria Mittelstaedt	476
Heimkehr. Gedicht von Nich. Schaukal	559
Helden der Pflicht. Ein Kriegsbild von Paul Georg Münch	575
Helden, Zur Wiedergeburt des. Von Dr. Otto Schneider	759
Herr, Der namenlose. Von Kurt Münzer	735
Italienische Volksseele in ihrem politischen Ausdruck, Die. Von Dr. Gustav Diercks	909
Jacht, Die spanische. Novelle von H. Wolfgang Seidel	541
Jesus und der Soldat. Gedicht von Hans Franck	832
Jung. Gedicht von Helene Brauer	800
Krankheiten, Ausgestorbene. Von Dr. Othmar Sterzinger	716
Krieg und die Kunst des Kindes, Der. Von Armin Friedmann in Wien	551
Krieg im altdeutschen Epos, Der. Von Prof. Dr. Otto Behaghel	669
Krieg der Frauen, Der. Von Else von Boetticher	756
Kunst und Künstlern, Von	583, 743, 891
Kurland. Ein deutsches Land. Von Carl Meißner	617
Lamprecht, Karl. Ein Wort des Gedächtnisses. Von Dr. Peter Petersen in Hamburg	697
Licht, Das. Von Friedrich Franz von Conring	753
Lied der Ärmsten. Gedicht von Gustav Falke	564
Lilien. Gedicht von Max Schäller	652
Luftschiffhalle, Die. Novelle von Gerhard Heine	853
Luftstickstoffes, Die Verwertung des. Von Prof. Dr. Kurt Arndt in Charlottenburg	847
Märchen. Gedicht von Alma Johanna Koenig (Johannes Herdan)	811
Mein Vater und ich. Gedicht von Albert Zimmermann	574
Meine Mutter. Gedicht von Franz Wegwitz	865
Mode, Die deutsche. Von Gertrud Hermes	501
Nacht, Die dröhnende. Von Kurt Moreck	601
Natur. Gedicht von Hans Much	526
Ring des Lebendigen, Der. Novelle von Adele Gerhard	817
Scherenberg, Christian Friedrich. Mit Proben aus seinem noch unveröffentlichten Nachlaß. Von Dr. Heinz Ulich	812
Schider, Fritz. Einer aus dem Kreise Leibls. Von Ernst Warburg	833
Schubert, Franz. Ein Gedenkblatt von Dr. Hermann Seeliger	629
Seelchen, Das arme. Von H. v. Beaulieu	663
Serenissimus und sein Goldmacher. Von Prof. Dr. Chr. Waas in Mainz-Gonsenheim	876
Sieg, Nach dem. Gedicht von Mia Forst	829
Soldat, Der. Gedicht von Sophie Hoechstetter	668
Soldat, Der selige. Gedicht von Kurt Arnold Findeisen	762
Soldatenlos. Gedicht von O. Hild	540
Tempel der Urania. Von Felix Linke	721
Tiroler Nordalpenbahn, Die. Von Ernst Warburg	685
Tod, Der. Gedicht von Odi Schoenbrod	607
Totenwacht, Der deutschen Frauen. Gedicht von Christine von Winkler	715
Trauerkleid, Im. Gedicht von E. Albrecht-Doussin	667
Türkei, In der befreundeten. Von Prof. Dr. Hans Much in Hamburg	839
Und immer der Lerche Melodein. Gedicht von Helene Brauer	838
Vogelgesang, Vom. Von Dr. Konrad Guenther, Universitätsprofessor in Freiburg i. Br.	521
Vorwärts. Gedicht von Ottomar Enking	592
Weltkrieg, Der. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff	611, 763, 916
Wer war's? Aus dem Buche des unergründlichen Lebens abgeschrieben von Nanny Lambrecht	830
Wie Gott dat will! Gedicht von Paul Schröer	794
Wort, Das erste. Gedicht von Martha Grosse	720

Literarische Rundschau

	Seite
Amelung, Heinz: Husarenstreiche	896
Anders, Fritz: Glossen zu unbekannten Texten	595
Bab, Julius: Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht	750
Beckesche Chronik des Deutschen Krieges	896
Biehringer, Fr. J: Kaiser Friedrich II.	599
Bielefeldt, Bruno: Aus Ostpreußens Not	901
Binder, Hermann: Mit dem Hauptquartier nach Westen	894
Boerschel, Ernst: Unser Eisernes Kreuz	896
Brandt, Rolf: Kriegsberichte	895
Bratter, C. A.: Im Krieg in Paris	900
Brehms Tierleben: Fischband	599
Busse, Karl: Feuerschein und Klar Schiff	751
Cahn, Wilhelm: Im belagerten Paris	903
Castell, Alexander: Der Kriegspilot	751
Chamberlain, Houston Stewart: Kriegsaufsätze	898
Deißmann, Adolf: Deutscher Schwertsegen	897
Delbrück, Joachim: Feldzug in Belgien, I. Bd. – Feldzug im Osten, II. Band	896
Der Völkerkrieg im Bilde	901
Deutschland und der Weltkrieg	752
Diels, Hermann: Antike Technik	902
Dörfler, Peter: Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich	750
Dresdner, Albert: Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhang der Geschichte des europäischen Kunstlebens	600
Engel, Eduard: Tagebuch von 1914/15	898
Englands Gesicht	900
Flex, Walter: Vom großen Abendmahl	749
Floerke, Hans, und Gärtner, Georg: Kriegsanekdotenbuch	751
Fontane, Theodor: Mathilde Möhring	903
Fontane, Theodor: Sommer in London	900
Ganghofer, Ludwig: Kriegsberichte	894
Gerok, Karl: Eichenlaub	748
Geibel, Emanuel: Hie Deutsches Reich für immer	747
Gobsch, Hans: Kriegserlebnisse	895
Greinz, Rudolf: Marterl	750
Haug, Robert: Haugmappe	901
Hedin, Sven: Kriegsberichte	894
Heinemann, Prof. Dr. Karl: Die klassische Dichtung der Römer	903
Hengeler, Adolf: Tagebuch 1914	901
Höcker, Paul Oskar: Kriegsberichte	894
Hofer, Clara: Das Schwert im Osten	750
Jäckh, Ernst: Der aufsteigende Halbmond	899
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg: Deutsche Kriegsklänge	750
Kämpfe um Lüttich	894
Kellen, Tony: Kampfarbeit der Daheimgebliebenen	897
Kern, Fritz: Einführung in die Göttliche Komödie	595
Keyserling, Eduard von: Gedenkwort zu seinem 60. Geburtstage	593
Kirchhoff, Hermann: Seekrieg	896
Köhrer, Erich: Auf Hindenburgs Siegespfaden	895
Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier	600
Kühnemann, Eugen: Vom Weltreich des deutschen Geistes	596
Lambrecht, Nanny: Eiserne Freude	596
Lampe, Felix: Bilder aus der Geschichte der Erdkunde	903
Lau, Fritz: Helden to Hus	751
Lauff, Josef von: Singendes Schwert	749
Leitzen, Hans: Feldpostbriefe	895
Lhotzky, Heinrich: Vom Ich und vom Du – Heiliges Lachen	595
Lienhard, Friedrich: Heldentum und Liebe	749
Lienhard, Friedrich: Neue Ideale	596
Literarischer Ratgeber des Dürerbundes	599
Luftkrieg von 1914/15	895
Lux, Joseph Aug.: Deutschland als Welterzieher	898
Metzner: Kriegskalender	896
Meyer-Linden, Kurt: Von der Maas bis an die Memel	894
Meyers Kleines Konversationslexikon: Ergänzungs- und Nachtragsband	600
Morabt, E.: Unser gemeinsamer Krieg	899
Müller, Fritz: Das Land ohne Rücken	751
Müller, Johannes: Reden über den Deutschen Krieg	898
Müller, Johannes: Von Weihnachten bis Pfingsten — Wegweiser	595
Müller-Guttenbrunn, Adam: Völkerkrieg	899
Münchhausen, Börries Freiherr von: Balladensammlung	748

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

330.6
No 58
v. 118
no. 2

	Seite
Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst	902
Muthesius, Hermann: Die Zukunft der deutschen Form	900
Neugebauer, Ladislaus von: Petöfis Gedichte	904
Niedner, Felix: Bellmann	904
Niemann, Hans: Hindenburgs Siege bei Tannenberg und Angerburg	895
Noorden, Karl von: Volksernährung im Kriege	897
Oppenheimer, Franz: Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft	897
Otto, Friedrich: Die fliegenden Pioniere	751
Philippi, Felix: Alt-Berlin	597
Pflugk-Harttung, Julius von: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht	897
Presber, Rudolf: Neue Kriegsgedichte	749
Prince, Tom von: Gegen Araber und Wahehe	752
Reclams Universalbibliothek	752
Rodehorst, Otto: Und wenn die Welt voll Teufel wär'	750
Rohrbach, Paul: Bismarck und wir	747
Röttger, Karl: Christuslegenden	594
Schaukal, Richard: Eherne Sonette	750
Scheffel, P. H.: Verkehrsgeschichte der Alpen	904
Schmidhammer, Arpad: Bilderbuch	901
Schmidt, Dr. Otto Eduard: Fahrt zu den Sachsen an die Front	894
Schrader, Bruno: Reimanns Bachbiographie	904
Schumann, Wolfgang: Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg	902
Schussen, Wilhelm: Im großen Jahr	751
Schwebers, Paul: Im Kaiserlichen Hauptquartier	895
Seeberg, Reinhold: Was sollen wir denn tun?	897
Seeger, Dr. Ernst: Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten	897
Sombart, Werner: Händler und Helden	598
Springmann, Theodor: Deutschland und der Orient	899
Sternberg, Leo: Offener Brief	903
Stieve, Dr. F. R.: Karikaturen-Sammlung	900
Strobl, Karl Hans: Kriegstagebuch	750
Studnicżka, Franz: Griechische Kunst an Kriegergräbern	901
Tannenbaum, Dr. Eugen: Feldpostbriefe	896
Tatbücher der Feldpost	747
Trotha, Wilhelm von: Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein	894
Thüring, Ernst August: Die heilige Zeit	898
Béla, Wilhelm T.: Die Zukunft der Türken im Bündnis mit Deutschland	899
Besper, Will: Kriegsschwänke aus alter Zeit	748
Besper, Will: Vom großen Krieg 1914/15	749
Waag, Dr. Albert: Bedeutungsentwicklung unsers Wortschatzes	752
Wachtfeuer	900
Wertheimer, Fritz: Der polnische Winterfeldzug der Armee Mackensen	895
Wette, Hermann: Westfälische Kriegsgedichte	749
Wernle, Dr. Paul: Wir Deutsch-Schweizer	899
Wildberg, Bodo: Roller Sahib	598
Wildenbruch, Ernst von: Deutschland sei wach	748
Woinovich, Emil von, und Belthé, Alois: Sammlung von Episoden aus den Kämpfen der Ostarmeen	896
Wolters, Friedrich: Hymnen und Sequenzen	595
Wolzogen, Ernst von: Landsturm im Feuer	895
Zichy, Graf: Buch der Einarmigen	898
Zobeltitz, Fedor von: Johanniter-Kriegsfahrten	894
Zoozmann, Richard: Wenn wir marschieren	749

Die bildenden Künste

Deutsche Meister des neunzehnten Jahrhunderts. Von Max Osborn 565

Kunstblätter und Einschaltbilder

Juni:

Douzette, Fritz: Landschaft mit Schafherde.
Grassi, Joseph: Henriette Freiin von Pereira-Arnstein.
Harnisch, Paul Wilhelm: Vision.
Henseler, Ernst: Die letzte Patrone.
Landenberger, Christian: Studie zum Frühling.
Schodde, W.: Unser Kaiser im Felde.
Stirner, Karl: Auf dem Rückweg — Besuch im Schloß.
Wien im Flaggenschmuck (2. Dezbr. 1914).

Juli:

Damenbildnis.
Dill, Ludwig: Alte Föhren, junge Birken.
Engelmann, Richard: Bronzefigur vom Wildenbruch-Denkmal in Weimar.
Lieber, Max: Am Hang.
Lüdecke-Cleve, August: Tulpenfracht.
Stein, Arthur: Herzeloyde — Beim Ankleiden — Oliven am Gardasee.
Wehrle, Paul: Bildnis des Fahnenjunkers Hans K.

August:

Bildnis des Generalfeldmarschalls von Mackensen.
Brütt, Adolf: Weidwund (Bildwerk).
Engel, Otto H.: Friesische Braut.
Hoeck, Walther: Die Zigeunerin.
Liesegang, Helmuth: Am Beginenhof in Mecheln. — Aus Furnes.
Probst, O. F.: Rathausportal in Rothenburg.
Schider, Fritz: Im Englischen Garten zu München.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Albrecht-Douffin, E., in Bunzlau, 667. Arndt, Kurt, Prof. Dr., in Charlottenburg, 847. Bab, Arthur, in Buenos Aires, 608. Beaulieu, H. von, in Hannover, 663. Behaghel, Otto, Prof. Dr., in Gießen, 669. Berner, Karl, in Freiburg i. Br., 883. Bittrich, Max, in Freiburg i. Br., 720, 851. Blunck, Hans Friedrich, Dr., in Hamburg, 755. Boettticher, Else von, in Berlin, 756. Böttger, Hugo, Dr., in Steglitz, 560. Brauer, Helene, in Schwerin, 800, 838. Brauseweter, Artur, in Danzig, 701, 780. Conring, Friedrich Franz von, im Felde, 753. Corwegh, Robert, Dr. phil., in Leipzig, 653. Diercks, Gustav, Dr., in Berlin-Steglitz, 909. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 587, 685, 833. Eidlitz, Walther, in Wien, 779. Eisler, Max, Prof. Dr., in Wien, 461. Enking, Ottomar, in Dresden, 592. Falke, Gustav, in Hamburg, 564. Fern, Edna, in St. Louis, 734. Findeisen, Kurt Arnold, in Plauen i. V., 582, 762. Forst, Mia, in Hanau, 829. Franck, Hans, in Haus Meer am Rhein, 832. Friedmann, Armin, in Wien, 551. Gerhard, Adele, in Berlin, 817. Grabein, Paul, Dr., in Düsseldorf-Grafenberg, 677. Gramzow, Otto, Prof. Dr., in Charlottenburg, 795. Grosse, Martha, in Friedenau, 720. Guenther, Konrad, Dr. Univ.-Prof., in Freiburg i. Br., 521. Gurski, Johannes, in Berlin-Friedrichsfelde, 550. Heine, Gerhard, Prof. in Dessau, 852. Herdan, Johannes (Alma Johanna Koenig), in Wien, 811. Hermes, Gertrud, in Berlin, 501. Hild, O., in Steinach (S.-M.), 540. Hoechstetter, Sophie, im Schloß Dornburg, 668. Hundt, Rudolf, in Berlin-Klosterfelde, 884. Janko, S. L., Dr., in Zürich, 667. Kroeber, Hans Timotheus, Direktorialassistent am Goethe-National-Museum, in Weimar, 509. Lacmann, W., Dr., in Lützelstein (Unter-Elsaß), 527. Lambrecht, Nanny, in Aachen-Haaren, 477, 634, 830. Liesegang, Helmuth, Prof., in Düsseldorf, 769. Linke, Felix, in Charlottenburg, 721. Meißner, Carl, in Berlin-Wilmersdorf, 617. Miegel, Agnes, in Königsberg i. Pr., 742. Mittelstaedt, Maria, in Colmar, 476. Moreck, Curt, in München, 601. Much, Hans, Prof. Dr., in Hamburg, 526, 839. Münch, Paul Georg, in Leipzig-Connewitz, 575. Münzer, Kurt, in Zürich, 735. Osborn, Max, Dr., Berlin W, 565. Petersen, Peter, Dr., in Hamburg, 697. Niemasch, Otto, in Charlottenburg, 610. Noloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 611, 763, 914. Schäller, Max, in Lindenfels, 652. Schaukal, Rich., Ministerialrat Dr., in Wien, 559. Schneider, Otto, Dr., in Wilmersdorf, 759. Schoenbrod, Odi, in Wiesbaden, 607. Schröer, Paul, in Duisburg, 794. Schultz-Gora, Univ.-Prof. Dr., in Straßburg, 866. Seeliger, Hermann, Dr., in Landeshut i. Schl., 629. Seidel, H. Wolfgang, in Eberswalde, 541. Sterzinger, Othmar, in Innsbruck, 716. Tercha, R. J., in Berlin, 905. Ulich, Heinz Robert, Prof. Dr., in Leipzig, 812. Waas, Chr., Prof. Dr., in Mainz-Gonsenheim, 876. Weber, Ludwig, Dr., in Leipzig, 801. Wegwitz, Franz, in Dresden, 865. Winkler, Christine von, im Schloß Neudeck, 715. Wolf, Hugo, Wien-Neustadt, 586. Zerkaulen, Heinrich, im Felde, 696. Zimmermann, Albert, in Charlottenburg, 574.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

W. Schadde Unser Kaiser im Felde

Nach einer farbigen Kupferätzung [illegible] Ludwig Möller in Lübeck. — Der Einzelverkauf dieses Kunstblattes [illegible]agt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

830.1
W52
v. 11
pt. 2

Seite

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 902
Muthesius, Hermann: Die Zukunft der deutschen Form . 333
Neugebauer, Ludislaus von: Poesie Gedanke 942
Niedner, Felix: Bellamy 324
Niemann, Hans: Hundertjahr-Stiche der Sammlung und Angerburg 935
Noorden, Karl von: Bonnerstrauung in Berlin 867
Oppenheimer, Franz: Wirtschaftliche Grundlagen 811
Otto, Friedrich: Die fliegenden Pferde 781
Pechter, Felix: Alt-Berlin 547
Petzet-Seeliger, Julius von: Der Weg zu Licht 803
Pfeiffer, Rudolf: Neue Erzählungen 748
Poppe, Leo von: Gegen Kant und Genossen 752
Preußische Landesbibliothek 759
Rodenberg, Otto: Und wenn die Welt voll Teufel wär' 755
Rohrbach, Paul: Bismarck und die 741
Rottger, Karl: Gedichte 594
Schaukal, Richard: Gedichte 750
Scheffel, P. H.: Gedichte 944
Schmidhammer 903
Schmidt, Dr. Otto 873
Schrader, Bruno 943
Schumann, Wolfgang: . . . . . und der Kaiser . . . . .
Schussen, Wolfram . . . . .
Schweders, Paul . . . . .
Seeberg, Paul . . . . .
Seeger, Dr. Th . . . . . kriegerischen . . . . .
Sombart, Werner . . . . .
Springmann, Leopold . . . . .
Sternberg, Leo: Die . . . . .
Stinde, Dr. J. . . . .
Strobl, Karl Hans . . . . .
Studnitzka, Franz: Friedrich . . . . .
Tannenbaum, Dr. Leopold . . . . .
Tatbücher der Feldpost . . . . .
Trotha, Wilhelm von: Wanderungen . . . . . hmein . . . . .
Uhlirz, Karl: Annalen . . . . .
Veit, Wilhelm: Die Juden . . . . . mit Deutschland . . . . .
Volger, Wilhelm: Geschichte aus alter Zeit . . . . .
Vosper, Robert: Wanderungen 749
Wagg, Dr. Albert: Deutsche . . . . . schakes 752
Wachtfeuer 903

Die

Deutsche Meister des . . .
Osborn . . . . .

Kunstblätter

Verzeichnis der

Albrecht-Doussin, E., in Bunzlau, 667. Arndt, . . . Beaulieu, H. von, in Hannover, 663. Behaghel, . . . Max, in Freiburg i. Br., 720, 851. Blanck, Hans . . . Hugo, Dr., in Steglitz, 560. Brauer, Helene, . . . Friedrich Franz von, im Felde, 733. Cornegh, Dolores, Dr. . . . Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, . . . Wien, 461. Enking, Ottomar, in Dresden, 592 . . . Kurt Arnold, in Plauen i. V., 582, 762. Forst, G. . . . mann, Armin, in Wien, 551. Gerhard, Adele, in . . . Otto, Prof. Dr., in Charlottenburg, 795. Grosse, Max . . . 521. Gurski, Johannes, in Berlin-Friedrichsfelde, . . . hanna Koenig), in Wien, 811. Hermes, Gertrud . . . Schloß Dornburg, 668. Hundt, Rudolf, in Berlin-Steglitz . . . Direktorialassistent am Goethe-National-Museum, in Weimar . . . recht, Nanny, in Aachen-Haaren, 477, 634, 853. Dr. . . . burg, 721. Meißner, Carl, in Berlin-Wilmersdorf . . . Colmar, 476. Morck, Curt, in München, 601. Much, . . . Cornewitz, 575. Münzer, Kurt, in Zürich, 735. Ostberg, Max, Dr., Geheimer Baurat, Professor, Dr. . . . Rumasch, Otto, in Charlottenburg, 610. Rolof Brater, Dr. . . . 652. Schaukal, Rich., Ministerialrat Dr., in Wien, 555. Schenden, . . . Wiesbaden, 607. Schröer, Paul, in Duisburg, . . . in Landeshut i. Schl., 629. Seidel, H. Wolfgang, in Großlichterfelde, 541. Sternfeld, Wilhelm, Oberst, in Berlin, 905. Ulich, Heinz Robert, Prof. Dr. in Leipzig, 812. Weiss, Chr., Prof. Dr., in Prag . . . Dr., in Leipzig, 801. Wegwitz, Franz, in Dresden, 865. Winkler, Christine von, in Zürich . . . Hugo, Wien-Neustadt, 586. Zerkaulen, Heinrich, im Felde, 696. Zimmermann, Albert . . .

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

W. Schodde: Unſer Kaiſer im Felde

Nach einer farbigen Kupferätzung aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck ↔ Der Einzelverkauf dieſes Kunſtblattes iſt unterſagt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 118. II — Juni 1915

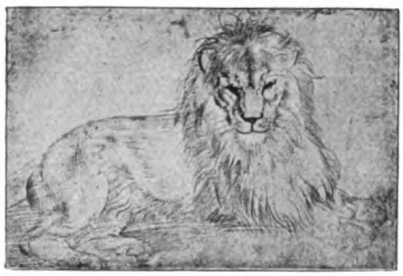
Gent

Von Dr. Max Eisler

Die Abbildungen 2 bis 6, 9, 10 und 12 stammen aus dem Verlage von E. A. Seemann in Leipzig, 7, 8, 11 und 13 aus dem der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz, 14 bis 20 aus dem von J. Bruckmann A.-G. in München

Im Frühling des Jahres 1521 kam Albrecht Dürer nach Gent. Seit dem Sommer des Vorjahres hatte er in Antwerpen Quartier genommen und sich von dort aus mit vielem Behagen im Lande umgesehen. Jetzt war er von Brügge herübergekommen.

Er stand damals auf der Höhe des Lebens, einen Monat später wurden die fünfzig voll. Er hatte ein gut Stück Welt hinter sich, war wohlbereist im eignen Land und in Italien, begnadet mit der reichen Fracht innerer Erfahrungen, klar und ruhig geworden in den Kämpfen der Seele, gesammelt und von jener reifen Empfänglichkeit des Künstlers, der jedwedes Ding gleich bedeutsam, des Anblicks und der Darstellung wert, ein Stück vom Ganzen der Erscheinungswelt erschien. Dazu ein beharrlicher Sohn Nürnbergs, der Reichsstadt. Mit der gefestigten Gesinnung des Bürgers trat er in den freibürgerlichen Kreis niederländischer Wahrnehmung. Geist und Auge begegneten hier einer verwandten, gesteigerten deutschen Welt.



Ruhender Löwe von Albrecht Dürer, gezeichnet zu Gent, 10. April 1521

So erschien er mir vor andern als der Mann, dessen Zeugnis gilt, wenn von Art und Würde jener Stadt, wie sie damals war, von der alten Schönheit Gents die Rede ist. In dem Tagebuch, das er in der Reisezeit führte, gibt er knappen Bericht über die Genter Stunden:

»Also fuhren wir gen Gent, noch durch drei Dörfer, und gab zum Fuhrlohn 4 Stüber und hatte 4 Stüber verzehrt. Und da ich gen Gent kam, da kam zu mir der Dekan der Malergilde und brachte die Mitvorsteher in der Malerei mit sich, sie erboten mir große Ehre, empfingen mich gar herrlich, boten mir ihren guten Willen und Dienst an und aßen mit mir zu Nacht. Am Mittwoch frühe führten sie mich auf S. Johannes' Turm, da übersah ich die große wunderbare Stadt, darin ich gleich für groß angesehen ward. Darnach sah ich des Johannes Tafel, das ist ein überköstlich hochverständig Gemälde, und be-

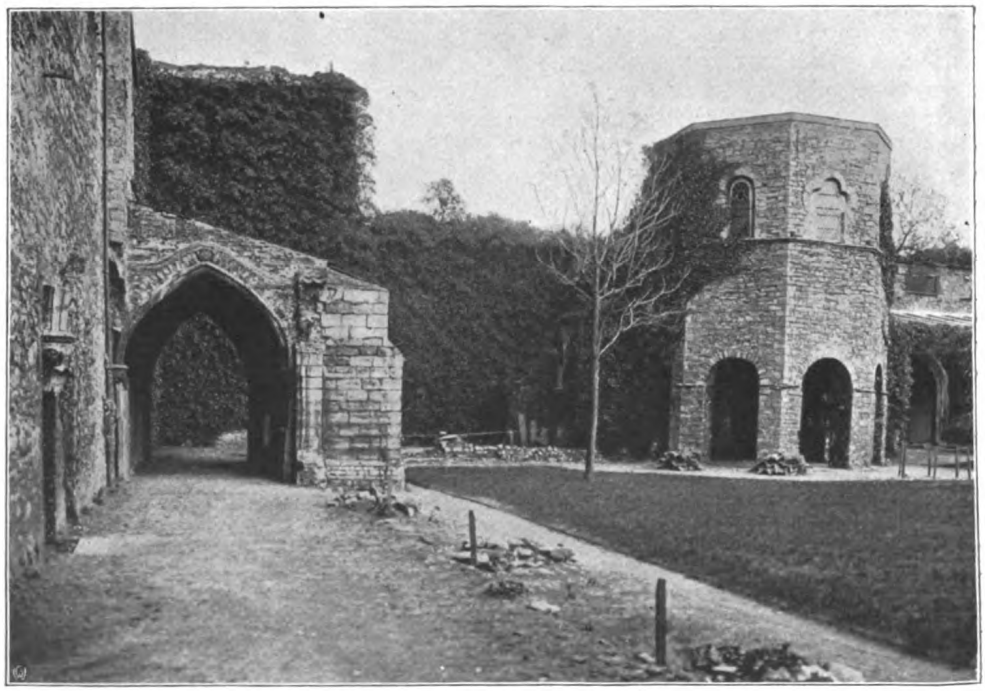
 Copyright 1915 by George Westermann

Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sonders die Eva, Maria und Gott Vater sind sehr gut. Darnach sah ich die Löwen und conterfeite einen mit dem Stift. Auch sah ich auf der Brucken, wo man die Leute köpft, die zwei Ehrenbilder, die zu einem Zeichen gemacht sind, daß ein Sohn seinen Vater geköpft hat. Gent ist hübsch und eine wunderliche Stadt. 4 große Wasser fließen durch. Ich hab zu Trinkgeld gegeben dem Meßner und Löweknechten 3 Stüber. Und sonst habe ich viel seltsame Dinge gesehen zu Gent, und die Maler mit ihrem Dekan haben mich nit verlassen, haben zu Morgens und Nachts mit mir gegessen und alle Dinge bezahlt und sind sehr freundlich mit mir gewesen. Aber ich habe im Wirtshaus 5 Stüber zum Letztgeld gegeben. Also fuhr ich am Pfingsttag frühe von Gent aus.«

Nur zwei Tage hat Dürer in den Toren der Stadt verweilt. Nur Weniges ist es, was davon die Hand in den Blättern des Taschenzeichenbuchs, in der Niederschrift des Reisetagebuchs festgehalten hat. Von Einzelmerkwürdigkeiten sind aufgezählt: die Kathedrale zu S. Bavo, ehedem S. Johannes, ihre Turmsicht und ihr Wunderschatz, das Altarwerk der Brüder Van Eyck, der Löwenzwinger im Prinzenhof und die Enthauptungsbrücke. Aber schon aus dem Wenigen entnehmen wir, daß die geschlossene Fülle der blühenden Stadt, ihre Kunst, ihre Geschichte und ihr Dasein, ihre ungewöhnliche Mannigfaltigkeit auf ihn gewirkt hat. Und der Zustand seiner Lebensreife gibt uns Gewißheit, daß er die Macht des Ganzen tief und beglückend erfahren hat.

Wählen wir heute den Standpunkt Dürers, den Turmblick der Kathedrale im Stadtherzen, um von hier eine klärende Aussicht auf den »großen und wunderbaren« Körper zu gewinnen, dann bietet sich uns zunächst ein Bild ungewöhnlicher Verworrenheit dar. Wir vermögen weder wie sonst einen altstädtischen Kern von umgebenden Spätbezirken zu trennen, noch Plan und Wachstum der Anlage, die bei gleichaltrigen Schwestersiedlungen ihre Wurzeln und Wege dem ersten Blick enthüllen, zu erkennen. Die neumodische »Weitläufigkeit« ist nach dem alten Bericht schon dem mittelalterlichen Gent eigentümlich gewesen und bis heute geblieben. In den breiten Öffnungen der majestätischen Baumasse zu unsern Füßen ahnen wir einen Überfluß an Plätzen, an bloßgelegten Weitungen von Ruinenstätten und jene wohlverteilten Anlagen, die dem Orte den anmutenden Namen »Ville de



Ruinen der Abtei St. Bavo

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stapelhaus Haus der Kornmesser Haus der Freien Schiffer

Der Kräuterkai

Flore« eingebracht haben. Wohl reißt aus dem weitlangenden, niedrigen Gewürfel der Häuserblöcke genug Hochragendes das Auge an sich, aber diese getürmte Fülle ist überall da, ohne Sammlung und Grenze, scheint ein sprunghaftes Wesen zu verraten, das da und dort, allerorten Ursprünge hat und von allem Anfang aus weit auseinanderliegenden Wurzeln gedieh. Da glänzen im Frühschimmer der verschleierten flandrischen Sonne vielarmige Wasserläufe herauf, die ungezogene Willkür ihrer lichtberührten Windungen lächelt uns an, Schelde und Moere, Leie und Lieve schicken ihren Morgengruß. Und so lehrt uns mit einem Male der Blick in die Tiefe die seltsame Unordnung verstehen: wohl steigt im Süden aus den blühenden »Prärien« der alten Abtei Bijloke der »Berg« Blandin auf, erklärt uns, warum auch dort ein Frühbezirk, die »Stadt Sankt Peter«, emporkam, aber die Bergsiedlung ist hier nur ein untergeordnetes Motiv, Gent ist eine Wasserstadt in der flandrischen Ebene, ihr weitläufiges, zersplittertes Vielerlei, die Zerstückelung ihres Körpers in Bau- und Lebensinseln von gleichem Gewicht der Geschichte und Schönheit hat in dieser Abhängigkeit vom Wasser ihre Ursache.

Nichts bereitet reineren Genuß, als sich den gehäuften Wundern dieser Stadt, ihrem an Kunst- und Lebenswürde gleich bedeutsamen Baubilde zunächst ohne Absicht und Willen zu überlassen. Die Stunden, in denen wir uns von dem Wirrsal der Straßen und Kais, der Plätze und Promenaden treiben lassen, uns ohne sicheres Wohin in Sackgassen verrennen, an Kanalufern zurück müssen, auf Brücken haltmachen, uns Schritt für Schritt von malerischen Ausblicken, von altertümlichen Architekturen überrascht und beglückt sehen, sie bleiben unvergessen. Noch ehe wir uns recht versehen, hat uns das Heimgefühl altstädtischer Wohnräume mit vielen Zungen angesprochen, wir sind gastlich empfangen und haben die Mundart des Hausherrn gebrauchen und verstehen gelernt. Und dann: wir sind dem Leben begegnet, seiner zwiefachen Weise, der trüberen, gewalttätigen von damals, als die Bürgerstadt im Kampfe mit Bürger und Fürst emporkam und mit der Freiheit ihre Blüte begründete, und der von heute, nicht minder tätig und hochgemut, nicht weniger selbstbesonnen. Das ließ uns schon dem tieferen Wesen dieser Stätte nähertreten, wir sahen die Brücke, die sich von der macht-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die alte Fleischhalle

vollen Gründerzeit zur werkfrohen Gegenwart spannt, vernahmen den Einklang von Einst und Jetzt, erkannten den unverwüstlichen, wenig veränderten Daseinszug dieses Ortes. Nichts vom Alten ist hier schlechthin verloren und entrechtet, nichts zum antiquierten Denkmal geworden, das im Gemeinleben von heute keine Geltung mehr hätte; auf unverdorrten Wurzeln steht dieser Baum des Lebens, mit voller Triebkraft schießen die alten Säfte ins Holz zur Krone.

Da erwacht auf diesen planlosen Wanderungen doppelt die Lust, den stadtbildenden Grundpfeilern auf die Spur zu kommen. Nirgend haben sie sich in so unversehrter Fülle erhalten, nirgend reichen sie so tief in fernste Zeiten zurück. Wir vertrauen unsrer Erfahrung: wie anderwärts muß auch hier der Sinn des Werdens in der Ablösung von Kirchen-, Fürsten- und Bürgergewalt gelegen sein. Halten wir uns an diese Folge, dann wird uns wohl Ordnung und Verständnis möglich werden.

Ost- und südwärts der Stadt hat die Kirche die ältesten Dokumente ihres Eigenlebens hinterlassen. In den friedfertigen Formen des klösterlichen Wesens begründet sie als erste straffe Organisation innerhalb der lockeren Frühsiedlung ihre Ansprüche, ehe sie den Trotz und Stolz der gebietenden Vormacht annimmt. Auf dem weitläufigen Ruinenfelde im Stadtosten ragen, auseinandergebrochen, verwüstet und dann wieder von später Pietät in den Resten gerettet, die Überbleibsel der uralten Abtei, »der Stadt Sankt Bavo«. Die Überlieferung nennt Amandus, den Missionar von Flandern, als ihren Gründer, 631 das Jahr der Stiftung. Zwanzig Jahre später wird sie von dem heiligen Bavo erneuert. Die Bauformen der ältesten Reste scheinen der Überlieferung recht zu geben. Jedenfalls bietet die bis an das Ende des Mittelalters fortdauernde Baugeschichte die ganze Fülle der vom Frühromanischen bis ins Spätgotische reichenden Motive. Von dem mächtigen Kapitelsaal stehen nur noch versprengte Mauertrümmer auf weitem, wucherndem Wiesengrund, die Bogen des zerstörten Kreuzganges öffnen sich dorthin, ein Achteckturm von festungsmäßigem Ansehen trägt den Namen des Baptisteriums. Nur das romanische Refektorium der Mönche mit seinem großartigen Schiff unter gotischer Holzspannung und, was unterirdisch läuft, die auf drei Rundsäulen ruhenden Kellergewölbe und der von einer einzigen Mittensäule getragene Saal unter dem Refektorium widerstanden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Vernichtung von Zeit und Menschenhand. Heute wandelt man auf diesem Felde einer verfallenen Lebensmacht wie im Traumland, befangen von dem malerischen Verein geborstener Mauern, uralter Grabplatten und dem üppigen Trieb schmarotzenden Gewächses, Efeu, Steinbrech und allerhand Strauchwerk. Und weiterhin grüßen die alten Gärten von Baudeloo, der Glanz und die Farbenlust des Hafens am Rotenturmkai. In der Abgeschiedenheit des Ortes stimmt dies alles zur Versonnenheit, wird alles besänftigt und zur tiefen Erquickung des Auges. Aber wir sind nur verführt von dem heutigen Zustand dieses Viertels, sein Lebenswille sprach anders, kraftvoll und begehrlich — wir werden dieser Sprache begegnen, wo sie die klösterliche Mundart ablegt und die Redeweise der Kirche annimmt.

Doch fürs erste lebt sich hier das Klosterwesen in allen Formen aus. Nord- und südwärts, in nächster Umgebung von Sankt Bavo schlägt es die Quartiere seiner weltfremden, in sich ruhenden Lebensgemeinschaft auf. Das ist der kleine und der große Beginenhof. Beide wurzeln in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie Sankt Bavo sind sie Kleinstädte für sich. Die gotischen Backsteinhäuser im großen Hof der Beginen, jedes von eignem Ansehen, zwei Stock hoch, schließen sich zu einer durchaus selbständigen Siedlung zusammen, eine lautlose Insel inmitten der umbrandenden Lebensfülle. Mauer und Graben laufen herum, im Mittelpunkt steht die Kirche, man zählt achtzehn Konvente und 570 Bekenner. Schwesterlich stellt sich der kleine Hof zur Seite, hier haben 250 Frauen ihre Heimstatt gefunden. Alles ist schmuck, sauber und friedlich, ein Häuschen gleicht dem andern, wohlgeordnet stehen sie um den weiten Rasenplatz in der Hofmitte, den große Laubbäume am Rande überschatten, eine weißgetünchte Mauer umgrenzt. In diesen Bezirken der stillgehenden Pulse waltet nur der freundliche Sinn der Lebensmilde, nicht Sonne und Sturm, aber klare Dämmerung, halbfrohe, lächelnde Anmut — ohne Düster und Askese. Dann aber zeigt die Klosterstadt noch einmal ihr stolzeres Gesicht. Wieder von grünenden Prächten, von sonnigen Weiten umfangen, wieder heute um den ursprünglichen trotzigen Sinn gebracht, steht dort im Süden das wohlerhaltene, reichlich erneute Baugefüge

Der sogenannte Rabot

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Toreken

der alten Abtei Bijloke. Heute sind die Genter Spitäler in diese wunderbaren Räume eingezogen, »die einzig in Belgien dastehen und nur selten in Europa ihresgleichen finden«. Aus der Verschachtelung durch Neubauten löst sich der schmucke Doppelgiebel der gotischen Abteikirche mit ihrem kraftvollen, einem umgestürzten Schiffsrumpf gleichenden Holzgewölbe, das herrliche Refektorium mit dem steilen Backsteingiebel, seinem prächtigen Schindeldach, das an Kunstfertigkeit mit der hölzernen Rippendecke des Inneren wetteifert. Was wir an Eigenart und Würde in diesem machtvollen Klosterbezirk, von Sankt Bavo bis zur Bijloke, erfahren haben, wird hier gekrönt, der schaffende Geist erscheint hier von den Schlacken des Unfertigen, Antiquierten gereinigt, die Entwicklung dieser Seite des Stadtlebens zur Höhe geführt und mit ihr auch das Vollvermögen der künstlerischen Aussprache gewonnen.

Anders als die Kirche tritt die landesfürstliche Gewalt in das Stadtbild ein. Nahe der Stadtmitte erhebt sich, an zwei Seiten von den Armen der Lieve umfangen, der Grafenstein, »der gewaltigste Rest der feudalen Epoche in Flandern«. Nach Ansehen und Bestimmung gibt er sich sofort als Trutzbau gegen die unbotmäßige Bürgerschaft zu erkennen. Die Baukultur der Zeit kam der Absicht des zweiten Gründers zu Hilfe, es entsteht ein unvergleichliches Machtwerk frühmittelalterlicher Festungskunst. Durch das romanische Portal der Vorburg betritt man den großen Burghof mit Donjon und Palas, Wachtturm und Burghaus, mit Verlies, Brunnen, Stallung und Kellern, alles wunderbar erhalten, mit Verständnis ergänzt, vollständig und in seiner Art vollkommen. Von der Enthauptungsbrücke hat man einen vollen Blick auf die Wasserfeste, von ihrem Zinnenumgang eine unvergeßliche Rundsicht auf ihre altertümliche Umgebung. Eine düstere Seite des Lebensbuches dieser Stadt, der unbeugsamen, gewalttätigen, zu keinerlei Zugeständnissen leicht bereiten landesherrlichen Macht und jener beharrlichen, unfügsamen Gemeinde, »welche die Ehre hatte, die ewige Vorkämpferin der Freiheit im Mittelpunkt des freiesten Landes der Welt zu sein«, ist hier aufgeschlagen. Wir kennen jetzt den Herrn — wie mußte der untertänige Bürger geartet sein, der eine solche Hand verdiente!

Tätig, tüchtig, auf vielerlei Werk bedacht, hart und festlich zugleich, so tritt der Bürger in den Lebenskreis dieser Stadt, faßt sicheren Fuß auf ihrem gesegneten Boden. Ein Lied der Arbeit geht voran, ehe es zum Sturmgesang anschwillt. Fast wie bei der Kirche, die erst im Klosterfrieden Kraft und Anspruch gewinnt, ehe sie im Kampf um die

Der Glockenturm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vormacht auf dem Plan erscheint. Im Nahkreis der Stadtmitte haben sich diese Stätten des friedfertigen Bürgerwachsens am reichlichsten erhalten. Wir stehen am Kräuterkai. Im ununterbrochenen Nebeneinander bietet sich dort das berühmte Bild: zunächst das Stapelhaus, noch romanisch, mit massigem Stufengiebel, dem vorgreifenden Erdgeschoß, das der anlegenden Kornfracht auf halbem Wege entgegenkommt, im Inneren ohne Treppe, nur mit Leitern von Stock zu Stock erreichbar; dann das schmale und niedrige, nicht viel jüngere Ziegelhäuschen des Gebühreneinnehmers, von seinen mächtigen Nachbarn fast erdrückt, wo die Kornschiffe ihren Lagerzins in natura ablieferten. Ihm zunächst das Haus der Kornmesser, verwittert, mit abgestumpften Ornamenten und doch eindringlich in seiner echt flämischen Bürgermundart — allerdings der Eingriff einer weit späteren Zeit. Dann langt die Kaiwand wieder ins Gotische, jenseit des engen Windhundgäßchens ragt über die Köpfe aller seiner Kameraden das herrliche Haus der freien Schiffer mit dem Wundernetz seines »geflammten« Steinzierats. In solch gedrängter Sammlung bietet sich die alte Arbeitsfestlichkeit des Genter Bürgerwesens sonst nirgend dar. Aber man begegnet allerorten ihrer gleichen, im Zunftring erstarkten Sprache: in der Tuchhalle auf dem Hauptmarkt, in der Fleischhalle nahe dem Grafenschloß. Es kann nicht ausbleiben, daß diese hohe Tüchtigkeit ihrer Rechte innewird und die im rüstigen Schaffen des Werktags gestählte Faust gegen das Hergebrachte wendet, wenn ihre Zeit heranreift.

Die Nikolaikirche

Das Rathaus

Die Stätte, die diese unabwendbare Auseinandersetzung sieht, ist der Freitagmarkt, das Forum Gents. Keine der vielen stolzen Stellen im Stadtbilde führt eine so feierliche, bedeutsame Sprache wie dieser unscheinbare Platz, der sich doch recht nüchtern und gewöhnlich ausnimmt und von keinem andern alten Bauwerk ausgezeichnet wird als von dem Haus mit dem runden Eckturm, dem »Toreken«. Hier standen die beiden feindseligen Gewalten, Graf und Bürger, durch drei Jahrhunderte in erbitterten Waffengängen; hier lohte der Brand der Herrensucht fesselllos empor, hier hatte der Lebenssturm sein Heim. Und dieselben Zunftmänner, die ihr Haus gerade in die Mitte der Stadt hineinstellten, die Weber, trugen von Anfang ihren Mitbürgern die Fahne der Freiheit voran, sie waren die Reichsten, sie führten im Aufruhr. Hier fielen die Entscheidungen in dem Leben Jacob van Arteveldes, der Gents größter Bürger war. Unter ihm und seinem Sohne Philipp stieg die Unbotmäßigkeit der Bürger aufs höchste, der »böse Montag« sieht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1340 auf dem Markte die erbitterte Schlacht der Walker und Weber. Aber auch für festlichen Anlaß bot er den Rahmen: hier feierte das Volk das Beilager der Landeserbin Maria von Burgund mit dem Kaisersohn Maximilian, gegen den die Genter bald nachher jenes doppelgetürmte Festungswerk, den »Rabot«, aufführten, das die Lieve überbrückt. Erst unter ihrem im Genter Prinzenhofe geborenen Enkel, dem nachmaligen Kaiser Karl V., dem Träger moderner Regierungsgedanken, hat das Bürgerherrentum mit seinem Daseinsrecht auch die Widerstandskraft endgültig verloren.

Jetzt erst treten wir jener Stätte höchster Lebensspannung im Stadtbilde näher, auf der die widerstreitenden Kräfte, Fürst, Bürger und Kirche, zu gesammelter Darstellung gekommen sind. Denn jetzt werden wir die festliche Reife dieses Ortes verstehen, dessen lebendiges Werden wir verfolgen konnten. Wir sind im Herzen der Stadtblüte, aber nicht wie sonst auf einem einheitlichen Hauptmarkt, sondern in einem ineinandergreifenden Gefüge von breiten Straßen und Platzfolgen. Die Zone bestreicht das Gelände von der unteren Schelde, der Grenzscheide Frankreichs und Deutschlands im frühen Mittelalter, bis jenseit der Leie — eine kaum unterbrochene Anreihung lebenswichtiger und kunstwürdiger Bauwerke, die mit dem »Stein Gerhards des Teufels« einsetzt und an der Michaeliskirche endet. Mit dem unnachgiebigen Gehaben der gräflichen Stadtherren erhebt sich am Beginn dieses bedeutungsvollen Weges jener Kastellbau, den sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts der Stadtvogt Gerhard, der Teufel, zum festen Wohnhaus errichtet hatte. Mit Türmen und Zinnen, herb und streng in seinen Linien, gedrungen und massig in seinem Körper, trägt er treu das Ansehen der landesfürstlichen Herrensphäre, deren bestellter Anwalt hier hauste. Hart daneben stellt sich das Baubild der gereiften Kirchenmacht, die Kathedrale von Sankt Bavo, früher Sint Jans geheißen, bis unter Karl V. das Kapitel der alten Abtei hierher übersiedelte. Im 10. Jahrhundert begonnen, sah der machtvolle Granitbau sechs Jahrhunderte an sich arbeiten, ohne daß sie imstande gewesen wären, seine schmucklose Nüchternheit zu überwinden. Nicht von dem edlen Maß, sondern von der harten Wucht seiner Verhältnisse gehen die bestimmenden Wirkungen aus, und auch das durch spätere Zutat vielfach entstellte Innere besteht in der Größe der Erinnerung nur durch den un-

Der Stein Gerhards des Teufels

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kathedrale zu St. Bavo

ermeßlichen Schatz, den es birgt, durch das zerstückte Altarwerk der Brüder Van Eyck. Dann gewinnt die Straße unbehinderte Weite, und dem Turmstumpf der Hauptkirche stellt sich in auslangender Freiung der stolzere Turm der Bürgerschaft, heil bis zur Spitze, der mächtige Belfried, Gents Kampanile, gegenüber, die Tuchhalle, das Haus der unbeugsamen Bürgerweber zu seinen Füßen, ihm eng zugesellt, seine Höhe fürs Auge noch emporpressend. Mitten im Hauptplatz, die klobige Masse der gräflichen Vogtfeste, den Westturm der Kathedrale an feinem Spiel der Formen, an Höhe des Anstiegs überwindend, wird er zum weithin sichtbaren Sinnbild der siegenden Bürgerherrlichkeit. In drei wohlgemessenen Stufen verjüngt er sich zum schlanken, ehemals hölzernen Helm; drohend, sturmverkündend klang vom Glockenstuhl die Stimme des 12000pfündigen »Roland«, dessen Inschrift kundtat:

Dese clocke, die gheheeten is Roelant,
Als men se luut, is storm int lant.

Wie aus den Gesichtern der beiden dem Stadtpatron Sankt Bavo geweihten Stätten, der Abtei und des Domes, die mit der Macht fortschreitende Kunst der Kirche spricht, so ist das Rathaus die feine, reife Blume der bürgerlichen Baukultur, die im nahbenachbarten Belfried zu blühen beginnt. Um den älteren Kern haben die trefflichen Werkgenossen Rombout Keldermans und Dominicus de Waghemakere 1517 bis 1535 jenen spätgotischen Teil aufgeführt, der mit seinen breiten Fensterbogen, seinen Baldachinen, Balustraden und Ecktürmchen, seinem ganzen Gewande von geflammtem Maßwerk unstreitig zum Reinsten und Reizvollsten der Zeitkunst in Belgien gehört. Daß auch hier der großartige und geschlossene Lebensabschnitt Gents zu Ende ging, erweist nichts sinnfälliger als die zwei Menschenalter später angekoppelte Fassade am Buttermarkt, deren kalte, doktrinäre Renaissance weder bodenständig noch bürgerlich ist. Erst auf dem weiteren Wege finden wir wieder in die altstädtische Bauschönheit, in ihre spielende Bewältigung der unterschiedlichsten monumentalen Motive zurück. Die Kirche, die hier Fürsten- und Bürgerherrlichkeit überlebte, hat das letzte Wort und rettet die Geschlossenheit des Bildes. Die Nikolaikirche mit dem romanischen Portal, dem Riesenfenster darüber, von zwei Rundtürmchen flankiert, und dem massigen, stumpfen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ehemalige Dominikanerkloster mit der Apsis von St. Michael

Vierungsturm hat noch den drohenden Ernst ihrer Gründerzeit. Sie ringt mit den andrängenden Häuschen um Befreiung wie die Michaelskirche, schon jenseit der Leie, mit dem ihr festverbundenen Dominikanerkloster. Wir sind am Ende des Weges alter, festlicher Lebensspannung. Am Fuße von Kloster und Kirche legen die Frachtschüten an, halten inne, bis die Fahrt frei geworden, und stoßen wieder ab. Nichts an diesem Bilde ist brüchig, nichts stört seine Einmütigkeit. So war es damals, so ist es heute. Nur was dazwischenliegt, ist anders, fremd dem unerschütterten Altwesen der Stadt, wie Dürer es sah.

Auch was die Stadt an kaum übersehbaren Schätzen der Bildnerei, der Malkunst und des Kunsthandwerks enthält, hat seinen höheren, unvergleichlichen Wert innerhalb jener bis ans Ende der Gotik reichenden Zeit, in der ihre Lebenskraft zuhöchst gespannt und jeder Äußerung fähig war. Nur in diesen Jahrhunderten beherrscht alle Gebiete des Schaffens jener tiefere Einklang und Zusammenhalt, der bodenständige Frucht hervorbringt und zum Wesen der Stadt untrennbar gehört. Und darum trägt auch der Kreis dieser Schönheit, von den alten Grabplatten im Steinmuseum bis zu der vielseitigen Fülle handwerklicher Kunst im Museum der Altertümer, das bedeutsame Merkmal der Stadtkultur.

Unter allen derartigen Eindrücken dieser verschwenderisch freigebigen Stadt bleibt aber der des Inneren von Sankt Bavo unvergeßlich. Weder der gewaltige Raum, das stolz strebende Rippennetz, die rauschende Lichtflut, noch die unterschiedliche Pracht erlesener Kunstschätze, die vier großartigen, aus rotem Kupfer getriebenen Kandelaber des Benedetto da Rovezzano, das bewegte Marmorgrabmal des bischöflichen Kunstgönners Anton von Trieſt von der Hand Hieronymus Duquesnoys und Rubens' machtvolle »Bekehrung des heiligen Bavo«, die Meisterleistungen der Renaissance, des Barocks und des Klassizismus, reichen an die erschütternde Tiefe der Wirkung heran, die von den Bruchstücken des Altarwerkes jener beiden Brüder Van Eyck ausgeht. Als in diesen Tagen Gent dem deutschen Sieger zufiel, Brügge folgte, galt die erste Frage dem Verbleib und Schicksal des Eyckschen Bilderschatzes beider Städte. Und die schnell bereite Verdächtigung des Feindes hat hier mit der Verleumdung eingesetzt. Sie unter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schob dem Deutschen, was sich auch in der Geschichte des Genter Bildwerkes als geläufige Franzosenart erwiesen hat. Genug, der Schatz ist unversehrt und an seinem Orte. Der deutsche Sieger weiß ihn besser zu hüten als selbst der Rat von Gent. In dem langen Leidensweg, den das Altarwerk von seiner Vollendung bis zu der heutigen Verstümmelung durchgemacht hat, bedeutet der Raub der Mittelbilder, die der französische Eroberer 1794 nach Paris entführte, den gewalttätigsten Eingriff. Erst der Sturz des Kaiserreichs brachte sie wieder an die alte Stätte zurück, während die Flügel in Brüssel und Berlin verwahrt, in Gent durch Kopien ersetzt werden.

In seinem ursprünglichen Zustande erhob sich in der zehnten, nach Adam und Eva benannten Kapelle über der mit einer Höllendarstellung in Tempera bemalten Staffel der Johannesaltar, den Jodocus Vyt, ein vornehmer Bürger der Stadt, 1420 bei Hubert van Eyck bestellt und den nach dem Tode des Bruders der jüngere Jan 1432 zu Ende geführt hatte. Er hatte den weitaus größeren Anteil an dem Werke. Bei geöffneten Flügeln bietet sich in der Mitte unten »Die Anbetung des Lammes« inmitten einer weiten, blühenden Hügellandschaft dar, zu beiden Seiten unter gleichem Himmel die heranziehenden Scharen der Einsiedler und Pilger, der Streiter und Richter. Darüber der thronende »Deus potentissimus«, umgeben von Maria und dem Täufer Johannes, von singenden und musizierenden Engeln, endlich Adam und Eva. Bei geschlossenen Flügeln erschienen die vier oberen Tafeln von einem Gesamtbilde der Verkündigung erfüllt, während unten das Stifterpaar vor den Standbildern der beiden Johannes, des Täufers und des Evangelisten, fürbittend kniete. Derart erschloß sich aus dem Gesamtwerk der Weg des menschlichen Seelenheils vom ersten Sündenfall bis zur Himmelsherrlichkeit, wie er dem Patron der Kirche erschien. Die Kunst dieser Schöpfung ist oft gewürdigt worden. Schon Carel van Mander hat in seinem berühmten Malerbuch von 1604 die Zeichnung, die Sorgfalt und Feinheit, den Reichtum an Bewegung, Geist und Erfindung außerordentlich und für ihre Zeit staunenswert genannt, das Blau, Rot und Purpur der Farben von unvergänglicher Frische und Schönheit gepriesen. Er kam auch in seiner Art der unerhörten Wahrhaftigkeit, der Hingebung an das Einzelne der Er-

Die Post

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maria vom Genter Altarwerk

scheinung, der Mannigfaltigkeit und Tiefe des Empfindungslebens nahe, wenn er von der dünnen Feinheit jedes Härchens, von der Unterschiedlichkeit der Gräser und Kräuter auf den Wiesengründen, von dem göttlichen Ernst, der Liebe und Andacht der Gesichterfülle bewegt und bewundernd berichtete. Darüber müßten alle Künstler in Erstaunen geraten, wie sie denn auch der Anblick des ganzen Werkes außer Fassung bringe und ratlos mache. Die Technik der Ölmalerei und die Landschaftskunst haben hier nahrhafte Quellen des Fortschritts, die neue Bildnis- und Raumkunst ihre Ursprünge gewonnen. Und was Belgien sonst noch heute von der Hand Jans besitzt, das Bildnis seiner Frau und die Madonna des Kanonikus van der Paele im Brügger Stadtmuseum, verstärkt und vertieft den Eindruck nach der Seite eindringlicher Lebenstreue, des bewegten Raumsinnes, keuscher Anmut auf allen Wegen hoher und lieblicher Gedanken dieses innigen Gemüts.

Dabei läuft als unschätzbare Draufgabe dieser Kunst noch mit, was sie von der allgemeinen Sphäre bürgerlicher Kultur ihrer Zeit bekundet. Nicht nur ihr Sehen und

Gott Vater vom Genter Altarwerk

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adam und Eva vom Genter Altarwerk

Stücke der Verkündigung vom Genter Altarwerk

Empfinden weist auf den gemeinsamen Boden flämischen Menschentums in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sondern auch, daß solches Schaffen, durch Gesinnung und Willigkeit des Bürgergönners ermöglicht, vom schnell geklärten Verständnis breiterer Volksschichten bewundernd aufgenommen wurde. Was Van Mander darüber enthält, deutet näher in den Lebenskreis der nachbarlichen Städte Gent und Brügge, der sich ja auch sonst vielfältig berührte. Der Malerschreiber erklärt den Aufenthalt Jans in der nördlichen Kaufherrenstadt aus dem Umstande, »daß die Kunst gern beim Reichtum wohnt, von dem sie reichlichen Lohn erhofft«. Nun war zwar Jan gerade zu Brügge in den Hofdienst des Burgunderherzogs Philipp getreten, und auch der geistliche Auftraggeber fehlt in seinem Werke nicht. Aber wesentlich, vorwiegend und ausschlaggebend ist doch auch hier die Verbindung des Bürgers mit dem Künstler und ihre Folge, die erste Entwicklung einer Bürgermalerei, in der die soziale und wirtschaftliche Reife des städtischen Kulturträgers auch die Sprache der Kunst gewann. Noch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jan van Eyck: Die Madonna des Kanonikus van der Paele

ist der Rückstand vergangener Zeiten, in denen das Malergut als Vorbehalt der bevorzugten Gesellschaftsschichten galt, nicht ganz überwunden, aber schon erbricht das Volk das Tor der Kunst. Anfänglich wurde die Genter Tafel der Brüder Van Eyck nur hohen Herren oder dem, der ein gutes Trinkgeld für den Schließer bereithielt, geöffnet. Aber an gewissen Festtagen machte man sie doch dem Stadtvolk, das allgemeines Verlangen danach trug, zugänglich. »Da drängten sich dann die Leute dermaßen, daß man kaum herankommen konnte; denn die Kapelle, in der sie zu sehen, war den ganzen Tag voll von allerlei Volk. Da sah man junge und alte Maler und alle Kunstfreunde das Bild umschwärmen, gleichwie man im Sommer die Bienen und Fliegen süßigkeitslüstern an den Feigen- und Traubenkörben haften und sie umschwärmen sieht.«

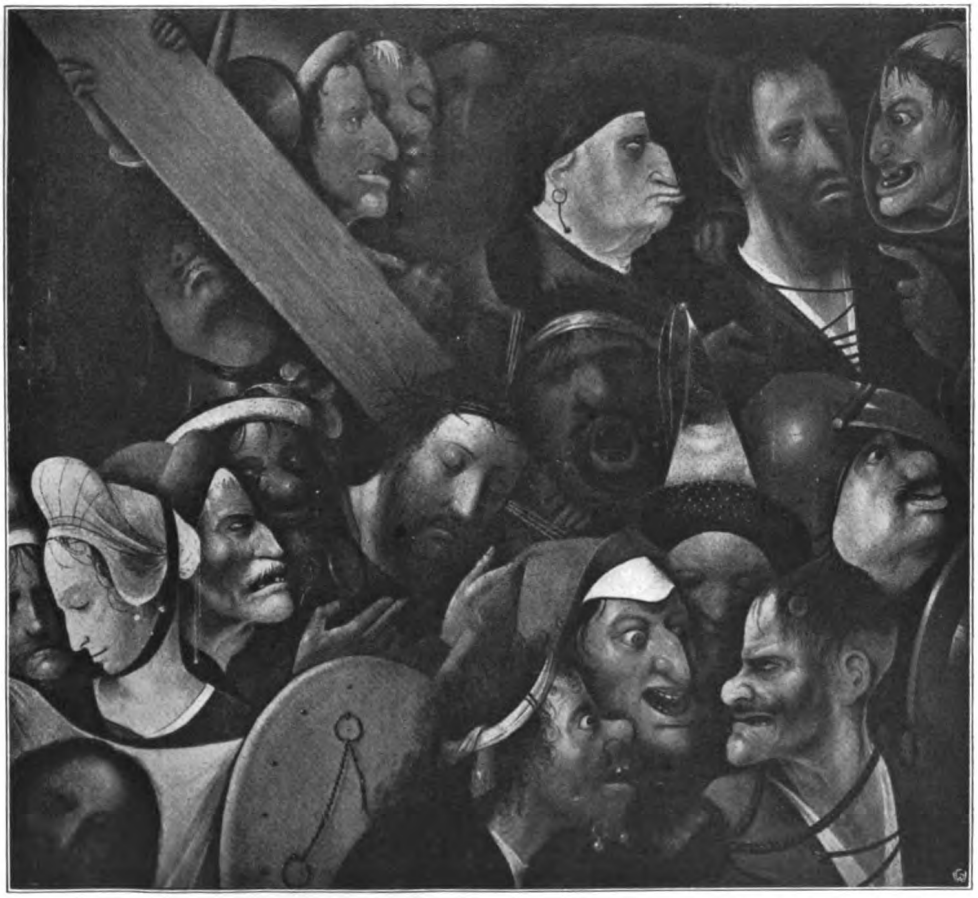
Jan van Eyck: Bildnis seiner Gattin

Der Rest des Jahrhunderts hatte vollauf damit zu tun, die gewaltige Neuerung der Van Eyckschen Malerei innerhalb der von den Brüdern abgesteckten Grenzen auszuschöpfen. Erst an seinem Ende bringt es im Norden einen Künstler hervor, dessen Eigenart ohne nähere Voraussetzung erschien und der über die beiden Brüder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinaus vielerlei Wege in eine neue Zukunft eröffnete. Das ist jener Hieronymus Bosch, der Meister landschaftlicher Stimmungen, der Begründer einer neuen, breiten und freien Malweise, der kaum erschöpfliche Erfinder, dessen reiche und ursprüngliche Phantastik ihre kraftvolle Wirkung aus der eindringlichen Beobachtung von Natur und Leben gewann. Auch von seiner Hand besitzt

Wohl nimmt die Stadt auch weiterhin an der allgemeinen Bewegung im Lande hervorragenden Anteil. Aber eben darin liegt auch der wesentliche Wandel: sie wird ein Stück Landesgeschichte und hat aufgehört, in sich geschlossene, selbstherrliche Stadtgeschichte hervorzubringen. Zumal am Beginn der neuen Zeit spielt sie noch mit dem alten Gehaben der im Aufruhr



Hieronymus Bosch: Die Kreuztragung (Stadtmuseum in Gent)

Gent ein ungewöhnliches Werk, »Die Kreuztragung«. In der geifernden Fülle drastischer Charakterköpfe erkennt man unschwer den Vorläufer des großen Pieter Brueghel, an dessen Kunst im gleichen Saale des Museums die Kopie des jüngeren Pieter nach der Wiener Bauernhochzeit wenigstens erinnert. Damit ist auch hier jene Grenze erreicht, die mit dem Niedergang des übrigen altstädtischen Lebens zusammenfällt. Aus dem Kreise Dürerscher Erfahrung betritt es die neue, abschüssige Bahn.

anführenden Stadtmacht ihre Rolle in der niederländischen Erhebung gegen das spanische Regiment. Ihr Niedergang läßt Brüssel und Antwerpen emporkommen, von dorther schickt die neue Blüte der Kunst ihre Sendlinge auch in die Stadt Gent, der Abglanz vom Schaffen eines Rubens, Van Dyck und Jordaens berührt auch sie, vom freien holländischen Norden kommt Beisteuer: Frans Hals, Nicolas Maes, Thomas de Keyser und Aelbert Cuyp haben hier prächtige Beispiele ihrer Meisterschaft hinter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen. Aber all dies ist nicht mehr ortsständig, die Stadt vermag aus Eignem nichts Bodenwüchsiges, das der Leistung der mittelalterlichen Spätzeit gleichkäme; auch das stattliche Werk Kaspar de Crayers, der hier seine letzten Schöpfungen ausführte, trägt das Merkmal des landläufigen Wesens, das in Brüssel seinen Hauptsitz hatte.

Die Franzosen arbeiten an dem weiteren Niedergang der Stadt: während zweier Menschenalter wird sie zweimal von ihnen erobert, gegen Ende des 18. Jahrhunderts zählt sie nur noch 50 000 Einwohner. Da bringt wieder ein Bürger, wieder ein Weber, der Vaterstadt neue Blüte. Mit Gefahr des eignen Lebens, mit dem Aufwand aller Mittel, über die er verfügt, führt 1809 Lieven Bauwens englische Spinnmeister hierher und begründet die erste Baumwollspinnerei auf dem europäischen Festland. Jetzt geht es aufwärts. Man erkennt die vorzügliche Ortslage, baut das innere Verkehrsnetz aus und führt von der Schelde her einen Kanal mitten in die Stadt, der sie den Seeschiffen zugänglich macht und dem Welthandel erschließt. Das Hafenleben nimmt großartigen Aufschwung, vor zwei Jahren zählte man rund 1400 See- und 8000 Flußschiffe. Dem umfassenden Handel gesellt sich das eigne Gewerbe, neben Leder und Eisen namentlich wieder die Kernindustrie der alten Tuchstadt. Wieder trägt die Kunst die kraftvollen Züge des Lebens, allerdings nicht des ortsgebundenen, sondern des gemeinbelgischen. Rodins Kolossalkopf eines Sklaven, Meuniers »Verlorener Sohn«, die Meisterwerke einer neuen Monumentalität, sind hier am rechten Orte.

Allerwegen knüpft das neue Jahrhundert an die Gründerzeit an, allerwegen ergibt sich das sinnige Gleichnis von Einst und Jetzt. Und da ist es eine doppelt beglückende Gewißheit, daß dieser vollsaftige Lebenskörper unversehrt in die Hand des deutschen Siegers fiel. Denn keiner der »Freunde« vom Tage kann so sichere Gewähr für die Erhaltung dieses Stadtschatzes und seine gesteigerte Zukunft geben als dieser »Feind« von stolzester sittlicher Würde.

Glück

Und komm' ich heim durch heißes Irren und den Sturm der Träume,
Im Haar die weißen Blütentropfen fremder Wunderbäume,
Dann tret' ich ruhig lächelnd in die niedre Tür
Und bring' das übervolle schwere Herz — zu dir!

Du hast gewartet! — Und behutsam löst du Blatt und Zweige
Vom wirren Blondhaar meines Hauptes, das ich zärtlich neige,
Und zärtlich nickst du jedem jungen Worte zu
Mit einem seltsam stillen Lächeln — du! ach du!

Und wie ich traumerlöst die Blicke fragend zu dir wende,
Deckst du das nackte Blondhaar mit der Wärme deiner Hände
Und bettest mich in Zärtlichkeiten wie ein Kind.
Du weißt, wie müd' vom Wandern meine Füße sind — —

Du weißt viel mehr, weißt, daß ich morgen wieder von dir gehe
Und wieder hoffend, daß das große, große Glück ich sehe.
Und alles Wandern geht zur niedern Tür zurück — —
Weiß wohl dein seltsam stilles Lächeln was vom Glück?

Maria Mittelstaedt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Farbiger Gummi-Druck von George Westermann

Henriette Freiin von Pereira-Arnstein

Nach dem Gemälde von Grassi

Mit Genehmigung der Kunsthandlung Artaria & Ko., Wien

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Fahne der Wallonen

Ein Kriegsroman aus Belgien

Von Nanny Lambrecht

IV

Löwen war ein einziges Kriegslager; Geschütze und Maschinengewehre säumten die Straße nach Diest.

Marcel mußte sofort zum Kommandanten. Noch eine Umarmung, dann ließ er seine junge Frau im Kloster zurück. Aber es quälte ihn offenbar noch etwas, eine geheime, bohrende, mehr ahnende als begründete Eifersucht. »... Und dann weißt du ... wenn ich dir den Degen schicke. Das Blut des Lützowers bin ich mir schuldig — hörst du ... hörst du?!«

Da drängten ihre abwehrenden Arme ihn fort. »Schick' ihn mir, schick' ihn mir —« Mit diesen Worten sank Yvonne laut weinend in die Arme der Mère Candide ...

Von der Kathedrale her erscholl ein wirres Getön der Glocken.

Alarm! Bürger zur Wehr! Die Deutschen auf der Straße nach Löwen!

Reiterscharen sprengten im Galopp durch die Straßen. Aber sie fanden die Häuser verrammelt, die Läden verschlossen. Hinunter in die Keller! Auf, ihr Männer, zum Rathaus! Sammelt euch! Rettet das Vaterland! Jedes Haus war eine Festung, jeder Baum ein knatterndes Gewehr, jede Mauer ein Wall von Mordinstrumenten.

Offiziere des Hauptquartiers sausten auf die Straße nach Tirlemont, etwa zwanzig Kilometer von Löwen, hinaus und hantierten mit dem Scherenfernrohr auf der Anhöhe hinter der Kleinbahn.

An ihnen vorbei flitzte das Auto mit den französischen und englischen Kriegsberichterstattern, deren Führung Marcel übernommen hatte. Sie fuhren an dem Rathause vor, einem spätgotischen Bau, der im überreichen Schmuck seiner Statuen und Türme prangte. Sie stiegen die im Halbbogen ausgeschweifte, von Seitentreppen flankierte Haupttreppe hinauf. Aus dem mittleren der drei Eckgiebeltürme ragte der Lauf eines Maschinengewehrs. Die Berichterstatter, die mit Zeichnungen versehen waren, trugen die Bemerkung ein: »Maschinengewehr hier aufgestellt.«

»Kunstwerke armieren? Eine bedauerliche, aber vielleicht notwendige Maßregel,« warf der französische Kriegsberichterstatter ein.

Marcel de Pont-Neuve zuckte die Achsel. »Wir können uns diese vortrefflichen Stützpunkte nicht entgehen lassen.« Aber er zog es nun doch vor, die Herren nicht zur Kathedrale zu führen.

Indessen hatte der englische Berichterstatter im Vorbeifahren bemerkt, wie sich das Volk um ein Schild neben der Kathedrale ansammelte. »Maschinengewehre und Scharfschützen in der Laterne«, stand auf dem Schild zu lesen. Er neigte sich flüsternd dem Adjutanten zu: »Wo ist das — die Laterne?«

»Oberer Turmteil.«

»Sie sagten, daß Sie uns zu einer Funkenstation bringen wollten.«

Marcel zögerte. Sein Blick aus halbzugekniffenen Augen glitt über den Franzosen. »Ich bitte aber die Herren, davon nichts in ihren Berichten zu bringen.«

An der Josefskirche ließ er halten und stieg mit den Herren die steilen Turmtreppen hinauf. Fahles Licht fiel durch die Spinngewebe der Turmluken. Die Schritte der Männer polterten auf den knarrenden Brettern der Leitertreppe. Droben wurde ein Kopf sichtbar, ein Mann winkte mit der Hand: »Leise, leise! Soeben laufen Wellentelegramme ein.«

Sie standen nun in der offenen Tür des Telegraphierraumes. Drei Herren an dem Tische starr aufrecht, den Hörer am Ohr. Die Berichterstatter zogen gleich die Bleistifte heraus und notierten im Telegrammstil: Vorzüglich eingerichtete Telefunkenstation, das einem Schirmgestell ähnliche Drahtnetz zur Aussendung und Einfangung der elektrischen Wellen. Drahtnetz durch Batterie von Leidener Flaschen in elektrische Schwingung versetzt.

Der Engländer tastete die Wände ab: sie waren mit Filzdecken belegt.

»Wegen der Detonationen,« erklärte ihm flüsternd der Adjutant.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da hatten die drei Herren die Wellentelegramme, so wie sie durch Klopfen und Surren an ihr Ohr schlugen, in Morseschrift notiert und tauschten nun gegenseitig ihre Zettel aus, um zu vergleichen, ob sich kein Hörfehler eingeschlichen habe.

Marcel beugte sich über die Schulter des einen Beamten und las das Telegramm ab. Seine Lippen preßten sich zusammen, jähe Bläße rann in sein Gesicht. Ein paar niederschmetternde Worte standen da, ein ganzes Schicksal in Punkten und Strichen: »Die Deutschen rücken weiter vor. Hauptquartier verlegen.«

Er trat wieder zu den Berichterstattern zurück, die Erregung zitterte ihm bis in die Fingerspitzen. In spöttischem Grimm preßte er die Worte heraus: »Meine Herren, unsre Sache steht gut. Depeschieren Sie das Ihren Zeitungen.«

Drunten im Turm schob sich der Engländer zu ihm. Sein bartloses Altweibergesicht zerknitterte sich zu zahllosen Fältchen. »Werden die Deutschen nach Brüssel kommen, Herr Adjutant?«

Durch die zusammengebissenen Zähne schleuderte ihm Marcel die Gegenfrage als Antwort zu: »Werden die Engländer nach Antwerpen kommen, mein Herr?«

Durchs Kirchenschiff dröhnte ein Schritt, eine Ordonnanz, die sofort auf Marcel zueilte und ihm die Meldung zuflüsterte: »Die Genietruppen sind soeben eingerückt. Der Herr Adjutant ist sogleich zum Kommandanten befohlen.«

Der Kommandant war im Begriff, das Auto zu besteigen, das ihn nach Brüssel bringen sollte. Schnell warf er Marcel noch einige Verhaltungsmaßregeln hin. Er sollte, wie schon auf Route Namur, jetzt wieder die Führung der Genietruppen übernehmen, den Rückzug des belgischen Heeres decken und sämtliche dem Feinde nützlichen Stützpunkte zerstören. Was unter diesen Stützpunkten zu verstehen war, wußte Marcel: kein Turm in den Dienst des Feindes!

Durch die Straßen schwirrte ein Ruf: »Gefangene, deutsche Gefangene!« Eine Mauer von gaffendem Volk bildete sich um die paar Gefangenen. Aber eine auffällige Stille herrschte ringsum; kein Tumult, kein Schimpfwort, nur düstere, haßerfüllte Blicke.

Marcel sauste an dem Kloster der Mère Candide vorüber. Kein Aufenthalt; die Vaterlandspflicht rief. Aber zwei, drei Worte wollte er der Geliebten doch noch hinschicken. Sie solle die Arme für ihn offenhalten, seiner harren. »Harre wie eine Braut! Ich komme, ich komme.«

Im Klostergarten schleifte es durch die blühenden Büsche, schwarze Gewänder, flatternde Nonnenschleier. Es war die Stunde der Mittagserholung. In einer Doppelreihe — die eine Reihe rückwärtswandelnd — bewegten sie sich durch den breiten Gartenpfad, von der Statue des segnenden Heilandes bis zur Lourdesgrotte, immer im selben Gleichmaß. Vom segnenden Heiland aus ging die Reihe der Mère Candide rückwärts; es war kein Unterschied des Standes.

Ab und zu flatterte ein hellklingendes Lachen auf, wenn la petite soeur des pauvres ihre Erlebnisse aus dem Spelunken-Marolleviertel von Brüssel erzählte, sie, die nicht das Ordenskleid der Schwestern trug, aber eine adlige Nichte der Mère Candide war — man ließ sogar durchblicken, daß sie Witwe sei und einen fürstlichen Namen trage. Nun aber war sie die kleine Armenschwester, die mit dem Korb von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel ging und für ihre Armen bettelte.

Am Klosterhof erschien die Arbeitsschwester mit der großen Schelle. Die Erholungszeit war zu Ende; das Schweigen, die Pflicht, die Arbeit begann wieder.

Mère Candide führte die kleine Armenschwester, die einmal im Jahre, und zwar um die Zeit der großen Retraiten, ihre Verwandte auf einen Tag besuchen durfte, zum Kloster zurück. »Ma soeur, Sie müssen jetzt unsre Yvonne sehen.«

Da sahen sie Yvonne schon wartend im Dämmer des Kreuzganges stehen, schlank und schwarz wie immer: solange ihr Vaterland trauert, wird sie keine Farben tragen. Aber unterm Halsausschnitt ihres Kleides hat sie heute doch eine gelbe Rose an einem roten Schleifchen befestigt.

Die blaudurchäderte Hand der Mère Candide zuckte danach. »Oh ma chère — dieser eitle Schmuck in unsrer traurigen Zeit!«

Yvonne tippte auf das Schwarz ihres Kleides, auf die rote Schleife und dann auf die Rose: schwarzrotgelb, die Landesfarben. Da verstand Mère Candide und nickte mit dem verhüllten Kopfe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die lebhaften Augen der kleinen Armenschwester flogen indes prüfend über die junge Verwandte hin. Dann kniff sie mit beiden Händen in deren Wangen, sah ihr tief in die Augen und sagte: »Mon enfant, Sie hätten Armenschwester werden müssen. Der liebe Gott sagte es Ihnen, aber Sie hörten nicht auf ihn. Loué soit Jésus-Christ!«

Da schlich die Pförtnerin zwei Schritt hinter sie und stand da in bescheiden abwartender Haltung.

»Ma soeur, was bringen Sie?«

Die Pförtnerin händigte Yvonne das Kärtchen Marcels ein. Da schritten die Nonnen weiter in den Kreuzgang hinein, während Yvonne mit ihrem Kärtchen in ihr Zimmer hinaufeilte.

»Harre wie eine Braut! Ich komme, ich komme!« las sie. Der Atem stockte ihr. Ein eisiges Erstarren ging durch ihren Körper. Der arme Marcel! Von ihr gerissen, vom Altar weg — ein ungenossenes Glück —

Welch ein Geräusch in der stillen Straße? Die Leute liefen zusammen. Yvonne trat ans Fenster, dessen untere Scheiben abgeblendet waren, so daß sie sich auf die Fußspitzen heben mußte, um auf die Straße zu sehen. Gerade gegenüber stand das große Haus eines bekannten Brauereibesitzers. Der Posten davor kündigte an, daß ein höherer Offizier dort in Quartier lag. Auch flatterte die belgische Fahne aus dem Speicherfenster.

Die ganze Straße hinunter lagen die Leute in den Fenstern und winkten einander aufgeregt zu. Yvonne öffnet auf einen kleinen Spalt das Fenster, um zu hören, was sie riefen: »Gefangene, deutsche Gefangene!«

Der Posten trat vor, mitten in die Straße hinein, offenbar wollte er die Leute nicht durchlassen. Sie lachten ihm ins Gesicht. Was? Man soll nicht schreien, wenn man deutsche Gefangene einbringt? — Sogar ein Offizier ist dabei.

Der Trupp hielt vor dem Hause des Brauers. Ein Soldat der Begleitmannschaft ging hinein, um Meldung zu erstatten.

Yvonne lugte durch die Spalte des Fensters. Drei Gefangene und zu ihrem Transport fünf Mann Geleit. Erschöpft, unbekümmert um das schwatzende, gaffende Volk, warfen sich die Gefangenen auf das Pflaster und machten die Bewegung des Trinkens.

Nur einer stand, der Offizier. Mit gespreizten Beinen stand er, sah seelenruhig, düster-ernst in die Menge der Neugierigen. Ein merkwürdiger Mensch. Er trug über seiner feldgrauen Uniform den belgischen Infanteristenrock; barhaupt stand er da, die Stirn verbunden, das Verbandzeug blutig.

Auf diesen Mann starrte Yvonne durch die Fensterspalte. Sie hörte die Soldaten sagen: »Er kommt vor ein Kriegsgericht, er hat unsern braven Pioupious die Montur geraubt —«

Yvonne starrte noch immer. Dieser Mann — nein, nein — das blutige Tuch um die Stirn — aber doch — kein Zweifel, er war's, er war's! Kein andrer als Franz Borgers.

Man brachte den Gefangenen aus dem Regenfaß am Eingang zu den Magazinen zu trinken. Auch Borgers reichte man den Becher. Da nahm er ihn und schleuderte ihn mit einer Geste ruhiger, furchtloser Zurückweisung zu Boden. Empörte Rufe erhoben sich. Eine Frau ballte die Faust, ein Bürger trat gewalttätig vor. Ein Murren ging durch die Menge. In diesem Augenblick aber kam der Begleitmann aus dem Hause, rief den Befehl des Offiziers, und man transportierte die Gefangenen weiter.

Das Fenster an der Klosterwand stand noch immer offen, aber kein Gesicht war mehr in der Spalte zu sehen. An die Fensterbank geklammert stand Yvonne, steil aufgerichtet, das Gesicht in leidenschaftlicher Ruhe. Sie atmete kurz und schnell. Es war schrecklich, was plötzlich über sie kam: jähe, wahnsinnige Angst, daß Marcel auf den Gefangenentrupp stoßen und daß dann seine Drohung wahr werden könne: Ich werde den Degen in sein Blut tauchen, dir den Degen senden, und dann weißt du, welche Botschaft das ist ...

Gräßlich, unsagbar gräßlich! Warum stand sie denn da und tat nichts, irgend etwas, das ihn schützte ... Aber nein, es ist ja alles töricht. Nichts kann sie tun, nichts für ihn. Sie ist nicht mehr Baronesse Yvonne, sie darf nicht mehr als solche bestimmen. Kein Entgegenkommen mehr dem Feinde, wie ehedem unter dem Schutze des Barons. Sie ist die Frau des belgischen Offiziers, der die Deutschen haßt mit glühendem Herzen. Sie ist nicht mehr frei, sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann nichts mehr tun. Nur auf Marcel warten. Ein Frösteln überlief sie, ein erstickter, fast lautloser Schrei entrang sich ihr, wie wenn man beim Erwachen die mörderische Waffe über sich gezückt sieht. Erwacht sie denn — jetzt erst? Großer Gott! Jetzt erst? Hört sie nicht schon die klappernden Hufschläge, die den wilden Reiter zu ihr hertragen?

Sie sank an die Wand, sie preßte den Kopf mit beiden Händen, sie atmete schluchzend, sie hauchte wilde Gebete, sie brach fast in den Knien zusammen, wenn sie nur das leiseste Geräusch im Klostergange vernahm.

Und dann sagte sie sich das mit starrer Verzweiflung in den Augen: Ich liebe ihn ... Ich habe ihn immer geliebt ... ich habe mich Marcel nur in die Arme geworfen, um meine wahre Liebe zu betäuben.

Drunten auf der Straße ertönte eine Autohupe. Man hörte das Surren und Rasseln des Motors. Vor dem Kloster? Ja, vor dem Kloster. Die Hausglocke gellte durch die Gänge. Marcel — Ich komme, ich komme, ich komme!

Yvonne flog zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. Drunten traf sie die Pförtnerin mit einem Herrn im Automantel.

Der Herr grüßte ehrerbietig und hielt schweigend die geöffnete Brieftasche mit dem auf den Namen eines in Brüsseler Autosportkreisen bekannten Leutnants lautenden Militärpaß hin. Gleichzeitig raunte er Yvonne zu: »Monsieur de Pont-Neuve läßt Madame sagen, sie solle unverzüglich Löwen verlassen und nach Brüssel zurückfahren. Will Madame die Güte haben, sofort einzusteigen?«

»Sofort?«

»Monsieur läßt bitten, unverzüglich.«

Ihre Augen starren entsetzt. »Ohne weitere Erklärung?«

»Bedarf es der noch?«

Da wußte sie genug. Löwen war bedroht. Sie wandte sich zu Mère Candide und umschlang sie. »Kommen Sie mit, mère!«

Aber diese löste sich fast erschrocken aus den sie umschlingenden Armen. »Ah, mon enfant! Ein schlechter Hirt, der seine Herde verläßt.«

»Was wollt Ihr tun?«

»Uns der Gnade des Siegers und Gottes Willen anheimgeben.«

Da senkte Yvonne den Kopf und drückte der mère nur heftig die Hand. »Die Gnade des Siegers ist groß. Sie haben recht, ich schäme mich davonzulaufen.«

Der Herr trat drängend vor. »Monsieur wünscht es, Madame.«

»Erinnern Sie Monsieur daran, daß ich schon unter der Gnade des Siegers gestanden habe. Ich brauche hier ebenso wenig davonzulaufen wie aus Sainte-Barbe.«

»Monsieur befiehlt es, Madame la Baronne.«

Ihre Kopf flog in den Nacken, ihre Augen blickten kalt und abweisend.

Da lag warm und mild die Hand der mère auf ihrem Arm, und aus ihrem Munde kamen leise die Worte: »Monsieur befiehlt es, Madame la Baronne.«

Ein ganzes Schicksal lag da in einem Atem voll Worte.

Die Schwester Pförtnerin brachte schon Mantel und Hut. Stumm gehorchte Madame und bestieg das Auto. Hinter ihr wie hergeweht kam die kleine Armenschwester, den häßlichen schwarzen Beutel mit ihrer wenigen Habe am Arm. »Ich muß zu meinen Marolliens,« sagte sie kurz und bestimmt und stieg mit ein. »Eine heilige Zeit, wir dürfen schon ein wenig leiden.«

Und fort sauste der Wagen.

Als sie aus Löwen heraus waren, war's wie in einer verwandelten Welt. Die Landstraße zeigte sich überflutet von kilometerlangen Wagenzügen. Es war kein Durchkommen, es staute sich zu einem wilden Durcheinander. Flüchtende Bauern aus Tirlemont und Diest, dahinschleppende Ochsenkarren, Hundekärrchen von ächzenden Frauen gezogen, mitgetriebenes Vieh, dazwischen flüchtendes Militär, sprengende Reiter, Flüche, Zurufe. Und über dem allen lag eine traurige, beängstigende Dämmerung, während aus dem verschatteten Felde heraus immer mehr hilferufende Flüchtlinge in das ratlose Gewirr der Landstraße hineinströmten. Und immer wieder wie in Fieberphantasien die in wahnsinniger Angst geschrienen Worte: »Les Prussiens! Les Prussiens!«

Weiter wälzte sich der Strom in die heulende Finsternis. Dazwischen das Dröhnen dumpfer Donnerschläge, nahe schon, immer näher, immer näher. Hilfe! Hat der gute Gott Belgien verlassen? Will er Belgien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

züchtigen?! Womit hat man das verdient! Wo bleiben die Verbündeten? Verdammter Krieg! Bis in die Hölle hinein verdammt!

Aus den Schlünden der schrecklichen Nacht tauchten die Türme und Dächer Brüssels auf. Aber auch Brüssel lag im Dunkel, auch hier herrschte ein mörderisches Gedränge. Laternen gab es nur an den Schanzgräben in den Straßen. In ihrem trüben Schein sah man huschende Gestalten mit fahlen, verzerrten Gesichtern. Durch die dumpfe Finsternis schollen lärmende Rufe, Autohupen, Hilfegeschrei, Kommandoworte der Garde civique, das Klirren zertrümmerter Schaufenster, Schüsse, das Donnern der Flüchtlingszüge über den Bahndamm.

Das Auto mit Yvonne und der Armenschwester saß bald in dem Wirbel fest. Man riß die Wagentür auf, stieg ein, fremdes, unbekanntes Volk. Yvonne wollte aussteigen und sich aus der Wirrnis herauswinden. Aber die Armenschwester drängte sie auf den Sitz zurück und bog sich zum Fahrer hinaus: »Wir werden erdrückt. Versuchen Sie zum Marolleviertel durchzukommen, bis zum Kloster der petites soeurs des pauvres!«

Eine Stimme aus dem Dunkel rief: »Oh — die petites soeurs des pauvres? Platz für eine petite soeur des pauvres!«

Ein Marollien sprang neben den Fahrer und wies ihm den Weg, wo er durchkommen konnte. Sie kennen sich aus in der Dunkelheit, die aus dem Marolleviertel, sie haben Katzenaugen, sie sind die Fürsten der Nacht.

Endlich hielt man vor der kahlen Wand des Klosters. Yvonne wollte mit der Armenschwester aussteigen, aber der Fahrer hielt sie zurück mit dem Bemerken, daß Monsieur ihm anbefohlen habe, seine Frau zum Grafen Jourdain im Quartier Leopold zu bringen.

Von den Ungeheuerlichkeiten der Schreckensfahrt waren Yvonnes Nerven so erschüttert, daß sie auf den Sitz zurücksank. Mochte man mit ihr tun, was man wollte.

Durch stille, unendliche Nebenstraßen ging die sausende Fahrt. Nur ab und zu begegnete ihnen eine Mietdroschke, die vorüberrasselte und ihr Laternchen durch das Dunkel geistern ließ. Der Fahrer rief einen Kutscher an und fragte ihn nach dem Hotel des Grafen Jourdain. Dann mußte er dicht an der Häuserfront entlangfahren, damit das Autolicht auf die Hausnummern fiel.

Da — eine Droschke vor einem Herrschaftshause. Das war die Nummer des Grafen Jourdain. Da sein Auto requiriert war, hatte er mit viel Geld und noch mehr guten Worten eine Droschke hergeholt. Darin sah man eine Gestalt zwischen Handtaschen und Kisten hocken. Man rief sie an. Eine Frauenstimme antwortete bedrückt. Yvonne sprang aus dem Wagen. Ja, es war die Gräfin, die sich jetzt zu ihr hinunterneigte und sie tränenerstickt umarmte. »Unser armes Belgique —«

Zwei Männer, der Graf und ein Diener, schleppten eine Kiste mit Wertsachen aus dem Portal.

Yvonne hielt noch die Hand der Gräfin und flüsterte: »Oh, nicht flüchten, nicht flüchten! Ergeben Sie sich der Gnade des Siegers.«

»Jamais!« klang es scharf zurück. Der ganze Abscheu, die wilde Todesangst vor den Barbaren lag darin. Yvonne wollte noch ein Wort sagen, da rasselte die Droschke schon davon.

Nun ging die Fahrt wieder nach dem Kloster der Armenschwestern zurück. Im Marolleviertel tobte die Nacht. Gleich am Eingang, wo das Volkshaus steht, rottete sich ein wüster Trupp zusammen, der unablässig Flüche gegen den Krieg und Verwünschungen gegen die Regierung ausstieß. Mit Knütteln schlug man auf das Verdeck des Autos. Das Gegröle der feigen Angst ergoß sich bis zum Flohmarkt. Das Raubgesindel des Marolleviertels zog aus zum Plündern in der Nacht. Da überrannte sie die wilde Flucht des belgischen Heeres. —

Am Morgen, als die Finsternis davonkroch, als der fahle Nebel über das Meer von Dächern hinschleifte — da gellte der Wutschrei in hundertfachem Echo durch die Straßen Brüssels: »Die Deutschen sind da!«

Der Himmel strahlte auf, Goldkränze wob die Sonne um die Türme. Still wurde es in Belgiens Hauptstadt, totenstill. Man atmete kaum noch. Man kroch in die Häuser zurück wie todwunde Tiere in das Waldbickicht, bebend vor Scham und Wut. Wo war Belgiens Heer? Wo waren die Verbündeten? Wo waren die siegreichen Versprechungen der Regierung? Wo war der König?

Ein Volk, verlassen und dem siegreichen Eroberer entgegengetrieben! Das ganze Feldheer auf der Flucht nach Antwerpen!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im aufstrahlenden Tag sprengten die deutschen Reiter auf Brüssel zu.

Und die Brüsseler, die auf die Zinnen ihrer Häuser gestiegen waren und aus den Dachfenstern lehnten, sahen es aus dem blauen Dunst der fernen Flur heraufsteigen: das germanische Heer, die graue Woge, die stolze Wehr Guillaumes II.

Die weiße Fahne entrollte sich auf dem Rathause, kein Windhauch bewegte sie. Und die Treppe herunter kamen schweigende, tiefernste Männer in Amtstracht, der Bürgermeister mit den Ratsherren. Sie schritten dem Sieger entgegen, um die Schlüssel der Stadt in seine Hand zu legen.

Und Trab und Trab und Marsch und Marsch und Troß auf Troß, donnernder Schritt, Rossegetrappel, ein Reiterlied.

Grenadiere, dumpfpolternde Stiefel, Gewehr auf Schulter, Kolben in der Faust, verschwitzte braune Gesichter, aber ein Schmunzeln darin, rollende Blicke hinüber, wo die flandrischen Mädchen stehen.

Husaren, Trutzköpfe, borstige Schnurrbärte unter der Nase, Augen todernst, die eine Hand lose am Zügel, die andre auf den Schenkel gestützt. Hinter ihnen das tosende Geräusch der Geschütze, der dumpfrollenden Räder, der Munitionswagen, der Bagagekolonnen. Und immer wieder und immer mehr und endlos und Stunde auf Stunde, drei Stunden und mehr. Immer noch kein Ende. Es rollt und reitet und marschiert noch immer. Sechs Stunden endlos und eintönig. Wie rauschende Nebelschwaden, wie die wandelnde, unendliche graue Heide.

Die Nacht bricht an, und noch immer Marsch und Marsch und Trab und Trab und Troß auf Troß.

Ein Meer erhebt seine Stimme und braust in deutschen Sängen. Prallende, hallende Sangesbonner. Die Schleusen der Menschenbrust öffnen sich. Jeder Mann eine Siegesfanfare. Das Lied der Hunderttausend: »Lieb Vaterland, magst ruhig sein«.

Da flüchteten sie von den Straßen weg, die Brüsseler, zurück in die Zimmer ihrer Häuser. Aber es drang noch durch die Mauern ihrer Häuser, durch verrammelte Türen und Fenster, das Lied der Hunderttausend mit seiner sieghaften Zuversicht, seiner treudeutschen Beharrlichkeit. Und wenn sie mitten in der Nacht erwachen, hören sie es noch immer, das Meer, das durch Brüssel braust, die deutschen Heerscharen, die über die dröhnende Erde dahinfahren.

Sind das die Deutschen, die feigen Hunde, die vor den Gewehren der Pioupious davonlaufen? Sind das die Deutschen, die mager, ausgehungert, revolutionierend in den Krieg zogen?

Belogen und betrogen — nein, nein! Sie verschütten die Wahrheit in ihren erwachenden Herzen. Sie dürfen die Wahrheit nicht erwachen lassen, denn sonst klopft die Verzweiflung an ihre Türen, und man ist zu stolz, zu ergrimmt, zu verbittert, um zu verzweifeln. Ah, victoire! England rückt an. An diesem Felsen wird sich die graue Woge brechen. Eine stille, heimlich lohende Hoffnung, ein schadenfroher, unversöhnlicher Haß, der in all den nachschauenden Blicken glimmt. Und so horchen sie in die Nacht hinein auf das Lied der Hunderttausend in knirschender, harrender Schadenfreude.

Die kleine Armenschwester lief noch zur Nacht durch das Marollenviertel in die stockdunklen Sackgassen. »Ich muß meine Marolliens beruhigen,« sagte sie, »sonst machen sie mir Revolution,« und verschwand in der gefährlichen Nacht.

Beim Scherenschleifer Pottenkoop glomm ein trübes Öllicht aus dem engen Hausgang auf die Gasse heraus. Eine Gruppe von fragwürdigen Gestalten drängte sich um das knirschende Steinrad des Scherenschleifers.

Als die Armenschwester in dies Gäßchen einbog, kam der Polizist ihr nach und sagte: »Wenn Sie zu lange bleiben, ma soeur, komme ich mal nachsehen.«

»Nicht nötig,« gab sie zurück, »ein Marollien rührt keine Armenschwester an, das wissen Sie doch.«

»Aber heute — wir sind doch alle heiß zum Explodieren.« Da hörte er schon ihre trippelnden Schritte in dem Gäßchen.

Ha, notre petite soeur! Salut! Ha, nu soll sie mal sehen: blitzende Messer. Und der Scherenschleifer, noch über sein Rad gebeugt, schliff die gefürchteten Dolchmesser der Marolliens. Ha, petite soeur, jetzt wird man mal ein bißchen Revolution machen. Was sagt die kleine Schwester? Neen, sagt sie, neen? Man soll mit der Revolution warten bis nach dem Fest von Mariä Geburt? Gut, man wird mit der Revolution warten bis nach Mariä Geburt. Also geh Sie nur heim, kleine Schwester,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trink Sie een Köppje Koffij und leg' sich aufs Ohr!

Da trippelte die Armenschwester wieder aus dem Spelunkenviertel hinaus. Die Marolliens haben's ihr zugeschworen, die Marolliens halten ihr Gaunerwort. Jetzt werden die Armenschwestern nach dem Vaterunser noch hinzubeten: »Lieber Gott, bis Mariä Geburt haben wir es geschafft, nun schaff du es weiter!«

Der Durchmarsch des deutschen Heeres war beendet, das Lied der Hunderttausend war verstummt.

Die Besetzungsmannschaften wurden an den Bahnhöfen, in Kasernen und Schlachthäusern untergebracht, die Offiziere in den Hotels. Nach den ersten Schreckenstagen ergrimmten Verstummens schlich wieder ein träges Leben durch die Straßen. Am Boulevard Ansbach und du Nord wurden sogar die Cafés geöffnet. Hie und da trippelten auf Stöckelschuhen à la Louis XV. elegante Brüsselerinnen durch die Straßen. Aber hinter den herabgelassenen Vorhängen lauerte der dumpfe Zorn.

Zwischen dem Militär gewahrte man ab und zu einen Trupp Zivilisten. Es waren zurückflutende Deutsche, die vor ein paar Monaten von der Volkswut hinausgepeitscht worden waren und nun ihre zertrümmerte Habe wieder aufsuchten. Eine greise Frau war darunter, die dreißig Jahre lang in Brüssel ihr Weißwarengeschäft betrieben hatte. Jetzt stand sie vor dem zersplitterten Schaufenster ihres ausgeraubten Ladens. Was wollte sie noch in dem leeren Haus? Sie konnte von neuem beginnen, sich Groschen um Groschen vom Tagesverdienst vom Munde zu sparen. Und ist doch eine Greisin. Die Soldaten umstanden sie, sprachen ihr gut zu und gaben ihr, was sie hatten: Wurst und Brot. Sie dankte mit kargen Worten. Lieber Gott, sie wußte noch nicht, wie Bettler danken.

Eine schwarzgekleidete Dame trat zu der greisen Frau, nahm sie mit sich, ließ sich erzählen und schickte sie zu den kleinen Schwestern im Marollenviertel.

Und weiter ging die Dame. Auch am Palasthotel kam sie vorüber. In der Eintrittshalle lagen ein paar Verwundete oder saßen in weichen Klubsesseln, ein verklärtes Lachen auf dem kantigen Gesicht.

Wie wohl das tat, aus der Schlacht gleich in so ein Fürstenkanapee hinein!

Eine Krankenpflegerin wusch den verwundeten Fuß, eine Rote-Kreuz-Dame verband ihn. Ein vornübergebeugter blonder Kopf — die junge schwarzgekleidete Dame, die vorübergehen wollte, blieb zögernd stehen. Da sagte der Soldat zu der blonden Rote-Kreuz-Schwester: »Ich glaub', da kennt jemand Sie.«

Der blonde Kopf fuhr auf. Mein Gott, die Baronesse! Kommt die aber zur rechten Zeit! »Fix, Baronetzchen! Der arme Kerl da auf dem Teppich neben der Oleanderbütte lag zwei Tage mit Beinschuß am Wald, bevor man ihn fand. Jetzt haben sie ihm das Bein mit einem Seitengewehr verschient.« Da ist sie wahrhaftig schon am Wickeln, die Baronesse, etwas schattenhaft und für diese säbelrasselnde Zeit etwas überirdisch, aber ... Was hat sie denn da am Finger? Einen Goldreif? Ist sie denn —?

Yvonne war dem erstaunten Blick gefolgt und nickte. Da schwieg Frau Emma Merkens, schwieg lange, aber mit einem, den sie in jagenden Gedanken »armer Kerl« nannte, führte sie lebhafte Zwiesprache. Ein Esel war er doch! Sich so was in den Kopf zu setzen! Dumme Kerle, wie versessen sind sie auf die Walloninnen. Auch der Willi. Doch der ist wenigstens bescheiden gewesen. Dieser Herr Franz aber will's eins, zwei, drei mit 'ner neunzackigen Krone machen.

»Jungens,« raunte sie ihren Soldaten zu, »eine leibhaftige belgische Baronin pflegt euch, also benehmt euch!«

Ein Offizier der Sanitätskolonne trat in den Vorraum, sein Schritt glitt gedämpft über die Teppiche. »Morjen, Soldaten!«

»Morjen, Herr Oberstabsarzt!«

Der Offizier war gleich in lebhafter Erörterung mit Frau Emma. In Löwen sei alles voll von Verwundeten, dringend werde Hilfe erbeten. Ob Frau Emma dorthingehen wolle? Natürlich will sie das, und während sie es erklärte, stellte sie dem Oberstabsarzt auch Baronin de Pont-Neuve vor. Er sprach in tadellosem Französisch mit ihr, erfreut, von ihr zu hören, daß sie sich hier der Pflege der Verwundeten etwas widmen wolle. Sein Kollege habe ihm erzählt, in welch hochherziger Weise man ihm für seine Kranken Schloß Sainte-Barbe zur Verfügung gestellt habe. Jetzt sei das Schloß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völlig von deutscher Besatzung geräumt, nur die Brückenwache sei noch dort einquartiert, auf Wunsch des Herrn Barons und zur Sicherheit seines Schlosses.

»Nun vor allen Dingen in die Schwesternuniform hinein,« rief Emma Yvonne nach, die sich bis zum nächsten Tage verabschiedete, »sonst haben Sie Schwierigkeiten.«

Yvonne trat gleich in ein Ausstattungsgeschäft, das sich den Verhältnissen bereits geschäftlich angepaßt und einen Zettel ausgehängt hatte: »Man spreeken deutsch.«

Eine Rote-Kreuz-Uniform der belgischen Damen war ausgestellt: weiße Kappe mit dem Kreuz, Pelerinenmantel, ebenfalls mit dem Kreuz auf den Kragenklappen. So eingekleidet, trat Yvonne aus dem Geschäft und eilte durch die Straßen auf das Kloster zu.

Jemand folgte ihr. Als sie sich umdrehte, sah sie einen Verwundeten, einen Infanteristen, dem der Fuß verbunden war, und der sich, auf den Stock gestützt, mühsam fortbewegte.

Sie ging schnell weiter. Auch der Schritt hinter ihr fiel in beschleunigteres Tempo. Es war ihr unangenehm, sie blieb stehen. Da trat der Soldat dicht an sie heran. Ein Zucken heftiger Überraschung glitt über ihr Gesicht hin — Jehotté stand vor ihr.

»Gehen wir weiter, s'il vous plait,« raunte er ihr zu, »ich stütze mich auf Ihren Arm, und wir können leise zusammen sprechen. So — très bien, der Verwundete mit seiner Pflegerin. Wir wollen in die Altstadt einbiegen, die weniger von den Grauen überschwemmt ist. Himmlischer Zufall, Baronesse — oder sind Baronesse jetzt — oh, gratuliere! Ich habe Monsieur de Pont-Neuve nicht mehr wiedergesehen, aber trotzdem bin ich durch ihn hier in die Höhle des Löwen gekommen. Ah, wissen Sie, unsre geheime Organisation ist magnifique. Klappt alles. Sie werden jetzt etwas erleben. Ah, passen Sie auf, was Sie jetzt erleben werden!«

Sie unterbrach ihn. »Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie hierherkommen?«

»Vorsicht! Beinahe hätte ich vergessen, zu hinken. Wie ich hierherkomme? Monsieur hat mir die Militärpapiere der Gefangenen in Löwen verschafft, auch die Uniform. Und so hinke ich nun hier herum, darf überall hinein, höre alles, lasse mir alles sagen — und berichte. Madame sind wohl sehr erschrocken — wie?«

Oder täuschte er sich? Sie lächelte ja, sie lächelte ruhig und zurückhaltend. Famos! Eh, Vorsicht! Da scheint ein höherer Offizier sich in die Winkelstadt verirrt zu haben. Mit dem preußischen Gruß hatte er's noch nicht raus. Der Schnick mit dem Kopf, der stramme Ruck. Bien — also flink in die Nebengasse einbiegen.

»Parbleu! Nun wollen wir aber Französisch reden.«

Und er redete. Sie lächelte noch — ein erkaltetes, starres Lächeln. O Gott! Was hatte er gesagt? Den Gefangenen in Löwen die Militärpapiere, die Uniform abgenommen? Wenn Marcel das getan hatte, dann mußte sein Degen aus der Scheide, dann ... nein, nein, das läßt sich ja nicht ausdenken. Ihr Blick streifte Jehottés kleine Statur. Aber wie war das doch? Sie hatte Borgers mit einem belgischen Mantel gesehen. War das so? Erinnerte sie sich? Sie zwang sich, hinzuhören auf das, was Jehotté sprach. Haltung, Baronin!

»Madame, was soll ich Monsieur de Pont-Neuve sagen, wenn ich ihn sehe?«

Da biß sie die Zähne zusammen. »Sagen Sie ihm, daß er tapfer sein soll.«

»Sie werden von ihm hören.« Er drängte sein Gesicht bis an ihre Schulter und raunte ihr zu: »In einigen Tagen erfolgt die Erhebung Belgiens. Dann ist die große, stolze Stunde da. Von einer Sturmwoge hinausgefegt der letzte Sauerkrautfresser. Von Antwerpen her wird's kommen, ein stürmischer Ausfall aus dem Festungsgürtel. Das ist das Alarmzeichen. Von der Kathedrale von Mecheln wird das Glockenzeichen gegeben, und wenn man's in Brüssel hört, werden auch dort die Glocken läuten, und weiterhin durchs belgische Land. Die Kathedrale von Löwen wird antworten, und überall, wo ein Kirchturm steht. Dann weiß man in ganz Belgien: Zu den Waffen! — Oh, es wird herrlich, es wird wunderbar! Auf einen Schlag, auf eine Stunde ist Belgien frei!«

Er schwieg, geschüttelt von seinen Empfindungen. Sein Blick glitt zu seiner Begleiterin hinüber. Sie schien wie auf Wolken zu gehen, aber aus den halbgeschlossenen Augen rannen heiße Tropfen über ein marmornes Gesicht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als er gegangen war, wandte sie sich schnell zum Palasthotel zurück. Dort traf sie Frau Emma noch. »Glauben Sie, daß es möglich zu machen wäre, mich statt Ihrer nach Löwen zu schicken?«

»Hängt ganz von dem Oberstabsarzt ab, und der tut's, wenn ich mit ihm spreche.«

Die Antwort des Oberstabsarztes war, daß die Baronin sich für den übernächsten Tag bereithalten möge. —

Im Marolleviertel ging ein Mann durch die Gassen und verteilte geheimnisvolle Bündel. Diese geheimnisvollen Bündel schoben die Marolliens unter die Joppe und verteilten sie in den Straßen, oder sie traten zu den Vorübergehenden und steckten sie ihnen zu. Und die Vorübergehenden sahen scheu um sich, krochen in ihre Häuser zurück und lasen mit fiebernden Wangen: »Die Engländer rücken an. Hunderttausend Mann auf Brüssel zu. Geduld! Schon schlägt die Stunde der Erlösung.«

Am selben Tage setzte heftiger Kanonendonner ein. Da saßen sie in ihren Häusern und harrten der Stunde. Der Donner der Geschütze wurde stärker und manchmal schon nahe hörbar. Da gingen sie in die Straßen hinaus, und ihre Augen waren voll hinterhältigem Glanz. Die Stunde war da. Jetzt mußte es von der Kathedrale in Mecheln losdröhnen. Jetzt mußte es schallen und hallen durchs belgische Land.

»Es braucht nur ein Autoreifen zu platzen, und die Revolution ist da,« sagte man im Rathaus.

Geschütze und Maschinengewehre drohten über die Plätze der Stadt.

Das war an dem Tage, als Yvonne im Roten-Kreuz-Auto nach Löwen hinausgebracht werden sollte. Der Oberstabsarzt sagte ihr: »Sie können froh sein, hier herauszukommen. Brüssel ist augenblicklich heiß wie die Hölle.«

Der Wagen fuhr mit einem Feldgeistlichen und einem Soldaten als Begleitmann ab. Der Feldgeistliche riskierte sein schönstes Buchfranzösisch und nickte jedesmal erfreut und dankend, wenn Baronin ein wenig nachhalf.

»Ich bin erstaunt,« begann er, hielt dann aber inne, um sich den weiteren Satz zurechtzulegen, »daß die Flamen uns nicht besser empfangen als die Wallonen. Sie sind doch deutsch wie der Erzengel Michael, den sie im Wappen von Brüssel haben.«

»Ah!« machte Yvonne, und in einer leisen Schwankung zwischen Scherz und Ernst setzte sie hinzu: »Es scheint, der germanische Sieger will sogar den Himmel deutsch machen.«

Der Feldgeistliche lachte behäbig, zog die Rockschöße übers Knie, und mit so umständlicher Vorbereitung auf den Witz, den er jetzt machen wollte, meinte er: »Pardon, der Erzengel Michael ist der deutsche Michel im Himmel. Und nun steht der deutsche Michel da im Wappen von Brüssel und sticht einen Kerl tot, der wie ein Wallone aussieht.«

Er lachte sehr harmlos; man konnte ihm wahrhaftig einen guten Witz nicht übelnehmen, weil er selbst so viel Freude daran hatte.

Es dämmerte stark. Ein Auto ums andre raste an ihnen vorüber. Marschkolonnen. Train. Und zwischen ihnen stak die Feldpost fest. Ein Postoffizier war durch den Schuß eines Heckenschützen verwundet worden.

Hoppla! Was bremst man denn, daß man wie ein Gummiball vom Sitz hochgeworfen wird? Schon ist der Begleitmann vom Wagen herunter, mit vorgehaltenem Gewehr über die Landstraße. Der Tausend! Lag da einer im Straßengraben — ein fahles, ausgehungertes Gesicht, belgischer Jäger —, warf die Arme hoch und lallte wirres Zeug. Am Genick brachte ihn der Soldat hergeschleift und drängte ihn in den Wagen.

Er fiel auf den Sitz hin, schlaff in sich zusammengesunken. Ein tiefer, befreiender Seufzer rang sich aus seiner Brust: »Dieu merci ...!«

Auch auf Yvonnes dringende Fragen blieb er stumm und stumpf dasitzen. Die Hand, die sich aufs Knie stützte, zitterte heftig. Erst als er auf dieser schlotternden Hand das weiche Leder eines Damenhandschuhs fühlte, hob er den verstörten Blick. Ein Zerren ging über sein Gesicht, und in einem schreckhaft geheimnisvollen Flüstern kamen die Worte von seinen Lippen: »Jetzt bin ich da raus, und sie kriegen mich nicht mehr. Jamais!« schrie er. »Jamais!«

Der Soldat reichte ihm seine Feldflasche. Er trank sie auf einen langen Zug leer und kroch dann wieder in sich zusammen. Ein tiefbehagliches Schmunzeln erwärmte sein struppiges Gesicht, bevor er die Worte hervorstieß: »Ich bin nicht verrückt, wissen Sie, aber sie kriegen mich nicht mehr in diese

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hölle da. Es wird wieder loskrachen. Fahren Sie nicht dort hinein! Um der Liebe Gottes willen, fahren Sie nicht!« Er stürzte auf den Sitz nieder, winselte und schrie.

Da — ein Schuß von der Stadt her, und noch einer, wieder einer — ein Aufblitzen von dem Turm der Kathedrale. Das Geknatter lief plötzlich wie über eine Kurbel, als setze es sich fort durch ganz Löwen.

Aus dem Wagen heraus sprang der Mann und jagte in rasenden Sprüngen übers Feld. Der Feldgeistliche war im Auto aufgesprungen, beschattete die Augen mit der Hand und sah nach der Stadt hinüber. »Vielleicht sind es Schießübungen der Unsrigen —«

Da knatterte eine fürchterliche Schießerei los. Und plötzlich ein Geheul in den Lüften. Ein Wehklagen. Waren das Glocken? Die Glocken der Kathedrale schwer und dumpf und dröhnend. Die Glocken der Jesuitenkirche, der Josephskirche, der Gertrudenkirche. Von Turm zu Turm. Eine Stimme rief die andre wach, ein Alarmschrei den andern. Der tosende Klingklang sprang in die Vororte über. Es antworteten die Türme von Héverlé und Aerschot. Und weiterhin und fern in der Flur und über die Höhen hinweg und aus den Tälern heraus: Sturmglocken, Flammenzeichen, Knattern und Rasseln, Brand und Mord.

Aus der Stadt heraus auf die Brüsseler Straße strömten hilfeschreiende Menschen mit Schuß- und Brandwunden. Sie stürzten auf das Auto zu, sie krochen in wahnsinniger Angst unter die Sitze. Eine Frau klammerte sich an Yvonne fest: »Ma soeur, ma soeur, das Haus brennt — mein Mann im Keller —«

Ein verwundeter Soldat, dem das Blut aus der Kopfwunde strömte, rief: »Mein Hauptmann gefallen —!« Er weinte und wollte durchaus wieder in die brennende Stadt zurück.

Irr und wirr laufende Kinder, die ihre Eltern suchen. Ein Landwehrmann, der mit einem Säugling auf dem Arm verstört angelaufen kam, rief dumpf und verwirrt: »Mariechen!« Und immerzu: »Mariechen!«

Yvonne nahm ihm das Kind ab, schüttelte ihn, sprach ihm zu. Er fuhr sich über die Stirn, er wischte sich den kalten Schweiß ab und murmelte: »Ich sage Ihnen: das sind keine Menschen, das sind Raubtiere, das könnte man bei den Hereros erleben, bei den Hereros, sage ich Ihnen. Sie haben uns freundlich zugewinkt, sie gaben uns zu trinken — und dann schossen sie los — losgeschossen, als ging mit eins die Hölle auf. Wir standen da erstarrt und ließen uns niederschießen, wir wußten ja nicht, was das war, so etwas begreift ja kein Mensch. Ach Gott, das arme Wurm da lag auf der Straße, das hab' ich denn geholt — ich hab' auch so eins daheim — jawohl, Fräulein, als ich wegzog, da kam's zur Welt — ich hab's nicht mehr sehen können — es heißt Mariechen, grad so eins wie das da —« Wieder fuhr er mit der rauhen Hand über das Köpfchen. Da langte es nach seinem Finger und saugte daran. »Es hat Hunger,« sagte er unbeholfen.

Der Feldgeistliche eilte vorüber. »Ich muß zur Stadt — helfen. Gott sei uns gnädig!«

Yvonne brachte die Frauen und Kinder im Auto unter. Da sah sie, wie der Feldgeistliche am Eingang der Stadt sich umdrehte und winkte. Ohne Zögern eilte sie ihm nach. Als sie dorthinkam, war er verschwunden. Sie rief nach ihm. Eine verlorene Stimme in dem höllischen Tumult. In der Dunkelheit packte sie eine rauhe Faust. »Schwester, kommen Sie schnell! Mein Rittmeister ist unter den Trainwagen geraten.«

Plötzlich war's taghell. Eine Rakete stieg vom Place de la Publique auf, und noch eine stärkere mit funkensprühendem Leuchtfeuer folgte. Ein Franktireursignal. Sofort rasselten die Maschinengewehre von den Balkonen der Hotels rund um die Place de la Publique los. Es wurde Alarm geblasen; ein ohrenbetäubendes Trompetengeschmetter aus allen Straßen, die von der Place abzweigten. Im Laufschritt kam eine Kompagnie Infanterie vom Bahnhof her und umzingelte den Stadtteil. Die niederklatschenden Schritte dröhnten im rasenden Gepolter übers Pflaster. Ein tosender Ingrimm. »Kerls, jetzt los! Alles zusammenschießen! Häuser in Brand! Aber erst die Frauen und Kinder raus!«

Yvonne klammerte sich an den Soldaten fest. Die einzige Rettung für sie. Die Umzingelungskette war geschlossen, sie konnte nicht mehr durch.

Aus allen Häusern, von den Dächern, aus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Schornsteinen schoß es herunter. Der Soldat riß sie mit sich. Eng an die Hausmauern gedrückt, schlichen sie mit einigen Infanteristen unter den Balkon eines Hotels, von wo herab das Maschinengewehr seine mörderische Arbeit verrichtete. Mit wohlgezielten Schüssen wurde die Bedienungsmannschaft heruntergeschossen. Dann stürmten die Soldaten ins Hotel. Kolben donnerten gegen die Türen, daß es splitterte und krachte.

Herrgott im Himmel, wohin mit ihr? Sie drückte sich an die Wand, sie hob die gefalteten Hände, sie betete, sie bebte in Todesangst. Drinnen zerschlugen sie die Gashähne. Das Gas strömte rauschend aus. Sie zündeten es an. Explosion. Flammenwirbel. Betten, Decken warf man in die Flammen. Da lohte es auf. Die Balken krachten. Lichterloh brannte das Hotel. Ein Wimmern drinnen. Durch Rauch und Qualm stürzte es heraus: wutbrüllende Männer, Pistolen, Gewehre in den vorgestreckten Händen — Schüsse — nieder sanken sie. Und scharenweise kamen sie nun aus den brennenden Häusern: wilde, dunkelhaarige Männer, Heckenschützen, das Haar zerrauft, mit verzerrten, todblassen Gesichtern, Greise und Knaben. Und Schuß auf Schuß. Mit hochgeschwungenem Seitengewehr stürmten die Soldaten in die Häuser.

Eins der Weiber hatte sich an einen Soldaten festgeklammert und würgte ihn. Ein Bajonett zuckte nach ihr. Da sprang Yvonne hinzu, rief sie auf französisch an und sprach ihr zu. Sie ließ von dem Soldaten ab, stierte die Dame an, warf sich ihr in die Arme, zerrte sie mit sich und rief, man solle ihren Mann retten, er sei fortgeschleppt worden.

Da erscholl die Kommandostimme eines Offiziers: »Frauen und Kinder in Sicherheit bringen!«

Schon wurde ein Trupp durch die Straßen getrieben. Durch das Wimmern und Weinen drang das Stöhnen der verwundeten Soldaten und das Zischen der Raketen, das Läuten der Glocken, der donnernde Lärm der Schüsse. Durch Rauch, Feuer und Qualm eilten schwankende Gestalten. Soldaten, im Fackelschein der brennenden Häuser, zwischen stürzenden Balken retteten, was da noch hilflos lag.

Herr im Himmel — was brauste dort heran? Wildgewordene Pferde, etwa dreißig Kavalleriepferde, deren Reiter heruntergeschossen waren und blutüberströmt in den Straßen lagen. Achtung! Beiseitespringen! Aber da war's auch gefährlich. Die verkohlten Häuser stürzten ein. Hoch in der blanken Glut des Horizonts ragten die Türme des Rathauses. Von dorther zuckte es blitzsprühend. Und weiterhin stand der Dachstuhl der Kathedrale in lodernbem Brand. Als der Platzkommandant von Manteuffel, der mitten im schwelenden Rauch stand, das Rathaus und die Kathedrale bedroht sah, rief er die Ordonnanzen an: »Unverzüglich zu Oberst Bock vom Eisenbahnregiment auf den Bahnhof! Soll mit Rettungsmannschaften anrücken!«

Aber schon griff das Flugfeuer auf die Universität über. Donnerwetter! Die Frauen aus den brennenden Straßen heraus! Ein Trupp, irr und wirr, kam nicht an der Umzingelung durch. Eine Nonne, im flatternden Schleier, sprach lebhaft mit dem Wachtposten, der die Straße gesperrt hielt. Er ließ sie durch. Sie suchte Verwundete, schleppte sie ins Kloster. Hinter ihr schrien die Frauen: »Ma soeur! Oh, ma soeur!« Da nahm sie die Frauen mit durch die Soldatenkette. »Achtung! Die Schwester durchlassen.«

Quer über die schwarz von Rauch angefüllte Straße lief Yvonne auf die Schwester zu und erkannte die Mère Candide. Mère Candide fragte nicht, verwunderte sich nicht — lieber Jesus, es war ja alles unbegreiflich in diesen Schreckenszeiten. Sie rief ihr zu, sich der Frauen und Kinder anzunehmen, und eilte selbst auf einen Soldaten zu, der einen sterbenden Kameraden auf dem Rücken davontrug. Hinter ihr schlugen die Rauchwolken zusammen.

Yvonne tastete sich durch den erstickenden Dunst der glutenden Nacht. An ihr hingen die Frauen, die Kinder rissen an ihrem Rock. Die Angst machte sie alle rasend. Ordonnanzen sprengten an und donnerten ihre Befehle durch die Straßen: »In einer Stunde müssen sämtliche Frauen und Kinder die Stadt verlassen haben!«

Da sammelte Yvonne die Hilflosen um sich, da hatte sie die eigne Schwäche überwunden, da war sie ruhig, todesverachtend und opferbereit geworden. Ein unsagbar milder Ernst strahlte von ihr aus, als wäre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie größer geworden als ihre Todesfurcht. Ob Freund oder Feind — hier waren sie alle erbarmungswürdig, alle des unendlichen Mitleids wert.

Die Umzinglung öffnete sich ihnen. Zwei Soldaten eskortierten den traurigen Trupp. Sie luden auf, was sie an umhergeschleudertem Bettzeug und sonstiger Deckung fanden, und schleppten es mit. Wohin? Sie bogen in eine stockdunkle Straße ein, die wie ausgestorben dalag. Ein Riesenschatten ragte vor ihnen auf. Wohin? Ein leises Getön, als striche ein Windzug durch Glocken. Eine Kirche? Ein Tor knarrte auf. Kühle umfing sie und feuchtes Dunkel. Ein roter glühender Punkt glomm durch die tote Finsternis und den süßlichen Duft von Weihrauch: die Lampe vor dem Hochaltar. Unendlicher weltferner Friede, als klinge die Heilandsstimme durch den Raum: Kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid ...

In der Kirche sollten sie einstweilen Unterschlupf finden, die man aus der tosenden Hölle herausgerettet hatte. In die Kirchenbänke hinein stolperten sie mit Seufzern der Erleichterung oder stillem Weinen.

Da eilte auch der Vikar der Kirche herbei, nahm vom Hochaltar das Allerheiligste, um es in seine Wohnung zu tragen, auf daß es nicht profaniert werde.

»Tragen Sie uns nicht das heilige Sakrament fort!« riefen ihm die Frauen nach. »Lassen Sie das Sakrament hier!«

Aber er ging und schaute sich nicht um.

Man hatte Stroh requiriert. Die Soldaten schleifen die Bündel über die Fliesen. Sie helfen der jungen Baronin ein Massenlager zurechtmachen. Die Baronin versteht's mit ihnen, sie tun der Baronin, was sie ihr an den Augen absehen können. Ein Wehrmann kommt froh und schwenkt eine Flasche Wein. So — sie soll sich mal stärken. Nein, nicht sie! Yvonne klopfte den Mann auf die Schulter, faßte ihn am Arm und nahm ihn mit sich nach dem Beichtstuhl hinüber, wo eine Schar zusammengewürfelter Kinder hockte, von denen man nicht wußte, was mit ihren Eltern geschehen war. Dort solle er die Flasche rundgehen lassen, für jedes Mäulchen einen Schluck.

Endlich waren sie alle versorgt und gebettet. Die Baronin trug sich einen Betstuhl in die Dunkelheit hinter einen Marmorsockel, setzte sich und legte den müden Kopf an die steife Rückenlehne. Auf dem Sockel stand die Statue des Schutzengels mit Flügeln und schützend ausgebreiteten Händen über alle, die dort schliefen.

Auf dem gußeisernen Kronleuchter knisterten die Kerzen. Eine mystische Dämmerung kroch durch die Kirchenwölbung. Durch die farbenprächtigen Fenster stierte mordgierig die Nacht. Ab und zu fiel ein verirrtes Geschoß auf das Kirchendach. Dann schraken die Kinder aus dem Schlafe auf, falteten die Hände und beteten: »Ayez pitié de nous!« ...

Yvonne saß starr aufrecht, die Augen geschlossen, die Hände im Schoß. Draußen vom Vorraum her hörte man den klatschenden Schritt der Wache, dann eine Stimme, eine, die das Befehlen gewohnt war. Die Kirchentür sprang auf, und die Stimme rief laut durch die Wölbung: »Frauen und Kinder werden beim Morgengrauen nach Antwerpen zu gebracht!«

Mit einem einzigen entsetzten Schrei zuckten aus dem Halbdunkel die hockenden Gestalten auf. Warum nach Antwerpen? Sie wollten in ihre Häuser zurück, ihre Habe retten. — Ist nichts mehr zu retten! Sie sollen in Antwerpen Unterkunft bei ihren Landsleuten suchen.

Yvonne war emporgeschnellt, als diese Stimme draußen laut geworden war. Jetzt stand sie hinter dem Marmorsockel, die tieferschreckten Augen weit offen, die zusammengeballten Hände auf die Brust gedrückt.

Das war Franz Borgers, der Mann, vor dem sie davonlaufen und in ein brennendes Haus hineinflüchten möchte. Sie würde seine Stimme noch aus den Schrecken des Jüngsten Gerichts heraus erkennen. Die Angst, die Ungewißheit um sein Schicksal, das an Marcels Degenspitze hing, trieb sie nach Löwen zurück. Und nun? Sie tastete an der kalten Statue hinauf, sie klammerte sich an ihr fest. Sie möchte, daß sie über sie hinstürze und sie zerschmettre, ehe sie vor diesem Manne jetzt stehen muß — schwach, hilflos, keiner Empfindung mächtig.

Unter dem Kerzenleuchter stand er jetzt. Das blasse, gespenstig fackelnde Licht zuckte über die graue Hülle seines Helms. Unter dem Schirm war noch ein Streifen des Stirnverbandes sichtbar. Das Gesicht schien scharf und magerer geworden, an den Schlä-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sen etwas eingesunken. Zwei Stirnfalten zogen sich schnurgerade auf die Augenbrauen hinab. Ein Gesicht, das den hundertfachen Tod zucken sah und das Erschauern verlernt hat.

Mit einem Schwall von Fragen umdrängten ihn die Frauen und kramten dann in Säcken zusammen, was sie in der Eile mitgeschleppt hatten.

Borgers wollte weiter, da hing ihm etwas am Bein und jauchzte auf: »Père!« Ein Kleines, das schlaftrunken aus dem Stroh herausgekrochen war. Er beugte sich zu ihm hinab, tätschelte ihm das struppige Köpfchen und wollte weiter, aber da hing's noch und machte weinerlich: »Père!«

Da nahm er's und schwang es sich hoch auf die Schulter. »Wo ist die Mutter?«

Niemand meldete sich.

»Wie heißt es denn?«

»Fifine!« schrien die Kinder vom Beichtstuhl her.

Er stieg über die Strohbündel weg, um Fifine zu den Schreihälsen hinüberzubringen.

»Oh!« machte Fifine mit gehöhltem Mündchen und wies mit dem ausgestreckten Finger nach der Schutzengelstatue. »Ange gardien!« Und faltete die Hände, senkte fromm das Köpfchen, plapperte, wie man es sie gelehrt hatte: »Bon ange, mon tendre ami, aimez moi! Bon ange, mon pasteur, guidez moi ...«

Immer weiter noch, endlos plapperte das Kind, bis die Muskeln seines Armes, auf dem er es hielt, zuckten. Er starrte an der Engelsstatue vorüber in das Halbdunkel. Was da regungslos neben dem geflügelten Engel stand, war es nicht auch eine Statue? Aus dem schwarzen Gewand heraus sah der weiße Hals, das leblose Gesicht, blendend weiß, wie der gipserne Leib des Engels. Mit zaghaftem Finger möchte man sie antasten, ob dieser Körper lebt.

»Bon ange, mon frère ...«

Da ließ Borgers das Kind von der Schulter herab auf den Arm gleiten. Yvonne streckte beide Hände nach dem Kinde aus, nahm es ihm, versank hinter der Statue, glitt auf den Betstuhl nieder und bettete Fifine auf ihrem Schoß.

An dem Sockel lehnte Borgers. Er brachte noch kein Wort heraus, nahm nur den Helm ab und strich sich über die Stirn.

Da stürzte ihre Frage aus dem Dunkel: »Sie sind verwundet? Ich sah Sie in Löwen als Gefangenen.«

»Sie sahen — in Löwen —«

»Ja, ich befand mich im Kloster einer Verwandten.«

»Ich bin durch das Einrücken unsrer Truppen befreit worden, sonst —«

»Sonst —?«

»Na, da müßt' ich erst fluchen wie ein Kanonier.«

»Bitte, fluchen Sie nur.«

»Wegen Beraubung belgischer Soldaten vor ein Kriegsgericht gestellt — Und höchsteigenhändig von Monsieur de Pont-Neuve um die Ecke gebracht. Jawohl, Baronesse. Ich hoffe noch einmal seine Bekanntschaft zu machen.«

Da prickelte es aus dem Dunkel heraus, ein Flüstern, das wie eine Flamme herausschlug: »Er hofft es auch.«

Es brannte ihm ins Gesicht, es riß ihn wieder in einen Wirbel von widerstreitenden Empfindungen. Die heiße, unbezwingbare Freude bei ihrem Anblick — das Doppelspiel, das von ihr ausging — das Ungreifbare, Schillernde, Ungewisse, anziehend und abstoßend zugleich. Verdammte Unsicherheit! Ein Brand der Verzweiflung überschüttet ihn, wenn er sie ansieht. Er bohrt sich mit einer wahnsinnigen Hartnäckigkeit in den Gedanken, daß sie ihn liebt. Und aus dieser unsinnigen Gewißheit heraus nimmt er sich das Recht, sie zu quälen, sie zu beleidigen, sie aus ihrer vornehmen Zurückhaltung herauszuärgern.

Ein ausgreifendes Händchen zerrt an seinem Degen. Die Kleine plappert mit schrillem Stimmchen lieblichen Unsinn.

»Was wird nun aus dem armen Dingchen?«

Da schließt sich auch der Arm Yvonnes um das Kind, drückt es an sich und mit ihm die Hand des Mannes, die das Kind umspannt, als gehörten die nun zusammen ...

»Ich werde für Fifine sorgen,« sagte Yvonne kurz und hastig.

»Dafür küßt man einem doch die Hand,« erwiderte er fast herausfordernd. Seine stürmischen Blicke fielen in ihre Augen.

Sie reichte ihm die Hand hin — die Hand mit dem Goldreif. Er fragte nicht, ihr Gesicht sprach alles. Er lachte nicht, er zürnte nicht. Es war weder zum Lachen noch zum Weinen. Herrgott! Aber es war,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um da jetzt hinauszutaumeln und den Erstbesten anzuflehen: Schieß mich tot!

Er stand auf. Seinen Helm setzte er auf, wie nach einer Andachtspause im Schlachtgetümmel. Vorüber für immer. Draußen eine Welt in Aufruhr. Aus tiefer Erschütterung heraus sagte er es: »Das weiß ich jetzt: zwischen uns liegt mehr als dieser Goldreif. Zwischen uns liegt ein Vaterland! — Leben Sie wohl! Kein Wiedersehen mehr für uns!«

Sein Schritt hallte durch die Kirchenwölbung.

Er atmete auf. Er fühlte sich befreit. Sein Auge blickte klar. Hand und Herz waren wieder frei fürs Vaterland. Es gibt keine Brücke hinüber von deutscher zu welscher Art. Ein Teil muß verlieren. Und er wäre der Verlierende gewesen — das fühlte er. —

Der Morgen brach über dem vollzogenen Strafgericht an. Borgers begab sich nach dem Bahnhof, um sich dort bei der Kommandantur zu melden, sah aber, daß er fast völlig zerstört war. Ein Fliegeroffizier, den er vor Tirlemont beim Generalstab getroffen hatte, kam auf ihn zu. »Neueste Nachricht: Zeppelin über Antwerpen, verschiedene Bomben abgeworfen, bedeutenden Schaden angerichtet.«

»Und unsre Armee?«

»Im Begriff, Antwerpen einzuschließen.«

Ein Offizier der Verkehrstruppe kam eiligst aus einer rauchschwelenden Straße heraus, wo noch Mannschaften mit Löscharbeit beschäftigt waren. »Ist das der Borgers? Morjen! Sollte Sie schon nach dem Waldgefecht bei Tirlemont aufgabeln. Mensch, Sie sind zum General befohlen.«

»War in Gefangenschaft.«

»So was meldet man doch.«

»Wo ist der Generalstab?«

»Dreißig Kilometer hinter Brüssel. Ein Eisenbahnregiment geht heute dorthin ab. Können mitmachen.«

»Geschieht.«

»Und gar nicht neugierig, was General will?«

»Keene Ahnung.«

»Großartig! Keene Ahnung hat so 'n Mensch! Haben sich tapfer geschlagen. Beförderung und so allerhand. Gratuliere.«

Borgers ging zum Bahnhof. An eine Einfahrt von Zügen war nicht zu denken. Die Bauleute mußten erst die teilweise zerstörte Strecke ausbessern. Da eilte er auf die nach Tirlemont führende Straße hinaus, um Erkundungen einzuholen. Aber eine höllische Glut fauchte ihm entgegen. Die ganze Vorstadt, die Villenstraße, die bis Tirlemont hinführte, stand in hellen Flammen — ein wüstes, rauchendes, brüllendes Durcheinander.

Reserveinfanterie rückte an mit Trupps gefesselter Heckenschützen, die nach Tirlemont zur Aburteilung abgeschoben wurden. Erbitterte Rufe der Begleitmannschaft erklärten ihr Verbrechen: »Achtzig Mann unsrer Kompagnie haben sie weggeschossen!«

Patrouillen, die Revolver in der vorgestreckten Hand, das Gewehr über der Schulter, spähend vorgebeugt, streiften die Gebüsche längs der Straße ab, holten versteckte Weiber heraus, auch geflüchtete Nonnen, die vor Angst erstarrt schienen. Zehn Kilometer östlich von Löwen traf Borgers auf einige Ärzte, die, sich rechts und links mit vorgehaltenem Revolver sichernd, bis zu den Verwundeten vorzudringen versuchten. Aus einer Villa heraus wies eine Feldwache nach einem brennenden Schloß: der Oberst mit seinem Stab kam darin um, meuchlings niedergemacht; nur zwei Fahnenjunker entkamen und brachten die Nachricht. Die Besitzer, ein feiner Herr, eine junge Dame in Schwarz, hatten sie in übergroßer Freundlichkeit aufgenommen und zu einem Gastmahl mit Sekt geladen. Aber kurz vor neun Uhr erhob sich die Dame und fragte nach der Zeit. Die Offiziere sagten: »Fünf vor zehn nach deutscher Zeit.« — »Wir rechnen noch nach belgischer,« erwiderte sie, trat ans Fenster, öffnete es und ließ eine Rakete steigen. Und aus dem Park ratterten dann die Maschinengewehre. Der Besitzer wurde abgeurteilt, die Dame in Schwarz verschwand. — »Behalten wir uns die Dame in Schwarz im Gedächtnis!« rief der Fahnenjunker.

Jetzt traf Borgers auch auf die Eisenbahner. Zwei Panzerzüge, sechs Wagen für die Begleitmannschaft. Die Wände von Eisen und noch Sandsäcke aufgelegt, gewappnet gegen feindliche Geschosse.

»Wie weit in unsicheres Gebiet hinein vorzuschieben?« fragte Borgers den Vorsteher.

»Wissen wir nicht. Unsre Fahrt ist Strecke Antwerpen.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Bahnhofskommandant winkte. Panzerzug vor den Militärzug spannen! Die ganze Kompagnie in die Wagen! Los! Und links fahren!

Der Zug rollte massig und schwerfällig, langsam und vorsichtig; man könnte mit beschleunigtem Schritt nebenhergehen. Vorsicht, dreimal Vorsicht und die Strecke sichten. Halt! Fahrt wechseln, rechts auf die Gleise hinüber! Nicht mehr nach belgischem System links fahren. Da stimmte etwas nicht. Die Weiche war gebrochen, die Telegraphenleitung kilometerlang zerstört.

In Brüssel wurde der Kompagniestab ausgesetzt. Borgers fuhr mit den andern Abteilungen weiter. An einer kleinen Station ward wieder ein Trupp abgesetzt. Ein weltverlorener Winkel war's, aber ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Den Aussteigenden flog das Gepäck und ein Hagel von Witzen nach. Dann großes Halt an dem kahlen Backsteinbau eines Bahnhofs, mitten in einem blühenden Blumengarten. Heraus mit den Rucksäcken, Kochkesseln und Gewehren. Der Vorsteher, sein Assistent und das übrige Personal versammelten sich um den Kompagnieführer, um die Strecke in Besitz zu nehmen. Sofort, mit militärischer Pünktlichkeit setzte der Dienst ein. Unterbeamten traten an die Hebel, um die Weiche und die Signalscheiben in Tätigkeit zu setzen. Auf zu den Kohlen- und Petroleumschuppen! Wo sind die Lampen? Telephonarbeiter eilten an die Leitung.

Fertig. Der Vorsteher telephoniert schon auf der Strecke, auch mit dem Generalstab. Der Verkehr beginnt. Die Züge rollen. Die Strecke ist in deutschem Besitz. Hurra, Germania!

»Wie komm' ich nun zum Generalstab?« fragte Borgers.

»Schließen Sie sich unserm Baupersonal an. Das macht jetzt einen Streifzug ins nächste Dorf, um für unsre Verproviantierung zu sorgen.«

Zwei Kilometer landeinwärts gab es plötzlich ein heftiges Schießen. In der Luft zeigten sich perlende Wölkchen, eins hinter dem andern, eine lange Kette.

»Sehen Sie! Man schießt nach einem feindlichen Flieger.«

»Da muß also eine Feldwache in der Nähe sein. Gehen wir darauf zu.«

Vor dem Stand des Generalstabs herrschte ein fieberhaftes Kommen und Gehen. Eine Meldung überstürzte die andre.

Der Adjutant sagte Borgers, daß er sich am andern Morgen beim Tagesbefehl an die Truppen einzufinden habe, und bot ihm eine Zigarette an. »Werden nun wieder zu Ihrem Regiment abgeschoben.«

»Freut mich.«

»Regiment kann sich auch freuen.«

Borgers machte noch am Nachmittag einen Erkundungsgang auf eine sehr vorgeschobene Stellung hin mit. Das Gefecht war überall hitzig im Gange. Durch die ganze Flur hin hallte der Geschützdonner. Die Feldwachen erzählten, daß man belgische Lokomotiven mit Volldampf auf die Strecke gelassen habe, um unsre Brummer zu vernichten, die auf dem Gleise seien.

Die Nacht verbrachte Borgers auf dem Heuboden eines Gehöftes. Der Mond schien durch die Dachbalken. Das Spinnweb flatterte in dem leisen Luftzug.

Er lag mit wachen, starrenden Augen. Der Tumult da draußen fiel in die entsetzliche Ruhe seines Inneren. Kein Sturm war mehr in ihm, und statt der tosenden Begeisterung eine kalte Todesverachtung. Die Ehrenzeichen seiner Taten werden seine Brust zieren. Wäre seine leichtherzige Jugend noch in ihm gewesen, hätte er da jetzt jauchzend gelegen und dem Morgen entgegengeharrt. Nun lacht er doch auf, kalt und bitter. Die Bahn lag siegglänzend vor ihm. Aber nur noch die eine, große, unerbittliche Freude glühte in ihm: Vaterland!

Das Trompetensignal der Reveille weckte ihn. Die Mannschaften standen unter der Pumpe mit entblößtem Oberkörper und ließen den Wasserstrahl über sich hinzischen.

Zum Appell. Generalmusterung. Richt't euch! Zwei Halbzüge Infanterie. Dazwischen ein paar von ihrer Kompagnie abgekommene Trainsoldaten. Vordermann nehmen! Es sind da manche Lücken. Also neue Linie formieren! Vorder-, Neben-, Hintermann genau ansehen!

Der General kommt. Richtung! Präsentiert!

»Morjen, Soldaten!«

»Morjen, Herr General!«

Der General schreitet die Front ab. Wohlwollen steht in seinem wetterharten Gesicht,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er ist sehr gesprächig mit seinem Stab. Es scheint gut im Feld zu stehen, sogar vortrefflich. Denn der General lächelt.

Gefreiter Schmitz und Offiziersstellvertreter Borgers müssen vortreten.

Die Blicke des Generals hingen forschend auf den jungen Kriegern, ehe er von dem Adjutanten ein Schriftstück und eine Schachtel entgegennimmt. Dann liest er: »Offiziersstellvertreter Borgers, Gefreiter Schmitz! Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König, haben geruht, Ihnen beiden wegen besonderer Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz zweiter Klasse zu verleihen. — Knopf los!«

Er heftete ihnen selber die Kreuze an. Vor Borgers blieb er dann stehen, den strengen Blick durchbohrend auf ihm, auf dem Streifen des Verbandes unter dem Helmschirm und auf dem Schmiß, den er von der Mensur her hatte: eine regelrechte Quart.

Auf diesem Striemen schien sich mit einem Male wie ein flammendes Zeichen der ganze Blutlauf zu sammeln. Scharf rückten die Brauen zusammen, darunter aber stand die ruhige Energie der aufblitzenden Augen. Und dann plötzlich huschte über diese gefestigte Männlichkeit eine fast kindliche Verlegenheit, als der General ihm die Hand reichte und sagte: »Melden Sie Ihrem Hauptmann, daß Sie uns Freude gemacht haben. Danke Ihnen — Herr Leutnant Borgers.«

Kehrt! Marsch! Richt't euch!

»Morjen, Soldaten!«

»Morjen, Herr General!«

In leuchtender Glut stand das Morgenrot am Himmel. Die Regimentsmusik spielte. Ein erschossener Sanitätsoffizier wurde auf dem Dorffriedhof zu Grabe getragen. Die Salutschüsse krachten. Das Grab schloß sich. Die Regimentsmusik zog zurück mit dröhnendem Geschmetter:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit ...

Vor dem Königsschloß in Antwerpen übte die Grenadierwache eine hochnotpeinliche Kontrolle. Jeder ohne Unterschied mußte den Passierschein mit dem schwarzen Stempel der Schloßkommandantur vorzeigen, auch der Herr in Zylinder, Ulster und Mercedeslackstiefeln, in dem man bald den belgischen Ministerpräsidenten Broqueville erkannte. Er lief im Königsschloß aus und ein, sein Kupee sauste durch Antwerpen nach den Hafenkais.

Da wußte man: es geht etwas vor; die Entscheidung ist nahe.

Im Palais herrschte ein unruhiges, lautlos eilendes Kommen und Gehen, wie in einem Hotel an der Avenue de Keyzer. Französische und englische Würdenträger mit ihren Sekretären gingen aus und ein. Auch den Kommandanten des Blankshire-Regiments mit einigen Herren seines Stabes bemerkte man, und an ihnen vorüber drängten sich die Herren aus dem Gefolge Churchills, in ihrer Begleitung Minister Carton de Wiart und die Gesandtschaften von Chile und Kuba. Alle traten sie in die Vorzimmer des Königssaals, die von einem Surren gedämpfter Stimmen schon ganz erfüllt waren. Nur die Engländer standen schweigend längs den braungetäfelten, mit Goldintarsien belegten Wänden, die bartlosen Lippen zusammengepreßt. Offenbar fühlten sie sich als Herren der Situation.

»Sie sprechen zu laut,« sagte einer mit einem Seitenblick auf die französischen Diplomaten.

»Sie sprechen zu viel,« ergänzte ein Major aus dem Garderegiment zu Pferd, einer aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern des Landes. »Sie sprechen zuviel, die französischen Männer sind dumm.«

Zwei Schritt neben ihnen stand ein belgischer Offizier im schwarzen Militärmantel mit Goldknöpfen, gelben, fleckig gewordenen Hosen und Gamaschen und eine beschmutzte Mütze mit Goldrändern in der Hand. Er fing die Worte auf; gaben sich die Herren doch gar keine Mühe, so etwas leise zu sagen. Aus seinem krankhaft bleichen Gesicht starrten die funkelnden Augen zu den Engländern hin.

Da flogen die Türflügel weit auf, und Ministerpräsident Broqueville durchschritt schnell die Vorzimmer. Der belgische Offizier trat ihm in den Weg. »Mon oncle?«

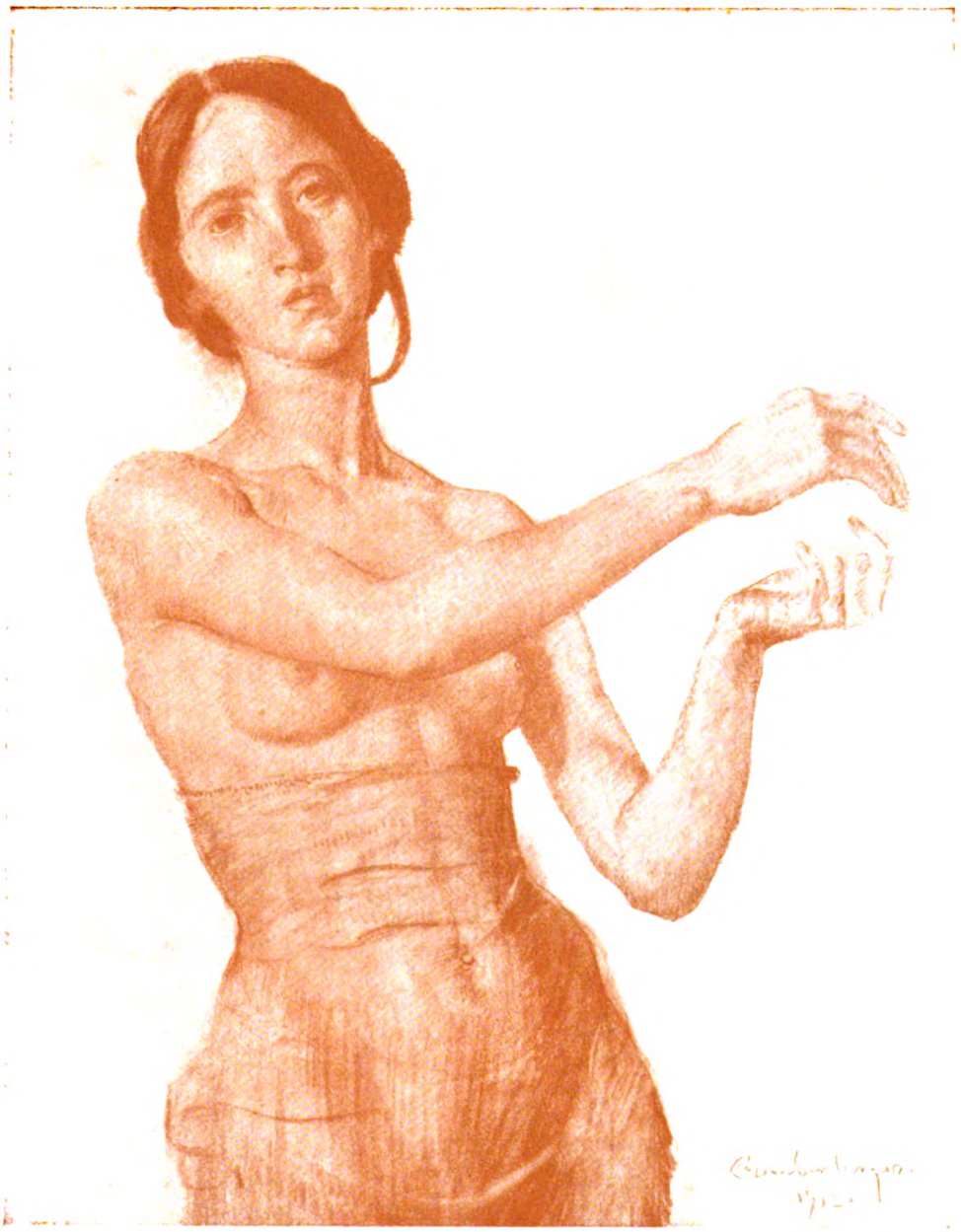
»Sieh da — Marcel! Alles in Ordnung?«

»Die Archive sind in den Zug nach Ostende verladen, werden dort im Hotel Continental untergebracht.«

»Und der königliche Sonderzug?«

»Steht bereit im Zentralbahnhof.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Christian Landenberger: Studie zum Frühling

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

»Bien, très bien,« sagte der Ministerpräsident und klopfte dem Neffen leicht auf die Schulter. »Heute abend speisen wir zusammen. Au revoir!«

Die Kubaner traten vor: »Monsieur le baron —«

»Je vous prie —«

»Auf ein Wort!«

»Pardon, ich werde beim König erwartet.«

»Nur eine Auskunft. Ist die Lage derart, daß noch die Anwesenheit fremder Gesandtschaften erwünscht ist?«

»Mais certainement, certainement! Welche Veranlassung hätten die Herren, sich zu entfernen?«

»Es sollen bereits drei Forts gefallen sein, Herr Minister.«

Der reckte sich auf und sagte mit erhobener Stimme: »Meine Herren, alle Forts halten sich noch. Ich könnte ebensogut meinen Hut auf die Forttürme werfen — das sind die Wirkungen deutscher Granaten.« Er lächelte und verschwand mit einer leichten grüßenden Handbewegung durch die königliche Kanzlei.

»So beruhigt man Kinder,« sagte ein Chilene hinzutretend. »Die drei Forts sind gefallen, dafür setze ich meinen Kopf ein.«

»Wie verhalten wir uns nun?«

Ein schneller, verständigender Blick, und die Chilenen zogen sich mit den Kubanern in das größere Vorzimmer, das sogenannte Leopoldum, zurück.

Die Engländer beherrschten die übrigen Säle. Aus ihren Gesprächen vernahm man immer wieder den Namen Churchill. Churchill war beim Belgierkönig, Churchill hatte das Schicksal Antwerpens in der Hand.

Über den Korridor her kam Kleiderrauschen, ein kurzer, schneller, raschelnder Schritt. Es war die Fürstin Ligne, die nach Antwerpen geflüchtet war und sich nun in den Schutz des Königshauses stellte. Die Königin wollte sie empfangen.

Madame Langarde versah den Dienst bei der Königin. Die Hofdamen wurden bei der Flucht in Brüssel zurückgelassen. Sie hatten an einem Tage bis in die Nacht hinein am Bahnhof mit Blumensträußen auf die Rückkehr der Königin gewartet, aber die Blumen und ihre Hoffnungen welkten dahin.

Madame Langarde hatte runde Hüften und ein mütterliches Gesicht. Als man die Fürstin meldete, ging sie ihr entgegen, machte denselben Hofknix, den schon ihre Mutter vor fünfundvierzig Jahren in den Tuilerien gelernt hatte, und flüsterte bittend, Fürstin möge sich eine kleine Weile gedulden, die Königin sei erschöpft hingesunken, die Gesundheit der Königin sei ernstlich bedroht.

Aber mitten im Sprechen hielt sie inne. Was war das? Ein Sausen schwirrte durch die Luft, ein hohles Pfeifen, eine heulende Schiffssirene — und dann ein blecherner Krach, als sei etwas Riesenhaftes mitten in der Stadt in tausend Scherben zerschlagen worden. Oder täuschte man sich? Im Schlosse blieb alles ruhig, und auch in den Straßen — nein, ganz fern, ganz verloren in dem Häusermeer erhob sich ein murrendes, surrendes Geräusch. Die Anzeichen eines Tumults? Es wuchs und wuchs und schien über die Dächer hinauszuschwellen. Guter Gott, man kannte das!

Madame Langarde eilte in ihrer behäbigen Fülle durch die Zimmerflucht auf den vorgeschobenen Eckflügel des Schlosses zu Von dort aus ließ sich ein Blick über die Stadt gewinnen. Aber schon kam ihr der Sekretär der Königin entgegen, und in seinem Gesicht zuckten alle Schrecken. »Eine Fliegerbombe ist in die Stadt eingeschlagen und an der Place verte krepiert.«

»In die Stadt? Ma foi, non!«

Er schob die Langarde zwischen die gelben Seidenvorhänge des Fensters, und nun sah sie, wie eine hohe Flamme aus dem Häusermeer emporschlug.

Die Fürstin stand aufgeregt hinter ihnen. »Kommen Sie, kommen Sie! Die Königin ruft.«

Ein Klingelzeichen schrillte. Madame Langarde eilte, daß ihre unsicheren Schritte dumpf über die Teppiche hallten.

Im Rubenszimmer blieben Fürstin und Sekretär zurück. Madame Langarde verschwand durch das Ankleidezimmer in das Schlafgemach. Eine leise Schwüle wallte aus dem Halbdunkel dieser Räume, und aus dem quälenden Zwielicht heraus vernahm man die schlaffe Stimme der Königin.

Und aus dem Häusergewirr hervor wälzte sich breiter, gewaltiger und näher das Summen und Surren, als brause das Meer über die Kaimauern hinweg mit hohlem Getöse in die Hafenstraßen hinein und unaufhaltsam fort in der Richtung auf das Königsschloß.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Offizier der Schloßwache meldete dem König: »Eine deutsche Granate hat an der Place verte eingeschlagen, mehrere Häuser brennen.«

Die Herren in den Vorsälen wollten wissen, wie sich der König dazu stelle. Der Offizier sagte, der König habe sich nicht geäußert.

Im Eingang des Schlosses verschafften die Berichterstatter des »Nieuwe Rotterdamer Courant« und der römischen »Tribuna« sich Zugang. Sie riefen der Palastwache zu, daß das Antwerpener Volk gegen das Palais im Anzuge sei, die meisten seien in die Keller geflüchtet, eine fürchterliche Panik drohe.

Erneute Meldung zum König: das Volk werfe sich gegen den Palast; ob die Gendarmerie vorgehen solle?

Da antwortete der König: »Ich werde mich dem Volke zeigen.«

Weit offen stand die Balkontür. Des Königs Stimme hallte in die Weite hinaus. Langsam und fremd glitt das Französisch über seine Zunge. Er stand kerzengerade, die Arme schlaff herabhängend, den Kopf etwas vornübergebeugt, fast unbeholfen, die hohe belgische Offiziersmütze in die Stirn gedrückt. Er trug Generalsuniform. Man hörte seine Worte zurückhallen durch die Zimmerflucht. Madame Langarde mußte die Türen bis zum Schlafgemach der Königin weit öffnen. Diese lag hellhorchend, mit auf der Brust gekrampften Händen, und begleitete jedes seiner Worte mit einem Stoßgebet. Er verstand keine Herzen zu bezwingen, dieser König, er hatte nicht das Lächeln und nicht die kalte Hoheit Leopolds II. Er mußte seine Königin zur Seite haben, um von seinem Volke geliebt zu werden.

Mut rief er seinem Volke zu, Mut und Ausdauer solle es in dieser schweren Zeit üben, nach dem Beispiel seines Königs mit großer Zuversicht und Ruhe den Ereignissen entgegensehen.

Still wurde es unter dem Balkon, tödlich still. Man wußte nicht, war es zum Guten oder Schlimmen.

Hinter dem König, in seinem Schatten, stand Churchill. »Der Einflüsterer!«, bemerkte die Fürstin Ligne zu dem Sekretär.

Wie der so dastand mit seinem glatten, bartlosen Gesicht, dem an den Schläfen etwas gebauschten Haar und dem scheinheilig auf die Schulter geneigten Kopf, glich er einem frommen Reverend. Aber noch am Morgen hatte man ihn auf der Werft im Sportanzug mit Jachtmütze, die lange Havanna rauchend, gesehen.

Da löste sich drunten die lauernde Stille. Das Gemurmel schwoll an, keine Begeisterung, keine Emphase, nur ein schwaches, unsicheres Wogen.

»Es lebe das unabhängige Belgien!« scholl über die Menge hin des Königs Stimme.

An diesem Ruf sprang die Zuversicht des Volkes wieder auf. »Es lebe das unabhängige Belgien!« kam der Ruf zurück.

Der König trat vom Balkon zurück, jeder Nerv an ihm gespannt. Die Rufe der Menge von dort drunten fielen wie Geißelstreiche auf ihn. In Brüssel hatte er gesprochen: »Wir siegen!« In Antwerpen sprach er: »Wir siegen!« Wo wird er das drittemal zu seinem Volke sprechen? Es wurden blutige Leidensstationen für ihn, diese Verkündigungen: Wir siegen!

Er ging auf Churchill zu, während eine heftige Röte in seinem Gesicht glühte. Kurz und erregt fragte er den Minister: »Welche Versicherungen können Sie geben, Mylord?«

»Ich verspreche Euer Majestät wiederholt und feierlichst, daß die Verbündeten Antwerpen halten werden.«

Indessen hatte der Ministerpräsident den französischen Gesandten erspäht. Er ging auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. »Sie haben gehört, was Churchill sagt.«

»Jawohl, und er spricht auch aus dem Herzen der französischen Nation, die voller Bewunderung für Belgiens Heroismus ist. Belgien ist vor keinem Opfer zurückgeschreckt.«

»Und wir bereuen unser Verhalten nicht, wieviel Blut auch schon geflossen sein mag. Wir Belgier hoffen, daß die Alliierten einen unlöslichen Block gegen den Preußengeist, der auch andern Staaten, wie Sachsen und Bayern, aufgezwungen wird, bilden werden.«

»Preußens Demütigung — darin sind wir alle einig.«

Der Ministerpräsident wurde lebhaft, er wurde sogar höchst erregt. »Preußens Landgebiet muß auf das Maß beschränkt werden, das es vor Bismarcks Zeit hatte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist die einzige Garantie für die Zukunft.«

»Wie steht's mit dem König?«

»Wir alle hegen die höchste Bewunderung für ihn. Es fiel ihm anfangs nicht leicht, die Entscheidung zu treffen. Dann aber hat er die getroffen, die allein seiner Person und der geschichtlichen Ehre unsers Landes würdig ist.«

Zwei Ingenieure tauchten auf und verlangten unverzüglich den Kriegsminister zu sprechen. Sie waren bei der Regierung gewesen und hatten stundenlang dort gewartet. Der Kriegsminister verschwand mit ihnen in der königlichen Kanzlei. Sie öffneten ihre Mappen, um eine Reihe von Zeichnungen, deutsche Flugzeugtypen, und dabei gleich auch eine Anleitung zu deren zweckmäßiger Beschießung vorzulegen.

»Sofort an die Kaimauern anzuheften! Die Bekanntmachung ist den Mannschaften vorzulesen und zu erklären.«

Da — ein donnerartiges Getöse. Wo kommt das her? Aus der Richtung von Hoboken? Die Grundmauern des Schlosses bebten. Die Menge, die vom Königsschloß wegzog, stob auseinander, stürzte in die Häuser, in die Keller. Todleer waren auf einmal die Straßen, nur noch die Bürgerwehr wagte sich vereinzelt hervor. — Ruhe! Es sind keine Granaten, es ist nur eine Explosion von den Petroleumtanks her, die in Brand geschossen sind. Schlagen deutsche Granaten dort ein? — Ei was, nein! Die Engländer haben die Tanks in Brand geschossen. Den Teufel auch! Die Engländer sollen anderswohin schießen, auf die Deutschen sollen sie schießen!

Auf das Fort De la tête de Flandre zu ratterten in endloser Reihe die Eselskärrchen mit Lebensmitteln für die Truppen. Zwei belgische Offiziere sprengten nebenher.

»Ah, Jehotté,« fluchte der eine zum andern hinüber, »was dieser englische Bauch alles verschlingt! Sie scheinen nur für ihre Küche zu leben. Zum Totschießen sind *wir* eben gut genug. Sie sind die Herren von Antwerpen. Wir genießen nur noch ein höflich gebotenes Gastrecht. Und das in unserm eignen Lande! Zum Lachen, wenn's nicht so erbärmlich traurig wär'.«

Jehotté zappelte empört auf seinem Gaul. »Sie stecken mich noch mit Ihrem Pessimismus an, Pont-Neuve. Ich verbitt' mir das! Ich kann keine Pistole mehr in die Hand nehmen, ich falle flach wie ein Frosch hin, wenn ich an den Engländern verzweifeln muß. Ganz abgeschmackt sind Sie, Pont-Neuve. Parole d'honneur! Sie haben das Volk jubeln hören beim Einzuge der Engländer. Sie hören und lesen die festen Versicherungen unsrer Staatsmänner. Sie sind der einzige, der sieht und hört und nicht glaubt.«

Marcel ließ die Zügel locker, sein Kopf sank auf die Brust. »Es ist *noch* einer — der König ...«

In heißem Erschrecken rief Jehotté: »Malheureux!«

Dumpf und verbittert sprach Marcel vor sich hin, während es in dem erdfarbenen Gesicht riß und zuckte: »Ja, ich bin ein Unglücklicher. Wir alle sind Unglückliche. Wir sind in einem Blutrausch und lassen uns von Schmach zu Schmach weiterstoßen. Der König steht an der Spitze einer Horde von Tollhäuslern. Morituri te salutant! Es ist kein erhabenes Schauspiel mehr, es ist ein lächerliches. Ein Satyrspiel. Und der König weiß es.« Er röchelte es durch die zusammengebissenen Zähne: »Der König weiß es ...«

In Jehottés fiebernden Jünglingsaugen flackerte es unstet: »Wenn der König es weiß, dann —«

»Er kann nicht.«

»Morbleu! Pont-Neuve schmäht unsern tapferen König!«

»Eh bien donc — er darf nicht!«

»Meinen Degen auf diese feigen Worte!«

»Er darf nicht!«

Da griff Jehotté seinem Pferde in den Zügel, um davonzusprengen und diese Erbärmlichkeit nicht mehr anhören zu brauchen. Sein Blick lag zürnend auf dem Freunde. Nein, der da war wahrhaftig ein Unglücklicher, ein Verzweifelter, vielleicht nur ein Kranker. Oder — was wußte er? Der sprach's nun vor sich hin, als kümmere er sich wenig darum, ob Jehotté zuhöre.

»Ich habe im Kabinett des Ministerpräsidenten gesessen, ich war im Königsschloß, ich war der unbeachtete Zuschauer bei einer weltgeschichtlichen Komödie, der blinde Passagier auf dem hintreibenden Wrack Belgien. Jehotté! Es ist kein Beispiel in der Menschengeschichte, das dieser Komödie gleicht. Ein Königsdrama der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brutalsten Lächerlichkeit. Mit dem Unterschiede, daß Souffleur und Statisten die Hauptrolle spielen. Diable! Diese bartlosen, mit Werg ausgestopften Statisten, die ich da an den Königswänden herumstehen sah! Sie schwatzen uns in eine sentimentale Überzeugung hinein. In ein Wahnsinnsdelirium nationaler Tapferkeit, eine Hirnwut verzweifelter Begeisterung. Wir dürfen nicht aus dem Blutrausch erwachen, wir müssen dem Heere Albions vorangetrieben werden. Als ich das erkennen mußte, als ich sah, daß meine wahnsinnige Vaterlandsliebe nur ein rollender Würfel in der kalten Krämerhand war, daß selbst der König, unser tapferer König, doch nur von dieser kalten Hand im Nacken dirigiert wird, daß vielleicht auch er wie ich, sein geringster Offizier, schon zu dieser Erkenntnis gekommen ist und nicht mehr zurück kann — Jehotté, da ist das über mich gekommen, was Sie heute an mir sehen. Eine Leiche bin ich, die nur noch automatisch fortbewegt wird.«

Er brach jäh ab. Da hörte er Jehotté fremd wie von weither sagen: »Als Sie das erkannt hatten, durften Sie nicht mehr die Ehre haben, des Königs Offizier zu sein.«

»Ja. Die Pistole hatte ich schon an die Schläfe gesetzt. Wenn Sie glauben, daß ich aus Feigheit zögerte, würde ich Sie auf der Stelle niederschießen. — Ich dachte an meine Frau ...«

In diesem Augenblick ritten sie in die Drahtverhaue des Forts ein. In dem fahlen Dunst des Regentages ragten die Festungsmauern auf, vor denen die ersten englischen Vorposten standen.

Jehotté mußte aufmerksam hinhorchen, um zu verstehen, was Pont-Neuve noch sprach: »Durch Sie hat Baronin mir sagen lassen: Er soll tapfer sein!« Er reckte sich im Sattel auf. »Baronin soll keinen Grund zur Klage haben.«

»Mein armer Freund! Der einzige Mensch, der Ihnen jetzt helfen könnte, ist die Baronin.«

Nur leise fielen die Worte in den lauten Hufschlag: »Ja, ich habe Sehnsucht nach ihr.«

»Wenn sie kann, wird sie Ihrem Wunsche nachgekommen sein.«

»Es war kein Wunsch, Jehotté, ich habe es ihr befohlen, nach Ostende zu reisen und dort in unsrer Strandvilla Wohnung zu nehmen, bis es mir möglich sein würde, zu ihr zu eilen. Wenn das Schlimmste kommt, Jehotté, das Schlimmste, dann soll sie mit der Fürstin Ligne nach England hinüber.«

»Ich hoffe, die Sicherheit der Baronin ist auch in den okkupierten Gebieten gewährleistet.«

In Marcels schlaffem Gesicht flammte es jäh auf: »Im eroberten Belgien hat Baronin de Pont-Neuve nichts mehr zu suchen. Ihr Platz ist im streitenden Belgien.«

Das war nicht nur mehr patriotischer Zorn, das war quälende, eifersüchtige Wut. Armer Freund! Von so viel Wunden zerrissen! Er ist zerrüttet — pah, man braucht einem Kranken nicht zu glauben. Man muß sich schütteln, um diesen Pessimismus nicht mit sich zu schleppen. Belgien ist noch der junge Löwe, der seine Pranken dem teutonischen Heer entgegenstreckt. Mit dem letzten Tropfen belgischen Blutes soll der letzte Germane hinsinken!

Immer noch wälzten sich Scharen von Flüchtlingen auf Antwerpen zu. — Was erzählen sie da? Die Deutschen hätten die Nethe überschritten? Ah, par exemple! Sehr gut gedacht. Überschreitung wiederholt abgewiesen, melden noch die Mittagausgaben der Zeitungen. — Was will dort der englische Offizier? Eine wegkundige Stafette gesucht? Der Nachschub des britischen Hilfskorps soll schleunigst mit den schweren Schiffskanonen nachrücken.

Marcel erbot sich. Das kam ihm eben recht, so ein wilder Ritt, der seine erschlafften Nerven aufpeitschte. Er hieb dem Pferde die Sporen in die Weichen, es flog dahin, schien kaum noch den Boden zu berühren. Die Stadt war ruhig, die Straßen waren leer, nur die Cafés überfüllt. An der Kommandantur ging es vorüber. Ein Militärauto ums andre fuhr an, zwölf Wagen standen in langer Kette. Die Leute, die neugierig stehenbleiben wollten, wurden von der Wache zum Weitergehen aufgefordert. Hinter den Kulissen ging etwas vor, etwas Besonderes; das Volk freilich sah nur das schöne glatte Spiel.

Aber im Vorbeigehen gewahrten die Leute doch noch, daß der Stadtkommandant in ein Auto stieg und sausend davonfuhr.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einige sagten mit Gewißheit: zum Königsschloß.

Der Vorsteher der Königlichen Kanzlei hatte Befehl, den Kommandanten sofort zum König vorzulassen. Ebenso der Offizier der Hauswache. Dann erschien noch der Kommandant der englischen Entsatzarmee. Im Zivilkabinett gab es eine erregte Auseinandersetzung.

»Nichts von Übergabe!« rief die Stimme des Engländers. »Kampf bis zum äußersten!«

Und der König zum Stadtkommandanten: »Können Sie die Verantwortung übernehmen?«

»Die volle Verantwortung, Sire. Man lasse es auf die Beschießung der Stadt ankommen.«

»Gut. So geschehe es. Was werden diese Barbaren in ihrer entfesselten Wut noch beginnen!«

Die Tür des Kabinetts öffnete sich, die beiden Kommandanten schritten eiligst davon. Drunten am Portal trennten sie sich. Der Engländer schüttelte dem Bundesbruder die Hand: »Sie werden die Bevölkerung auf die Beschießung vorbereiten müssen.«

Der Stadtkommandant zog die Uhr. »Die vierte Nachmittagsstunde. Die Beschießung ist auf diese Nacht angesagt. Also Zeit genug, um eine ganze Mobilmachung vorzubereiten.«

In den Straßen wurde es lebendig. Ein Freudenruf erscholl: »Es kommen noch Engländer!«

Man drängte zum Zuckerstieg. In breiter, blanker Fläche lag die Schelde vor dem zusammenströmenden Volk. Hoch die Engländer! Es war die hinausgeschriene Beklemmung, der letzte Hoffnungsschrei nach den Rettern. Hoch! Hoch die Engländer! Blumen her für die Engländer!

Schiffskanonen schweren Kalibers ratterten durch die Straßen. Die Menge kletterte zu den Fahrern auf den Sitz, schwenkte die Tücher, fuchtelte mit den Armen und brach in fieberhaftes Lachen aus.

»Zurück da!« herrschte ein belgischer Offizier sie an, ein Reiter, der mitten in die anstürmende Menge hineinsprengte. Was ist das für einer? Ein Bleicher, ein Düsterer. Was sagt er? Des Königs Heer rette Belgien? Nicht mit englischem Blute werde die Freiheit Belgiens erkauft?

»Englands Kanonen retten uns!« schrie es ihm entgegen. Da — Stille, plötzliche Totenstille. War das — nein, still doch, still! Kanonendonner — so nahe — so entsetzlich nahe. In den Stapelhäusern zersprangen die Fensterscheiben, und es schien — nein, es war deutlich fühlbar, wie der Boden unter den Füßen bebte. — Allmächtiger! Was riefen sie da von den Staden herüber? Man sähe Feuerschein? So nahe, so entsetzlich nahe?

Hin strömte es nach den Scheldestaden, Schulter an Schulter gedrängt, ein unübersehbares Gewimmel. Man sah ganz deutlich den Widerschein der Feuersglut. War die Artillerie der Deutschen schon so nahe, so entsetzlich nahe?

Die Volksmassen stürmten nach der Stadt zurück. Die Abendschatten krochen durch die verdüsterte Luft heran. Acht Uhr schlug's von den Türmen. Sssssüüüüh ... pfiff es durch die Luft. — Ruhe! Ruhe! Es sind belgische Granaten, die in das feindliche Lager fliegen. Aber da platzte es schon mitten in die Ringstraße hinein, wühlte sich in das Pflaster, Steine wirbelten auf, betäubt fielen die Leute um, während andre schreiend davonliefen.

Durch die Straßen kam schwer, still und niedergeschmettert ein Trupp Bürgerwehr. Was will die Bürgerwehr? Sie soll ihre Waffen abliefern. Die Beschießung der Stadt ist angesagt.

Kein Wutschrei, kein Lärm. Nur Flucht, schluchzende, wimmernde Flucht. Am Königspalast surren Autos an. In wilder Angst drängt das Volk herzu. Koffer werden aus dem Portal geschleppt. Eine heimliche, geräuschlose Eile. Gott im Himmel! Flüchtet der König?!

Bürgermeister De Vos erscheint und beruhigt das Volk. Der Palast sei von Geschossen bedroht. Die königliche Familie siedle nach einem Hotel am Groenplaats über. »Die Stadt wird aushalten bis zum letzten.«

Eine Nacht in grausigen Schrecken. Ein Tag in wahnsinniger Angst. Flucht! Flucht in den Straßen. Unter einer Toreinfahrt zusammengeknäuelte Flüchtlinge erzählten, daß von Deurne und Berchem her die Bevölkerung in wüster Flucht angezogen käme, aber an den Toren Antwerpens nicht eingelassen, sondern nach Holland abgeschoben würde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lieber Gott, sie müssen doch aus der Toreinfahrt heraus, fort, fort zu einem Bahnhof hin. Der Südbahnhof lodert in mitternächtigem Brand. Fort nach der Schelde hin! Dunkel die Straßen. Die Läden geschlossen. Sie schleichen an den Häusern vorüber, ducken sich, wenn's über ihnen dahinheult, werfen sich platt zu Boden und kriechen so weiter. Feuerkugeln zischen durch die Finsternis, Verwundete kreischen auf. Und ein Klang kommt durch die rabenschwarze dampfende Luft wie von geborstenen Glocken.

Zurück! Nicht zum Zentralbahnhof. Granaten schlagen dort ein. Der königliche Extrazug ist schon von ihnen zertrümmert worden. Nun sitzt auch er fest, der König. Auch er betrog uns! Jetzt soll er bleiben und die Leiden seines Volkes miterleben!

Platz da! Ein Kraftwagen bohrt sich durch das Dunkel. Krach! Keine zweihundert Meter von ihm schießt das Feuer in die Erde. Der Wagen rutscht gegen die Häuser. Platz da! Tohoot! Tohoot! Vorüber saust das Auto. Habt ihr gesehen? Im Widerschein des Granatfeuers — der König und die Königin. Sie flüchten!

»Der König flüchtet!«

Die Verzweiflungsschreie gellen in die schauerlichen Pfiffe der Granaten. Er verläßt sein Volk! Er überläßt die Stadt am Meer dem Untergang! Lüge! Betrug! Verrat! Rache den Engländern!

Ein Mann schlägt sich mit Fäusten Bahn. Auf dem Rücken trägt er einen Sack, in dem das Geld rasselt. Es ist die Kasse des Antwerpener Hauptbahnhofs, die er nicht mehr in den geschlossenen Banken unterbringen konnte. »Laßt mich durch, laßt mich durch!« ruft er.

Die Menge gerät zwischen Wagen, Karren, Autos und scheugewordene Pferde. Die Kutscher peitschen ihre Gäule. Menschen werden niedergetrampelt. Scharen von Flüchtenden quellen aus allen Straßen, aus allen Winkeln hervor. Und noch recken sie aus den Fenstern hoch unterm Dach die Arme: die Kranken, die nicht fortkönnen. Erbarmt euch! Aber keiner hört sie, keiner sieht sie, jeder denkt nur an sich. Eine Schar laut betender Nonnen, die schon einen fünfstündigen Marsch hinter sich haben, zieht eine Handkarre mit ihrer Habe. Hinter ihnen die Eselskarre schwankt mit der schwindsüchtigen Frau, deren Husten in das Getöse bellt. Zwischendurch drängt sich eine Schubkarre. Sie stürzt um in dem Gewühl. Da sieht man, daß nur ein Sack mit einem Kaninchen darin war. Daneben steht eine Bauersfrau, die krampfhaft einen geborstenen Kochtopf in der Hand hält. Herr im Himmel! Sie sind alle verrückt, sie sind alle Tollhäusler, sie grölen, weinen, beten und fluchen in einem Atem.

Die Ponte an der Schelde ist überfüllt, eben gleitet sie zum andern Ufer hinüber, während rechts und links Granaten ins Wasser klatschen. An der militärischen Schiffbrücke stauen sich Munitionswagen und Privatfuhrwerke.

Die letzten Züge donnern davon. Fürstin Ligne mit dem Gesandtschaftspersonal fährt über Holländisch-Zeeland nach Ostende ab. Der französische Konsul mit dem gesamten Konsulatsarchiv wählt den Weg über die holländische Grenze nach Rosendaal.

Durch die Kayser Lei rasselt ein Marinegeschütz, daß die Funken aus den Rädern stieben. Hinter ihm folgen Soldaten aller Waffengattungen. Eine Abteilung von zwanzig Mann Engländern in schärfstem Marsch keucht ihnen entgegen. Stopp! — Sie hören nicht und rasen weiter. — Stopp! Die britischen Gewehre starren ihnen entgegen.

»Etez-vous fou?«

»Zurück und weiterkämpfen!«

»Wahnsinn! Die äußeren Forts sind gefallen.«

»Kämpfen, bis kein Fort und kein Haus mehr steht!«

»Oho! Wer befiehlt das?«

»England!«

Schüsse aus zwanzig Gewehren krachen über ihre Köpfe weg. Wenn sie noch zögern, sitzen diese zwanzig Schüsse in zwanzig belgischen Herzen. Zurück denn in Gottes Namen!

Im inneren Fortgürtel tobt die Hölle. Die Heeresmassen schwanken im Feuerschein — eine tosende Schlacht in der purpurnen Finsternis. Ein Fort um das andre soll in die Luft fliegen. Im frenetischen Zerstörungswahn rasen die englischen Regimenter. Eben sind sie dabei, die Holzlager in Brand zu stecken.

»Halte-là!« Ein belgischer Offizier sprengt den anstürmenden Regimentern entgegen. »Warum die Holzlager?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Der Feind soll sich keine Brücken bauen!«

»Diable! Ich denke, ihr wollt uns den Feind bezwingen!«

»Wer ist dieser Offizier da?« Ein englischer Major sprengte an.

»Ich habe die Ehre, kein Engländer zu sein!«

»Dann ist Ihnen wohl Ihr Degen zu schwer, mein Herr. Nehmt ihm den Degen!«

»Er ist der Neffe des belgischen Ministerpräsidenten!« schrie ihn Jehotté an.

»Und wär' es der König selbst — wir dulden keinen Widerspruch!«

»Haha! Wir? Wer regiert hier?«

»England!«

Da sah man Marcel de Pont-Neuve in wildem Ritt davonjagen, mitten durch die englischen Reihen, die Pistole in der vorgestreckten Hand, blind und toll nach rechts und links schießend. Ihm nach setzten etwa zehn belgische Mann mit dem Mute der Verzweiflung; um die übrigen schloß sich die englische Kette.

Zehn Mann und ein belgischer Offizier stoben in rasender Flucht durch die brennende Stadt. Zehn Mann und ein belgischer Offizier entflohen der englischen Gewalt. Von dem tapferen, todesmutigen belgischen Heere zehn Mann und ein Offizier, die frei bleiben wollten und sterben. Die Regierung geflüchtet, vom König verlassen! Heer und Volk in der Hand der Engländer. Das betrogene Volk, das verratene Heer — man hat sie mit Siegesnachrichten gespeist und überläßt sie nun der Verzweiflung. England befiehlt! England regiert!

»Es lebe das unabhängige Belgien!« riefen noch hinter dem Führer die zehn Mann. Da lachte Marcel gellend auf. Seine Nerven tobten, die stieren Augen quollen hervor. Er ist hin, er bricht zusammen. Das ist der Wahnsinn! Es gibt kein freies Belgien mehr! Belgien hat umsonst geblutet! Rache an England!

Da — ein schauerliches Geheul durch die Nacht. Das ist nicht das Pfeifen der Geschosse, nicht das Huuuh der Granaten, nicht die klingende Luftwelle des Geschützdonners — das ist etwas Grausiges, Unheimliches, Nervenzerreißendes. Ein Soldat ruft: »Es kommt aus dem Zoologischen Garten her!«

Wenn eine Granate den Bau trifft, wenn die Käfige bersten!

Da stürmt's auch schon herein, zehn Mann und ein Offizier. Die Käfige auf! Die Raubtiere los!

Mit Eisenstangen schlugen die Wärter sie von den Käfigen weg. Da lag der Offizier am Boden und krümmte sich noch in wahnsinnigem Lachen in dem schmutzigen Militärmantel, starr der unheimliche Blick, das todblasse Gesicht greisenalt. Bis die Soldaten ihren Offizier aufnahmen und ihn mit sich schleppten in die grauenhafte Nacht.

Weit ins Land hinein lohten die Flammenzeichen. Die Stadt am Meer stand in Brand.

Müde schleppte sich der Rest des ausgehungerten, zerrütteten belgischen Heeres dahin — die letzte Fahne der Wallonen.

Bei St. Niklas kämpfte es noch den Todeskampf. Schritt um Schritt folgte der deutsche Siegeszug: Gent, Brügge. Die Regierung harrte in Ostende, das in Fahnenschmuck prangte. Pah, mochten die Deutschen Antwerpen in ihre Tasche stecken, Antwerpen ist nicht Belgien. Belgien ist, wo der König steht. Und ständ' er auf dem letzten Kirchturm seines Landes.

Der belgische Ministerpräsident sprach zum Volke: »Die Einnahme Antwerpens ist die Eroberung eines leeren Mantels gewesen. Der Körper, die Armee, war schon heraus.«

Am Strande standen mit gespreizten Beinen die britischen Offiziere. Das Volk drängte zu ihnen. Sie lächelten überlegen herab auf die Verängstigten. »Nicht Antwerpen — Ostende ist das Hauptbollwerk, das man dem Feinde entgegensetzen wird. Wir werden hier Geschütze aufstellen von niegeahnter Wirkung. Wir haben jetzt die Deutschen, wo wir sie haben wollten. Ein Wink über den Ozean, und wir können Europa mit Kriegsheeren überschütten. Die Kolonialtruppen sind im Anmarsch. In Calais werden Kanadier landen, in Orleans die Hindus — es ist alles all right.«

Am Majesticehotel stand Jehotté mit einem Korporal zusammen. Aus tiefen Augenhöhlen fieberten seine Blicke. »Eh, Korporal, soll man ihm das Maul dreschen oder ihm glauben?«

»Ich bin fürs Mauldreschen, mon capitaine.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Korporal, ich glaube ihm. Diesmal werden sie richtig rechnen, die Engländer. Ihr Zweck ist: durch die farbigen Völker die Deutschen zu demoralisieren.« Er schwenkte sein Käppi zu den Engländern hinüber. »All right! Man vergiftet ja auch Ratten.«

Mit diesen Worten eilte er in die Dünen hinein. Eine Viertelstunde Weges, und das Haus »Enfant Jesus« tauchte zwischen den Sandhügeln auf.

Armer Marcel! Da lag er nun in der Pont-Neuveschen Strandvilla und heilte seinen Nervenchok. Ins Lazarett wollte man ihn geben, doch dagegen wehrte er sich; aus der Front wollte er nicht. Kämpfen wollte er, bis sie hinsank, die letzte Fahne der Wallonen.

Als er hier mit seinem Burschen einzog, fanden sie alle Türen der Strandvilla offen und auf dem Spiegelsims des Korridors eine Karte von Yvonne mit flüchtig hingekritzelten Worten: »Ich durfte hier nicht bleiben und bin mit Fürstin Ligne einstweilen auf holländisches Gebiet gegangen. Nach England werde ich einstweilen nicht hinüberfahren. Ich bleibe in Belgien! Ich bete und hoffe. Yvonne.«

Darüber dachte er nach, während er auf der Chaiselongue lag, den starren Blick nachdenklich zur Decke gerichtet. Ein unheimliches Feuer sprühte aus seinen schwarzen Pupillen, der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn. Aber er war doch ruhig. Sie war in diesem Hause gewesen, ihr Duft hing noch in dem Raume. Er hatte große Sehnsucht nach ihr.

Hinter ihm am Fenster saß sein Bursche und nähte mit groben Fingern an der Montur. Er sprach mit sich selbst, da sein capitaine kein Wort hören wollte.

Dann rief ihm aber plötzlich der Herr zu: »Du darfst schon laut fluchen, Marait.«

Da fluchte Marait laut, riß den Faden lang und murrte: »Wenn ich bedenke, daß wir jetzt allesamt friedlich zu Hause säßen, wenn wir die verfluchten Deutschen ruhig durchs Land hätten ziehen lassen — tonnerre!«

Der Faden riß. Sein capitaine lag stumm. Da riskierte er einen zweiten Fluch: »Wenn ich bedenke, daß wir jetzt für alle andern büßen — sacredieu!« Er klatschte auf die Montur, daß der Staub aufflatterte.

»Marait,« antwortete da Marcel nach längerem Schweigen, »wenn wir weiterziehen müssen, dann wirst du hier an dies Haus eine weiße Fahne hissen. Ich möchte, daß man es verschont ... Denn — wenn der Krieg zu Ende ist, möchte ich mit meiner kleinen Frau hier noch glückliche Tage leben.«

Da warf der Luftzug vom Meere her die Tür auf, und Jehotté trat ein. Dumpf schwoll das ferne Murren des Meeres herein. Dazwischen vernahm man laute Stimmen, Pfiffe und Fetzen einer vom Winde zerrissenen Soldatenmelodie.

»Hörst du ihre Freude?« rief Jehotté. »Englische Schiffe sind in Sicht, werden hunderttausend Mann landen! Ah, und dann Revanche für Antwerpen! Unsre Brüsseler Freunde sind benachrichtigt, daß sie den Einzug des Königspaars vorbereiten.«

Draußen dröhnte eine laute Stimme den Tagesbefehl an die Truppen.

»Öffnet das Fenster!« rief Marcel und richtete sich hoch, aufgepeitscht wie das verwundete Schlachtroß, das sich noch zum Appell heranschleppt.

Durch das geöffnete Fenster drangen abgerissene Worte des Tagesbefehls: »— und so hat der Feind geglaubt, das belgische Heer in Antwerpen zu vernichten, aber ein geordneter, würdiger Rückzug hat diesen Plan vereitelt, und mit verdoppelter Kraft ... Heer nun bereit, für ... gerechte Sache weiter ... kämpfen ... Regierung sieht sich nun veranlaßt, einstweilen ... Sitz nach Le Havre zu verle— ... Diese zeitweilige Prüfung aber wird zu späterer glorreicher Revanche führen ... Es — lebe — das — unabhängige Belgien ...!«

Da donnerte das Meer in fernem finsterem Drohen, als brause sie schon heran, die deutsche graue Woge mit vernichtender Gewalt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Mode

Von Gertrud Hermes

Wenn wir uns heute berufen glauben, das Erbe von Paris und London in der Führung der Kleidermode anzutreten, so ist es wohl geboten, Rückschau und Umschau zu halten, damit wir uns darüber klar werden, was andre vor uns geleistet haben, und was wir leisten können und wollen.

Es ist bekannt, daß im Zeitalter Ludwigs XIV. das französische Kleid seinen Siegeszug durch Europa antrat. Allem Widerstand deutscher Nationalökonomen ungeachtet, aller Feindschaft der Häuser Habsburg und Bourbon zum Trotz mußte selbst Wien, das ehrwürdig altkonservative, ihm seine Tore öffnen. Und nicht nur das französische Kleid, sondern zugleich auch jener schnelle Wechsel des Geschmacks, den wir als Mode bezeichnen, ward das geistige Eigentum der gesamten gebildeten Welt. Hatten niederdeutsche Zunftrollen noch im 15. und 16. Jahrhundert von dem Gesellen als Meisterstück verlangt: ein Manns- und Frauenskleid »nach alter Gewohnheit«, so hieß seit Ende des 17. Jahrhunderts der Zusatz: »allezeit nach der Mode«, wie denn auch das Wort Mode damals in den deutschen Sprachgebrauch überging. Jenes Haschen nach Neuheit, nach Abwechslung, jene Sucht, zu überraschen, zu verblüffen, hatte dem sachlichen Ernst deutschen Wesens ferner gelegen und wurde ihm erst unter der Herrschaft französischen Geistes eingeimpft.

Fragen wir nach den inneren Gründen, aus denen Paris damals der beherrschende Mittelpunkt der Mode wurde, so kam in dem Sieg des französischen Geschmacks zweifellos in erster Linie die zwingende Gewalt einer überragenden, in sich geschlossenen Kultur zum Ausdruck. Von jeher sind die kleineren Geister bestrebt gewesen, sich zu räuspern und zu spucken wie der Held, den sie bewunderten; von jeher hat die geistige und politische Überlegenheit eines Volkes die übrigen Völker zu Trabanten auch seines Geschmacks gemacht. Aber es war doch mehr als nur ein Ausfluß der allgemeinen geistigen Vorherrschaft Frankreichs, wenn die französische Mode im Zeitalter Ludwigs XIV. sich die Welt eroberte. Behauptete sie doch das Feld auch, als der Stern des großen Königs längst erloschen war, dank ihrer inneren Überlegenheit. Die Schöpfungen des französischen Geschmacks waren der lebensvolle Ausdruck ureigensten französischen Wesens. Sie verkörperten das instinktive Bestreben des Franzosen, all seine Lebensäußerungen mit Grazie und Liebenswürdigkeit zu durchdringen: mit Anmut zu lieben, mit Anmut Reichtum zu genießen, mit Anmut Macht zu entfalten, mit Anmut dem herbsten Geschick zu erliegen. Das war der große Zauber Ludwigs XIV. und seines Hofes, daß höchste Machtentfaltung Hand in Hand ging mit bestrickender Grazie. Und in reicher schöpferischer Kraft verstand die aristokratische Welt seines Hofes, gestützt auf eine fortgeschrittene Textilindustrie und ein hochentwickeltes Schneiderhandwerk, dieses innerste Wesen ihres Volkes und ihres Königs in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen. Ihre Modeschöpfungen gehörten in den Bereich der »Ausdruckskunst«, einer Kunst, die es versteht, den tausend Dingen der täglichen Umgebung, des täglichen Gebrauchs persönliches Gepräge zu verleihen. Darum blieb die französische Mode auch, als der Rahmen zerbröckelte, der sie hielt. Das Frankreich des 18. Jahrhunderts war nicht mehr das Zentrum der europäischen Politik; an die Stelle eines machtvollen Herrschers trat eine frivole Aristokratie, unter deren Händen das Prestige Frankreichs zerrann. Aber das schöpferische Können auf dem Gebiete der Ausdruckskunst betätigte sich auch jetzt. Gibt es eine bessere Verkörperung erlesenen Geschmacks, frivoler Leichtfertigkeit, aristokratischer Zerbrechlichkeit, genialer Auflösung alles Herben, Harten, Kraftvollen in anmutsvolle Spielformen als die Bauten, Möbel und Trachten des Rokokos?

Doch die Überspannung des Zierlich-Tändelnden trug der französischen Führung auf dem Gebiete der Mode ihre erste schwere Niederlage ein. Als in der Französischen Revolution die Welt des Rokokos jäh versank und Paris statt neuer Modeschöpfungen ein blutiges Drama nach dem andern erlebte, ging die Führung der Herrenmode an England über, das äußerste Sachlichkeit an die Stelle der äußersten Unsachlichkeit setzte. In der Gestaltung der Frauenkleidung aber behauptete Paris die Führung, und wiederum gelang es ihm, für die geistige Eigenart eines Zeitalters den prägnanten Ausdruck zu finden. Die Tracht des Empire verkörpert den klassizistischen Geschmack jener Tage. Was ernste deutsche Gelehrte, ringende, suchende Künstlerseelen als den heiligsten Inhalt ihres Lebens empfanden, machte französische Schneiderkunst zum zierlichen Spiel des Salons; mit wallenden Gewändern und wehenden Schleiern ahmte die vornehme Frauenwelt die Göttinnen des Olymps nach.

Der Aufstieg des Bürgertums war das Ergebnis aller Wirren der Revolution und der Restauration; der Bürgerkönig Louis Philippe mit dem Regenschirm unter dem Arm wurde ein Zeitideal. Und noch einmal betätigte Paris seine Fähigkeit, den geistigen Gehalt einer Zeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zehnte ist für wichtige Zweige der Textilindustrie, insbesondere für die Wollwarenindustrie, zum Stillstand gekommen. Denn im Laufe der letzten zwanzig Jahre ist Deutschland eine der teuersten Werkstätten der Welt geworden; nach der übereinstimmenden Meinung aller Sachverständigen arbeitet unsre deutsche Textilindustrie unter sonst gleichen Bedingungen teurer als die französische und englische. Darum werden die alten Wege der Ausfuhr von Jahr zu Jahr weniger gangbar. Teute Qualitätsware aber werden wir erst dann in größerem Umfang ausführen können, wenn sie auch auf dem heimischen Markt begehrt wird. Der heimische Markt verbraucht die große Masse unsrer Erzeugnisse; erstreckt sein Bedarf sich in erster Linie auf Ware mittlerer und geringer Qualität, so werden wir auch unsre Ausfuhr nicht über ein bescheidenes Niveau herausheben. So führt denn die Herrschaft der fremden Moden letzten Endes dahin, daß unsre größte und älteste Exportindustrie sich in ihrer Weltstellung bedroht sieht.

Der ungeheure Kampf, in dem wir stehen, hat uns mit einem Schlage auch auf dem Gebiete der Mode von einem Wust ererbter Vorurteile befreit. Alles ruft nach einer deutschen Mode. Aber scharf prallen die Ansichten aufeinander. Die einen wollen eine deutsche Mode von ausgesprochen deutscher Art; die andern schwören darauf, daß die Neuschöpfungen internationalen Charakter haben müssen. Viele wollen den Künstler das entscheidende Wort sprechen lassen, andre glauben die Techniker, wieder andre die Konsumenten dazu berufen. Um ein Urteil in diesen Fragen zu gewinnen, erinnern wir uns daran, daß die geschichtliche Betrachtung zwei Tatsachen ergab:

1. Die französische wie die englische Mode gewannen ihre Weltstellung durch große originale Schöpfungen, die, urwüchsig entstanden, die besondere Eigenart der beiden Völker zum Ausdruck brachten.

2. Gegenwärtig behaupten beide Völker ihre Stellung mit Hilfe der Tradition und einer hochentwickelten Technik, ohne neue Leistungen aufweisen zu können.

Beginnen wir mit dem letzteren. Kann der Deutsche die auf Tradition und Routine beruhende Bevormundung des Auslandes abschütteln? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten Voraussetzungen hierfür heute vorhanden sind. Zwar hat unsre Textilindustrie unter dem Bann der geschilderten Fremdherrschaft bisher nicht durchweg die Höhe der englischen und französischen Leistungen erreichen können. Aber ein Blick auf ihre Geschichte genügt, um alle Bedenken in dieser Hinsicht zu zerstreuen. In schnellem Wachstum, wie es nur von Nordamerika übertroffen wird, hat unsre deutsche Textilindustrie im Laufe des letzten Jahrhunderts quantitativ wie qualitativ sich staunenswert entwickelt. Vor hundert Jahren weit hinter den großen westeuropäischen Konkurrenten zurückstehend, ist sie ihnen heute technisch durchaus ebenbürtig. Gewiß wird es immer mancherlei Spezialitäten geben, die das Eigentum einzelner Völker sind. Englische Cheviots werden immer ihren Weltruf behalten, denn die Wolle, aus der sie hergestellt werden, ist englischen Ursprungs und steht daher in erster Linie der englischen Industrie zu Gebote. Brüsseler Spitzen werden als solche niemals von deutschen Leistungen erreicht werden, wir müßten uns denn auch die vielen Analphabeten zulegen, die von Kindesbeinen an ihre Finger für diese unsäglich feine Arbeit einüben. Solcher Beispiele ließen sich noch manche anführen. Doch sie beweisen nichts. Auf ein paar landestümlichen Spezialitäten baut sich die Überlegenheit einer großen Industrie nicht auf. Zudem können wir sie auch aufweisen. Damentuche aus Aachen und Düren genießen auf dem Weltmarkt den Ruf einer unerreichten Qualitätsware — freilich, welcher Deutsche hätte eine Ahnung davon? Feine durchbrochene seidene Chemnitzer Handschuhe, in sächsischen Dörfern und Kleinstädten auf komplizierten Handstühlen mühsam gewirkt, sind höchste Luxusartikel für englische und amerikanische Kaufhäuser.

Ähnlich stehen sich in den allgemeinen Produktionsbedingungen der konkurrierenden Länder Vorteile und Nachteile gegenüber. Englands Klima gestattet es, Baumwollgarne von äußerster Feinheit zu spinnen, wie wir sie nur bei sorgfältig abgewogener künstlicher Befeuchtung der Luft zuwege bringen. Die Eigenart seiner Luft und seines Wassers gibt gewissen Wollen einen Glanz und eine Weichheit, die wir ebenfalls nur schwer erzielen. Aber gegenüber solchen Vorteilen der englischen Produzenten haben wir doch auch Trümpfe in der Hand. Seit geraumer Zeit erzielen die englische und die französische Textilindustrie ihre besten Farbenwirkungen mit Hilfe deutscher Farbstoffe. Sollte diese Überflügelung der englischen und französischen Farbstoffindustrie nicht auch unsrer Textilindustrie überlegene Arbeitsmöglichkeiten an die Hand geben, zumal wenn erst einmal Qualitätswaren mit licht- und wasserechter Färbung zu größerer Bedeutung gelangen? Nicht einzelne derartige Vorzüge des einen oder andern Landes entscheiden über seine Konkurrenzfähigkeit, sondern die Gesamthöhe ihrer technischen Entwicklung und ihre Kraft weiteren Wachstums. Und gerade in diesem letzten Punkte berechtigt unsre deutsche Textilindustrie mit ihrer kühnen Initiative, ihrer genialen Anpassungsfähigkeit zu den schönsten Hoffnungen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das gleiche gilt von unsrer Bekleidungsindustrie. Bei außerordentlicher Spezialisierung und Größe der Unternehmungen hat sie ein Können entwickelt, das hinter dem von London und Paris nicht mehr zurücksteht. Und wo noch hier und dort manches fehlt, da wird zweifellos in Zukunft die Möglichkeit, für deutsche Luxusware auch Luxuspreise zu fordern, die Lücken ausfüllen helfen.

Auch jener Boden ist vorhanden, auf dem allein eine Mode geschaffen werden kann, die Weltstadt, die Weltstadt mit ihrem Käuferpublikum aus den Kreisen der Millionäre, mit ihren Hilfsindustrien, mit ihren Großhandelshäusern für alle notwendigen Materialien, ohne die eine Musterung im großen Stil nicht möglich ist, die Weltstadt endlich mit ihren tausendfachen Anregungen für alle diejenigen, die an der Schaffung der Mode beteiligt sind.

Aber haben wir auch jene feinsinnige Frauenwelt, jene männliche Aristokratie, ohne die eine Mode nicht geschaffen wird? Jahrzehnte hindurch haben wir an dem schlimmsten Parvenügeschmack gekrankt, der je unter Gottes Sonne sich breitgemacht hat. Sind die Spuren davon ganz ausgelöscht? Unsre Aristokratie mischt sich noch ein wenig unvermittelt aus Trägern alter aristokratischer Tradition und Inhabern neuen Reichtums. Wer aufmerksamen Auges die Kölner Werkbundausstellung durchwandert hat, wird kaum im Zweifel darüber sein, daß der sichere Instinkt des Engländers und des Franzosen für Form und Farbe, für Stil, d. h. für Einheitlichkeit des Ausdrucks, bei uns noch nicht zum Gemeingut auch nur derjenigen Kreise geworden ist, die mit Bewußtsein Ausdruckskunst suchen. Wieviel weniger ist er bei der großen Zahl derer vorhanden, die da glauben, in Geschmacksfragen tonangebend sein zu dürfen, weil sie in die Reihe der Millionäre eingerückt sind.

Doch das ist für die vorliegende Frage kaum entscheidend. Denn solange es sich nur darum handelt, englische und französische Routine durch deutsche Routine zu ersetzen, spricht doch der Industrielle und sein Stab technischer Hilfsarbeiter das entscheidende Wort. Und da es außer aller Frage ist, daß die deutsche Textilindustrie und die deutsche Bekleidungsindustrie den ausländischen Industrien in den wesentlichen Stücken gleichwertig sind, so ist zweifellos der Augenblick gekommen, um der vielhundertjährigen Vormundschaft des Auslandes ein Ende zu machen. Wir werden fortan selber darüber bestimmen, ob die Röcke ein wenig krauser gerafft werden sollen oder nicht, ob die Westen ein wenig tiefer ausgeschnitten oder ein wenig höher getragen werden sollen, ob Bulgarenfarben zur Verwendung kommen können oder nicht, und was dergleichen tiefsinnige Probleme mehr sind. Selbstverständlich werden wir in der Entscheidung über diese Fragen mit dem Ausland Fühlung suchen müssen, wir werden mit andern Worten eine *internationale Mode* machen müssen; ebenso selbstverständlich wird die Mitwirkung von Künstlern bei diesen Neuschöpfungen nur eine untergeordnete Rolle spielen können.

Man unterschätze nicht den Wert eines solchen Erfolges. Eine vielhundertjährige Tradition zu durchbrechen, ist immer eine große Leistung, zumal wenn sie so tief im Volke wurzelt wie die Abhängigkeit des Deutschen vom Auslande. Unter Schnee und Eis hat unser Können gefangen gelegen; nun endlich wird die Märzensonne scheinen, lösend, befreiend. Aber wird sie ein Wachstum zeitigen, das mehr ist als die flüchtigen, wesenlosen Schöpfungen der gegenwärtigen Auslandsmoden? Werden wir imstande sein, auch die andre, tiefere Aufgabe zu lösen und eine Kleidung zu schaffen, die Ausdruckskunst enthält?

Die erste Voraussetzung für eine Bejahung dieser Frage ist der Glaube an eine große weltgeschichtliche Sendung unsers Volkes. Nur wenn wir der Welt etwas zu sagen haben, wird sie auf unsre Lebensäußerungen achtgeben. Viele von uns haben bis vor kurzem an dieser Sendung gezweifelt; heute ist der Glaube an die weltüberwindende Kraft unsrer Eigenart für unser ganzes Volk der lichte Stern aus der Höhe, in dessen Gefolgschaft wir getrost durch Nacht und Graus wandern.

Doch unsre Zuversicht gründet sich nicht mehr nur auf den Herzensglauben an unser Volkstum. Wir haben Leistungen aufzuweisen als Zeugen eigenartigen deutschen Könnens auf Gebieten, die, dem Kleide verwandt, das besondere Feld für Ausdruckskunst sind. In großstädtischen Kaufhäusern, in Fabriken, in Bahnhöfen, in all den Bauten, die unserm Zeitalter eigentümlich sind, arbeiten wir nicht mehr nur mit erborgten Vorbildern aus vergangenen Kulturperioden, sondern haben neue Formen geschaffen, entsprechend dem Zweck jener Bauten, den Hilfsmitteln der modernen Technik und dem Geiste unsrer Zeit. In geschlossener herber Kraft wie der Engländer, aber nicht wie dieser in platter Nützlichkeit sich erschöpfend — wie der Franzose bestrebt, niemals die Grazien aus dem Tempel zu stoßen, aber doch in keuscher Sachlichkeit immer das Spiel dem Ernst unterordnend, so haben führende Geister das deutsche Wesen der Gegenwart in den besten jener Bauten zum Ausdruck gebracht.

Hand in Hand mit der Schaffung eines neuen Baustils ging die Betätigung deutscher Eigenart in alle dem, was wir unter dem Ausdruck Innenkunst zusammenfassen. Die Kölner Ausstellung hat den Beweis gebracht, daß das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weben und Werden einer neuen Zeit auch auf diesem Gebiete nicht mehr der phantastische Wahn einiger Schwärmer ist, sondern daß neues, eigenartiges Leben Gestalt gewinnen will. Noch ist es nicht, wie das englische und französische Kunstgewerbe, gefestigt und geklärt durch jahrhundertelange Tradition; noch gleicht es dem ungestümen Meer, bald köstliche Perlen, bald leeren Schaum ans Land werfend. Aber die geistige Abhängigkeit vom Auslande ist auch hier gebrochen. So beginnen denn auch diejenigen Zweige der Textilindustrie, deren Produkte zur Ausstattung unsrer Wohnungen dienen, von Paris und London sich zu lösen. In Teppichen und Möbelstoffen mustern wir nicht mehr, die Augen gespannt auf das Ausland geheftet, sondern neben dem überlieferten Kram — mag er auch sehr schön sein — beginnen deutsche Künstlermuster sich durchzusetzen. Überlegen, mitleidig wenden sich Engländer und Franzosen ab von dem lachenden Bunt der Farben, dem kecken Wurf der Zeichnung; wir Deutschen aber sehen ein Stück unsers innersten Wesens Form gewinnen. Und diese frohe, gestaltende Kraft sollte haltmachen vor unsrer Kleidung? Das sieghafte Volk von 1914/15 sollte nicht ein Kleid finden, das seiner Eigenart entspricht?!

Wie die Entwicklung ihren Lauf nehmen wird, vermögen wir heute natürlich nicht zu übersehen; ein paar allgemeine Richtlinien aber ergeben sich doch aus der Betrachtung von Vergangenheit und Gegenwart.

Der allgemeine Charakter des deutschen Kleides wird sich einfügen in die Eigenart der neudeutschen Schöpfungen auf dem Gebiete der angewandten Kunst und des Kunsthandwerks. Ernster und gehaltvoller als die Erzeugnisse des dekadenten französischen Geschmacks, phantasievoller als die des englischen, wird das deutsche Kleid deutscher Art entsprechen müssen. Vor allen Dingen werden wir dem ureigensten deutschen Wesen gemäß mit einem viel größeren Reichtum der Formen und Farben arbeiten als das Ausland. Wir tun das schon heute; sowohl die deutsche Textilindustrie als auch die deutsche Konfektion übertreffen durch ihre Vielseitigkeit alle ausländischen Konkurrenten. Und gerade in diesem Zeichen werden wir siegen, siegen vor allem dem Amerikaner gegenüber, der seit Jahren bestrebt ist, die kraftvolle Eigenart seiner Kultur durch eigne Moden zum Ausdruck zu bringen. Es wird ihm das auch gelingen, aber die einseitige angelsächsische Geistesrichtung auf das Nüchtern-Praktische wird auch sein Können einengen und auf die Schaffung weniger Typen beschränken.

Anders der Deutsche. Ist er einmal frei geworden, wagt er es erst, in seinen Modeschöpfungen sein Wesen zu verkörpern, so wird sein Individualismus sich auch hier betätigen. Er wird Aufgaben erkennen, an denen Engländer und Franzosen vorübergegangen sind. Es lag ein feiner Takt in der Gewohnheit unsrer Väter, das Arbeitskleid und das Festkleid zu unterscheiden. Wir haben ihn verloren. Der Frau fehlt das Arbeitskleid, dem Manne das Festkleid. Wie wenig wird ferner unsre heutige Kleidung den verschiedenen Altersklassen gerecht! Mag die alternde Französin nichts Besseres zu tun wissen, als das Schwinden ihrer Reize durch jugendliche Kleidung doppelt hervorzuheben. Wir Deutschen mit unsrer Verehrung alles Mütterlichen, mit unsrer innig-ehrfürchtigen Liebe zu der würdigen Matrone sollten doch imstande sein, ein Kleid zu schaffen, in dem Frauenwürde zum Ausdruck kommt.

Zu den verschiedenartigen Ansprüchen des Alters treten die verschiedenartigen Ansprüche der einzelnen Stände. Wir sind im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte eine demokratische Gesellschaft geworden. Aristokratische Standestrachten, wie die des Rokokos oder selbst noch die der Biedermeierzeit, kennen wir nicht mehr. Auf der andern Seite aber sind die Besitzunterschiede nicht aufgehoben. Die Folge davon ist, daß die Moden wie allenthalben zunächst für die vornehme Welt geschaffen werden, um dann in fliegender Eile proletarisiert zu werden; und da die unteren Klassen zu arm sind, um die kostbaren Stoffe, Zutaten und Arbeiten zu bezahlen, so greift man zur Imitation. Ein bodenloser Verderb des Geschmacks beherrscht daher vielfach den Mittelstand und die unteren Volksschichten. Aber wir hatten ihn auch auf andern Gebieten, und mit Erfolg beginnen wir ihm dort entgegenzutreten. Wir verzieren das Haus des schlichten Bürgers nicht mehr mit einem Wust von Prunk, als ob es ein Fürstenschloß sei. Eifrig sehen wir unsre Künstler bestrebt, Wohnung und Hausrat für den Bauer, den Kleinbürger, den Arbeiter in neudeutschem Künstlergeist zu bereiten. Auch für die Kleidung werden gleiche Bestrebungen einsetzen und Boden finden. Neben kostbarsten Kleidern werden wir auch wohlfeile Kleider mustern, nicht wie jetzt, indem wir mit Surrogaten eine Scheineleganz hervorzaubern, sondern indem wir, genau wie in den Arbeiter- und Bauernhäusern, für wohlfeile Stoffe die ihnen eignen Formen und Farben finden.

Auch die Stammesunterschiede im deutschen Volke werden sich geltend machen und durchsetzen. Je mehr die alten Volkstrachten verschwinden, um so dringender wird das Bedürfnis hervortreten, mit dem Geschmack der norddeutschen Großstadt nicht ganz Deutschland zu überschwemmen.

Damit streifen wir schon die weitere Frage: Wo wird die deutsche Mode gemacht werden?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist sicherlich eins der schwierigsten Probleme, vielleicht das schwierigste. Denn einerseits kann kein Zweifel sein, daß eine Mode nur auf dem Boden der Großstadt erwächst. Als solche kann aber nur Berlin in Frage kommen, nicht nur, weil es die einzige deutsche Weltstadt ist, sondern zugleich auch, weil es, zwar nicht in der Männerkleidung, wohl aber in der Frauenkleidung, die deutsche Produktion vollkommen beherrscht. Die Massenproduktion der Berliner Damenkonfektion deckt etwa neun Zehntel des gesamten deutschen Bedarfs an Massenware; ebenso herrscht die Berliner Modellproduktion auf dem deutschen Markt vor. Auch Wien, trotz seinen feinsinnigen Leistungen, kann sich mit Berlin nicht messen. Es fehlt seiner Industrie der weltstädtische Nährboden, es fehlt die großartige Entwicklung der Berliner Unternehmungen hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Spezialisierung, es fehlen die Hilfsindustrien, die riesigen Engroshäuser für Bedarfsartikel, vielleicht fehlt auch die geschickte kaufmännische Mache der Berliner Konfektion, die für den Erfolg einer Modeindustrie von großer Bedeutung ist. Auf der andern Seite hieße es unser deutsches Wesen in seinem innersten Kern verkennen, wollte man eine Zentralisierung da anstreben, wo es sich um Leistungen künstlerischer Art handelt. Ist es doch gerade die Quelle unsers künstlerischen Schaffens, daß unser geistiges Leben nicht, wie dasjenige Englands und Frankreichs, von einem geistigen Mittelpunkt beherrscht wird. Dresden, Weimar, München, Darmstadt, Düsseldorf, Berlin, sie alle arbeiten ein jedes in seinem Geiste, wenn auch im großen und ganzen in einer Richtung. Vielleicht, daß die Schwierigkeit sich löst, wie sie sich auch in der Möbelstoff- und Teppichweberei gelöst hat. Nord- und Mitteldeutschland beherrschen diese Industrie durchaus, gleichwohl hat München an der Schöpfung eines neudeutschen Stils in Teppichen und Möbelstoffen hervorragenden Anteil genommen. Der Münchner Künstler entwirft die Muster, die Webereien des Rheinlandes, Sachsens, Berlins und der Lausitz sorgen für die Ausführung. Auf diese Weise wird die künstlerische Initiative der einzelnen Persönlichkeit, des einzelnen Stammes mit den reichen Produktions- und Absatzmöglichkeiten der Großindustrie andrer deutscher Landschaften glücklich verbunden.

In der Herrenschneiderei liegen die Verhältnisse anders. Hier behaupten Frankfurt, München, Wien und andre Städte ihren Platz neben Berlin auch in der Herstellung vornehmer Luxusware.

Über die Frist, innerhalb deren sich eine so große Umwandlung wie die Verdeutschung unsrer Kleidung vollziehen kann, möge man sich keinen Illusionen hingeben. Eine große Zeit findet ihren Stil nicht von heute auf morgen; man erwarte daher nicht vom Jahre 1915 eine deutsche Mode in dem tieferen Sinne des Wortes. Wenn wir heuer nur die Befreiung vom Auslande wirklich durchsetzen, so ist alles erreicht, was der Augenblick uns bringen kann. Und zwar wird voraussichtlich die deutsche Herrenmode länger auf sich warten lassen als die deutsche Damenmode. Wie die Weltherrschaft Englands, so ist auch seine Modeherrschaft noch fest verankert.

Die Antwort auf die vielumstrittene Frage: Soll die neue Mode deutsch oder international sein? ist in diesen Ausführungen bereits enthalten. Wenn wir zunächst einmal uns frei machen von Paris und London und deutsche Routine an die Stelle der fremdländischen setzen, so werden wir uns nur an die überlieferten Formen eng anschließen können. Wir werden international sein und werden es bleiben müssen, bis wir in unsrer Kleidung den Ausdruck für deutsches Wesen gefunden haben. Diese zweite, tiefere Aufgabe kann ihre Lösung nur finden, wenn führende Persönlichkeiten ohne alle Rücksicht auf das blasse Entsetzen des Auslandes uns lehren, auch in unsrer Kleidung deutsch zu sein. Das ist ja gerade das Wesen aller Ausdruckskunst, daß der Mensch seiner Umgebung den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt. Haben die zierlichen Frauen des französischen Hofes je gefragt, was das Ausland über ihre Kleidung dachte? Sie haben nichts gewollt, als den Zauber ihrer Anmut zu erhöhter Wirkung bringen. Und doch war auch schon damals die Mode international. Oder gar die Engländer! Haben sie ängstlich gelauscht, was man in Paris und Wien zu ihrem Anzug sagen würde? Sie haben ein Mannskleid geschaffen just so, wie sie es für angemessen hielten, durchaus original englisch, und mit eben dieser Originalität haben sie die Welt nach ihrem Sinne geformt. Finden wir nicht den Mut, das Ausland auch einmal über unsre Kleider lachen zu lassen, wie es jetzt über unsre neudeutschen Formen und Farben in Teppichen und Möbelstoffen lacht, dann ist die ganze Sache einer ernsten Betrachtung nicht wert.

Es fragt sich ferner, wer an der Schaffung einer deutschen Mode mitarbeiten soll? In erster Linie zweifellos die Leiter der großen Unternehmungen auf dem Gebiete der Textil- und Bekleidungsindustrien sowie ihre technischen Hilfskräfte. Es wäre eine vollkommene Verkennung der Sachlage, wollte man glauben, daß im Zeitalter der Großindustrie der einzelne Produzent oder Konsument mit ein paar hübschen Ideen eine so gewaltige Bewegung durchsetzen könnte, wie die Neugestaltung unsrer Kleidung es ist. Nur wenn die riesigen indu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

striellen Organisationen, die großen Webereien und die großen Maß- und Konfektionsgeschäfte, ihre langjährigen Erfahrungen, ihr künstlerisches Urteil, ihr geschäftliches Können in den Dienst der Sache stellen, wird sie wirksam gefördert. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Leistungen des Handwerks auszuschalten seien; sie werden im Gegenteil eine sehr wesentliche Ergänzung der Großindustrie bleiben.

Neben dem industriellen Unternehmertum und seinen technischen Hilfskräften werden zweifellos die Träger und Trägerinnen der neuen Kleidung ein entscheidendes Wort sprechen. Daß in der mangelhaften Durchbildung ihres Geschmacks große Hemmnisse der Entwicklung liegen, war schon berührt. Ernste erziehliche Arbeit wird erst geleistet werden müssen, ehe ein durchgebildeter Geschmack Gemeingut unsers Volkes geworden sein wird.

Und die Künstler? Zunächst steht außer Frage, daß der indirekte Einfluß großer schöpferischer Persönlichkeiten durch Leistungen in der Malerei, der Bildhauerkunst, der Baukunst und der Innenkunst von entscheidender Bedeutung sein wird. Je mehr wir uns auf all diesen Gebieten lösen von ausländischen Einflüssen, je mehr dem Deutschen sein deutsches Wesen in künstlerischen Taten offenbar wird, um so mehr wird auch für eine deutsche Kleidung der Boden geebnet. Nur im Rahmen einer großen nationalen Kultur auf allen Gebieten der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks wird eine deutsche Mode erwachsen. So wird der Künstler letzten Endes ihr geistiger Urheber bleiben, auch wenn er nicht unmittelbar mitwirkt.

Unmittelbar wird die Mitwirkung des Künstlers in bedeutenderem Umfang nur in der Textilindustrie möglich sein, wie sie schon heute in der Teppich- und Möbelstoffindustrie vorhanden ist. In der Schneiderei dagegen erscheint die Mitarbeit des Künstlers als ein kaum lösliches Problem. Vermag auch hier der Künstler als Anreger, als Ratgeber, als Kritiker sicherlich viel Gutes zu wirken, so gehören doch zur Schaffung brauchbarer Entwürfe für Kleider so viel technische Kenntnisse, daß sie wohl immer Sache der Fachleute bleiben wird. Seufzt man doch schon in der Textilindustrie über Künstlermuster, die kein Webstuhl weben kann, wieviel eher werden nicht bei Entwürfen von Kleidern das künstlerisch Wirkungsvolle und das technisch Ausführbare zwei unvereinbare Größen sein. Eine Künstlerleistung aber ohne technische Vollendung, wie wir sie in den dilettantischen Versuchen der letzten zehn Jahre zur Genüge kennengelernt haben, würde unsre Modeleistungen weit unter ihren jetzigen Stand bringen.

Und endlich ein Wort zu der Frage, ob nicht die Mode durch eine Tracht zu ersetzen sei, ob nicht dem steten Wechsel der Formen Einhalt geboten werden könne. Sowenig wir unser gesamtes Leben zurückschrauben können auf den Stand unsrer Urgroßeltern, sowenig wir Spinnrad und Postkutsche wieder lebensfähig machen können, so wenig werden wir in der schnelllebigen Gegenwart den Modewechsel beseitigen. Der Wechsel als solcher ist tiefinnerstes Bedürfnis der Menschennatur, und die Steigerung seines Tempos eine unvermeidliche Begleiterscheinung von Dampfkraft und Elektrizität. Aber unter dem Einfluß französischen Geistes ist dieses Bedürfnis nach Wechsel denn doch bis ins Krankhafte gesteigert und hat Auswüchse gezeitigt, deren ein Kulturvolk sich schämen sollte. Auf unsern Modeindustrien lastet der heutige Modebetrieb wie ein Fluch. Für den Unternehmer ist die Leitung der Produktion zum aufreibenden Hasardspiel geworden. Wird er das Richtige treffen? Werden die neuen Muster einschlagen? Werden die Lager geräumt werden? Oder wird ein Witterungsumschlag den Absatz zum Stocken bringen und die gesamten Vorräte entwerten, da sie eben doch nur in dieser Saison zu vollem Wert verkauft werden können? Für Arbeiter und Arbeiterinnen der zahlreichen Modeindustrien aber bedeutet die heutige Modehast den Wechsel von monatelanger Stockung der Arbeit und sinnloser Überstürzung.

Dem Konsumenten endlich hat das heutige Tempo der Mode eine höchst unerfreuliche Herabdrückung der Qualität seiner Kleidung gebracht. Wie verächtlich würden unsre Urgroßmütter auf uns herabsehen, wenn sie die Maßstäbe ihrer Zeit an Stoffe und Ausarbeitung der gegenwärtigen Kleidung legen könnten! Denn auch der nüchterne, sparsame Verbraucher — und zwar die Frau in sehr viel höherem Grade als der Mann — ist aus Moderücksichten zu einer häufigeren Erneuerung der Kleidung gezwungen, als es sachlich geboten erscheint. Zwingt uns aber die Mode, ein Kleid abzulegen, ehe es verbraucht ist, so wird naturgemäß je länger je mehr die Solidität des Stoffes und der Arbeit zur Nebensache. Diesem doppelten Mißbrauch einer überhasteten Herstellung und eines unwirtschaftlichen Verbrauchs wird die Durchdringung unsrer Kleidung mit künstlerischem Geist entgegenwirken: einmal, weil künstlerischer Wert und minderwertige Qualität von Material und Arbeit einander ausschließen, sodann, weil der objektive Wert eines schönen Kleides seiner vorzeitigen Verwerfung entgegenwirken wird. Je schaler und geistloser die Modeschöpfungen sind, um so schneller vergehen sie; je mehr sie einen künstlerischen Gehalt gewinnen, um so standhafter werden sie sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Goethehaus am Frauenplan mit dem 1914 vollendeten Erweiterungsbau (links)

Der Erweiterungsbau des Goethehauses in Weimar

Von Dr. Hans Timotheus Kroeber
Direktorialassistenten am Goethe-National-Museum

Die Geschichte des Goethehauses zu schreiben, wäre heute sicher eine lohnende Aufgabe. Über Mangel an Stoff brauchte sich der Verfasser keineswegs zu beklagen, noch weniger über Interesselosigkeit des Publikums; aber es hat sich bisher noch niemand gefunden, der dieses Thema einmal erschöpfend im Zusammenhang behandelt hätte, es konnte sich vielleicht auch niemand finden, da noch bis vor einem Jahre die Sammlungen Goethes teils unzugänglich, teils so unübersichtlich waren, daß eine grundlegende Forschung dadurch aufs äußerste erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wurde. Wer also etwas Näheres über die Geschichte erfahren wollte, mußte sich vielfach mit kurzen Notizen begnügen, wie sie verstreut in den grünen, wohl nur selten gelesenen Jahrbüchern der Goethe-Gesellschaft vorkommen, oder mit einer knappen Übersicht, wie sie der zum erstenmal im Jahre 1910 erschienene »Führer durch das Goethe-Nationalmuseum« von Dr. M. Schuette in seiner Einleitung gebracht hat. Auch wir haben nicht die Absicht, unsre Leser hier eingehender mit der Geschichte des Goethehauses vertraut zu machen, sondern müssen uns in diesem Rahmen darauf beschränken, einige markante Punkte hervorzuheben in einem Augenblick, da die Entwicklungsgeschichte des Hauses und seiner Sammlungen einen Höhepunkt erreicht hat, nachdem im Frühjahr vorigen Jahres der Erweiterungsbau des Goethehauses der Öffentlichkeit übergeben worden ist.

Wie wünschenswert, wichtig und notwendig dieser Anbau war, läßt sich am besten ermessen, wenn man die Geschichte der Sammlungen von dem Augenblick an verfolgt, als Goethe die Augen schloß. Schon in seinem Testament gab er die ausführlichsten Anweisungen über seine Nachlassenschaft. Er bestimmte darin, daß von den Manuskripten nichts vor der Mündigkeit der Enkel veräußert werden solle. Ferner heißt es wörtlich: »Meine Nachlassenschaft ist so kompliziert, so mannigfaltig, so bedeutsam, nicht bloß für meine Nachkommen, sondern auch für das ganze geistige Weimar, ja für ganz Deutschland, daß ich nicht Vorsicht und Umsicht genug anwenden kann, um jenen Vormündern die Verantwortlichkeit zu erleichtern und zu verhüten, daß durch eine rücksichtslose Anwendung der gewöhnlichen Regeln und gesetzlichen Bestimmungen großes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Goethehaus

Bis 1889 standen in der Lücke links vom Goethehaus drei kleine Einfamilienhäuser, die damals aus Gründen der Feuergefährlichkeit abgerissen wurden. Seit 1914 wird die Lücke durch den feuersicheren Erweiterungsbau gefüllt (vgl. Abbild. 1)

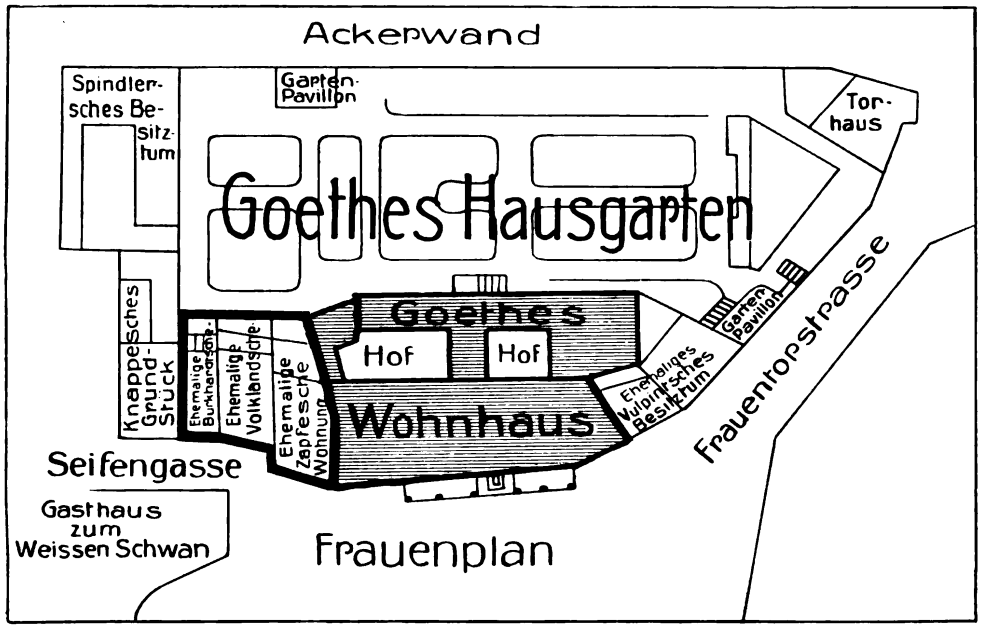
Unheil angerichtet werde. Meine Manuskripte, meine Briefschaften, meine Sammlungen jeder Art sind der genauesten Fürsorge wert. Nicht leicht wird jemals so vieles und so vielerlei an Besitztum interessanter Art bei einem einzigen Individuum zusammenkommen. Der Zufall, die gute Gesinnung meiner Mitlebenden, mein langes Leben haben mich ungewöhnlich begünstigt. Seit sechzig Jahren habe ich jährlich wenigstens hundert Dukaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten gewendet, noch weit mehr habe ich geschenkt bekommen. Es wäre schade, wenn dies alles auseinandergestreut würde. Ich habe nicht nach Laune oder Willkür, sondern jedesmal mit Plan und Absicht zu meiner eignen folgerechten Bildung gesammelt und an jedem Stück meines Besitzes etwas gelernt. In diesem Sinne möchte ich diese meine Sammlungen gern konserviert sehen.«

Es klingt fast unglaublich, aber Tatsache ist es, daß dieses Testament Goethes erst heute seine vollkommene Erfüllung gefunden hat. Eine unglückliche Verkettung mehrerer Umstände vereitelte im Laufe der dreißiger Jahre die gewünschte Fürsorge. Ottilie, Goethes Schwiegertochter, verließ im Jahre 1839 Weimar, um nach Wien überzusiedeln, vermietete das Haus an Bekannte, und die Sammlungen wurden in Kisten und Schränke verpackt und in ein paar Zimmern notdürftig untergebracht. Die Kustodie bestand nur darin, daß Goethes einstiger Sekretär Christian Schuchardt (späterer Direktor der Weimarischen Kunstsammlungen) ein Verzeichnis, das schon zu Lebzeiten Goethes begonnen worden war, fortführte und 1849 in Form eines dreibändigen Katalogs erscheinen ließ. Im übrigen verkaufte Ottilie von Goethe, wie es heißt, unter der Hand Stiche und Kunstblätter, wobei Eckermann als Berater behilflich war. Ein Versuch des Deutschen Bundes, Haus und Sammlungen für 60 000 Taler zu erwerben, scheiterte. Unter diesen Umständen mußten die Sammlungen ihrem Verfall entgegengehen. Später, als die Enkel nach Weimar zurückkehrten, konnten sie infolge ihrer beschränkten Mittel nichts Wesentliches zur Erhaltung der Sammlungen beitragen, und unter den Verehrern Goethes machte sich eine starke Erbitterung spürbar. Diesen Mißhelligkeiten wurde in gewisser Weise durch das Testament abgeholfen, das Walther von Goethe bei seinem Tode hinterließ, und worin er Haus und Sammlungen dem Staate Sachsen-Weimar vermachte, während die Manuskripte Goethes der Großherzogin Sophie zufielen. Diese ließ dafür später den statt-

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

lichen Bau des Goethe- und Schiller-Archivs jenseit der Ilm errichten.

Eine neue Schwierigkeit stellte sich jedoch ein. Infolge einer Klausel im Testament, die durch den vorzeitigen Tod Walther von Goethes nicht mehr aufgehoben worden war, fiel nur ein Teil dem Staate zu, während der andre an die Intestaterben kam, welche in dem Grafen Leo Henckel von Donnersmarck, dem Vetter Ottilies, und dem Sanitätsrat Dr. Felix Vulpius, dem Großneffen Christianes, ermittelt wurden. Nur dem Entgegenkommen dieser Erben war es zu danken, daß die ihnen zugefallene Erbschaft nicht in alle Winde zerstreut wurde, sondern mit der Hauptmasse vereint blieb: in Form der Stiftung Henckel von Donnersmarck-Vulpius kamen schließlich alle Gegenstände an den Staat. Aus dieser Gesamtmasse wurde nunmehr das Goethe-Nationalmuseum gebildet und am 8. August 1885 gegründet. Als erste und wichtigste Aufgabe stellte man sich damals die Wiederherstellung der Räume, so wie sie zu Goethes Zeiten gewesen waren. Daß diese nicht vollkommen durchgeführt werden konnte, ergab sich besonders aus dem Fehlen des Mobiliars und einer genauen Aufzeichnung der Innenausstattung. Nur das Sterbezimmer Goethes, sein Arbeitszimmer und der Vorraum dazu konnten auf Grund eines Inventars, das sofort nach Goethes Tode vom Kanzler von Müller, Eckermann, Schuchardt und andern aufgenommen war und ein genaues Standortverzeichnis enthielt, in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden. Für die übrigen Räume aber mußte man sich der Hoffnung hingeben, vielleicht ähnliche Inventare im Laufe der Zeit zu finden; anderseits gaben vereinzelte Notizen in den »Gesprächen mit Eckermann« oder auch vorhandene Skizzen, so die durch Arnswaldt 1886 gefertigte vom Junozimmer, die Anhaltspunkte für die Einrichtung. Und wo schriftliche Überlieferung versagte, suchte man sich auf mündliche Tradition zu stützen. Das Gepräge, das so das Haus erhielt, war ganz das eines Museums. Nicht den Dichter, aber den Sammler Goethe sollte man hier kennenlernen. Allerdings wurde dieser Wunsch wohl in Tausenden von Besuchern geweckt durch die an den Wänden ausgestellten Bilder und die in den Glasschränken sichtbaren Werke der Kleinplastik und Keramik, aber durchaus nicht befriedigt. Die Mehrzahl der Sammlungen war und blieb verschlossen. Hinter Schloß und Riegel lagen noch mehr als 5000 Kupferstiche, Lithographien und Holzschnitte, ebenso Hunderte von Silhouetten;



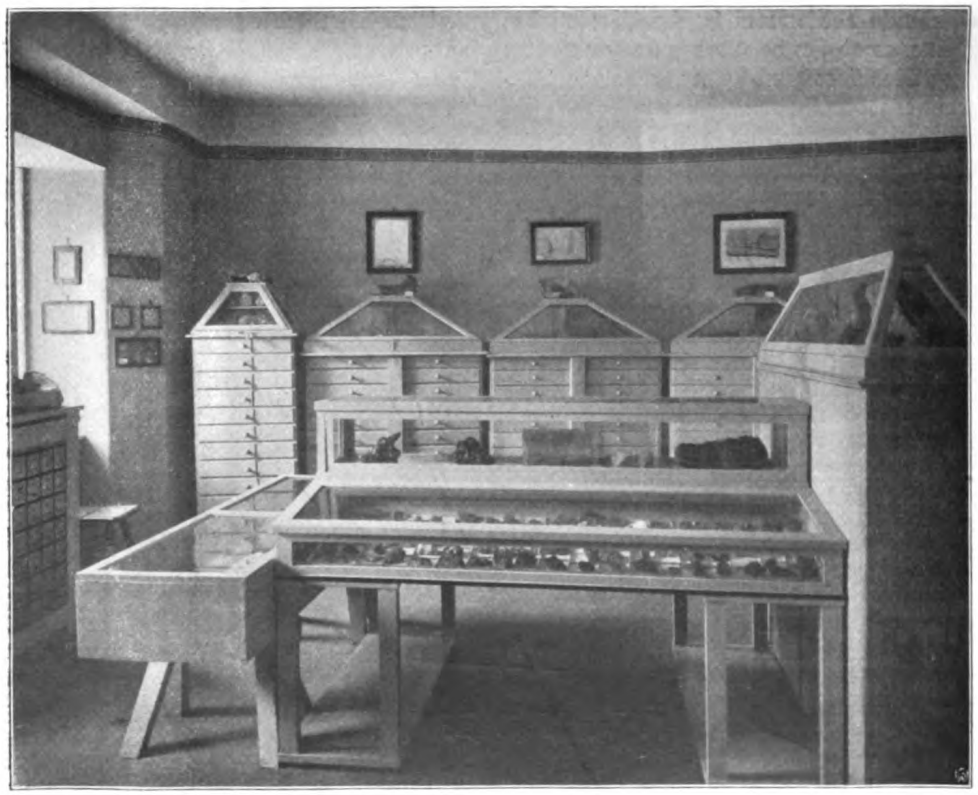
Lageplan zu dem Erweiterungsbau des Goethehauses
Der Erweiterungsbau erstreckt sich über die stark abgegrenzte Fläche links vom Goethehaus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Schubfächern wurden Handzeichnungen von deutschen Meistern, Italienern, Franzosen, Niederländern und Engländern aufbewahrt, ohne daß sie der Öffentlichkeit gezeigt werden konnten, ganz zu schweigen von den etwa 1500 Skizzen von Goethes eigner Hand. Der Münzschrank und die Medaillenschränke sowie das Majolikazimmer verbargen ihre Schätze dem Auge des Besuchers, da in dem ursprünglich nicht als Museum gedachten Hause kein Platz vorhanden war, um alles dies zu zeigen. Die Münzen und Medaillen sowie die feineren Kunstblätter litten von Jahr zu Jahr mehr unter dem ständigen Temperaturwechsel, die Heizungsmöglichkeiten verschlechterten sich infolge des mangelhaften Zustandes der Öfen, und die ganzen Sammlungen waren bei Benutzung der Öfen einer ständigen Feuersgefahr ausgesetzt. Dazu kam ein unvorhergesehenes Ereignis: im Jahre 1889 brach in nächster Nähe des Goethehauses ein Brand aus, der dem Staate Veranlassung gab, zum Schutz des Goethehauses die drei Nachbarhäuser linkerhand nach der Seifengasse anzukaufen und niederzureißen. Dadurch wurde, wenn auch unbewußt, für die Entwicklung des Goethe-Nationalmuseums der erste wichtige Schritt im Sinne Goethes getan: es wurde der Grund und Boden gewonnen, auf dem sich jetzt der Erweiterungsbau erhebt.

Es ist das Verdienst des jetzigen Leiters des Goethe-Nationalmuseums, Dr. Wolfgang von Oettingens, den Plan dieses Neubaues glücklich durchgeführt zu haben. Im Frühjahr 1913 wurde der Plan von der Staatsregierung dem Landtag unterbreitet und die nötige Summe von 114 000 Mark bewilligt. Die Ausarbeitung im einzelnen führten der Regierungs- und Baurat Schrammen und der Bezirksbaumeister Zipfel aus, während die wissenschaftliche Bearbeitung der verschiedenen Abteilungen Spezialforschern zugewiesen werden konnte, die sich bereitwilligst in den Dienst der guten Sache gestellt hatten.

Eine wesentliche Schwierigkeit bei der



Phot. Louis Held, Weimar

Goethes mineralogische Sammlung nach ihrer Neuaufstellung in der Mansarde des Erweiterungsbaues

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Louis Held, Weimar

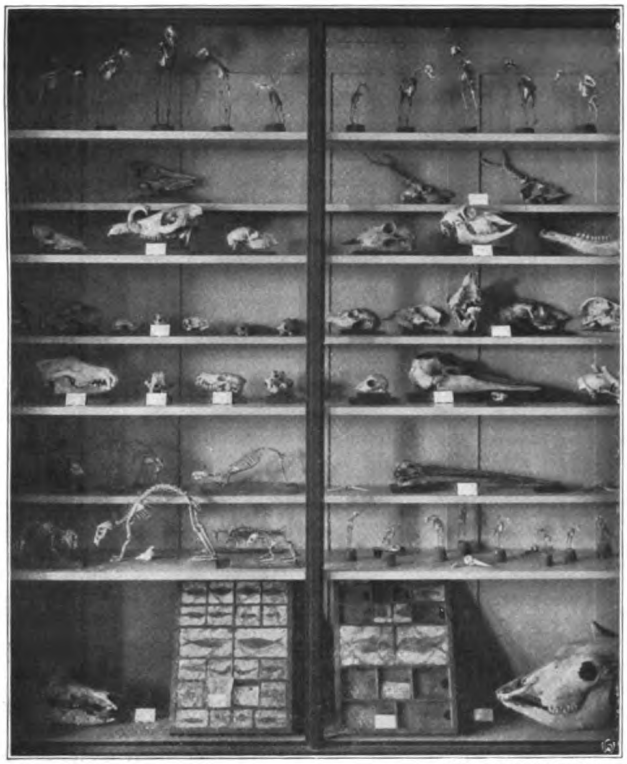
Goethes ethnographische und ein Teil der botanischen Sammlung nach ihrer Neuaufstellung in der Mansarde des Erweiterungsbaues

Ausgestaltung ergab die Frage nach dem Äußeren des Baues. Das Haus durfte in keiner Weise den Eindruck des Goethehauses stören, mußte aber anderseits den modernen, praktischen Anforderungen eines Museums entsprechen. Für diese beiden Forderungen fand Schrammen eine glückliche Lösung, indem er die Fassade zwar nicht nach Analogie der drei kleinen, zu Goethes Zeit dort befindlichen Häuser bildete, sondern sich möglichst an das ehemalige Vulpiussche Haus auf der rechten Seite des Goethehauses anlehnte. So macht das Haus einen gänzlich unauffälligen Eindruck und erfüllt vor allen Dingen für die Gesamtwirkung des Platzes einen wichtigen Zweck: es schließt wieder die Lücke, die seit 1889 die Geschlossenheit des Frauenplanes gestört hatte. In den Ausmaßen etwas niedriger gegriffen als das Goethehaus selbst, ordnet es sich diesem ohne weiteres unter, und als Gegenstück zu dem Vulpiusschen Hause gibt es dieser ganzen Häuserreihe wieder ihre harmonische Wirkung.

Im Inneren enthält das Haus in den Kellerräumen die Anlage für die Zentralheizung, sowohl für den Neubau wie für das alte Haus, wodurch die Feuersgefahr für dieses stark vermindert wird, ohne daß jedoch dadurch ein moderner Eindruck in Goethes Wohnräumen hervorgerufen wird, indem die Heizkörper überall in die alten Öfen eingebaut worden sind. Im Erdgeschoß des Anbaues liegt die Wohnung des Hausmeisters, während im ersten Stockwerk und in der Mansarde die Sammlungen untergebracht sind. Die Sammlungsräume sind für die Besucher unmittelbar vom alten Hause her durch zwei Durchgänge im ersten Stockwerk und im Dachgeschoß zugänglich, anderseits aber stehen sie unter sich in Verbindung durch ein sehr geschickt angelegtes Treppenhaus.

Im Dachgeschoß ist in dem nach der Seifengasse zu gelegenen nördlichen Zimmer Goethes mineralogische Sammlung untergebracht. Diese hat im Laufe der Jahre öfters ihren Standort wechseln müssen: zu Goethes Zeiten befand sie sich in den beiden Gartenpavillons, wanderte dann in den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Louis Held, Weimar

Aus Goethes zoologischer und mineralogischer Sammlung nach ihrer Aufstellung in der Mansarde des Erweiterungsbaues

feuchten Pferdestall und wurde 1908 unter Leitung des Professors Semper aus Aachen wieder an ihren ursprünglichen Standort zurückgebracht. Dort war sie wenigstens gegen Witterungseinflüsse einigermaßen geschützt, wenn auch ihre Besichtigung unmöglich gemacht war. In außerordentlich mühevoller vierjähriger Arbeit hat nunmehr Semper ein vollständiges Inventar der Sammlung hergestellt. Sie enthält über 18000 Steine, die dem Forscher Goethes Beschäftigung mit Mineralogie und Geologie nach den verschiedensten Richtungen zeigt. Ein Teil der Sammlungen wurde von Goethe aus Italien mitgebracht. Ein Schrank enthält ausschließlich Marmorsorten, deren schönste Stücke zurzeit in einer Vitrine sichtbar ausgestellt sind. Daneben kommen interessante Versteinerungen vor auf Solnhofer Schieferplatten u. a. m. Nur ein kleiner Teil der Sammlung, der seit alters her in dem Vorraume zum Arbeitszimmer seine Aufstellung hatte, blieb an seiner alten Stelle.

In dem angrenzenden Raume werden die Gebiete der Anatomie, Osteologie, Zoologie, Ethnographie und Botanik gezeigt. Goethes anatomische Studien werden erläutert durch eine Auswahl von Zeichnungen, zum Teil von ihm selbst gefertigt, sowie durch mehrere Schädelpräparate, worunter die beiden nach dem Gallschen System eingeteilten und zu phrenologischen Studien dienenden besonders interessant sind. In osteologischer Hinsicht bieten die einzelnen vorhandenen Säugetierschädel (Schwein, Rind, Schaf, Reh, Hirscheber, Bär, Hund, Fuchs, Katze, Löwe, Affe) eine Zusammenstellung, die nach dem Urteil von Dr. Lehrs, der diese Abteilung ordnete, das grundlegende Material für Goethes Studien über den Zwischenkieferknochen (os intermaxillare) darstellen. Die Zoologie ist durch verschiedene Trockenpräparate vertreten (Schildkrötenpanzer, Krokodile, Sägefisch, Hai, Muscheln, Schnecken, Seeigeln, Scesterne usw.) sowie durch eine Reihe in einzelnen Glaskästen ausgestellter deutscher Vögel.

Als ethnographische Merkwürdigkeiten sind zu erwähnen die Aquarellzeichnung eines reichgeschmückten brasilianischen Mumienkopfes, ein Stück Seil von der englischen Marine, ein Schurz von farbigen Federn, eine südamerikanische Hängematte u. a. m.

Diesem Material reiht sich ebenso umfangreich die zum erstenmal von Professor Clausen in Gießen geordnete botanische Sammlung an. Wenn auch manche Teile der Herbarien im Laufe der Zeit und besonders infolge der bisherigen höchst mangelhaften Aufbewahrung zugrunde gegangen sein mögen, so haben sich doch noch immer annähernd 2000 nunmehr nach Familien wohlgeordnete Pflanzen erhalten. Sie sind der Grundstock der botanischen Abteilung. Eine Reihe von einheimischen sowie ausländischen Hölzern, eine Frucht- und Samensammlung, mehrere pathologische Erscheinungen der Pflanzen, worunter eine seltene und sehr merkwürdige Trennung einer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlangenförmig gedrehten Verbänderung in zahlreichen Strängen auffällt, ferner Überwallungen von Hölzern und endlich Zeichnungen zur Metamorphose der Pflanze bilden eine willkommene Ergänzung des Materials. Sie sind in einer Vitrine neben andern Zeichnungen und Kupferstichen ausgelegt, unter denen die nach Goethe benannte Pflanze »Goethea semperflorens« sowie die angeblich von seiner Hand gezeichnete »durchwachsene Nelke« besondere Beachtung verdienen.

Innerhalb der naturwissenschaftlichen Abteilung bildet der nach Süden gelegene Physiksaal einen entschiedenen Glanzpunkt. Dr. Speyerer (München) hat hier unter vielen Mühen und mit größter Hingabe den vielleicht am meisten brachgelegenen Schatz der Sammlungen an physikalischen und optischen Instrumenten klar und übersichtlich aufgestellt, und zwar so, daß dem modernen Menschen der geschichtliche Stoff außerordentlich anschaulich gemacht wird. Durch eine Anzahl neuer Apparate, die genau nach den Goethischen gebaut sind, ist dem Besucher die Möglichkeit gegeben, selbst das Experiment zu machen. Daneben wird durch treffend ausgewählte Stellen aus Goethes naturwissenschaftlichen Schriften und anderweitigen Quellen der Literatur, die über seine Auffassung des betreffenden Objekts Aufschluß geben, sowie durch eine Auswahl von Büchern aus seiner Bibliothek eine gründliche Einführung in Goethes Erkenntnis und Anschauung der Optik, Akustik, Meteorologie gegeben, während die Physik durch die vorhandenen Originalapparate an Elektrisiermaschinen, Leidener Flaschen u. a. m. für sich selber spricht. Die Optik hat, wie begreiflich, unter all den genannten Fächern den Vorzug. So ist zunächst ausführlich die Bedeutung des Auges nach Goethe durch eine vergrößerte Wiedergabe einer Zeichnung von Soemmering (1804) und eine Tabelle dargestellt, aus der folgende Stellen hier abgedruckt sein mögen:

»Das Auge ist vorzüglich das Organ, wodurch wir die Farben gewahr werden; doch sollen Blinde die Farbe gefühlt, ja gerochen haben.

Das Auge sieht keine Gestalten, es sieht nur, was sich durch Hell und Dunkel oder durch Farben unterscheidet. In dem unendlich zarten Gefühl für Abschattierung des Hellen und Dunklen sowie der Farben liegt die Möglichkeit der Malerei.

Die Malerei ist für das Auge wahrer als das Wirkliche selbst. Sie stellt auf, was der Mensch sehen möchte und sollte, nicht, was er gewöhnlich sieht.

Das Auge ist das letzte, höchste Resultat des Lichts auf den organischen Körper.

Das Auge, als ein Geschöpf des Lichts, leistet alles, was das Licht selbst leisten kann.

Das Licht überliefert das Sichtbare dem Auge; das Auge überliefert es dem ganzen

Goethes zoologische und ethnographische Sammlung vor ihrer Neuaufstellung (1914)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen. Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub, aber das Auge vernimmt und spricht. In ihm spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch.«

Neben diesen Thesen werden wir experimentell belehrt über Irradiation, farbigen und farblosen Simultan- und Sukzessivkontrast, Akyanoblepsie, Farben trüber Medien, farbige Schatten, spektrale Farbenränder, farbige Refraktion, Achromasie und Hyperchromasie, und Zeichnungen sowie Probedrucke aus Goethes Sammlungen sind hier organisch angereiht, so z. B. eine Zeichnung von seiner eignen Hand, die, in Komplementärfarben ausgeführt, eine Illustration zum farbigen Sukzessivkontrast liefert. In Goethes Anschauungen über Akustik führt weiterhin eine ausführliche Tonlehrentabelle ein, die von dem im Sterbezimmer befindlichen Original abgedruckt wurde; und von seinen Beschäftigungen mit Meteorologie legt das mit sichtlicher Liebe ausgestaltete Eckchen Zeugnis ab, wo Wolkenstudien, zum Teil eigenhändig, Barometer, Wettertabellen und Hygrometer aufgehängt sind.

Durch diese hier nur in großen Zügen angedeutete Ausbreitung bekommen wir endlich einen einigermaßen richtigen Begriff von dem Umfang, den die Naturwissenschaften in Goethes Leben gehabt haben, und was dem Spezialisten vielleicht längst aus der Literatur bekannt war, wird durch die Anschauung hier der Allgemeinheit staunend zum Bewußtsein gebracht.

Ein ganz neuer Eindruck bietet sich uns dar, wenn wir nun die Mansarden mit den naturwissenschaftlichen Sammlungen verlassen und über die sanftgewundene schöne Eichentreppe durch das freundlich helle Treppenhaus hinab nach dem ersten Stockwerk steigen. Hier empfängt uns linkerhand der dank einer freundlichen Stifterin reich ausgestattete Kunstsammlungssaal. In hellglänzenden polierten Glasschränken, die zum Teil in die Wand eingebaut sind, und einer großen dreiteiligen Vitrine präsentieren sich übersichtlich alle die köstlichen Besitztümer Goethes an Majoliken, Plaketten, Medaillen, Münzen, Ringen, Gemmenabdrücken und antiker Keramik.

Unter den Tellern entdecken wir neben Arbeiten aus Faenza und Castel Durante

Phot. Louis Held, Weimar

Der Physiksaal in der Mansarde des Erweiterungsbaues

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Louis Held, Weimar

Goethes Apparate zu seinen Untersuchungen in der Optik und Elektrizität nach ihrer Neuaufstellung in der Mansarde des Erweiterungsbaues

eine Serie venezianischer Majolika (sechs Stück im ganzen), die sich durch einen besonders warmen und satten Farbton auszeichnen, und als ein Unikum in der Sammlung fällt die zierlich durchbrochene Palessy-Schale auf, eine französische Arbeit. Nicht weniger bemerkenswert sind die an dieser Stelle am besten anzuschließenden Emaillearbeiten von Pierre Reymond (1572): zwei Salzfässer und eine Schale mit Fuß; mancher Besucher mag jetzt erst Goethes besondere Freude an diesen Gegenständen begreifen. Wie wir wissen, wurde die Sammlung, die aus 102 Stücken besteht, in den Jahren 1816 bis 1829 angekauft. Die Mehrzahl der Teller stammt aus dem Besitz des Nürnberger Hauptmanns Derschau, der seine Sammlung den Berliner Museen vergeblich zum Kauf angeboten hatte und sich 1816 an Goethe mit dem Wunsche wandte, »das Ganze oder doch eine Auswahl des Besten in seinen Besitz, als in die verständnisvollsten und würdigsten Hände, übergehen zu sehen«. In dieser Hoffnung wurde er nicht getäuscht: schon im Januar 1817 kam der Ankauf von 19 Majolikatellern und 3 Limousineremails (Arbeiten von dem erwähnten Pierre Reymond) für nur 130 Taler zustande; und noch im Februar 1829 bestätigt Goethe einem seiner Kommissäre, Schmiedmer, den Empfang eines »guten, preiswerten Majolikatellers«. Bei unsrer heutigen Vorliebe für diese Kunstprodukte, die zumeist Werke der ausgehenden italienischen Renaissance sind, werden wir diese Sammlung noch ungleich höher einschätzen als Goethe, der in ihr zunächst doch nur »subalterne« Kunstwerke sah; dennoch gehört er zu den wenigen Sammlern, die seinerzeit sich um Majolika überhaupt kümmerten. In gleicher Weise wie bei den Majoliken gibt sich Goethes Vorliebe für das 16. Jahrhundert in einer kleinen Plakettensammlung kund. Neben signierten Arbeiten des auf diesem Gebiete namhaften Künstlers Moderna begegnet uns eine Anzahl von außerordentlich schönen Werken, die den echten Formcharakter der Renaissance tragen: ein Faun mit einem Thyrsusstab und als Gegenstück dazu die Allegorie der Fruchtbarkeit in Gestalt einer Nymphe; Aphrodite auf einem Delphin stehend, in der Rechten eine Blumenvase, ihren Schleier im Winde ausbreitend; ferner die amüsante Geschichte des Zweikampfes zwischen Apollo und Marsyas u. a. m. Auch treffen wir hier

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus Goethes Sammlung von Werken der Kleinplastik. Nach der Aufstellung im Kunstsammlungssaal des Erweiterungsbaues

deutsche Arbeiten nach italienischen Mustern, und selbst das 18. Jahrhundert ist mit Ausläufern der Plakettenkunst vertreten, unter denen zu nennen wären die Reliefs des Mailänders Putinati: die Schule von Athen und das Abendmahl; außerdem die Eisengußtäfelchen der Porta Nigra in Trier, das Portal zu Remagen am Rhein und die Kreuzabnahme an den Externsteinen im Fürstentum Lippe.

Umfangreicher als diese Sammlung sind die Medaillen und Münzen, insgesamt etwa 4000 Stück. Goethes Interesse hierfür wird mit Recht in engen Zusammenhang mit der Bearbeitung der Biographie des Benvenuto Cellini gebracht, und so ist auch von diesem Künstler eine Arbeit vorhanden, die als besondere Seltenheit gilt. Sie stellt den Herzog Ercole II. von Este dar. Nicht minder gut ist das Quattrocento durch eine ganze Reihe von Werken Vittore Pisanos und Sperandios vertreten, und in fast lückenloser Folge liegen in den Vitrinen und in den verschlossenen Schränken die Serien der Päpste von Sixtus IV. bis auf Clemens XIV.

Ebenso wird hier aufbewahrt die nach Ländern geordnete Münzsammlung, deren interessantester Teil die zurzeit ausgestellten Brakteaten sind. Über diesen Abteilungen der Münzen und Medaillen sehen wir in einem Aufbau Werke der Kleinplastik, unter denen ein Kreuzfuß aus dem 11. oder 12. Jahrhundert als eine höchst problematische Arbeit hinsichtlich der Herkunft und der Darstellung erscheint. Zwei Stiere aus getriebener Bronze, der eine ein Geschenk von Goethes Berliner Freund Friedländer, der andre aus dem Knebelschen Nachlaß, sind wertvolle Beispiele der Renaissance-Kleinplastik. Ein in Wachs geformtes Modell des Rostocker Blücherdenkmals von Schadow führt uns in die Zeit des Klassizismus zurück und erinnert uns an die wiederaufgenommenen Beziehungen zwischen dem Künstler und Goethe, die seit 1800 eine Unterbrechung erlitten hatten und erst nach fünfzehn Jahren sich neu wieder knüpften. Der nämlichen Zeit gehört die kleine von Leonhard Posch im Januar 1814 in Paris modellierte Napoleonbüste an, und die Verehrung für den großen Korsen könnten noch weiter eine Dose mit einer goldenen Napoleonmünze im Deckel, ferner eine kleine, ebenfalls aus Gold getriebene Statuette, die Goethe selbst als »Der Einsiedler von der Insel Elba in goldener Miniaturgestalt« bezeichnete, und endlich die Spezialsammlung napoleonischer Medaillen belegen.

Wir wollen hier übergehen die zu Tausenden vorhandenen Gipsabgüsse antiker Gemmen, da die Freude an Originalen uns durch einige als goldene Ringe gefaßte Steinschnitte gegönnt wird, wenngleich auch unter diesen manche klassizistische Arbeit sich befindet. Ebenso kritisch müssen die als antike Keramik geltenden Vasen und Katakombenlämpchen angesehen werden, von denen Goethe diese oder jene vielleicht für einige Scudi in den Antiquitätenläden Roms eingehandelt hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch nicht nur auf die Schaulustigkeit des Publikums allein wurde bei der Neuordnung Rücksicht genommen, auch ruhiger Betrachtung und eingehenderen wissenschaftlichen Studien sollte hier eine Pflegstätte geschaffen werden. Diesen Zweck erfüllt der in ernstem Charakter gehaltene Studiensaal. Durch seine schlichte Ornamentik der Decke sowie durch die vornehme Tönung des dunkelbraungebeizten italienischen Nußbaumholzes, nur belebt durch die in Schranktüren in Wechselrahmen eingesetzten Bilder, ruft er bei jedem, der sich hier zur Arbeit niederläßt, schon durch sein Äußeres eine gehobene Stimmung hervor. Diese aber wird sich wohl noch oft selbst bei dem Fachmann in ein gelindes Staunen verwandeln, wenn die Türen der ringsum in die Wände eingelassenen Schränke sich öffnen. Es war, offen gestanden, keine Kleinigkeit, hier systematisch die Sammlungen von Goethes eignen Handzeichnungen sowie der andern Meister, die Goethebildnisse, die Goetheſtätten, die allgemeine Porträtsammlung von Zeitgenossen, die Silhouettenabteilung und eine Handbibliothek und außerdem noch die ganze Graphik unterzubringen. So ergab sich denn, daß die Graphik von vornherein abgesondert werden mußte und ihren Standort in dem Kunstsammlungssaal erhielt.

Bei der Einordnung all dieser Schätze kommt es nunmehr darauf an, einwandfrei all das Material als goethischen oder nichtgoethischen Besitz zu bestimmen. Die Schwierigkeit der Lösung einer solchen Frage besteht darin, daß zunächst alle Blätter nach dem Schuchardtschen Katalog systematisch zu bestimmen sind, während doch Schuchardt viele Sachen überhaupt nicht verzeichnet hat, und daß seit dem Jahre 1886 Neuerwerbungen besonders in der allgemeinen Porträtsammlung gemacht wurden, ohne daß sie verzeichnet oder als solche kenntlich gemacht worden sind. Aber zu hoffen steht, daß in absehbarer Zeit bis in diese feinsten Einzelheiten hinein Klarheit geschaffen werden wird und auf dieser Grundlage alsdann systematisch Goethes Wertschätzung jedes einzelnen Blattes nach Möglichkeit an der Hand der Literatur durchforscht werden kann.

Aus Goethes Majolikasammlung. Nach der Neuaufstellung im Kunstsammlungssaal des Erweiterungsbaues

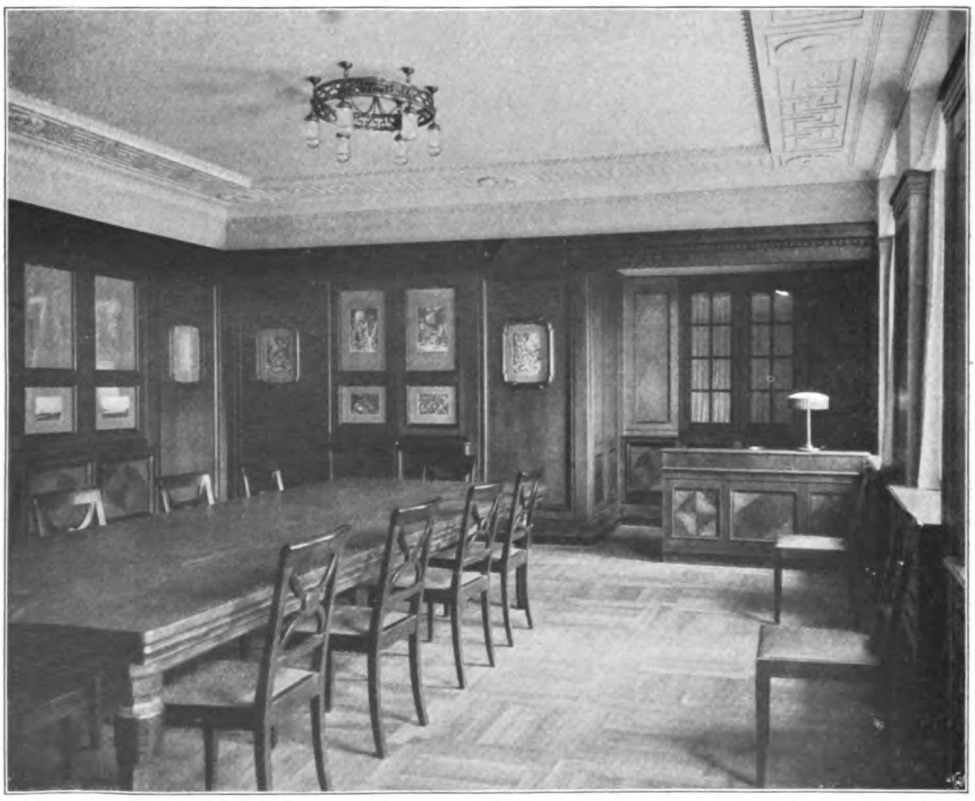
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In erster Linie kommen hier in Frage Goethes eigne Werke, die nun bald in der großen Weimarer Ausgabe geschlossen vorliegen werden. Von gleicher Wichtigkeit ist natürlich die angrenzende Literatur, d h. eine Durchsicht aller an Goethe eingegangenen Briefe, ferner der Auktionskataloge, soweit sie in seiner Bibliothek vorhanden sind, und gelegentlicher Mitteilungen von Zeitgenossen. Sodann aber würde in Zukunft wohl auf den weiteren Ausbau einiger der genannten Abteilungen hinzuarbeiten sein.

Goethes Handzeichnungen in andern Sammlungen und in Privatbesitz müssen an die vorhandene Sammlung angeschlossen werden durch Erwerbung der Originale selbst oder wenigstens von Reproduktionen. Die Goethebildnis-Sammlung ist zu vervollständigen, ebenso die der Zeitgenossen Goethes, und in Erwägung wäre zu ziehen die Gründung einer systematischen Sammlung von Illustrationen zu Goethes Leben und Werken u. a. m.

Schon hat sich zur Verwirklichung solcher Gedanken seit einigen Jahren die »Vereinigung der Freunde des Goethehauses« gebildet, die durch reichliche Mittel mancherlei notwendige Neuerwerbung ermöglicht hat, und von deren Blühen und Gedeihen auch die zukunftsreiche Entwicklung des Goethehauses nicht ganz unabhängig sein kann.

Auf dieser praktischen Grundlage beruht zu einem Teil die Einzelentwicklung der angedeuteten Ziele. Aber noch spüren wir hier eine Kraft, die über die engen Grenzen des Historischen hinaus sich wirksam erweisen wird. Wir müssen uns mehr und mehr daran gewöhnen, künftighin auch den Eindruck mit heimzunehmen, daß uns hier ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Geschichte der Kunst im allgemeinen geboten wird, und daß wir mit lebendiger, unmittelbarer Anschauung durch Vergleichen der einzelnen Kunstwerke sehr viel für die Ausbildung unsrer reinen Anschauung gewinnen können.



Phot. Louis Held, Weimar

Der Studiensaal im ersten Stockwerk des Erweiterungsbaues

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Vogelgesang

Von Dr. Konrad Guenther
Universitätsprofessor in Freiburg i. Br.

Zu einem schönen Menschen gehört auch eine schöne Stimme. Wir empfinden es als einen Mißklang, wenn aus einem edelgeschnittenen Antlitz häßliche oder heisere Laute ertönen.

Auch die Natur hat ein Antlitz und eine Stimme. »Recht wie ein deutsches Antlitz ist solch ein Land zu schauen«, sagt Scheffel vom Lande der Alemannen. Berge und Flüsse und der grüne Schmuck der Pflanzen geben dem Antlitz der Natur die Eigenart. Und ihre Stimme ertönt im Rauschen des Windes durch die Bäume, im Donner des Gewitters, im Rieseln des Bächleins, in den Lauten der Tiere.

Der Vogelgesang ist so recht eigentlich die Stimme der Natur. Wenn er in ganzer Pracht im Frühling ertönt, dann fühlen wir, wie die Natur lebt und atmet, und wo er fehlt, scheinen uns Wald und Feld tot zu sein. Und wie schön ist diese Stimme! Niemals aufdringlich, wie der Lärm des Menschen, stets zart und klangvoll schallt der Gesang durch die grüne Welt. Diese Stimme paßt zu dem Antlitz, zu dem sie gehört, ließe sich durch nichts andres ersetzen! Ja, das gilt nicht nur von der Natur im großen und ganzen, sondern von jeder einzelnen Gegend. Für das Feld, den Wald, die Wasserlandschaft gibt es einen charakteristischen Vogelgesang, der auf das feinste gerade an die Eigenart derjenigen Landschaft angepaßt ist, in der er ertönt. Es ist höchst reizvoll, dem im einzelnen nachzugehen, wie überhaupt Kenntnis der Vogelstimmen den Naturgenuß beim Spaziergang verdoppelt. Denn es ist nicht wahr, daß man die Natur ebensogut genießt, wenn man die einzelnen Gestalten nicht kennt, als wenn man mit ihnen vertraut ist. Wie schon dem Kunstwerk der Kenner manche Schönheiten absieht, von denen der Laie nichts ahnt, so offenbart die Natur ihr Bestes nur dem, der es zu finden weiß. Wer die Stimmen der Vögel nicht kennt, wird an manchem ausgezeichneten Sänger vorübergehen, während der Vogelfreund schon bei den ersten Tönen stehenbleibt und wartet, bis der volle Schlag ertönt. Und mancher Gesang wirkt erst dann, wenn man sich in ihn vertieft hat. Ferner ist der Genuß des Naturfreundes beim Anhören der Vogelstimmen schon deshalb höher, weil sich bei ihm mit den Lauten ein Bild des Sängers verbindet. Jeder Vogel ist ihm ein lieber Freund, und er freut sich, wenn er ihn wieder hört. Und viele schöne Vögel bekommt überhaupt nur der zu Gesicht, der sie an ihrer Stimme erkennt und dieser nachgeht. Es war mir auf einer Studienreise nach Ceylon sehr bezeichnend, daß von meinen Mitreisenden fast keiner, trotz einem dreiwöchigen Aufenthalt auf der Insel, Papageien gesehen hatte, und doch sind diese dort so häufig wie bei uns die Meisen. Wer aber zu Hause nicht gelernt hat, der Natur nachzugehen, sieht auch in der Fremde nicht mehr. So kann ich einem jeden nur raten, ein Opernglas in die Hand zu nehmen und die Sänger in Wald und Feld zu erkennen zu suchen, damit man dann aus den Bildern eines guten Buches oder im Museum erfahre, wen man gehört hat. Es ist nicht leicht, aber — kein Vergnügen ohne Arbeit! Und der Lohn ist herrlich! Jeder Gang durch Wald und Feld macht nun doppelte Freude, man fühlt sich heimischer in der Natur, liebt sie um so mehr und gewinnt Reichtum im Herzen.

Wir gehen hinaus aus der Stadt. Weit und breit dehnen sich die Felder aus, von geschlungenen Wegen durchzogen, die blaue Himmelsglocke spannt sich unermeßlich weit über der Ebene aus. Heißer Duft strömt aus dem Boden, steigt flimmernd in die Bläue. Und es scheint zu singen und zu klingen, dieses lichte Geflimmer. Ununterbrochen, anschwellend und ebbend trillert es lieblich aus der klaren Höhe. Doch Vögel sind es, die die Töne erschallen lassen, Lerchen, welche gen Himmel steigen und deren Gesang ebenso in die Weite zerfließt, ohne Grenze, ohne Absatz, wie die ganze freie Natur.

Hier steht ein Baum am Wegrande. Ein braunes Vögelchen wiegt sich auf der Spitze des höchsten Zweiges, der Baumpiper. Immer wieder beginnt es einen hellen Gesang mit kurzen, silbern schmetternden Tönen, stets wieder abbrechend, als ob es nicht weiterkönnte. Plötzlich aber scheint Begeisterung den Sänger zu fassen. Er schwingt sich in die Höhe, und nun schwillt sein Lied in jubelnder Lust. Der Sang ist gelungen, und mit langgezogenen, selig aushauchenden Tönen schwebt, die Schwingen weit geöffnet, der Vogel wieder abwärts.

Ein Teich spiegelt das Blau des Himmels wider. Wasserrosen öffnen ihre weißen Kelche der Sonne entgegen, zwischen ausgebreiteten grünen Blättern still auf der Fläche liegend. Vom Ufer her dringt hohes Schilf in den Teich hinein, gelbe Schwertlilien leuchten aus dem Grün der Halme hervor. Libellen fliegen über das Wasser, Taumelkäfer beschreiben zwischen den Wasserrosenblättern wie glänzende Perlen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Kreise. Ein leichter Wind erhebt sich. Die weißen Blumen beginnen sanft zu schaukeln, das Schilf reibt sich knarrend aneinander. Da ertönt die Stimme des Rohrsängers aus dem grünen Dickicht. Wie das Rascheln des Schilfes klingt der monotone Gesang, unermüdlich, abgehackt, rhythmisch, ohne aufzuhören oder Zeitmaß und Höhe zu ändern. »Zerre, zerre, zerre, zop, zop, zop, zep, zep, zep, zerre, zerre zerre.« Man glaubt ein hin und her schlagendes Metronom zu hören, und nun sieht man auch das braune, unscheinbare Vögelchen, wie es an den Halmen zierlich herauf und herab turnt.

Ein Steinbruch, von dichtem Gebüsch umrahmt. Schlehen und Weißdorn klettern in dornigem Grün an den Hängen herab, von einem Meer schneeiger Blüten übersät, von einigen Obstbäumen beschattet. In dem duftenden Gezweige singen die Grasmücken, so lieblich, so klingend hell, als hätte die weiße Blütenpracht selbst eine Stimme erhalten, um ihre Schönheit zu preisen. Da hört man das gleichmäßig dahintrillernde Lied der Gartengrasmücke. Aus einem andern Busch heraus singt die Mönchsgrasmücke mit ihrer grauen Brust und dem schwarzen Käppchen. Mit leisem Geflüster beginnt sie trillernd, plötzlich ein rasches Krescendo, und in leuchtenden Flötentönen endet der Sang. Auf der Spitze eines Zweiges sitzt die Dorngrasmücke, ihre weiße Kehle sticht scharf hervor. Ihr Gesang ist unscheinbarer als der ihrer begabten Schwestern, er hat etwas Hartes, Heiseres im Ton, ähnlich dem Liede des Hausrotschwanzes auf den Dächern unsrer Häuser. Dafür zeigt aber die Dorngrasmücke noch eine andre Kunst. Sie erhebt sich während des Liedes in elegantem Fluge in die Luft. Die vierte und kleinste Grasmücke endlich, die Zaungrasmücke, schließt ihren Gesang mit einem Klappern, als ob sie das Räderwerk einer Mühle darstellen wollte. Alle Grasmücken sind flinke Vögelchen, die leicht und schnell durch das dornige Gesträuch eilen, wie das schon ihr Name besagt. Denn »Grasmücke« hat weder mit Gras noch mit Mücke etwas zu tun, sondern das Wort hat sich aus »Grauschmieger« heraus entwickelt, einer Bezeichnung, die treffend auf die Farbe des Gefieders und das Durch-die-Zweige-schlüpfen und Sich-schmiegen hinweist.

Wir treten nun in den Wald. Stolz ragen die hohen Stämme nach oben, durch das grüne Blätterdach bricht die Sonne, malt lichte Sterne auf den Waldweg und sondert plastisch das wuchernde Grün des Waldbodens. Ein kräftiger Duft von Holz und Nadelwerk zieht durch den grünen Schatten. Alles ist erhaben, feierlich. Und feierlich singen auch die Vögel im Walde. Sieghaft schmettert der Buchfink seine Strophe von den Gipfeln herab, kraftvoll, metallisch, abwechslungsreich ertönt das Lied der Drossel aus der Höhe. Überall klingen wie Silberglöckchen die Stimmen der Meisen. In melancholischer Tonfolge läßt der Fitislaubsänger seine Klänge in Moll enden, während der Waldlaubsänger kurze, aufeinanderfolgende Töne in einem langen Schwirrtriller ausklingen läßt, dem Rauschen der Wipfel vergleichbar, in denen das graugrüne Vögelchen mit dem dünnen Schnabel von Ast zu Ast fliegt. Und wie Schläge eines Zwergenhammers auf Metall hört sich das unermüdliche »Zilp, zalp, zilp, zalp« des Weidenlaubsängers an.

Die Begleitung zu diesen Stimmen gibt das melodisch tiefe Gurren der Tauben und das Trommeln der Spechte, die sich an einen hohlen Ast klammern und mit dem Schnabel so schnell auf ihn hämmern, daß ein langer Schnurrer wie ein Xylophontriller durch den Wald klingt. Mit lautschallendem »Glück, glück, glück« unterbricht der Grünspecht seine Holzmusik, während der Schwarzspecht mit klingendem »Kirr, kirr, kirr« den Baum verläßt. Ein langgezogenes, verhallendes »Hiäh« verkündet nach einiger Zeit aus der Ferne, daß der schwarze Vogel sich gesetzt hat.

Wir gehen tiefer in den Wald hinein. Das Dunkel eines Fichtenforstes umgibt uns. Ernst stehen die benadelten Bäume da, braun, von wenig freundlichem Grün unterbrochen, liegt ihnen der Boden zu Füßen, mit Nadeln bedeckt, die den Tritt des Wanderers lautlos machen. Hier ist es still. Nur hoch oben von den Gipfeln hört man das feine Stimmchen des Goldhähnchens und den hohen Ruf der Tannenmeise. Aber dort, wo die Bäume sich lichten und ein heller Sonnenstrahl durch flimmernde Luft auf grünes Gebüsch fällt, erklingt ein siegreiches Geschmetter, kräftig, leuchtend, wie aus Silbertrompeten. Das ist der Zaunkönig. Man will es kaum glauben, daß das winzige Vögelchen eine so kraftvolle Stimme hat! Immer heiter ist der braune Kerl, mit aufgehobenem Schwänzchen schlüpft er durch das Gesträuch, scheltend und zeternd, wenn man ihn stört. Und selbst der Winter stimmt ihn nicht trübe. Mitten in der glitzernden Schneelandschaft kann man ihn singen hören. Darum sagt das Volk, Schnee und Zaunkönig zusammenziehend: »Er freut sich wie ein Schneekönig!«

Wie zu der Landschaft, in der er erschallt, paßt der Vogelgesang auch zu der Tagesstunde, die er sich wählt. Wer die gefiederten Sänger in ihren besten Leistungen bewundern will, muß früh aufstehen. Das großartigste, siegreichste Ereignis des Tages, den Sonnenaufgang, feiern die gefiederten Künstler mit mächtigstem Jubel. Es ist unendlich reizvoll, dem Erwachen der Vögel im Walde zu lauschen. Noch ist es dunkel, nur in blassen Tönen beginnt sich der östliche Horizont zu färben. Da beginnt eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Amsel wie träumend ihr Lied, eine andre wacht auf, noch einige, und es scheint, als ob sie nur flüsterten, sich in leisen Übungen davon überzeugten, daß ihnen die Nacht ihre Stimme nicht genommen hat. Es wird heller, und mit dem Licht schwillt in einem langsamen, aber gewaltigen Krescendo der Amsel- und Drosselgesang. Jetzt hat er seine volle Höhe erreicht, das ist ein Flöten und Jubilieren, als sänge der Wald selber. Nun fällt der schmetternde Schlag des Buchfinken dazwischen, die abfallende Kadenz des Fitislaubvogels ertönt, der Weidenlaubvogel klopft den Takt. Die Sonne ist da, und plötzlich brechen die tausend Stimmen ihr Unisono ab, als träten sie nun die Herrschaft dem Tagesgestirn ab. Nur einzeln singen noch die Vögel weiter, die Tauben gurren, der Pirol läßt jetzt erst seinen Flötenruf erschallen.

Und abends, wenn die Sonne sinkt, wenn eine träumerische Stimmung sich über die Natur legt, die Schatten lang werden, die Linien verschwimmen, dann lassen die Vögel ihre melancholischsten Weisen ertönen. Rotkehlchen läutet mit zartem Getriller den Abend ein. Es ist, als ob es sein Glöcklein zweimal schüttelte und dazwischen immer einige lange Töne anschlüge. Langsam und sanft ertönt die Weise aus dem undeutlicher werdenden Buschwerk, etwas Wehmutvolles liegt in ihm.

Auch die Drosseln und die Amseln singen abends anders als am Morgen. Längere Pausen lassen sie zwischen ihrem Flöten eintreten, halten auch die Töne selbst länger aus. Langsam und abgesetzt singt auch der Hauptsänger des Abends und der Nacht: die Nachtigall. Von dieser Königin des Gesanges ist ja oft genug gesagt worden, wie ihre Stimme in die Frühlingsnacht passe. Warme, feuchte Luft, gemischt mit dem Duft aus dem Dunkel schimmernder Blüten, durchzieht die Landschaft. Die Natur schläft im Frühling nicht, man spürt, wie es in den Pflanzen wächst und webt. Und dieses Frühlingsnachtweben strömt durch die Brust der Nachtigall und bricht machtvoll aus ihrem Schnabel, bald jauchzend überschlagend, bald wehmütig langgezogen, ein Verkünden und ein Erinnern.

Wer überhaupt noch ein Empfinden für die Natur hat, zu dessen Herzen müssen die Stimmen der Vögel sprechen. Darum ist in so vielen Volksliedern vom Vogelgesang die Rede; gerade das Ergreifendste wird oft durch den Hinweis auf einen der lieblichen Sänger ausgedrückt. Auch die Dichter lassen in ihre Lieder die Stimmen der Vögel hineintönen: von Walthers von der Vogelweide »Tandaradei« an bis auf Heinrich Seidel. Manche Lieder geben in reizendster Weise die Art des Vogels wieder, so Rückerts »Aus der Jugendzeit«, in dem die Strophe »Als ich Abschied nahm« getreu das krause, zwitschernde Lied der Schwalbe nachahmt. Besser noch ist es den Musikern möglich, Vogelgesang darzustellen, und es ist ja auch oft genug geschehen; ich erinnere nur an Haydns »Schöpfung« und an Wagners »Siegfried«. Freilich erkennt man gerade an solchen Versuchen, ob der Komponist die Natur empfinden konnte, oder ob er nur äußerlich eine Vogelstimme, weil er sie eben brauchte, wiederzugeben sich bemühte. Haydn ist die Nachempfindung der Vogelstimmen, wie überhaupt die von Naturvorgängen, zu denen vor allem der gewaltige Sonnenaufgang gehört, wohlgelungen. Bei Liszt ist das weniger der Fall; dieser so liebenswürdige Künstler hatte wenig Sinn für Naturschönheit. Ebenso hat Puccini in seiner sonst so herrlichen »Madame Butterfly« das Rotkehlchen schlecht getroffen, wie das bei einem Italiener, einem Volke, das seine Vögel hauptsächlich als Braten betrachtet, nicht anders zu erwarten war. Am gewaltigsten hat Richard Wagner die Natur nachempfunden. Im Liede des Waldvogels im »Siegfried« hören wir bald den Gesang der Drossel, bald den der Goldammer und des Pirols. Wenn aber die Worte der Liebe ertönen: »Lustig im Leid sing' ich von Liebe. Wonnig aus Weh web' ich mein Lied«, dann schmettert die Nachtigall, als sei sie in der Dichtung wiedergeboren.

Wer damit anfängt, die Stimmen der Vögel zu lernen, für den klingt manches gleich, und man braucht Zeit dazu, zum Beispiel nur Rotkehlchen und Grasmücke zu unterscheiden. Dazu kommt, daß es auch Vögel gibt, die andre Sänger nachahmen. Derartige Künstler sind z. B. der Eichelhäher, der Neuntöter, der Wiesenschmätzer, ja, mehr oder weniger steckt in jedem Sänger der Trieb zum Nachahmen, und ich habe erst vor ein paar Tagen einer Amsel gelauscht, die einem Buchfinken jedesmal nachsang, wenn er seinen Schlag ertönen ließ. Durch solche Nachahmer können auch Kenner anfänglich getäuscht werden, bei längerem Hören werden sie aber doch an der einmal herauskommenden Eigenart erkennen, welcher Vogel sich da mit fremden Federn schmückt. Denn jeder Vogelsang hat seine charakteristische Tonfärbung, und es ist staunenswert, welche Mannigfaltigkeit die Natur hervorbrachte, um die vielen verschiedenen Vogelarten — wir kennen heute ihrer etwa elftausend — voneinander stimmlich zu unterscheiden. Wie das Federkleid, so ist auch die Stimme ein Artmerkmal für den Vogel und als solches dem Tiere verliehen worden.

Man hat zwar lange Zeit gemeint, und viele glauben es noch heute, daß der Vogel seine Stimme erhalten habe, um sein Weibchen zu bezaubern, es zur Liebe hinzureißen. Wenn dem aber so wäre, dann müßte doch das Männchen, wenn nicht ausschließlich, so doch haupt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

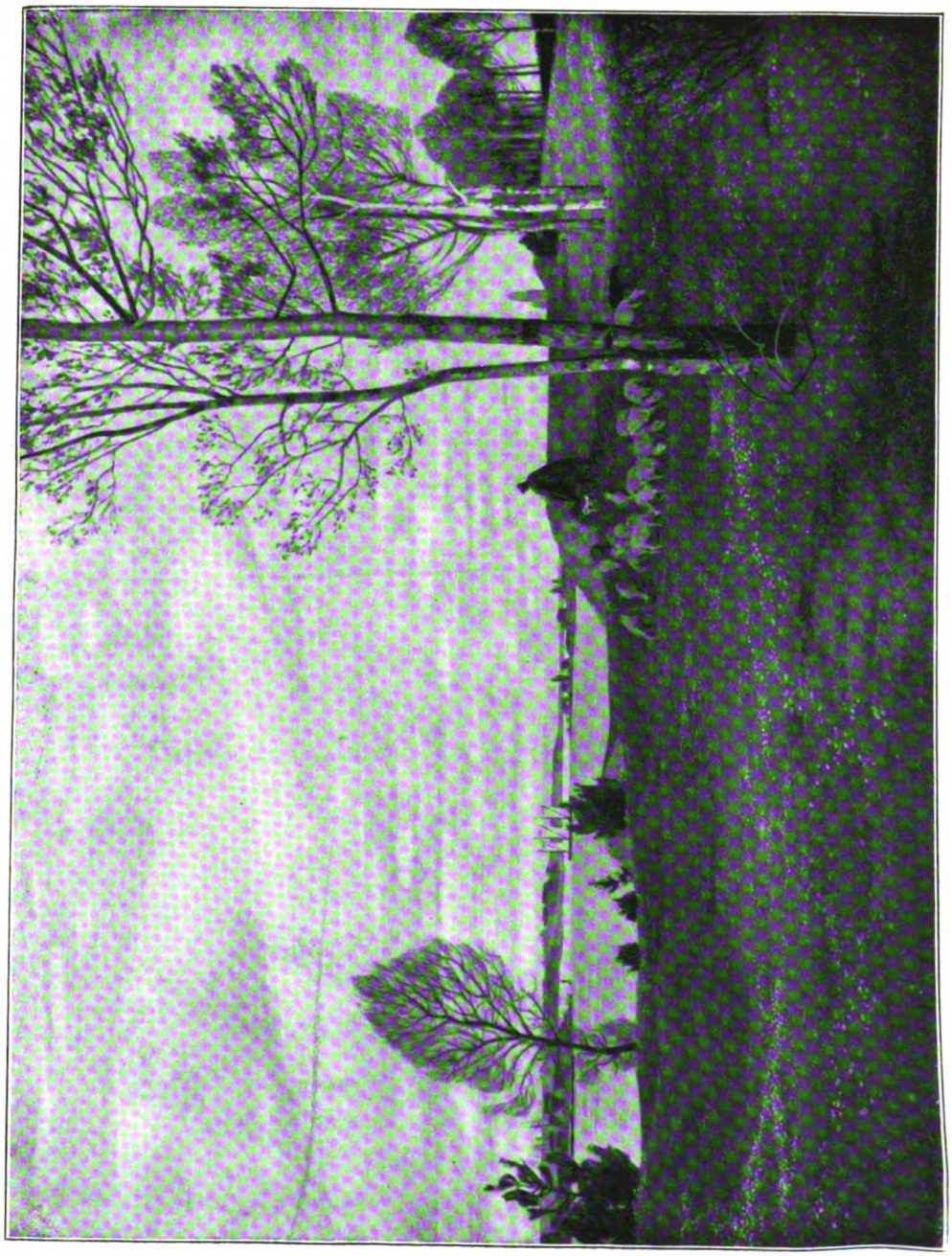
sächlich dann singen, wenn sein Weibchen dabei wäre. Wie jedoch jedermann, der einmal Kanarien- oder andre Singvögel gehalten hat, weiß, singt das Männchen auch ohne Weibchen. Ja, wenn man ihm ein solches beigesellt, dann singt es nicht etwa mehr oder besser, sondern im Gegenteil, es hört gänzlich auf. Zum Mehrsingen veranlaßt man einen Vogel nicht durch das Dazutun eines Weibchens, sondern dadurch, daß man ein Männchen in dieselbe Stube bringt. Nun gibt es einen unermüdlichen Wettkampf: hört der eine auf, so beginnt der andre und läßt auch jenen seine Ermüdung bald vergessen.

Und in der freien Natur beobachtet man dasselbe. Nicht am Nest oder im dichten Grün singt der Vogel, während sein Weibchen dabeisitzt und den Liebesklängen lauscht, sondern allein schmettert der Sänger sein Lied in die Welt hinaus, meistens frei auf der Spitze eines Zweiges weithin sichtbar sitzend, als solle die ganze Welt ihm zuhören. Das Weibchen sieht man fast nie daneben sich aufhalten und zuhören, ist es doch meistens gar nicht in der Nähe. Sänge das Männchen nur für sein Gespons, so wäre es wahrlich zu bedauern! Das Weibchen kümmert sich gar nicht um die Klänge, baut am Nest, sitzt auf den Eiern oder geht trivialen Futtergelüsten, ungerührt von der Stimme ihres Gemahls, nach. Und auch diesem scheint es nicht um den Beifall seiner Gattin zu tun zu sein, er fliegt ihr nicht nach, noch sucht er nach ihr, er singt, und wenn er lauscht, so horcht er nicht nach dem Weibchen, sondern nach andern Männchen. Hört er ein solches singen, dann verdoppelt er seine Kraft. Viele Vögel kann man ja dadurch anlocken, daß man ihre Stimme nachahmt, so z. B. die Wildtaube. Und oft kann man beobachten, wie zwei Tauben sich zuerst aus der Ferne angurren, dann immer näher kommen und zorniger und eifriger ihr Gurren ertönen lassen. Kommt dann die eine Taube der andern zu nahe oder auf ebensolche Weise ein Singvogelmännchen dem andern, dann gurrt oder singt dieses am lautesten und stürzt sich schließlich auf den Widersacher. Bei Kanarienvögeln hat man beobachtet, daß sie sogar ihr Spiegelbild anschmetterten und wie zum Kampfe zornig an das Glas flogen. Wenn Grasmücken besonders prachtvoll singen, sind meistens zwei Männchen nahe beieinander, und Schnabelhiebe sind das Ende des Singspiels. Ist also eine Leidenschaft die Triebfeder zum Gesang, dann kann es nicht Liebe, muß vielmehr Eifersucht sein.

Wer mit aufmerksamem Auge durch Wald und Feld geht, den werden seine Beobachtungen bald lehren, daß der Gesang des Vogels nicht die Bedeutung haben kann, das Weibchen zu bezaubern und zur Liebe willfährig zu machen. Darwin war es, der eine solche Ansicht verfocht, ja, der englische Forscher wollte überhaupt die Entstehung des Vogelgesangs dadurch erklären, daß er annahm, von jeher hätten die Weibchen sich am liebsten den besten Sängern hingegeben, diese hätten also Gelegenheit gehabt, die meisten Jungen in die Welt zu setzen, so daß die nächste Generation schon aus mehr guten Sängern bestanden hätte. Eine solche »Weibchenwahl« hätte auch in der zweiten Generation eingesetzt, hätte in dieser wieder die besten Künstler zur Nachzucht auserlesen, und so wäre das in den Jahrtausenden fortgegangen, bis der vollendete Gesang zustande gekommen wäre. Darwin glaubte mit dieser Theorie eine ähnliche Erklärung gegeben zu haben wie mit seiner Lehre von der Naturzüchtung, aber er übersah den grundlegenden Unterschied zwischen beiden Theorien. Denn wenn nach der Theorie von der Naturzüchtung zum Beispiel die weißen Polarhasen dadurch aus braunen, gewöhnlichen Hasen sich entwickelt haben, daß sie in eine Gegend kamen, in der immer schneereichere Winter auftraten, so daß von den Junghasen stets die, deren Färbung etwas heller war als die ihrer Geschwister, von ihren Feinden am wenigsten gesehen und erbeutet und so vor allem von der Natur zur Nachzucht auserlesen wurden, so beruht diese Erklärung auf einer der Beobachtung zugänglichen Tatsache. Diese heißt: je heller ein Tier gefärbt ist, um so weniger fällt es auf dem Schnee auf, um so weniger leicht wird es von Raubvögeln, Füchsen, Eisbären gesehen. Ganz anders bei der Theorie von der Weibchenwahl. Diese kann sich auf keine Tatsache von allgemeiner Gültigkeit stützen. Denn das ist doch keine Tatsache, daß bessersingende Männchen die Weibchen willfähriger zur Liebe machen? Solches müßte zuerst noch bewiesen werden. Gerade so ist es mit den Männchenfarben der Tiere, die Darwin ebenfalls mit seiner »Weibchenwahl« zu erklären suchte. Hier müßten als Grund der Theorie folgende Sätze aufgestellt werden: eine rote Brust erregte von jeher die Gimpelweibchen am meisten, so daß diese von den ursprünglich graubrüstigen Männchen immer die zur Nachzucht bevorzugten, deren Brust einen röteren Schimmer aufwies, als die der andern zeigte. Die Blaukehlchen hingegen hatten eine Vorliebe für Blau, und zwar schon bevor sie diese Farbe auf der Brust trugen. Man sieht, das alles sind nichts als Behauptungen, die jedes Beweises entbehren. Ja, die Beobachtungen widersprechen ihnen sogar, weiß man doch, daß auch zerrupfte, häßliche Männchen ihre Weibchen finden.

Eine Bedeutung aber hat alles in der Natur, und darum muß, wie die Farbe des Tieres, so auch der Vogelgesang für das Leben seines Hervorbringers von Wichtigkeit sein. Um das zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Fritz Douzette: Landschaft mit Schafherde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Cuddde & Müller, Berlin

Paul Wilhelm Harnisch: Vision

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

verstehen, gehen wir am naturgemäßesten von dem aus, was die Grundlage jedes Gesanges ist: der Stimme. Wozu dient die Stimme dem Tiere? Nun, doch vor allem dazu, den Genossen herbeizurufen. Das Männchen lockt sein Weibchen und umgekehrt. Das beobachten wir ja auch bei den sehnsuchtsvoll nachts nach einander miauenden Katzen oder bei Reh und Hirsch. Für den Vogel aber ist offenbar die Stimme noch bedeutungsvoller als für das Säugetier. Denn dieses findet den Artgenossen vor allem mit der Nase auf der Fährte. Die Luft jedoch hinterläßt keine Spur, hier kann nur das Auge oder das Ohr Männchen und Weibchen vereinen. Weil nun die Vögel durch die Luft fliegen, finden wir bei ihnen »Arterkennungsmerkmale«, die auf diese beiden Sinne gerichtet sind: Farbe und Stimme. Wer ein zoologisches Museum besucht und aus dem Saal der Säugetiere in den der Vögel schreitet, dem fällt vor allem der Unterschied in den Farben auf. Bei den Säugetieren herrschen unscheinbare Farben, vor allem braun, vor; bei den Vögeln entwickelt sich die herrlichste und mannigfachste Farbenpracht.

Da Deutschland allein gegen 400 Vogelarten beherbergt, so gehört schon eine große Mannigfaltigkeit in der Ausbildung dazu, jedem Vogel seine charakteristische Stimme zu geben, so daß ihn sein Artgenosse von den andern Arten schon von weitem unterscheiden kann. Ein einzelner Ton ist nach Höhe, Stärke und Klangfarbe bereits nach wenig Variationen erschöpft; um weitere charakteristische Laute zu schaffen, müssen zwei oder noch mehr Töne aneinandergereiht und in der Höhe und Modulierung abgewechselt werden. So gibt uns schon diese Überlegung die Erklärung für eine ganze Reihe von Vogelgesängen; haben wir doch unter diesen alle Abstufungen vom einfachen, einsilbigen Ruf bis zum verwickelten, strophenreichen Gesang. Zwar werden wir das einfache »Krah« der Krähe nicht als Gesang gelten lassen, eher schon den weithinschallenden Pfeifruf der Spechtmeise. Das dreisilbige »Zizidäh« der Kohlmeise oder und der viersilbige Flötenruf des Pirols deucht uns gute Musik zu sein, das »Zizidäh« besonders, wenn es öfters wiederholt wird. Das geschieht ja überhaupt bei vielen Vögeln; diese haben oft nur wenig Töne zur Verfügung, aber dadurch, daß sie sie unermüdlich aneinanderreihen, entsteht ein munterer, reizvoller Gesang. Auch in der Art des Zusammensetzens der Töne und im Tempo prägt sich die Mannigfaltigkeit des Vogelgesanges aus. Und zu den wirklichen Sängern kommen dann noch Instrumentalkünstler. Wir sprachen schon von dem Trommler Specht. Ein Zungeninstrument gleich unserm Harmonium oder der Klarinette und Oboe spielt die Bekassinenschnepfe. Bei diesem Tierchen stehen am Schwanze zungenförmige, steife Federn im Kreise. Der Vogel fliegt nun in die Luft und läßt sich dann aus der Höhe fallen. Der Luftstrom bringt jetzt die Federn ins Vibrieren, und es entsteht ein Ton, wie wenn leise eine Oboe geblasen würde. Nachts übt die Bekassine ihre Kunst, und schon manchen Wandrer hat auf dem nächtlichen Moor Grausen gepackt, wenn er die gedämpfte Musik hörte, die wie aus Geistermund zitternd ertönte.

Haben wir so in der Theorie von den Arterkennungsmerkmalen schon die Grundlage für die Deutung des Vogelgesanges gefunden, so fehlt uns doch noch für zwei Eigenarten des Gesanges die Erklärung. Erstens nämlich müssen wir uns fragen, warum denn nur die Männchen singen, und zweitens verstehen wir noch nicht, warum der Vogel in so anhaltender Weise seine Kunst übt.

Wenn wir wissen wollen, warum es nur die Männchen sind, denen des Gesanges Gabe verliehen wurde, dann knüpfen wir am besten dieses Problem an die andre Eigenart an, die so viele Vogelmännchen vor ihren Weibchen voraushaben: ich meine die Farbe. Besonders auffallend ist der Unterschied zwischen dem farbenprächtigen Männchen und dem unscheinbar gefärbten Weibchen bei den Fasanen, Pfauen, Paradiesvögeln. Wie können wir das verstehen? Nun, es leuchtet ohne weiteres ein, daß dem Weibchen in vielen Fällen eine auffallende Farbenpracht verhängnisvoll werden würde, dann nämlich, wenn es brütet. Es würde von seinen Feinden leicht gesehen werden, und wenn es sich selbst auch noch rettete — Eier oder Junge wären verloren. Gerade die auf dem Boden brütenden Hühnervögel bedürfen eines Schutzes in der Färbung, und in der Tat sind bei diesen Tieren die Weibchen ganz ähnlich wie der Boden gefärbt. Auch bei den Enten ist es so. Ich selbst wäre auf Wanderungen in den Dünen von Sylt öfters trotz größter Aufmerksamkeit geradezu über brütende Eiderenten gestolpert, so wenig hoben sie sich vom Boden ab, und so fest blieben sie im Vertrauen auf ihre »Tarnkappe« sitzen. Das Eiderentenmännchen hingegen ist, wie fast alle Entenmännchen, auffallend gefärbt. Bei den Gänsen haben beide Geschlechter die Schutzfarbe, hier aber lösen sich Männchen und Weibchen im Brutgeschäft ab, während die Enteriche auf Abenteuer ausgehen, sobald das Weibchen brütet. Ebenso bestätigt es die Theorie, daß Vögel, die versteckt brüten, etwa in Baumhöhlen, wie Meisen, Spechte, Papageien, in beiden Geschlechtern lebhaft gefärbt sind. Bei diesen Tieren können eben Männchen und Weibchen die Arterkennungsfarben tragen, da auch ein prächtiges Gefieder in der dunklen Nesthöhle nicht sichtbar ist.

In gleicher Weise verhält es sich mit dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesang. Ein singendes Weibchen würde Nest und Junge verraten; daher kann das Arterkennungsmerkmal der unaufhörlich lockenden Stimme nur beim Männchen ausgebildet werden, muß aber nun bei diesem, da das Männchen jetzt das Erkennungsmerkmal für beide Geschlechter übernimmt, in doppelter Stärke entwickelt werden. Damit haben wir schon wieder einen Grund für die Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit des Vogelgesangs gefunden. Und noch einen dritten Grund können wir wahrscheinlich machen. Die Beobachtung lehrt, daß im Tierreich im allgemeinen weit mehr Männchen als Weibchen geboren werden. Nicht jedes Männchen kommt also zur Liebe, und zahlreiche Junggesellen müssen neiderfüllt und voller Sehnsucht zusehen, wie sich andre ein Nest bauen. In der Vogelwelt sucht sich nun meistens jedes Ehepaar ein Gebiet aus, in dem das Nest gebaut und in dem kein Vogel derselben Art geduldet wird. Sobald einer jener Junggesellen in die Nähe eines solchen Paares kommt, stürzt sich sofort das Männchen wuterfüllt auf den Störer. »Sie stören des Ehemanns Ruh'«, heißt es im »Cyrano von Bergerac« von den Gascogner Kadetten, und gleiches gilt auch in der Vogelwelt. Unter solchen Umständen kommt es für das Männchen darauf an, unausgesetzt seine Gegenwart kundzutun, damit jeder nahende Junggeselle wisse, daß das Weibchen dieses Gebiets schon sein Gespons habe, und sich hüte, von verbotenen Früchten zu naschen. Hierin sehen wir die letzte Bedeutung des Gesanges, er ist ein Kampf- und Warnungsruf, er soll nahende Nebenbuhler einschüchtern, geradeso wie der Tanz des Puters, der Kampfschrei des Hirsches.* Darum singt der Vogel am stärksten, wenn ein andres Männchen naht; darum zeigt er seine Gegenwart so auffällig an, wie uns die auf der Spitze der Tanne weithin sichtbare Amsel beweist. Nicht mit Bewußtsein tut das der Vogel, aber die Natur hat es ihm in die Seele gelegt, zu singen, wenn die Zeit der Liebe kommt; um so siegreicher schmettert er, je mehr Leidenschaft, sei es die der Liebe oder Eifersucht oder Kampflust, ihn beherrscht. Je besser aber ein Vogel sich als Beherrscher des Weibchens durchsetzte, um so ungestörter blieb er im Besitz der Liebe, um so leichter konnte er sich vermehren. So können wir uns denken, daß von derartigen Vögeln immer die meisten Jungen abstammten und der Gesang sich vererbte, ja sich von Generation zu Generation steigerte. Nicht werbende Liebe ist es, die aus dem Liede des Vogels singt, sondern in ihrem Besitz glückliche Liebe und Siegeszuversicht. Und wie der Gesang das Herz des kleinen Vogels schwellt, so läßt er auch unsre Herzen höherschlagen, und wir freuen uns des jubelnden Lebens, wenn die Bäume grünen und die Frühlingsblüten duften.

* Ich habe diese Theorie, die sich auf viele Tiere und auch den Menschen ausdehnen läßt, die der »Einschüchterung« genannt und in meinem Buche »Der Kampf um das Weib« (Stuttgart; 11. Tausend, 1914) näher ausgeführt.

Natur

Ich kam zu dir als Forscher und als Mann,
Gesetzbewährt bezwang ich deinen Bann.
Doch du bliebst starr: gleich wirren Dämmerträumen
Lag dumpfes Grau in deinen kalten Räumen.

Nun komm' ich wieder, wehrlos wie ein Kind,
Wahnvoll, wie Dichter und wie Kinder sind.
Da lächelst du — und dem beschämten Dichter
Entzündest du unzählig bunte Lichter.

Hans Much

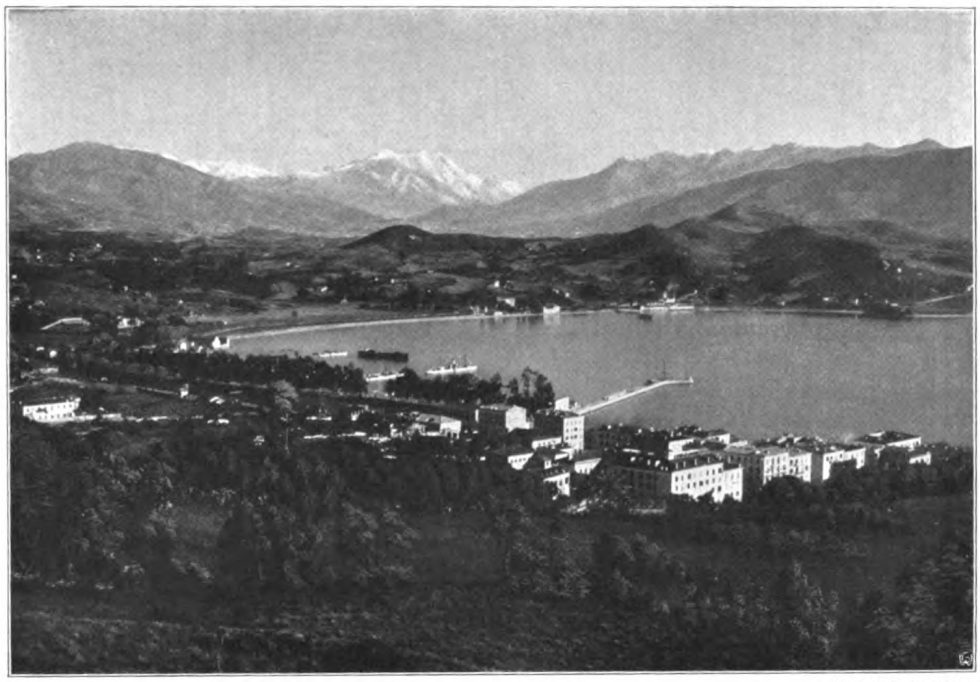
Gläsern

Die Stunde ist von gelbem Glas,
Ein zitterndes Ich-weiß-nicht-was,
Ein irrebannendes Geleuchte,
Durchsichtig und voll goldner Feuchte.

Laß uns ein Weilchen stille sein.
Das Glas gibt ja so fernen Schein.
Nicht rühren und nicht sprechen!
Es muß ja doch zerbrechen.

Hans Much

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



E. Cardinali, Ajaccio

Ajaccio (im Hintergrund der Monte d'Oro)

Aus Korsikas Bergen

Von Dr. W. Lacmann

Auf Korsika, das Mittelmeereiland, von dem einst Völkerschicksale ausgegangen sind, fallen heute wieder düstere Schatten weltgeschichtlichen Werdens. Zahlreiche deutsche Landsleute, die beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges in Frankreich festgehalten wurden, harren glaubhaften Nachrichten zufolge auf der Felseninsel dem Tage der Befreiung entgegen. Schier märchenfern dünken mich über solchen Gedanken unlängst entschwundene Tage, von denen ich hier berichten will, Tage, da ich als friedlicher Wandrer Korsikas sonnige Bergwelt durchstreifte und als unbeteiligter Betrachter die Erinnerungen ihrer Vergangenheit auf mich wirken ließ.

Durch die Jahrhunderte korsischer Geschichte, einer Leidensgeschichte ohnegleichen, schreitet der Tod. Korsikas Poesie ist die Totenklage, Korsikas starre Felslandschaft ein Thron des Todes. Aber mit Trugbildern freudigsten Lebens grüßt die Insel den Fremden, der den Eingangstoren ihrer Küste naht.

Schön wie ein Südlandstraum umfängt uns der weite Golf, dem Korsikas Hauptstadt Ajaccio entsteigt. Schroffe Höhen heben sich, von weißer Brandung umsäumt, aus tiefblauer Mittelmeerflut, in höherem und höherem Schwunge von dem Kap de la Parata und dem Capo di Muro her, den Torpfeilern der Bucht, gegen ihr Inneres ansteigend, in immer mannigfaltigeren, kühneren Felsformen sich übertürmend, abgeschlossen und gekrönt von Hochgebirgsspitzen, die lichtumflossen und blau zum blauen Himmel streben. Als gewaltigste dieser Höhen grüßt von Nordosten, scharf gezackt und doch voll edlen Ebenmaßes Korsikas schönste Berggestalt, der Doppelgipfel des Monte d'Oro. An den Gehängen der Ufer wechselt nackter Granit mit niedrigem Buschwald. Nur im Norden des Golfes, in der Gegend der Stadt Ajaccio selbst, herrscht reicherer Pflanzenwuchs. Dort im Norden springt eine kleinere Bucht ins Ufer ein, der Hafen der Hauptstadt. An seiner Westseite steigen die hochgebauten stumpfgiebligen Häuser empor, geschützt von einer ins Meer vorspringenden Zitadelle und dem Fort d'Aspreto, das ihr am jenseitigen Hafenufer gegenüberliegt. Weiß und scharf umrissen in der klaren südlichen Luft heben sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Bauten vom Laubwerk der Anlagen und Gärten, von dem Ölwald, der den Berghang mit silbern durchschimmertem Grün bekleidet. Um die Gebäudemassen der Stadt aber lagern, in weitem Kranze die Höhen hinansteigend, helle Landhäuser, auch sie umgeben von Gartengrün, überragt von hohen Eukalypten mit dichten dunklen Kronen. Und auf all dies hernieder blickt von hohem Bergvorsprung das stolze, weißleuchtende Schloß der Grafen Pozzo di Borgo.

Ajaccio ist eine Mittelstadt von 22 000 Einwohnern. Ihre herrliche Lage, ihr milder Winter, die Staubfreiheit ihres Granitbodens haben sie zum Ansiedlungsplatz wohlhabender Leute werden lassen und ihr einen ständig wachsenden Verkehr fremder Besucher, namentlich Leidender, zugeführt. So ist in ihrem Quartier Grandval ein freundliches Nebeneinander von Villen und Gasthöfen entstanden; ihnen gesellen sich stattliche öffentliche Gebäude, und darein schmiegen sich Gärten, erfüllt von der ganzen Pflanzenpracht des Südens, von früchteschweren Orangen- und Zitronenbäumen, von Feigen, Granaten, Palmen, Agaven, von üppigem Rasen, buntestem Blütenschmuck — ein hundertfältiges Jubellied aus Duft und Farbe. Herrliche Palmengänge,

E. Cardinali, Ajaccio

Straße aus genuesischer Zeit in Ajaccio

die zum Hafen hinabführen, vervollständigen das Bild des neuen Ajaccio. Doch hart daneben erhebt sich hoch, eng und finster die Altstadt. Sie entstammt der Schreckenszeit Korsikas, der Zeit der Genuesenherrschaft, der Ajaccio das Dasein dankt. In schmalen Gassen reihen sich die oft fünf und mehr Stockwerk hohen Häuser, gleichförmig von Bau, doch malerisch durch ihre Zusammendrängung und die Spuren des Verfalls. Da, wo in diesem Mauergedränge die kleine Place Letizia einigen spärlichen Raum schafft, liegt das Haus, an das sich Ajaccios weltgeschichtliche Bedeutung knüpft, ein städtisches Patrizierhaus alten Schlages, ohne Ansprüche an Licht und Luft, mit steinernen Böden, aber vielen weiten und hohen Räumen. Hier wurde am 15. August 1769 Napoleon als Sohn des Advokaten Carlo Bonaparte geboren, dessen Vorfahren, vielleicht florentinischem Adel entsprungen, einst aus Italien übergewandert waren, aber mit Sicherheit schon im 16. Jahrhundert in Ajaccio saßen.

Die Umgebung von Ajaccio ist an landschaftlichen Reizen schier unerschöpflich. Mögen wir den Ölwald des Monte Salario queren, in dem wir fast jedem Baum eine Terrasse gebaut sehen, und dann der bequemen Straße zu dem kühlen Quell am Bergabhang folgen, mögen wir durch die Busch- und Strandföhrenwälder der Finosa streifen oder dem blauen, brandenden Meer entlang fahren, an den Grabmälern vorüber, deren Zypressen so schwarz und schweigend in die licht- und farbentrunkene Welt hinausschauen, mögen wir hinansteigen zu dem prächtigen Schloß der Pozzo di Borgo — überall wechselnde Bilder, eine Fülle südlicher Schönheit.

Und neue Schönheit tut sich uns auf, wenn wir uns in das Innere des Landes wenden, den ragenden Gipfeln entgegen, die fernher zu uns herüberblauen. See und Hochgebirge, Süden und Norden, blühendes Leben und starrer Tod reichen sich hier in Korsika die Hand, um eine Vielgestaltigkeit der Landschaft zu schaffen, die in der weiten Welt ihresgleichen sucht. Unten an der Küste lastet den größten Teil des Jahres der Sommer der Subtropen, droben im Gipfelgebiet haust fast acht Monate lang nordischer Winter mit Schnee und Eis. Dazwischen aber herrscht unter dem heiteren Mittelmeerhim-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

E. Cardinali, Ajaccio

Grabkapelle bei Ajaccio

mel die milde Luft der Provence und der Seealpentäler. Die klimatischen Stufen prägen sich scharf in den Bildern der Pflanzenwelt aus. Von der Küste her ansteigend, treten wir bei etwa 400 Meter Höhe aus dem Herrschaftsgebiet des Ölbaums in das der Kastanie. Dieses endet bei 800 bis 900 Meter. Hier beginnt das Reich der Laricio-Kiefer. Ihre geschlossenen Bestände überlassen hinwiederum in einer Höhe von 1200 bis 1300 Meter der Buche das Feld, nachdem sie etwa 200 Meter tiefer mit ihr den Kampf um die Herrschaft aufgenommen haben. Bei 1800 Meter ist die Buchengrenze und damit die Baumgrenze erreicht, und es folgen nur noch Gehölze der Alpenerle und der niedere Pflanzenwuchs der alpinen Zone.

In alten Zeiten, so melden deren hinterlassene Schriften, bedeckten ungeheure Wälder die Insel. Aber der Hirt und der Ackerbauer haben in ihnen Jahrhunderte hindurch mit Axt und Feuer gewütet; so sind heute von den 872 182 Hektar der Bodenfläche nur noch etwa 175 000 mit Wald bestanden. Und das Übel frißt weiter um sich: in den Jahren 1868 bis 1907 sollen nicht weniger als 50 468 Hektar Wald — gut ein Fünftel des gesamten Bestandes! — niedergebrannt sein. Der Kampf, den der Staat gegen den frevelhaften Unverstand dieser Brandlegungen führt, hat dem Übel keinen Einhalt zu tun vermocht. So scheint der Tag heranzunahen, an dem der letzte Rest des herrlichen korsischen Waldes der Flamme zum Opfer fällt.

Dauerhafter als der Hochwald hat sich die Macchia erwiesen, jener immergrüne Buschwald, der dem ganzen Mittelmeergebiet eigentümlich ist, jedoch kaum irgendwo in solchen Ausdehnungen auftritt wie in Korsika. Ihm gelten in erster Linie die Brandlegungen der Bevölkerung, während das Niederbrennen von Hochwaldbeständen gewöhnlich nicht Zweck, sondern nur Folge ist. Aber die Macchia erhebt sich stets von neuem aus der Asche. Ja, es haben ihr die Brände zu einer immer weiter greifenden Eroberung ursprünglicher Hochwaldgebiete verholfen.

Die Machien Korsikas steigen bis auf etwa 800 Meter Meereshöhe an. In diesen Buschwäldern herrscht die Baumheide, der Erdbeerbaum, vor allem aber eine dunkelblättrige Zistrose — der »mucchio« der Volkssprache. Mannigfaltiges andres, oft mit Dornen oder stachligen Blättern be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Märchen wollte es uns bedünken, daß wir den Tag unter den Palmen von Ajaccio hatten anbrechen sehen.

Niedriges Zwergwacholdergesträuch, das sich mit gekrümmten Zweigen dem Boden anschmiegt, bot uns, mit dem Mantel bedeckt, trotz den stachligen Blättern ein leidliches Lager. Aber unsre Ausbeute an trockenen Alpenerlenzweigen gestattete für die zwölf Stunden, die wir hier zu verbringen hatten, nur ein mageres Feuer. So war nicht an viel Schlaf zu denken, und wir verbrachten den größten Teil der mondhellen Nacht am Feuer sitzend; so gut es ging, mußte die Zigarette über die Zeit hinweghelfen. Doch endlich vereinigte sich das erste Tageslicht mit dem des Mondes. Wir konnten vorsichtig den Anstieg zum Gipfel des Monte d'Oro fortsetzen, und darüber wurde es bald Morgen. Über glatte, abschüssige Granitplatten, über Blöcke, über Geröll stiegen wir bergan, die letzten Alpenerlenbüsche hinter uns lassend. Die Hänge sind steil und tief, doch bietet die Ersteigung des 2391 Meter hohen Berges keine erheblichen technischen Schwierigkeiten; nur etwas Schwindelfreiheit ist nötig. Nach zweiundeinhalbstündigem Steigen trafen wir, den Gipfel rechts umgehend, kurz unterhalb der Spitze auf einen kleinen Pfad, der erst neuerdings auf der Ostseite, von Vizzavona her, angelegt ist. Ein paar rohgeschichtete Treppenstufen erleichterten den letzten Anstieg.

Und jetzt standen wir oben. Es war sonnenwarm und fast windstill auf der Höhe. Blauer Himmel lag über der Welt, und das helle Licht eines südlichen Herbstmorgens. Mächtige Granitwände entstiegen um uns her der Tiefe. Greifbar nah liegen ihre gleichmäßig turmartigen Zacken. Hinter uns aber ragen in langen, ansteigenden, sich wieder senkenden Linien die nämlichen zackigen Wände, Kamm um Kamm, Gipfel um Gipfel, der Monte Renoso im Süden, der Monte Rotondo im Norden vor allen andern gewaltig. Denn der Monte Cinto, Korsikas höchste Spitze, wird von dem kaum niedrigeren Monte Rotondo verdeckt. Im Osten nehmen die Berge sanftere Gestalten an. Eine Ebene ist ihnen vorgelagert. Mit vielgliedrigem Umriß hebt sich aus ihr ein Binnensee ab, die Etang d'Urbino, und weiter nördlich erscheint ein zweiter, die Etang del Sale. Tief unter uns zieht die grüne Linie des Gravone- und des Vecchiotals mit den winzigen weißen Ortschaften. Wie verschwindet sie, wie verschwinden die Wälder, die da und dort an den Berghängen dunkeln, in der Welt von Stein! Unauslöschlich prägt hier Korsika den Eindruck einer ungeheuren Steinwüste, aber einer Wüste von überwältigender Pracht.

Doch der Blick flieht über die Felsen hinaus in die Weite. Dort schimmert stahlblau aus der Bucht von Ajaccio das Meer. Und drüben im Osten, über der Ebene und den Binnenseen, schimmert es wieder. Und im

E. Cardinali, Ajaccio

Bastia

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

E. Cardinali, Ajaccio

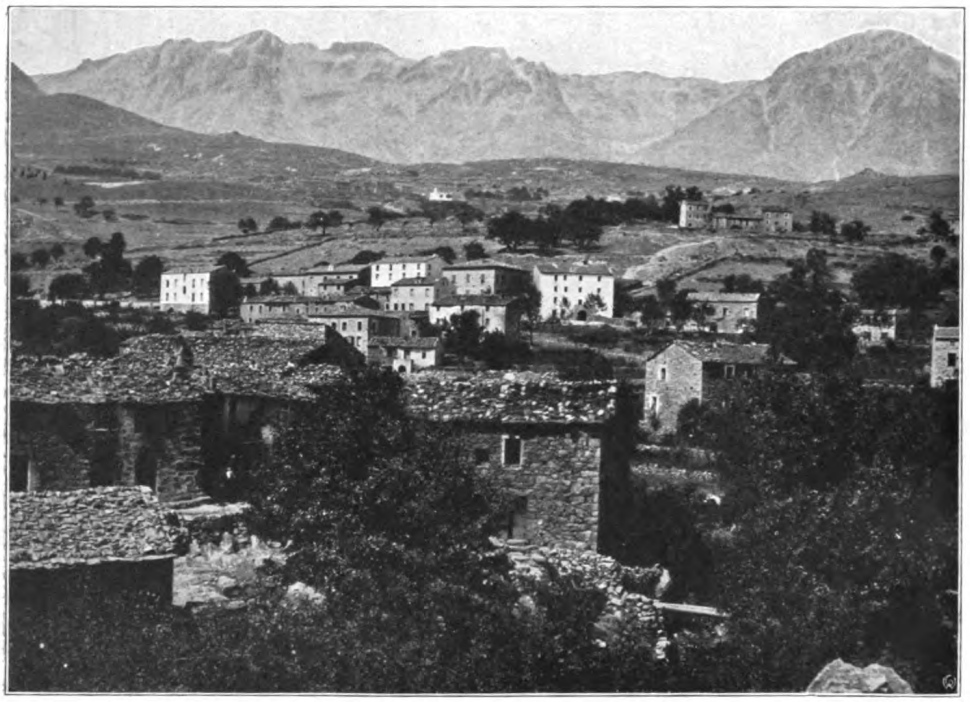
Corte

Süden und im Norden — das Meer. Die ganze Insel umspannt der Blick. Die ganze Welt will er an sich reißen. In der Ferne des Ostens liegt — tief unter uns, so scheint es — ein langer weißer Wolkenstreif: er kennzeichnet den Lauf der italischen Küste. Ein leichter Duft verbirgt sie. Aber dort drüben, weit im Norden — nein, es ist keine Täuschung —, dort heben sich unter den bläulichen Wolken blaue Bergspitzen, die Gipfel der Seealpen. Und wenden wir uns nach Süden um, so sehen wir wieder, aber hier klar und scharf umrissen, blaue Berge dem Meer entsteigen: Sardinien. Auf keinem Gipfel habe ich so wie hier die Gewalt endloser Erdweiten empfunden.

Den Abstieg nahmen wir auf dem von Vizzavona kommenden Pfade, den in seinem oberen Teil streckenweise bereits eine leichte Schneeschicht bedeckte. Er führte uns an einer Unterkunftshütte, die das rührige Syndicat d'Initiative de la Corse vor kurzem errichtet hatte, ins Tal. Eine anderthalbstündige nächtliche Fahrt brachte uns von Vizzavona nach Corte, der alten, von unzähligen Stürmen der korsischen Geschichte umbrausten Bergstadt am Zusammenfluß des Tavignano und der Restonica.

Von ihr führt eine Paßstraße ins Tal des Golo, des im Osten mündenden Hauptflusses der Insel. Ein leichter, mit zwei der kleinen korsischen Pferde bespannter Wagen trug uns am folgenden Tage dieses Tal hinauf. Die Steinwüste, in die wir gestern frei von der Höhe hineingeblickt hatten, nahm uns jetzt in granitenen Kerkermauern gefangen. Die steilen Wände des Monte Acuto im Süden, des Capo d'Alici und des Capo Tibani im Norden schließen sich zu einer furchtbaren Enge zusammen. Die Scala di Santa Regina nennt sie das Volk. Gewaltige Öde umgibt uns. Hier und dort nur sind die Felsen mit vereinzelten dürftigen Sträuchern bewachsen, hier und dort ragen ein paar Kiefern aus ihnen auf; sonst nichts als starrer Stein, in den Höhen umlagert von Wolken, die das düstere Bild noch düsterer machen. Schier erstaunlich ist es, wenn einmal eine Gruppe Pinien mit breiten, flachen Kronen, ein andermal ein hellgrünes Stückchen Weideland im Talgrund auftaucht, eine kleine Anpflanzung von Platanen und Kastanien die Straße beschattet. Der Fluß bringt kein Leben in dieses Bild der Erstarrung. Als läge er im Sterben, so spärlich rinnen seine Wasser in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



E. Sardinali, Ajaccio

Calacuccia mit dem Monte Cinto

der Tiefe; die Bachbetten, die sich ihm zusenken, sind meist völlig trocken.

Auch das menschliche Leben rinnt nur tropfenweise. Ein Maultierreiter begegnet uns, ein Esel mit einer Holzlast und sein Treiber, ein Fuhrmann mit einer Ladung gewaltiger Kiefernstämme. Dann, nach langer Zeit, kommen zwei Frauen des Weges, mit Holzbündeln auf dem Kopf, beide in schwarzem Gewand und mit schwarzem Kopftuch bekleidet. Im Inneren des Landes sieht man fast alle Frauen in dieser Tracht. Man könnte sie für die allgemeine weibliche Volkstracht halten, und sie ist es auch beinah, obwohl sie eigentlich die Trauerkleidung bildet. Die korsischen Frauen trauern nach unwandelbarer Sitte jahrelang um verstorbene Verwandte, um den Gatten zeitlebens; so kommen sie aus der Trauerkleidung kaum heraus und behalten sie wohl auch dann bei, wenn die vorgeschriebene Zeit vorüber ist.

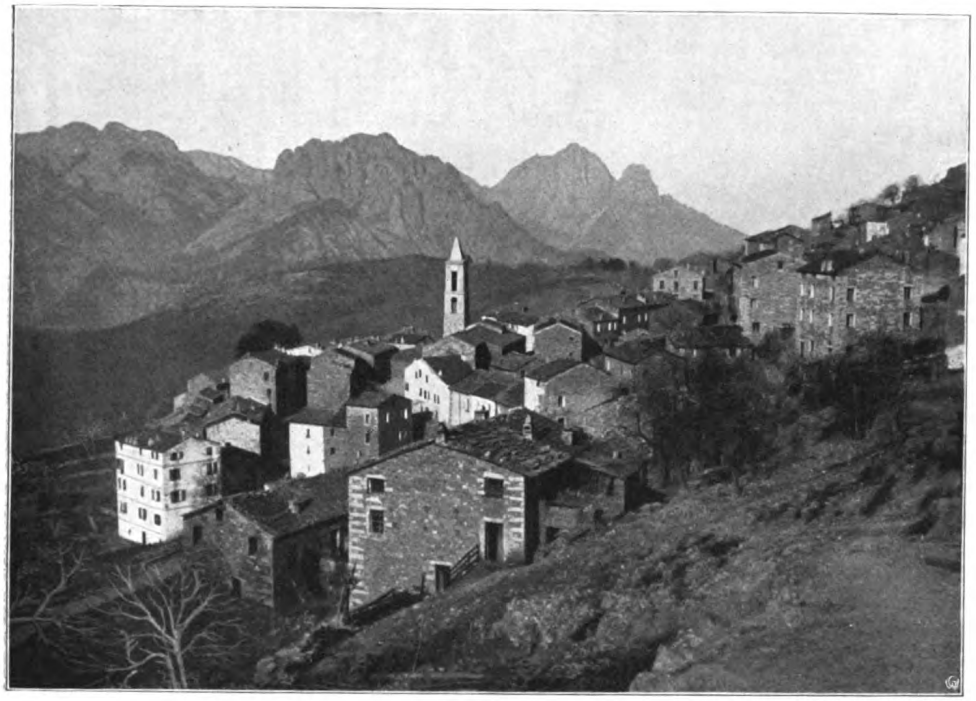
Das Trauergewand als Volkstracht — ein stimmungsvolles Bild aus Korsikas Leben. Denn mit schwerer Hand hat die düstere Geschichte dieses Landes dem Volk ihr Gepräge aufgedrückt. Ein Hauch von Todesschwermut liegt über seinem Sinnen und Sein.

Unbezwungen von Kultur und Gesetz herrscht in ihm die furchtbare Sitte der Blutrache. Fordert sie auch nicht mehr die Tausende von Opfern wie ehedem, so ist es doch heute noch dem Korsen Ehrensache, eine schwere Beleidigung mit Blut zu rächen, und Ehrensache, Blut mit Blut abzuwaschen.

So alt wie die korsische Blutrache ist das korsische Banditenwesen, das mit ihr im engsten Zusammenhang steht. Wer einen Feind erschlagen hat, der flieht, um der staatlichen Vergeltung und der Rache zu entgehen, in die Macchia. Als Geächteter, als »Bandit« bringt er dort Jahre, Jahrzehnte hin, darauf harrend, daß ihm die Verhältnisse gestatten, zurückzukehren. Inzwischen fristet er sein Leben von der Jagd, der Gastfreiheit der Hirten, der Hilfe seines Anhangs. Vielleicht auch erpreßt er an dieser oder jener Wohnstätte durch Drohungen, was er zum Unterhalt braucht. Aber Gewalttaten sind dem Banditentum nicht wesentlich. Eigentlichem Raub scheint sich der korsische Bandit sogar durchgängig ferngehalten zu haben, und kein Fall ist bekannt, in dem ein Fremder von einem der Geächteten angegriffen worden wäre.

Der Blutrache und dem Banditentum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



E. Cardinali, Ajaccio

Erusa

entnimmt die korsische Poesie ihre gewaltigsten Klänge. Bildet doch den Hauptquell dieser Poesie der Tod. Das Lied ihrer Lieder ist der vocero, die grauer Vergangenheit entstammende Totenklage. Sie wird von einer weiblichen Angehörigen oder Freundin der Familie an der Bahre gesungen und begleitet von dem Wehklagen eines Chors leidtragender Frauen. Zu erschütternder Gewalt erheben sich diese voceri, wo der Tote von Feindeshand gefallen ist. Ein in hundertfältiger Wendung wiederkehrender Ruf nach Rache ist hier der Inhalt der Klage.

... Her denn die geschliffne Klinge,
Die Pistole, her mit ihr,
Daß sie blutig Rache bringe,
Heißgeliebter Toter dir!
Mögt ihr alle mich verlassen,
Wüten will ich, hassen, hassen!

So ruft in einem der voceri die Witwe, als sie die männliche Sippe schweigend und verzagt an der Bahre stehen sieht. Und:

Wehen soll fortan im Winde
Mir das rabenschwarze Haar,
Bis ich euch, ihr Meuchler, finde,
Will euch folgen, immerdar.
Flieht auf Höhen, flieht in Gründe,
Büßen sollt ihr eure Sünde!

Ha! Zerreißen eure Herzen,
Eure Herzen blutigrot —
Wollust würden meine Schmerzen,
Wonne würde mir der Tod.
Rachetag, dir will ich leben!
Mög' der Himmel mir vergeben ...

Seht als Banner grimmer Fehde
Vom Pistolenlaufe wehn
Dieses Hemd in Blutesröte!
Blutbesudelt sollt ihr's sehn,
Bis dies ganze Volk von Hunden
Seiner Bluttat Lohn gefunden!

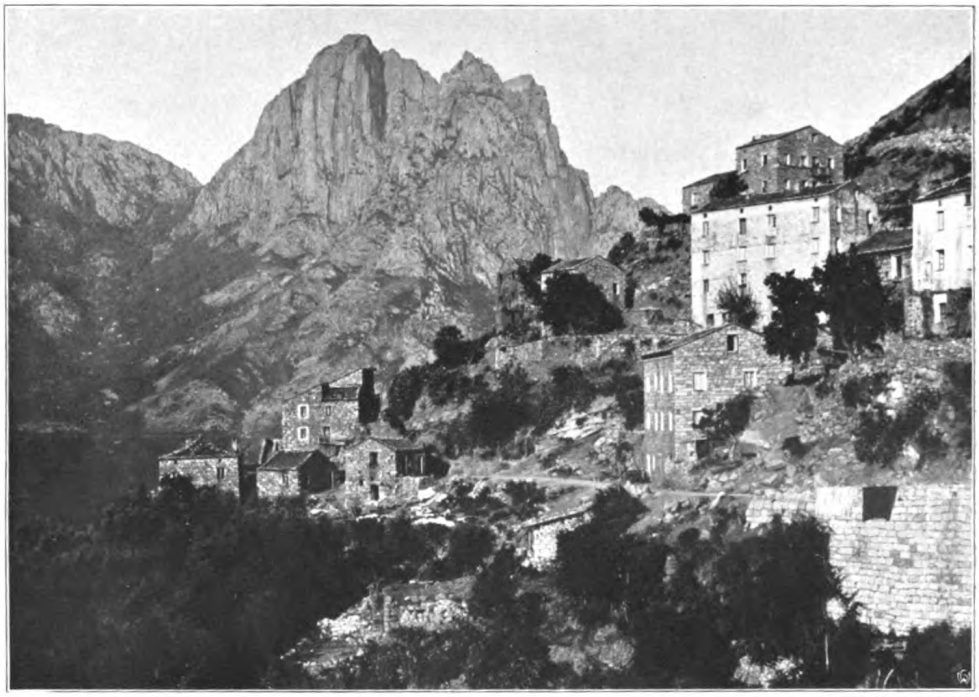
Das sind Klänge korsischer Totenklage. Aus den Tiefen wilder Urzeit scheinen sie heraufzudringen. Und doch — rührt diese Rachepoesie nicht auch an unser Empfinden? Schlummert jene Urzeit nicht auch in uns?

Doch hinweg von diesen Bildern der Nacht und des Todes, zurück ins Leben des sonnigen Alltags!

An jenem Tage, an dem wir die Wildnis der Scala di Santa Regina durchfuhren, übernachteten wir in dem Städtchen Calacuccia, das oberhalb des Engpasses in dem breiter gewordenen Golotale liegt.

Zeitig brachen wir am nächsten Morgen auf. Unser Ziel war das 36 Kilometer entfernte Evisa jenseit des Vergio-Passes.

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



C. Cardinali, Ajaccio

Ota

Ein zweistündiger Marsch durch das kahle Tal führte uns zum Valdoniello, dem »Schwarzwald«, hinauf. Herrliche Laricio-kiefern erheben sich hier. Wie herzhaft umfängt uns ihr herber Duft und ihr Dunkel nach der Wanderung durch die sonnige Öde! Wie wir höher steigen, werden die Stämme immer gewaltiger; bis zu 40 Meter und mehr ragen sie empor. Da und dort mischen sich Buchen unter die Kiefern. Ein wundervolles Farbenspiel, das herbstliche Gelb und Rot dieser Buchen, das dunkle Kieferngrün und darüber der tiefblaue Himmel! Auch die Edeltanne tritt auf, und an den zahlreichen Wasserläufen auch die Erle. Dann und wann erscheint die Birke. Allmählich wird sie häufiger, und in der Höhe zwischen 1300 und 1400 Meter treten wir kurz hinter einem freundlichen Forsthaus in einen ausgedehnten, geschlossenen Birkenbestand ein. Er steht noch im Schmucke grünen Laubes. Erst im Höhersteigen sehen wir die Blätter sich gelb färben. Die Bäume werden krüppelhaft. Um so gewaltiger wirken die Kiefernriesen, die vereinzelt zwischen diesen Zwergen stehen.

Auf dem Passe selbst schwindet der Wald. Nur vereinzelte Gruppen wetterzerzauster Kiefern und Buchen halten stand. Gegen Mittag erreichten wir die 1464 Meter über dem Meer gelegene Paßhöhe. Ein freier Blick tat sich auf, rückwärts ins kahle Golotal, vorwärts in die waldigen Gründe des Aïtone.

In diese Gründe führte unser weiterer Weg. Das Tal wurde zur wilden Schlucht, aus deren Tiefe die gewaltige Stimme des Aïtone heraufdrang. Dann erweiterte es sich wieder, und wir traten aus dem Walde heraus. Kastanien dunkelten uns entgegen. Bald schritten wir unter den mächtigen Kronen dahin, die ihre Früchte um uns her zu Boden fallen ließen. Nach den Steinwüsten, dem wilden Wald umfing uns ein wahres Paradies. Zu riesigen Hainen schließen sich die herrlichen Bäume zusammen, eine runde Bergkuppe zu unsrer Linken völlig bedeckend. Vom jenseitigen Talhang leuchtet aus Waldesgrün das weiße Gemäuer von Marignana, und dann erscheint Evisa, unser Ziel. Seine hohen Häuser ziehen den Talhang hinab, schlank steigt uns von unten der Kirchturm entgegen, und jenseit des Grundes, den wir dahinter fühlen, ragen im roten Schein der sinkenden Sonne hohe Felsberge. Fernher schimmern die Wasser des Golfes von Porto.

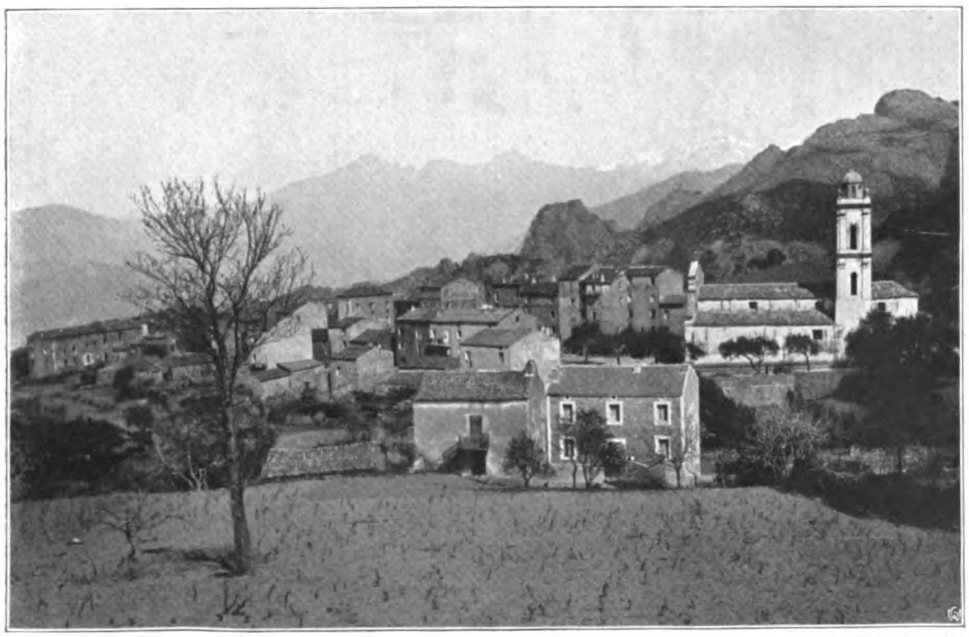
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ein Aufenthalt in Evisa erschließt eine Fülle abwechslungsreicher Schönheit. Felsige, wasserdurchbrauste Waldgründe, eine verfallene Mühle am Bach umfangen uns mit heimatlicher Poesie; dann wieder streifen wir durch Macchien voll dunkelroter Baumerdbeeren oder wandeln im Schatten des Kastanienhains.

Dort unter den Kastanien drängt sich jetzt das Leben des Bergdorfes. Denn es ist die Zeit der Lese. Allenthalben sehen wir die Bewohner, die Frauen hauptsächlich, mit dem Sammeln der Früchte beschäftigt. Drei Monate im Jahr gibt die Kastanie ihrem Besitzer Arbeit. Einen Monat hat er nötig, um durch die Beseitigung des Farnkrauts den Boden für die Ernte vorzubereiten, einen Monat währt die Lese, und einen Monat dauert es, bis die Vorräte an Kastanien in »Polenta« verwandelt sind. Den übrigen Teil des Jahres hat der glückliche Kastanienbesitzer Ferien.

Die Kastanienwaldungen bilden den Hauptreichtum des Landes. Auch der Ölbaum und die Rebe liefern einen Überertrag über den Eigenverbrauch des Landes. Doch ist die Ausfuhr an Wein infolge des Auftretens der Reblaus stark zurückgegangen, und im Lande selbst wird leider immer mehr das herbe, aber wohlschmeckende Erzeugnis der korsischen Traube durch den französischen Absinth verdrängt. Neben Kastanie, Ölbaum und Rebe bilden vor allem die Ziegen- und Schafherden, denen man allenthalben auf der Insel begegnet, einen wichtigen Erwerbszweig der Bevölkerung.

Die Quellen des korsischen Wirtschaftslebens fließen spärlich. Sie ließen sich ohne Zweifel erweitern. Welchen Raum könnte allein der Feldbau dem ungenützt liegenden Buschland abgewinnen! Aber der wirtschaftlichen Entwicklung stellt sich die Wesensart des Volkes als kaum zu überwindendes Hindernis entgegen. Dieses Volk bringt Philosophen und Staatsmänner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte von glänzenden Gaben, bringt Feldherren wie Sampiero, Gaffori, Paoli, Napoleon hervor — Bauern vermag es nicht zu erzeugen. Hirten- und Jägerleben, das mag dem Korsen noch allenfalls zusagen; in der französischen Beamtenschaft wie im Heere ist die Inselbevölkerung stark vertreten. Der harten Arbeit des Feldbaues aber steht das Volk mit unüberwindlicher Abneigung gegenüber. Wo sie unumgänglich ist, da wird sie nach Möglichkeit der Frau aufgebürdet. Wie dürftig lebt die Menge dieser Menschen in ihren Tälern, wie ärmlich sind die Wohnungen, wie knapp das Geld! Ist doch im Inneren der Insel



E. Cardinali, Ajaccio

Piana

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Tauschhandel noch gang und gäbe. Und dennoch kommen alljährlich gegen 20 000 Italiener aus der Provinz Lucca herüber, die den wohlhabenden Landwirten die Arbeit besorgen: die Einheimischen geben sich nicht dazu her. Auch das ist ein Erbteil der korsischen Geschichte, eines jahrhundertelangen Ringens um die Freiheit, in dem gegen das Kriegshandwerk alle Erwerbstätigkeit zurücktreten mußte.

Von Evisa wanderten wir weiter der Westküste zu. Hinter dem Ort stiegen wir einen alten, der Genuesenzeit entstammenden Saumpfad ins Tal des Aïtone hinab. Schwermütiger, langgezogener Gesang scholl uns von drunten entgegen. Bärtige Männer begegneten uns, die beladene Maultiere vor sich hertrieben. Das ist auf Korsika heute noch die landläufige Art, Lasten fortzuschaffen, und nicht nur auf diesen Saumpfaden, sondern auch auf den wohlangelegten Landstraßen, die eine viel lohnendere Art der Güterbeförderung gestatten, begegnen uns immer wieder die Tiere mit bepacktem Rücken.

Den Hang, den uns der steindurchsetzte, oft glattgetretene Weg hinabführte, bedeckt schöne Macchia. Heide- und Erdbeerbäume umgeben uns; Buchsbaum und Steineiche mischen sich dem Bestand. Tief dunkelrot schimmert die Baumerdbeere aus dem glanzüberzogenen grünen Gezweig, und neben diesen vollreifen Früchten, die zum Teil schon zur Erde fallen, trägt der Busch andre in allen Entwicklungszuständen, und weiße, zartrot angehauchte Glockenblüten obendrein. Die eßbaren reifen Beeren sehen in ihrer Erdbeerähnlichkeit so einladend aus, daß man sich immer von neuem verführen läßt, eine zu genießen, und dann immer wieder von dem faden Geschmack enttäuscht ist.

Drunten, wo der Aïtone in den von links heranbrausenden Porto mündet, springt eine alte Genuesenbrücke mit hohem Bogen über den Hauptbach. Hier ist ein wunderbarer Ort. Mit mächtigen Vorsprüngen greifen die Talwände gegeneinander und bilden einen Felsenkessel von wilder Erhabenheit. Starr und düster und schweigend stehen die steinernen Mauern. So gewaltig ist ihr Schweigen, daß seine Stimme das Brausen des Wassers in sich verschlingt. Die Spelunca heißt diese Enge.

Unser Pfad zieht, teilweise hoch aufgemauert, am linken Ufer des Porto hin

Targheſe

E. Cardinali, Ajaccio

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sartene E. Cardinali, Ajaccio

und begegnet dann einer Landstraße, auf der wir weiter der Küste zu wandern. Drüben am steilen Hang des Capo alla Vetta erscheint das Dorf Ota, malerisch über Olivenhainen gelegen, die hier den Talgrund bedecken. Auch Kastanienwälder tauchen wieder auf. Und näher und näher, blauer und blauer leuchten die Wasser der Bucht von Porto. Gewaltig greift auf ihrer Nordseite der Monte Senino ins Meer hinaus, indessen die Südspitze des Golfes der gewaltig steile Capo d'Orto verdeckt. Je mehr wir uns der Küste nähern, um so reicher wird der Pflanzenwuchs um uns her. Den Erdbeerbäumen, der Baumheide, den Zistrosen der Macchia, den dunklen Kastanien und den Ölwäldern mit dem silbernen Glanz gesellen sich Weinberge, stachlige Kakteen, Feigen und Orangen. Pappeln entsteigen dem grünen Talgrund und mächtige Eukalypten. Helle Häuschen schimmern da und dort aus dem vielgestaltigen Grün, und drunten fließt der Bach, weißschäumend hier, dort still und durchsichtig klar. Man glaubt arkadische Bilder zu schauen. Sie sind der Schleier, mit dem hier an seinen Küstentoren Korsika die Blöße seiner steinernen Berge verhüllt.

Wir erreichten die Straße, die der Westküste entlang zieht, und begannen ihrem Anstieg nach Pioma zu folgen. Mit scharfer Kehre springt sie gegen die See hinaus, und ein herrlicher Blick öffnet sich auf das Dorf Porto mit dem alten Wartturm, einem der vielen, welche die Genuesen längs der Küste gebaut haben, ihren Raub gegen Räuber zu schützen.

Bei diesem Aussichtspunkt hielten wir Mittagsrast. Dann stiegen wir durch üppige Macchia gegen Piana an. Weiter und weiter wurde der Blick über die See und die Landschaften der jenseitigen Küste des Golfes. Über uns aber ragten rötliche Felsen von wunderlich zerrissenem, zerbröckeltem, verwittertem Aussehen. Und jetzt waren wir mitten drinnen in dieser eigenartigen Felslandschaft, welche die Straße in einem Engpaß durchbricht. Es ist die Calanche di Piana, eine Welt von Türmen und Türmchen, von Rissen und Schründen und Schluchten, von abenteuerlichen Felsformen aller Art, aus denen die Phantasie die mannigfaltigsten Tiergestalten erdichten mag. Aus diesem Felsgedränge erheben da und dort Gruppen von Strandföhren die dichten runden Kronen.

Röter glüht jetzt im Schein der sinkenden Sonne der rote Granit, dann, in mählichem Wechsel der Farbe, hebt er sich gelblich gegen die duftverschleierten blauen Berge der Ferne. Die Tiefen aber füllen sich mit Schatten. Violett erschimmern ihre Felsen in wundervollem Widerspiel zu dem dunklen Grün der Föhren, und in grauer Abendstimmung liegt tief drunten das Meer.

Jetzt geben die Felsen wieder Raum.

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wieder erscheinen Kastanien und Ölbäume, Eukalypten, Platanen und Pappeln, Weinberge, Obstgärten, und dahinter winkt Piana, von mehr denn 400 Meter Höhe in die See hinabblickend.

Im Inneren zeigt der Ort die nämliche Dürftigkeit des Lebens und Hausens wie all die andern, durch die unser Weg geführt hatte.

Welch andres Bild bot uns an einem der nächsten Tage das 20 Kilometer von ihm entfernte, am Nordufer des Golfes von Sagone gelegene Carghese dar! Ein freundliches, wohlhabendes Städtchen inmitten fortschrittlich bewirtschafteten Landes. Eine Kolonie griechischer Ackerbauer, die im Jahre 1676 vor den Türken nach Korsika geflohen war, hat nach mancherlei blutigen Schicksalen ein Jahrhundert später diese Siedelung geschaffen. Sie hebt sich wie eine Musterwirtschaft von der korsischen Rückständigkeit ab.

Von Carghese führt eine mehrstündige Fahrt im Postkraftwagen nach Ajaccio zurück. Sie läßt die ganze Landschaftspracht schauen, die ein blaues Meer und eine reichgegliederte Felsenküste dem Auge darzubieten vermögen.

Und doch ist die Schönheitsfülle dieses Landes nicht erschöpft. Neue Wege erschließen sich dem Wandrer von Korsikas Hauptstadt: hinüber nach Bastia und den Gestaden des Kap Corse, nach Zicavo mit dem weitausschauenden Mont l'Incudine, nach dem malerischen Sartena, dem trotzigen Bonifacio, das auf steilem Kalkfels die Südwacht der Insel hält. Und wenn er dann Korsikas Berge im Meer versinken sieht, so wird der letzte Blick nicht frei sein von Wehmut. Vielleicht auch mag beim Scheiden von diesem Lande der Schönheit und des Todes etwas von der Stimmung in ihm wach werden, mit der Gregorovius, der Schilderer Korsikas und der korsischen Geschichte, von der Insel Abschied nahm:

Und war es oft ein blutig dunkles Schauern,
Und war es oft ein tiefes Seelentrauern,
Das hier mein heimatloses Herz gerührt,
Hat's doch vom Heldengeist den Hauch gespürt,
Hat's doch von diesen liederreichen Klagen
Den hellsten Glockenklang hinweggetragen.

Soldatenlos

Wo fiel dein Freund? — Was weiß ich, wo!
Noch im August in Belgien floß sein Blut.
Doch jung war seine Kraft und froh,
Und schrieb getrost: Ein Aderlaß ist gut.

Im Herbst dann, in Masuren, gab
Er von dem unversiegbar roten Quell
Und meldete: Mich flieht das Grab —
Die Haut gesiebt vom spritzenden Schrapnell.

Und Polen? Und der Winter? Nein.
Da schrieb er kurz: Es brennt! Es eist! Es beißt!
Man läßt die Nase immer vorne sein,
Wenn man nicht grade Bonaparte heißt.

In den Karpathen schmolz der Schnee,
Der Frühling küßte Blumen aus dem Gras —
Es war so weit — nur das tat weh —
Gefallen wo? — Ich glaub', am Duklapaß.

O. Hild

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die spanische Jacht

Novelle von H. Wolfgang Seidel

Es überkriecht mich«, sagte der fremde Herr. Hierauf machte er seine Zunge hohl und hustete mit kreisrundem Munde wie ein kleiner Pistolenschuß. Aber es war nicht der Husten, der ihn beängstigte und seinen ausgemergelten Leib hin und her bog. Denn während er mit der rechten Hand, die wie ein anatomisches Präparat aussah, seinen französischen Reisemantel zusammenhielt, folgte er mit wässerigen braunen Augen einer hohen Gestalt, die im Zuge der Vorüberwandelnden über den Sand knirschte und langbeinig hinter einer Schar von jungen Mädchen einherstrich.

Wir saßen unter dem grünen Sommerzelt der Linden und hatten beide ein purpurnes Glas Wein vor uns stehen. Die Kurkapelle geigte und jubilierte in ihrem hölzernen Muschelhaus, und der große Flirt hatte begonnen, wie immer, wenn es elf Uhr schlug und die blauen, roten und gelben Herzensbrecherinnen ihre leckeren Kuchenteller geleert und mit spitzer Zunge ihre Mandelmilch ausgeschleckt hatten. Es war gegen Ende der Badezeit eine Anzahl von Fremden in dem kleinen Küstenort aufgetaucht, und der Kellner, der am Schluß der Vormittagsmusik aufräumte, pflegte als Hauptbeute allerlei unverständliche Zeitungen aus Pest und Warschau davonzutragen. Auch der Mann, dem mein Nachbar mit schaudernder Teilnahme nachstarrte, war ein Ausländer.

»Es ist ein Ungar,« sagte ich. »Sonst gehören noch ein paar Kinder zu ihm, die so schwarzhaarig sind wie ein Pudel und an Fettsucht leiden. Seine Frau sitzt dicht vor der Bühne — nein, die andre mit dem zitronengelben Schleiertuch ...«

Der Fremde schien durch meine Auskunft seltsam erleichtert. Er lächelte mich an, wobei zwei scharfe Falten in seinem ledernen Gesicht erschienen, und trommelte mit langen Fingern auf den Knien.

»Ah, Ungarn ... das ist gut ... ich bin sehr froh darüber.«

Er versank in Nachdenken, indem er seine Augenlider senkte und die Welt durch zwei glitzernde Spalten betrachtete. Da er im Besitz einer ungesunden Hautfarbe war und sein strähniges Haar mit einer Essenz behandelte, die zwischen Rostbraun und Algengrün die Mitte hielt, so bot er in diesem Augenblick keinen erfreulichen Anblick; fast schien es, als sei er nicht mit einem ehrlichen Dampfboot angekommen, sondern als habe ihn der letzte Ostwind angespült. Auch seine Stimme hatte einen harschen und unerfreulichen Klang.

Plötzlich öffnete er seinen Mund und sagte: »Nicht wahr, ich sehe ekelhaft aus?«

Unvermutete Selbstbekenntnisse haben stets etwas Erschreckendes; wir lieben es nicht, daß der feine Schleier der Lüge, den gesellschaftliches Übereinkommen über alle Erscheinungen breitet, mutwillig zerstört wird. Ich beeilte mich daher, wenigstens so auszusehen, als hielte ich ihn immerhin für eine charaktervolle Erscheinung. Auch murmelte ich etwas von »zerstörter Gesundheit, die sich bei Seeluft und Krabbensalat zweifellos kräftigen würde«.

Er lächelte und besah seine Fingernägel, die seltsam bläuliche Schatten aufwiesen.

»Ich möchte wissen, wer Ihnen den Mut gegeben hat, bester Herr, von zerstörter Gesundheit zu reden! Sie taten es wohl aus Versehen, aber Sie haben recht — es wird nun nicht lange mehr dauern. O Gott, was sitzt nachts alles auf meiner Bettdecke und kniet mit knöchernem Gebein auf meiner Brust! Und dann steigt es über mich hinweg, und wenn ich Licht mache, ist es verschwunden! Vielleicht, daß Sie es nicht hören, aber ich höre es jeden Morgen — rasselnde Ankerketten und jene verfluchte Stimme, die damals die Laskaren antrieb ...«

Ich mochte meinen Nachbarn wohl verwundert angeblickt haben, denn er fuhr fort:

»Natürlich können Sie das nicht verstehen, aber ich will es einmal wieder loswerden, und Sie mögen es hören. Es ist eine Geschichte, die mir gehört, so wie jetzt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch mein Kopf und meine Hände und der Rest meiner Lunge mein Eigentum sind. Ob Sie die Sache weitererzählen, kümmert mich nicht, denn ich gedenke noch heute abzureisen. Und in einem Jahr bin ich sowieso nicht mehr da.

Ich bin ein Mann, der nirgendwo zu Hause ist, Herr. Wenn ich eine Heimat habe, so ist es mein Schiffskoffer, in dem Sie einige Skizzenbücher finden werden. Aber die letzte Zeichnung darin trägt eine Jahreszahl, die man vor zehn Jahren schrieb; damals habe ich aufgehört, Jahre und Tage zu zählen.

Sie werden lachen, wenn ich behaupte, daß ich in jener Zeit ein hübscher Kerl war. Ich kam gerade aus Norwegen, wo ich von Milch und Brot gelebt hatte und froh gewesen war, wenn ich meine gebratenen Fische aus der Pfanne holte. Es war ein gesundes, herrliches Leben, und meine Mappe füllte sich mit den Abbildern von Berghalden, Sommerblumen und einsamen Wiesentälern. Ehe ich nach Süden weiterreiste, dachte ich mich noch in einem dieser nördlichen deutschen Bäder auszuruhen; die Mittel dazu waren mir durch Verkauf einer längst vergessenen Landschaft unvermutet zugeflossen. So kam ich hierher.

Ich wohnte in einem der letzten Häuser am Strom, machte aber von meiner Wohnung nur des Nachts Gebrauch. Die halben Tage lag ich in einem Fischerboot und segelte, nicht in der offenen See, sondern auf dem Breitling; Sie kennen diese riesige Erweiterung der Warnow. Während mehrerer Wochen durchfuhr ich alle die zahlreichen von Schilf umgebenen Buchten, die auf diesem fröhlichen Gewässer zu finden sind, starrte über die grünen, rauschenden Schwerthalme und freute mich an den seltsamen Wasserschleiern, die sie ruhelos im Windweben emporhoben und der Sonne darboten. Leider durfte ich nicht fischen, da die Fischer des Badeorts auf dem Breitling keine Gerechtsame besaßen und ich selber, als ich das Boot für einen Monat mietete, dem Vogt über diesen Punkt eine Art von Eid hatte leisten müssen.

Um so anteilvoller verfolgte ich die Fahrten der rostockischen Fischer, denen ich gewöhnlich in der Morgenfrühe begegnete. Ich wurde mit mehreren gut bekannt, ließ mir von ihnen die großen Hechte zeigen, bot ihnen meinen Tabak an und trank wohl auch einmal im Newkastle oder in der Stadt Calmar ein Glas Grog. Ihnen zerriß kein Seehund die Netze, und die Geschichte, daß ein Dreimaster Hans Quaas übersegelt hatte, weil Hans Quaas, der ein einsamer Trinker war, sich in einer kalten Herbstnacht mit geschmuggeltem Fuselfri vollgesogen hatte wie ein Schwamm, war eine alte und graue Geschichte; aber ganz unbedenklich war die Arbeit auf dem Breitling nicht, denn dieser buchtenreiche Stromsee war wie alle seiner Art ein gefährliches Gewässer. Davon sollte ich selber alsbald eine überraschende Probe erhalten.«

Der Erzähler schwieg jetzt eine Weile, da er Lust bekommen hatte, zu rauchen. Er wühlte ein wenig in einem abgegriffenen Tabaksbeutel, der aus dem Fuße eines Albatros gearbeitet war, und stopfte mit zitternden Fingern die rotbraunen Löckchen in den Kopf der tönernen Pfeife. Dann schüttete er den Rest seines Portweins in sich hinein, winkte dem Aufwärter und fuhr fort:

»An einem Septembermorgen stand ich schon in der Dämmerung auf, da sie ununterbrochen wegen eines Seenebels Schüsse abgaben und die Lindenbäume vor dem Hause ruhelos gegen die Fenster peitschten. Der Strom trieb ein; ich erinnere mich, daß ein Zug toter Maischollen mit weißen Bäuchen an mir vorüberschwamm, als ich das Segel setzte, um über den Breitling zu fahren. Dort war es herrlich, und ich kam mir vor wie eine Fregatte im Sturm. Die Sonne ging strahlend auf, und in fernen Buchten stand der Wasserschaum, als habe sich ein Flug nordischer Schwäne auf den Wellen niedergelassen. Selten bin ich so heiter gewesen wie in jener Stunde; mir war, als führe ich dem Glück entgegen. Da sah ich plötzlich in geringer Entfernung ein Boot kieloben auf mich zutreiben.

Das Merkwürdigste aber war, daß im Kielwasser des Bootes etwas plätscherte wie ein schwärzliches Tier, und plötzlich wußte ich, daß es ein Mensch war, dem die Todesangst die Augen aufriß und die Finger in Krallen verwandelte. Ich zog den von Kälte halb erstarrten Mann zu mir herein, nahm sein Fahrzeug ins Schlepptau und brachte es dann allmählich dahin, daß der Gekenterte über sein Abenteuer Auskunft gab. Er hieß Bast und war Musikant; gerade hatte sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm die Aussicht aufgetan, in die Kurkapelle aufgenommen zu werden, als sein Vater, ein Rostocker Fischer, starb. Nun ist es dort mit der Fischerei eine eigentümliche Sache: der Beruf wird vererbt, und da die Familie dringend wünschte, das alte Vorrecht zu behalten, so mußte John Bast seine lange schwarze Flöte in den Kasten legen und die Transtiefel seines Alten anziehen. Seitdem erlebte er Abenteuer, ungesuchte und solche, die mit dem Geruch der Lächerlichkeit behaftet waren. Er rammte Schiffszeichen, ließ sich von langschnäuzigen Hechten in die Hand beißen und war Spott und Fluch der Passagierboote, denen er schreiend und mit den Armen rudernd begegnete, voller Hoffnung, sie würden ihm ausweichen. Vor drei Tagen erst war ihm sein Boot davongeschwommen, während er auf einer Boje saß und den Möwen auf seiner Flöte etwas vorspielte. Er bat mich daher auch inständig, die Sache mit dem gekenterten Boot nicht herumzureden; ich versprach es, und wir brachten das Fahrzeug, so gut wir konnten, an Land und wieder zu Wasser. Noch am Abend desselben Tages verhandelte ich mit Jacques Rosenthal, der in Schiffsbedarf machte, und erstand »für einen Freund« einen Ölrock, denn auch dies schlangenhäutige Kleidungsstück hatte der Ärmste eingebüßt.

Nie werde ich den Abend vergessen, an dem ich mit diesem Ölrock bei John Bast erschien und bis in die Nacht hinein sein Gast war. Er wohnte in einem kellerartigen Gemach, und der Rauchfang seines Herdes hatte es aufgegeben, das Dach zu erreichen, und brach seitlings aus der Hauswand hervor. Während man aber zu John Bast hinabstieg, lagen die hinteren Zimmer seiner Wohnung mehrere Fuß höher und blickten mit blumenumsponnenen Fenstern auf den Hafendamm. Dort hatte John seine Schwester einquartiert. Er pflegte die Mütze abzunehmen, wenn er zu ihr emporstieg, und hatte ihr einen eignen Ausgang nach dem Hafen durchbrechen lassen, damit sie nicht genötigt sei, durch den Keller zu gehen und in der üblen Hintergasse zu erscheinen, die er selber für seine Ausgänge benutzte. Dennoch hielt sie sich einen Teil des Tages in seiner Behausung auf, dann nämlich, wenn sie am Herde stand und zu immer neuer Bewunderung ihres Bruders Fische briet und goldgelbe Eierkuchen buk; dies verstand sie — ob ihr noch andre Gerichte gelangen, weiß ich nicht zu sagen.

Denn Marie Bast hieß nicht umsonst die Königstochter; singen und spielen war ihr lieber als alle Hausfrauengeschäfte. Sie war sehr blond, und man merkte bald, daß noch keine niedrigen Gedanken in ihr Herz gekommen waren. Obwohl in benachbarten Gassen Nacht für Nacht böse Dinge geschahen, hatte sie sich doch eine merkwürdige Ahnungslosigkeit bewahrt in bezug auf die Macht und Gewalt menschlicher Selbstsucht; sie war wie ein Kind und sah überall nur, was der Unschuld ihres eignen Wesens verwandt war. Wie alle derartigen Naturen konnte sie sich rasch entschließen, und wenn ihr Herz brannte, dann war meist ihr Wille auch schon Wirklichkeit geworden. Dies hatte wenig zu bedeuten, solange sie kleine Kinder oder junge Katzen, die ihr gefallen hatten, von der Straße auflas und für ein paar Stunden bei sich beherbergte; aber sie forderte auch weniger harmlose Geschöpfe auf, sie zu besuchen, und John Bast mußte bald einen alten Schwindler mit einer Fuchsperücke, der von seiner toten Frau und seinen sieben unversorgten Kindern jammerte, bald ein schmieriges Zigeunerweib hinauswerfen — worauf Marie Bast in fassungsloser Weise an zu weinen fing, teils aus Mitleid mit den Hinausgesetzten, teils aus Unbehagen über die Schlechtigkeit der Welt.

Wenn ich an jenen ersten Abend zurückdenke, so sehe ich John Bast und mich in der Kellerwohnung sitzen auf einem schwarzen Sofa, über dem eine Nachbildung der Bark ‚Rosemaria' an die Seeabenteuer vergangener Geschlechter erinnert. Wir trinken aus Gläsern, die kleine Füße und einen weiten Bauch haben, und betrachten schweigend die aufsteigenden Luftperlen, die der Hutzucker, ein über Bord gefallener Pierrot, als letzte Grüße in die traurige Welt menschlicher Narrheit emporsendet. Eine blasse Dämmerung hüllt uns ein; denn die Lampe trägt einen sechseckigen Schirm, und das Licht kommt auf uns zu durch ein zierliches Gewinde von blutroten Mohnblättern und blauen Glockenblumen. Endlich erhebt sich John Bast, holt eine Ebenholzflöte aus ihrem ledernen Behälter und beginnt alsbald wie ein nächtlicher Vogel halb im Schlaf abgerissene Tonfolgen zu blasen — wobei sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Stirnmuskeln spannen und das ganze gutmütige Gesicht die Gestalt eines holzgeschnitzten Kopfes annimmt; man sieht förmlich, wie Fläche an Fläche gesetzt ist und in den Augenwinkeln das Messer immer von neuem darauf ausging, die harten Übergänge zu mildern.

Schon nach den ersten Lauten rührte sich etwas im Nebenzimmer; die Tür, zu der mehrere Stufen hinaufführten, wurde vorsichtig geöffnet, und Marie Bast erschien. Sie nickte mir unbefangen zu und hörte dann nur noch auf das selige Klingen in der Tiefe, als stehe sie am Rande eines Brunnens, in dem verzauberte Wassergeister ihr Leid zu den Sternen emporklagen. Ich aber erblickte nur sie und wunderte mich, daß es so viel Holdseligkeit geben könne in eines Menschen Gestalt; denn sie war ganz makellos, unverbildet wie ein junger Baum, der sein Leben lang auf einer freien Waldwiese gestanden hat. Dazu hatte sie eine angeborene Gabe, sich zu kleiden; ihre Gewänder gehörten zu ihr wie das Blatt zur Blume, und wer sie ansah, der dachte nur an ihr junges Leben und wünschte ihr alles Gute und Erfreuliche auf Erden.

Ich habe dann an den folgenden Abenden auch mit ihr gesprochen. Gott weiß, daß ich sie wie eine Dame behandelte, und daß ich in halbem Fieber umherlief, als ich zuerst meine Hand auf ihren Arm legte und nachher nicht wußte, ob sie mir zürne. Aber sie selber ließ mich mit jenen unsichtbaren Zeichen, über die Frauen in solchen Fällen verfügen, ihre Neigung spüren, und zuletzt stand sie, wenn ich ihr begegnete, in einer so merkbaren Glut, daß ich ihrer Liebe sicher war. Eines Nachts war ich mit den Geschwistern auf der Rückkehr von einem Lampenfest; wir hatten, da John Bast seinen Geburtstag feierte, Wein getrunken, und als der Bruder einen Augenblick den Kopf wandte, sah ich, wie meine Nachbarin unsre Gläser vertauschte und alsbald mit ihren Lippen den Rand des erbeuteten Kristalls berührte. Da nun der Nachhauseweg durch den Stadtwald führte und John, über dessen Langsamkeit die Schwester sich beklagt hatte, sofort willig und ahnungslos vorantrabte, um uns nicht aufzuhalten, so blieben wir uns selber überlassen. Ich hatte plötzlich eine seltsame Furcht, dem Mädchen in die Augen zu sehen, denn ich war Frauen gegenüber, wie alle einsamen Menschen, merkwürdig zaghaft; so blickte ich geradeaus, als suche ich den Weg zu erkennen. Auf einmal hörte ich, wie dicht an meinem Ohr eine süße Stimme fragte: ‚Was siehst du im Nebel, mein Junge?' Da wurde mir leicht ums Herz, und ich rief: ‚Dein Gesicht, Marie — ich sehe schon viele Tage nichts andres!' Und — nicht wahr, nun gehörte sie doch mir?«

Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort: »Wir haben John Bast nichts gesagt. Ich wollte es tun, aber sie bat mich, daß uns unser Geheimnis noch für ein halbes Jahr allein gehören solle. Wir trafen uns selten, aber die Stunden, da sie an meinem Herzen lag, werden noch heute in meinen Träumen lebendig. Sie küßte mich mit unschuldigen Lippen; ich wäre nicht imstande gewesen, etwas Unrechtes von ihr zu verlangen. Auch redeten wir nie von einer Zukunft, die uns für immer vereinigen würde, denn die Gegenwart bot uns beiden Glückes genug. Das Mädchen war in ihrer herben Reinheit wie ein Frühlingstag, wo die Luft kalt und klar ist und die jungen Knospen gleichsam um Schonung bitten; nur zur Mittagsstunde mögen sie im warmen Sonnenregen die Ahnung des Künftigen fühlen, wenn unbekannte Kräfte im Kreislauf des Werdens emporquellen und die Form sich zitternd erfüllt.

Am liebsten rufe ich mir zurück die gemeinsamen Morgengänge auf der alten Heerstraße, die aus dem Binnenlande, durch dichten Laubwald und vorüber an überschwemmten Wiesen, der Küste zuführte. Wir begegneten um diese Zeit kaum einem Menschen, denn selbst leichte Stellwagen zogen die Chaussee vor, und auch die Handwerksgesellen und Briefträger hatten keine sonderliche Lust, über gefallene Baumriesen zu steigen und kleine versickernde Gewässer zu umgehen. Wir nannten unsern Weg die Straße der Merkwürdigkeiten und sprachen von ihm wie von einem sterbenden Freunde, der mit klagender Gebärde in die Vergangenheit weist. Denn hier waren einst lustige Brautzüge einhergeschritten, und aus den unermeßlichen Wipfelwolken der Eichen hatte eine grüngoldene Sonne ihre sanften Feuerströme niedergeregnet auf reisiges Volk und wandernde Klosterbrüder. Noch gab es, im Himbeergebüsch begraben, eine verfallene

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kapelle, und ich erinnere mich eines Tages, wo wir beide durch das verwitterte Herbstlaub rauschten und der steinernen Maria, die ich für die Patin meines Mädchens erklärte, eine Opfergabe leuchtender Schlüsselblumen darbrachten.

Es ist begreiflich, daß verliebte Leute vor allem auf das achten, was ihnen gemeinsam ist; der Ehe bleibt es dann vorbehalten, die besondere und nicht immer willkommene Art des andern zu entdecken. Aber ich darf sagen, daß wir in der kurzen Spanne unsrer Liebe auch das schon fühlten, was uns unterschied; wir hatten aber unsre Freude daran, ja, es wurde uns zur höchsten Lust, einander entgegenzukommen und den Lieblingsblumen des Nachbars unsre Verehrung zu bezeugen. So war es mir eigen, die Schönheit der Welt mit dem Auge aufzufassen, während Marie, wie es schien, in einer ununterbrochenen Harmonie von Klang und Wohllaut lebte. Das Smaragdgrün moosbewachsener Stämme, die blaßgraue Luft, die wie ein Nebel zwischen den kahlen Stämmen stand, das sanfte Braun verwirrter Äste, die auf Wolken gemalte Wipfelspur des fernen Nadelwaldes entzückten mich, und ich ward nicht müde, selbst die wunderbare Vollkommenheit eines leeren Schneckengehäuses andächtig zu preisen. Der Natur, sagte ich, sei es unmöglich, etwas Häßliches zu schaffen; sie setze Farbe an Farbe und gehe dabei stets bis an die Grenze des Erträglichen; nie aber werde diese unsichtbare Linie überschritten, und eine drohende Zusammenrottung gelber Butterblumen finde jederzeit ihren Ausgleich in einem Stückchen blauen Himmels, einem schwärzlich-verregneten Baumstamm oder der feuerroten Heiterkeit tanzender Schmetterlinge.

Marie hörte solche Auseinandersetzungen neugierig an und äußerte dann wohl, daß sie sich andre Augen wünsche — worauf ich sie dringend bat, die ihrigen zu behalten, denn mein Bild wohne darin. ‚Und ich wohne in deinem Auge,' rief sie darauf und kam mir so nahe, daß mein Herz klopfte. Sie hatte den blauen Blick der Seefahrer, und ich dachte bei solcher Gelegenheit, wie es wohl werde, wenn diese ruhige Tiefe aufdunkle in Leidenschaft und jähem Verlangen.

Seltsam war ihr Gehör; oft schreckte sie zusammen und behauptete dann, es seien Unsichtbare an ihr vorübergegangen; sie habe deutlich das Klirren eines Wehrgehenks oder den tupfenden Tritt nackter Fußsohlen vernommen. Dagegen blieb sie meist unbewegt, wenn aus gekreuzten Baumästen eine seufzende Stimme erschallte, wenn ein Specht seine Trommel schlug oder ein plötzliches Rascheln die Versunkenheit des modernden Buchenlaubes aufstörte. Alles dies waren ihr offenbar vertraute Geräusche; einmal rief sie sogar: ‚Ich höre Zweige die Luft schlagen, da schaukeln sich gewiß die Brandmäuse!' — und wirklich erblickten wir alsbald ein Frühlingsgebüsch, in dem die vermuteten Nagetiere eilfertig herumkletterten. Sie schien auch den Wald vor allem zu lieben, weil dort die Vogellieder nie verstummten. ‚Mein Ohr ist durstig,' sagte sie einst zu mir, ‚und wenn es nicht um mich klingt und singt, dann denke ich, daß ich in einem Totenhause bin.' Sie hatte dabei einen schwer zu befriedigenden Geschmack und bedachte vor allem die Schreivögel mit mißmutiger Abneigung. Ich fragte sie, was ihr denn die unglücklichen Silbermöwen getan hätten, die sich zuweilen über den verschlammten Salzwiesen der fernen Dünenlandschaft herumtrieben und mit miauendem Kreischen die Luft erschütterten, aber sie meinte nur, daß sie vor diesem wilden Ruf schon als Kind ein dumpfes Grauen gehabt habe. Überhaupt gäbe es viel holdere Klänge als das wechselvolle Getön des Federvolkes; ich solle nur einmal auf einer Sommerwiese dem Harfengeräusch in den Gräsern zuhören. ‚Die können spielen!' meinte sie. ‚Das andre sind alles Blasmusikanten, aber dort gibt es Streichmusik, da fädeln sie den Sonnenstrahl in gläserne Nadeln und nähen klingende Mützchen für die ganze Tanzgesellschaft! Und wenn die Bienen ihren guten Tag haben, dann glöckelt es um dich herum, als würden tief in der Erde die kristallenen Wunder herumgetragen.'

Sie war ein Kind und ging in ihr Unglück hinein, ohne die Welt zu kennen. Ein Lied rief sie in die Nacht — ist es Sünde, einem Liebe nachzugehen? Aber ich will erzählen, was geschah.

Im Beginn des Sommers entschloß sich John Bast, seine klägliche Fischerei aufzugeben, da um diese Zeit der alte, nach Brandy riechende Seelöwe starb, der seinerzeit als Haupt der Familie den Musikanten eingeholt hatte. Es verband sich mit diesem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ereignis eine angenehme Erbschaft, so daß John nicht nur in die Kurkapelle unsers Badeortes einrücken, sondern auch ein kleines Wohnwesen in der Nähe des Strandes erstehen konnte. Ich selber habe beim Umzug mit geholfen und erinnere mich bis ans Ende meiner Tage an die heitere Fahrt auf der Landstraße. Wir saßen auf einem Leiterwagen zwischen Schränken und Bettstellen, und in einem flachen Kasten wimmerte eine verstimmte Harfe. Marie hatte auf die Mitnahme dieses Besitzes bestanden, hielt sich dann aber, als die rostigen Saiten anfingen zu klirren, die Ohren zu und erklärte, sie ‚könne die Schreie des kranken Kindes nicht mit anhören'. Wir begrüßten jeden vorüberfechtenden Handwerksburschen mit einem Stück Flaggentuch, und John Bast, der uns als verzweifelter Rosselenker den Rücken zudrehte, ließ wenigstens von Zeit zu Zeit durch ein dumpfes Gelächter sein Einverständnis erkennen.

Die neue Wohnung lag am Strom und hatte, wie alle diese einstöckigen Häuser, eine gläserne Vorhalle; John Bast kaufte das ganze Besitztum von einer betagten Eingeborenen, die wochenlang denselben Strohhalm im Haar trug und, als sie den entscheidenden Vertrag mit drei Kreuzen unterschrieb, den Tisch umkreiste, denn sie konnte nur senkrechte Striche machen. Auch murmelte sie bei diesem Unternehmen leise Zaubersprüche und verbesserte die Tinte, indem sie vorher hineinspuckte. Sie hieß Mutter Taschenberg und hatte auch einen Mann, der immer erst nach der Katze aufgetischt bekam; beide wohnten fortan in einem Hintergebäude, und John Bast behauptete, daß sie sich des Nachts herausnähmen, unerlaubterweise auf der vorderen Hausbank zu sitzen und miteinander alte, längst vergangene Geschichten zu beflüstern.

Einige Tage nach dem Einzuge hatte ich mit dem Bruder ein Gespräch über Marie und errang nach längerem Hin und Her seine Einwilligung. Ich wunderte mich, daß er unsrer Verlobung nicht freudiger zustimmte, da er offenbar gegen mich selber nichts einzuwenden hatte. Aber da seine Bedenken, wie er freiwillig zugab, nur eine dumpfe Angst vor der Veränderung waren, die unsre Ehe in sein eignes Leben bringen mußte, so schalt er sich schließlich einen eigennützigen Narren und schüttelte mir herzlich die Hand. Ich konnte ihn wohl verstehen und war im stillen um so dankbarer. Danach nahm Marie die Sache selber in Angriff und erreichte mühelos seine Zustimmung für eine Hochzeit im Sommer.

Von diesem Sommer sprachen wir oft. Marie behauptete, er hinge schon in den höchsten Spitzen der Linden, und als wir eines Tags durch die Anlagen schritten, um der Morgenmusik zuzuhören, band sie ein blaues Seidenband an eine Birke und rief, indem sie in die Hände klatschte: ‚Der Sommer ist vorbeigekommen — der liebe, gute, blaue Sommer!' Leider hatte sie im Anfang nur selten Muße, mit mir das Konzert zu besuchen, da sie durch häusliche Arbeiten festgehalten wurde, aber John Bast, der alles tat, was er ihr an den Augen ablesen konnte, verlegte seine Mittagsstunde auf eine spätere Zeit und hungerte beträchtlich, nur um ihr ein längeres Verweilen zu ermöglichen.

Wenn Marie den ersten Geigenstrich vernahm, ging eine eigentümliche Veränderung in ihrem Gesicht vor sich; es war wie ein Aufglänzen der Seele, und ich glaubte manchmal, sie für Augenblicke zu verlieren. Ich wußte, daß sie in solcher Stunde Seligkeiten trank, die mir nicht zugänglich waren. Zwar wurde auch ich von der Musik ergriffen, aber die Wirkung, die ich erfuhr, war ein Fortgerissenwerden in allerlei Gedanken, zuweilen auch wohl ein Schauen von Landschaften und Angesichtern, die aus dem Nichts hervorblühten. So vergaß ich schließlich die Musik, während Marie von Anbeginn an eine Welle des klingenden Stromes wurde und alle seine Verwandlungen miterlebte. Sprühender Sturz über Felsen und Spiegelglanz der Abendtiefe, Tropfenfall, da aus tausend Perlen aufs neue der silberne Schleier gewoben wird, und schauernd im Todesaufstieg jenes betörende Versinken im dunklen Wogenschwall des Ozeans — ihr ward es unmittelbar zuteil, und ich bin gewiß, daß sie auf diese Art Empfindungen begriff, die über ihre Jahre und die begrenzte Erfahrung ihres Daseins weit hinauslagen. Sie sagte mir auch einmal, daß sie die Gewalt der Töne zuweilen fürchte, sich aber dem süßen Zauber nicht entziehen könne.

Eines Abends bemerkte Marie, als sie mit mir am offenen Fenster der Glasveranda

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stand, daß in einem fort Kinder vorüberliefen. Sie fragte, was es gebe, und erfuhr, daß soeben die Lotsen in die Brandung hinausgerudert seien, um eine fremde Jacht einzuholen. Da wir schon vorher beschlossen hatten, die letzten Tagesstunden auf der weit in die See hinausgebauten Mole zuzubringen, so warf sie eilig ihr Tuch um die Schultern, und wir folgten einer immer heftiger anschwellenden Menge, die müßig und heiter an den Ufern des Stromes entlangzog. Die Ankunft der Jacht erregte alle Gemüter, denn im allgemeinen suchten nur schwedische Holzschiffe und mit Eisenerz beladene Segler aus Norwegen den Hafen auf. Man bemühte sich, so gut es in der Dämmerung möglich war, die Herkunft der Luftjacht festzustellen, und auf irgendeine Weise verbreitete sich das Gerücht, daß es sich um einen Spanier handle. Nach einer Weile merkten wir, daß die Leute zurückströmten; indem glitt auch schon das Fahrzeug an den Einfahrtslichtern vorüber, und nicht lange darauf begannen die vor uns am Bollwerk festgemachten Boote gleich einer Hundemeute unruhig zu werden und an den Tauen zu ziehen. Wir hörten, wie der in einen Mantel gehüllte Führer der Jacht in einer fremden Sprache Befehle gab, und wunderten uns über die Besatzung, die in katzenhafter Weise lautlos hin und her sprang und sich von der schwarzen Gestalt auf dem Achterdeck mit einem Bambus mehrfach bedrohen ließ.

Von dieser Besatzung erlebten wir in den nächsten Tagen mehr als genug. Es waren Laskaren, worüber man sich verwundern konnte, da der Besitzer der Jacht in der Gegend von Barcelona zu Hause war, also nach seekundigen Leuten nicht weit zu suchen brauchte; freilich hätten sich seine Katalonier die Behandlung, die er dem Schiffsvolk angedeihen ließ, kaum gefallen lassen. Der Gottseibeiuns mag wissen, in welcher Schenke er diese Höllenbrut angeworben hatte. Sie glichen, wenn sie zusammengehäuft in der dürftigen Sonne lagen, frierenden Panthern; ihre Abendgesänge verkündeten Blutvergießen, und ihre Art, einzukaufen, entsprach so wenig den schwerfälligen Gewohnheiten des Westens, daß die Gendarmen, die mit ernstem Eifer ihren nackten Fußtritten folgten, schließlich auf der Vogtei vorstellig wurden, man möge den gelben Gespenstern überhaupt das Betreten des Ortes verbieten. Die Frage wurde durch das Eingreifen des Spaniers gelöst; die Mannschaft bekam Befehl, an Bord zu bleiben, und veranstaltete darauf voller Hohn große Wäsche, tanzte halb nackend auf den Deckplanken herum und beschloß den Tag mit klagendem Geheul und einem heimatlichen Vergnügen, wobei sie einander mit gezückten Messern im Takelwerk herumjagten.

Inzwischen wurde der Spanier Gegenstand unerhörter Neugierde. Er ging jeden Morgen von Bord, in gelbliche Bastseide gekleidet, das Haupt bedeckt mit einem Panamahut; die Krempe dieses Hutes beschattete ihn so vollständig, daß er wie unter einem Sonnenschirm dahinschritt. Ich sah ihn das erstemal, als ich um die Mittagszeit ausgegangen war, um für eine Darstellung der Samariterin am Brunnen glühende Steine zu malen. Die See war unbewegt und der Himmel von einem gnadenlosen Lichtblau. Ein Dreimaster stand mit allen Segeln über der Tiefe und spiegelte sich, ohne vorwärtszugleiten; ein nackter Mann fuhr in einem Boot weit hinaus und sprang dann rosenfarben ins Wasser. Plötzlich bemerkte ich, wie der Fremde über den Strand herwanderte; er hielt ein Stöckchen in der Hand und schlug damit nach den gläsernen Quallen, die auf dem von der Flut verlassenen Dünenstreifen langsam versandeten. Hierauf erblickte er die Mole und schien Lust zu haben, meine Skizze zu betrachten. Er begann daher an dem Gestein des Meeresdammes emporzuklettern. Glut brannte unter seinen Füßen, im bräunlichen Brackwasser schwamm roter Seetang, und ein Pesthauch der Verwesung stieg auf aus schwarzen, wasserbespülten Muschelhaufen. Jetzt sah ich auch, daß der Mann von seinem Hunde begleitet war, einer mißratenen Bulldogge, die mit heraushängender Zunge hinter ihm hertrottete. Als der Spanier, zuletzt auf allen vieren kriechend, eine von gelbem Wasser bedrängte Stelle überwand, während die grünen Fliegen über dem Granit tanzten, bekam das Tier offenbar Angst, streckte sich und schrie jämmerlich wie eine Katze. Der Mann zischte ihm ein Wort der Verachtung zu und schwang sich im nächsten Augenblick auf die Steinmauer. Als er den Hut zog, wunderte ich mich, wie wenig ihn die Anstrengung erhitzt hatte; sein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelbliches Gesicht war anscheinend kühl wie Marmor, und die ausgearbeiteten Schläfen bedurften kaum des Seidentuches, das er im Rockärmel trug.

‚Ich sehe Bilder, sehr, vorzüglich,' sagte er mit seinem vorsichtigen Deutsch und in einer seltsam weichen und ein wenig lispelnden Aussprache. ‚In meinem Kastell hängen viel, alt und neu.'

Hierauf nannte er seinen Namen und behauptete, wenn ich ihn recht verstanden habe, daß er ausgedehnte Kohlengruben besitze und leben könne, wie es ihm gefalle. ‚Sie wissen, wir Katalonier ziehen Brot aus Felsen.'

Er äußerte dann noch einiges über meine Skizze, fragte, ob man Funken malen könne, und als ich ihn zweifelnd ansah, deutete er auf die glitzernde Granitmauer, wo Feldspat und Glimmer wie tausend Spiegel das Licht zurückwarfen.

‚Wie schön!' sagte er. ‚Wir können die Königin des Himmels nicht besitzen, aber wir fangen ihren Glanz ein, und ein paar Strahlen ihrer Gnade sind genug, uns zu erwärmen.'

Dann war es, als wolle er noch etwas bemerken, aber er beschränkte sich darauf, mir mit der Hand grüßend zuzuwinken, als habe er schon unbillig lange meine Arbeit aufgehalten.

Von da ab sah ich ihn öfter, denn obwohl er häufig in See fuhr und auf dem Lande jeden Verkehr ablehnte, so wurde es mir doch bald zur Gewohnheit, ihm zu begegnen. Auch Marie hatte längst wahrgenommen, daß der Fremde uns umwarb. Wir sprachen von seinen Absichten, und ich behauptete im Scherz, er sei ihr Verehrer — worauf sie mich auslachte, dann aber merkwürdig still wurde. Ich fragte, ob sie mir zürne. Nein, erwiderte sie, nur sei es schade, daß sie nun nicht mehr unbefangen an den Fremden denken könne.

Allein ihre Neigung, sich fortan völlig zurückzuziehen und so über die Unruhe hinwegzukommen, die jetzt selbst die entfernte Gegenwart des Unbekannten ihr bereitete, wurde gehemmt durch die einfache Tatsache, daß der Spanier sich ihr vorstellen ließ, und zwar durch mich selber. In den Gesprächen, die sich alsbald ergaben, gewann Marie ihre alte Heiterkeit bald zurück. Der Fremde war höflich und zartfühlend; er hatte eine angenehme leichte Art, sich darzustellen, und sein Deutsch schien die Seele eines Kindes zu verraten. Was uns am meisten an ihn band, war die schweigende Achtung, mit der er unsern Bund anerkannte. Es war, als ob wir uns aus seiner Hand aufs neue empfingen; sicherlich lehrte er mich, bewußter den Wert meines Mädchens zu empfinden. Aber auch Marie erzählte mir mehr als einmal, wie er mit neidloser Freude meine Kunst gepriesen und klagend bemerkt habe, daß seine Hand ungeschickter sei als sein Auge und sein Herz.

Dennoch erwies es sich bald, daß das Schicksal ihm eine nicht geringe Gnade gewährt hatte; er war ein leidenschaftlicher Geigenspieler und beherrschte diese Kunst als ein Meister. Wir hörten ihn einmal im Abendlicht und dann alle Tage, wenn das gegenüberliegende Ufer des Stromes in der Dämmerung verschwand. Der Spielende war dabei kaum zu erkennen, denn er saß auf dem Vorderdeck, von einem Segel beschattet; indessen kauerten die Laskaren lautlos auf ihren Espartomatten, und nur wenn die Geige schwieg, vernahm man den Papageienlaut ihrer unterdrückten Stimmen. Wir aber saßen aneinandergelehnt auf dem Bollwerk, spürten, wie unsre Herzen schlugen, und brannten wie zwei Sommervögel, die mit zitternden Feuerflügeln in eine einzige Glut zusammenfließen.

So war es auch am letzten Abend, an dem ich Marie gesehen habe. Ängstlich rief sie plötzlich, als der rasende Bogenstrich über die Wasser weinte, ich solle sie halten, ihr Herz sei wie ein Vogel, der davonfliegen wolle; ein wenig später drängte sie nach Hause, und als wir noch nicht weit gegangen waren, warf sie sich mir entgegen und küßte mich leidenschaftlich, wobei Tränen in ihren Augen standen. Dann wieder sprach sie von der Zaubergeige und daß sie den Fremden noch zwingen werde, sie ihr zu bringen — dann werde man sehen, daß alles nur rotlackiertes Holz und Schafdarm sei und weiter kein Wunder dabei. Ich suchte sie zu beruhigen und brachte ihren Zustand mit der nahe bevorstehenden Hochzeit in Verbindung. Übrigens glaubte ich nicht, daß ihre Absicht sich erfüllen würde, da der Spanier sich schon mehr als einmal geweigert hatte, das Instrument an Land zu bringen. Er behauptete in grillenhafter Weise, durch ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wien im Flaggenschmuck (2. Dezember 1914). Kinderzeichnung

Mädchengymnasium, Wien VI, Rahlgasse 4. Alter dreizehn Jahre

Mit Genehmigung des Verlages Gerlach & Wiedling in Wien

Zu dem Aufsatz »Der Krieg und die Kunst des Kindes« von Armin Friedmann in Wien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gelübde gebunden zu sein; an Bord aber wollte wiederum Marie selbst in meiner Begleitung nicht erscheinen, aus Furcht vor den Laskaren; war doch von ihnen, wie es hieß, bei einer der letzten Ausfahrten einer ziemlich unfreiwillig über Bord gegangen. Aber schließlich wußte niemand so genau, wie viele von den gelben Heiden auf der Jacht vorhanden waren.

Unsagbar traurig ging ich an diesem Abend heim. Ich hatte Angst um unsre Zukunft und sagte mir doch, daß ich mich beeinflußen ließe von bloßen Einbildungen. Denn was konnte uns schließlich Böses treffen? Die Erregung meines Mädchens würde vergehen; sie wurde hinreichend erklärt dadurch, daß Marie keine Mutter hatte, die ihr über die aus Sehnsucht und Furcht gemischten Stunden der letzten Brautzeit hinweghalf. Ich beschloß, unsre Vermählung zu beschleunigen, und schrieb auch an demselben Abend an eine alte Verwandte, deren Bereitschaft, uns beizustehen, mir bekannt war.

Die Nacht verging unter Qualen. Ich hatte bis dahin den Zustand der Schlaflosigkeit noch nie erlebt; zum erstenmal in meinem Leben betete ich den Morgen herbei, in trostlose Dämmerung versenkt und mit leerem Blick das Fenster anstarrend, in dem ein blauer Vorhang wehte wie die Verkörperung der Ruhelosigkeit. Schließlich, als bereits das Rattern der Wagen auf der Landstraße und Geschwätz wasserholender Mägde an mein Ohr drang, schien sich die ersehnte Ruhe einzustellen. Mit tiefer Dankbarkeit empfand ich, wie meine Lider brannten und süße Kraftlosigkeit mich in den bewußtlosen Frieden niederzog. Aber dann störte mich die Sorge meines Herzens wieder auf, und Traumgesichte drangen auf mich ein. Eins davon habe ich nie vergessen. So war es: ich komme durch den Abend angeritten auf meinem Pferde Flip, das ist schwarz und glatt. Und ich trabe dahin, immer neben einer verfallenen Mauer, an der mit goldenen Buchstaben das Wort ‚Ewigkeit' angeschrieben ist. Was denke ich, während der Luftzug meine Stirn anhaucht und die Gurte meines Sattels seufzen? Ich denke, daß mein Pferd schreckliche Augen hat, und daß mein Gehirn es nicht aushalten werde, die lange Mauer mit dem Namen Ewigkeit zu Ende zu reiten. Es ist aber ein Park hinter der Mauer, und zuweilen ragt ein Baum herüber — das ist nicht so, daß man ihn schon lange bemerkte, es wachsen nur kleine blauschwarze Bäume in jenem Garten, aber sie können klettern und halten sich dann einen Atemzug lang mit irgendwelchen Saugwurzeln fest und schwenken ihre Spitze wie eine Zipfelmütze und blinken mit den Augen; bei genauerem Zusehen freilich sind es nicht Augen, sondern glänzende dunkelgrüne Beeren. Schließlich kann ich es nicht mehr ertragen und rufe meinem Pferde zu: ‚Steh!' Dann steht es, mit den Flanken zitternd und flockigen Schaum zerkauend. Hierauf schwinge ich mich über die Mauer, und im selben Augenblick ist Flip verschwunden. Ich sage leise: ‚Gott sei Dank!', und erschrecke dann in dem Gedanken, Flip könne mich gehört haben. Nun springe ich; der Boden ist weich von Moos, ich dränge mich durch ein Gebüsch und stehe plötzlich auf einer Wiese, auf der unzählige Glockenblumen im Grase nicken und schöne graue Kraniche umherstelzen. Als ich meine Arme ausbreite, merke ich, daß ich unbekleidet bin; ich trage nur ein Gewand aus Sonnenschein, und einen Augenblick fühle ich das Heben und Senken von Schmetterlingsflügeln auf meinem Herzen. Wie seltsam aber diese Wiese ist! Es wächst sichtbar das Gras, schon haben sich die großen Vögel in die Lüfte erhoben und schwimmen wolkengleich dahin, während die grünen Halme an mir emporsteigen und an der Wiesenkresse unsichtbare Zikaden einen weißlichen Schaum erzeugen, der lustig im Winde treibt. Und schaudernd merke ich, daß die Halme zerrinnen und daß alles um mich Wasser ist, kühles Wasser, das eisige Wellen schlägt und mich mit einem grünen Himmel überwölbt. Ich rudre mit matten Armen, ich sinke und höre dabei süßes Geigenspiel; der Riesenschatten eines Segelschiffes verdunkelt eine Weile meinen Himmel, aber während es um mich Nacht wird, tastet eine Hand nach mir, und nun fahren wir dahin, Schulter an Schulter, mit feuchtem Blick und wehrlos dahingegeben der Flut, die uns ergriffen hat.

Als ich erwachte, sprach ich den Namen Marie, und als ich die Augen auftat, stand John Bast vor mir und fragte nach seiner Schwester. Er war ohne Hut, und seine Hände zerbrachen ein Glas, in das er sich Wasser eingoß, um seine verdorrten Lippen zu benetzen. Marie habe sich früh erhoben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sei mit den Schöpfeimern an den Strom gegangen.

‚Und dann?'

‚Ich weiß es nicht!' rief er. ‚Die alte Taschenberg behauptet, sie habe plötzlich die Eimer aus der Hand gestellt und dann den Weg nach dem Anlegeplatz der spanischen Jacht eingeschlagen. Und die Jacht ist ausgefahren mit der ganzen Mannschaft, und seit drei Uhr hängt der Sturmball am Signalmast!'

Wir standen erst den halben Tag auf der Mole, und gegen Mittag sahen wir das fremde Fahrzeug wieder. Sie hatten Havarie gehabt und trieben vor Sturmsegeln; offenbar versuchten sie binnen zu laufen, aber gerade, als ein zweites Fahrzeug in ihrer Nähe erschien, brach der Hauptmast weg, und dann war durch das Glas nur noch die Brigg zu sehen. Sie setzte Boote aus; eine Stunde lang hofften wir — dann war auch das vorbei. Nicht einmal dies ward uns vergönnt, daß nun wenigstens jenes Fahrzeug irgendwelche Nachricht brachte. Die Brigg verschwand im Umsehen, und erst nach Monaten erfuhr ich, daß der Kapitän den Spanier aufgenommen hatte und von diesem durch ein fürstliches Geldangebot bestimmt worden war, seinen Kurs fortzusetzen.

Von der Besatzung sahen wir drei Mann wieder. Sie trieben eine Meile oberhalb der Mündung des Stromes an und wurden ohne Sang und Klang verscharrt. Ich danke heute Gott, daß er mir die Qual ersparte, mein armes Mädchen in dieser Weise aufzufinden. Aber wie ein Schatten bin ich seitdem hinter den Spuren jenes Fremden hergezogen; ich habe ihn dreimal getroffen, und dreimal ließ ich ihn aus meiner Hand. Ich glaube, er ist allmählich sehr krank geworden, denn seit längerer Zeit läßt er sich nicht nur von bewaffneten Dienern, sondern auch von einem Arzt begleiten. Doch ich bin kränker, und er ist immer noch in der Schuld. Aber ehe wir abrechnen, muß ich ihn noch etwas fragen, und — ich kann es nicht — ich kann es nicht!«

»Ich kann es nicht!« schrie der Fremde noch einmal und sah mich mit irren Augen an. Er hatte sich jetzt erhoben und reckte mir die Hand entgegen. Nun beugte er sich nach vorn, und es brach wie ein Strom unnennbaren Jammers aus seinen Augen. Dann flüsterte er: »Ich muß ihn fragen, ob sie noch mein war, als das Letzte kam. Und so wird er leben — leben ...«

Ich habe den Unglücklichen nicht wiedergesehen.

Abschied

Nun ist's genug — nun will ich heimwärts gehn ...
Nun habe ich das Leben voll genossen ...
Und über allem Erdentun und -sehn
Liegt letzter Liebe Gottesglanz gegossen.

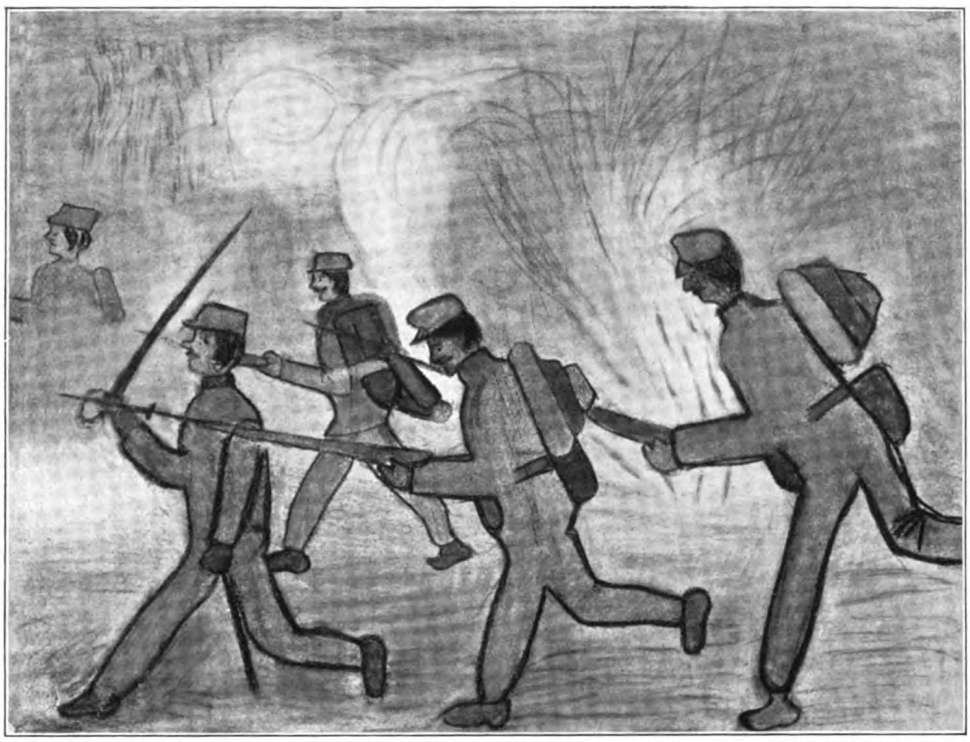
Schon fühle ich des Ew'gen Flügel wehn —
Es braust die Nacht heran auf finstern Rossen;
Nicht lange mehr werd' ich im Leben stehn,
Des Leuchten mich zum letztenmal umflossen.

Ich spür' es wohl — das Schweigen bricht herein —,
Noch eine Spanne bleicher Erdenleiden,
Und von mir weicht, was Trug und Traum und Schein.

Und wie ich still Valet gegeben beiden:
Dem Lebenswein und all der Lebenspein —
Bricht Licht hervor ... lichtschauend will ich scheiden!

Johannes Gurski

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Sturm. (Reformvolksschule Hohe Warte, Wien XIX. Mädchen, Alter zehn Jahre)

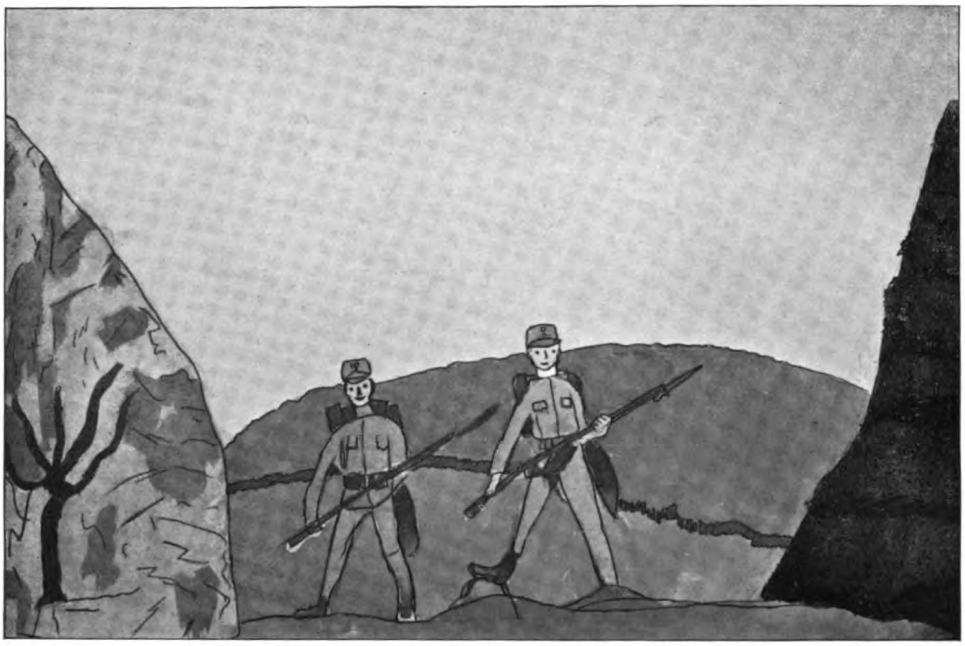
Der Krieg und die Kunst des Kindes

Von Armin Friedmann (Wien)

Die gewaltigen kriegerischen Geschehnisse, die nun schon seit Monaten den Erdkreis erschüttern, die unser ganzes sittliches Empfinden gesteigert und uns alle besser und größer, stärker und wahrhaftiger gemacht haben, sie sind auch an der Welt des Kindes nicht wirkungslos vorübergegangen. So mancher halbwüchsige Knabe denkt mit brennender Wange, mit leuchtendem Blick: »Könnt' ich mit, dürft' ich doch mit!« Und sehr viele kleine Mädchen wünschen sich nichts heißer und inniger, denn als Pflegerinnen und Hilfsschwestern auf dem Schlachtfeld und im Spittel zu helfen, zu heilen und zu lindern, wenn sie sich nicht noch romantischeren Träumereien hingeben und sich als schmucke Kadetten, männlich ausgerüstet, erblicken. Ihre Phantasie spiegelt ihnen dann die rührsame Szene vor, wie durch eine Verwundung ihr Geschlecht erkannt wird und das Ganze wohl mit einer Verlobung schließt, entweder mit einem tapferen Leutnant oder mit einem heldenmütigen Arzt. Sollten sie schon Schillers »Jungfrau von Orleans« gelesen haben, trägt die Schwinge der Phantasie wohl noch höher und weiter. Doch wär' es ein ganz verfehlter Erziehungsgrundsatz, solche kindische Vorstellungen, die den lautersten und edelsten vaterländischen Empfindungen entspringen, rauh niederzudrücken oder gar mit wohlfeilem Spott zu verfolgen. Die allgemeine Bewegung, die jedes deutsche Gemüt ergreift, konnte auch die Welt des Kindes nicht unberührt lassen. Vieles empfinden die Kinder reiner und zarter als wir, weil der Spiegel ihrer Seelen noch ungetrübt ist. Da ihnen viele Erfahrungen mangeln, fehlen ihnen auch viele Bedenken und Hemmungen; sie sind nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt. Kein Bedenken, keine Vorsicht macht sie unsicher in ihrem Empfinden und Wollen.

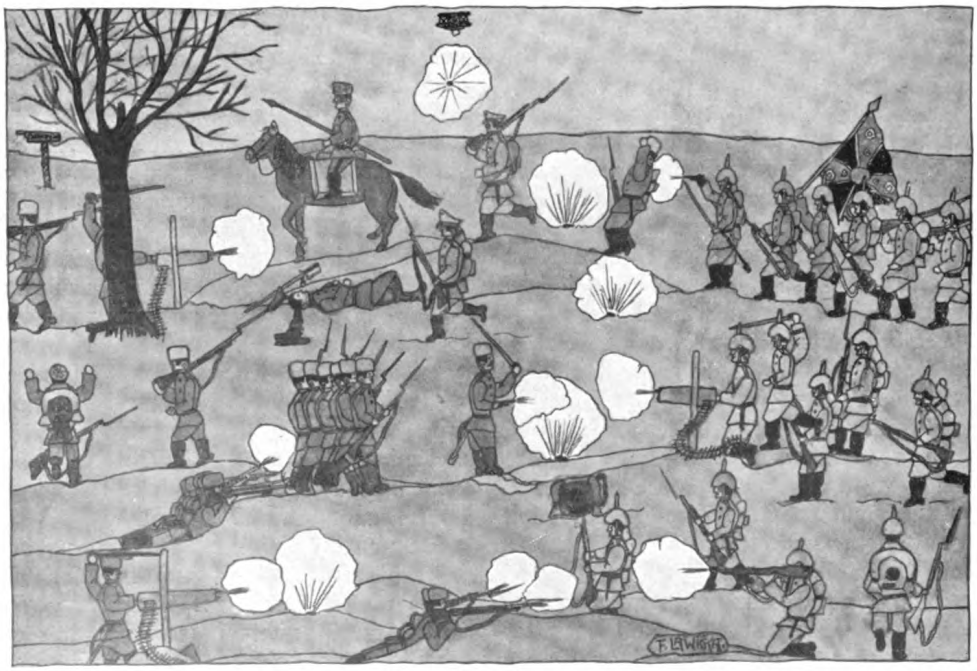
Da nun die kindliche Phantasie auf das mächtigste angeregt ist und der kindliche Wille nicht hinreicht zur Ausführung des Erstrebten, ist nichts begreiflicher und erklärlicher, als daß das Kind nach einem Ventil sucht, um sich von der Fülle der Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Wacht am Uszoker Paß. (Reformvolksschule Hohe Warte, Wien XIX. Klasse V, Mädchen, Alter zehn Jahre)

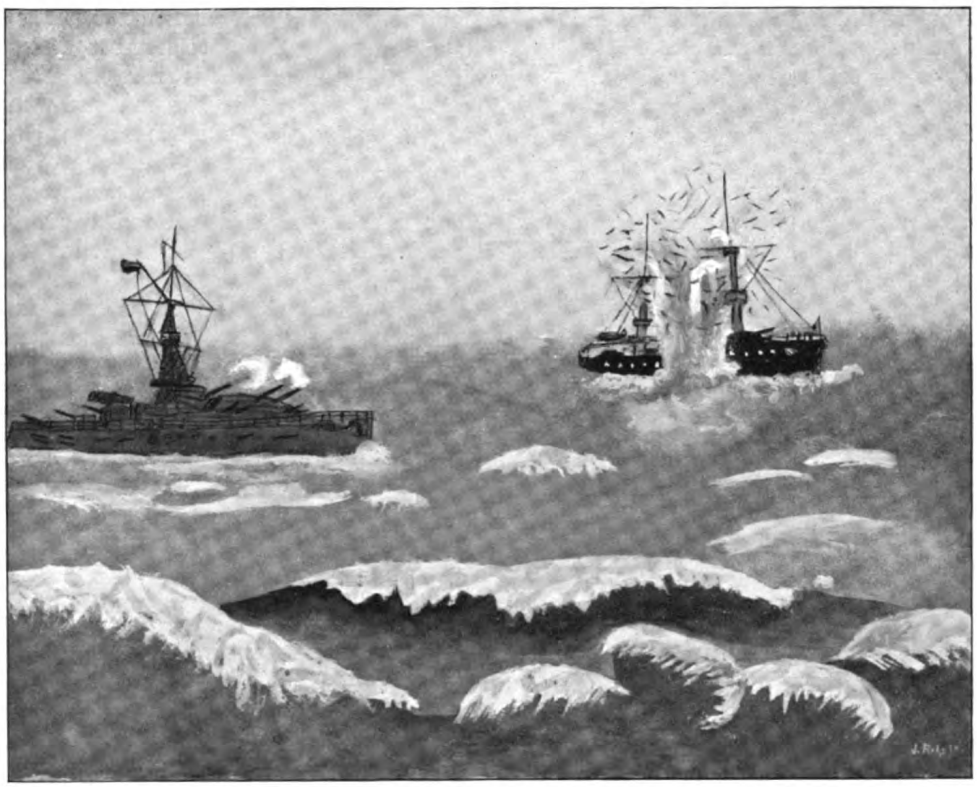
sichte zu befreien und das innerlich Erschaute vor sich und die andern frei hinzustellen. Das Streben nach künstlerischer Ausgestaltung kündigt sich an. Vorerst in der dem Kinde gemäßen Form des Spieles. Die innig nahe Verwandtschaft zwischen Spieltrieb und Kunsttrieb wird wieder einmal überzeugend offenbar. Wenn wir die Spiele



Feldschlacht. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der heranwachsenden deutschen Jugend dieser Zeit beobachten — und sie sind einer teilnahmvollen Beobachtung wohl wert —, so werden wir finden, daß der Krieg jetzt fast das einzige Motiv ist. Die Jungen stürmen gegen den Feind, und Stecken und Gerten stellen Bajonette, Latten Schwerter vor. Ein Schiebkarren wird zum Mörser. In solchen kindlichen Spielen ist immer ein Stückchen Kunst mit eingeschlossen, die Kunst der Bühne in ihrem Uranfang. Das Kind ist sein eignes künstlerisches Material. Damit arbeitet es. Das wird gebildet und geformt. Der kleine Schauspieler ist auch sein eigner Dichter. Aber das kriegerische Heldentum, mehr realistisch denn pathetisch, hat auch sein Gegenstück in der sanften Pflegschaft, wie vornehmlich die weibliche Jugend sie zum Ausdruck zu bringen sich bemüht.



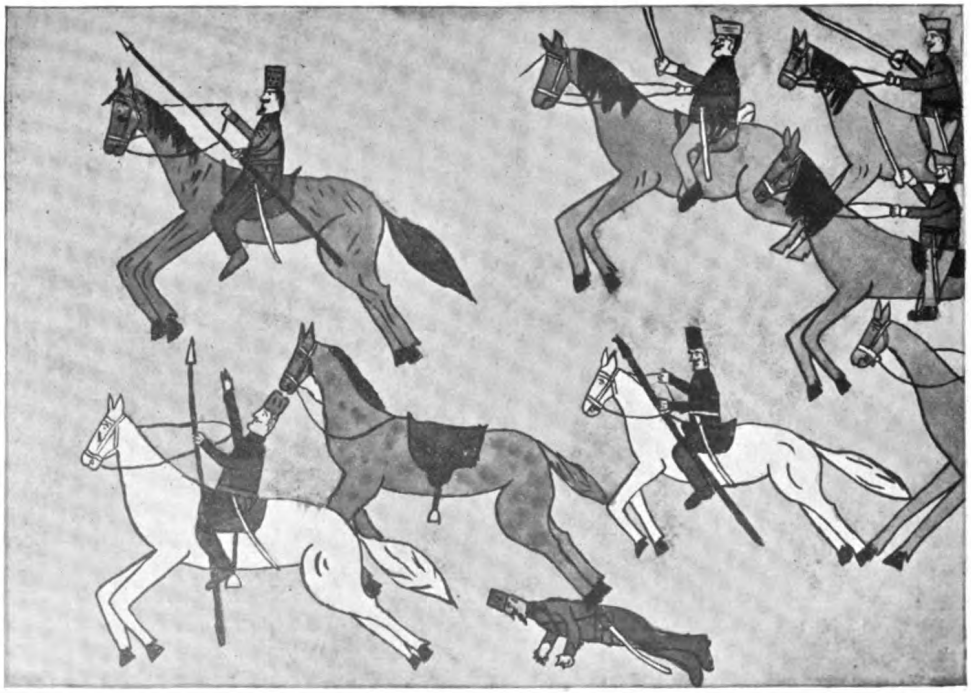
Seeschlacht. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse)

Doch all das befriedigt den kindlichen Schaffenstrieb noch lange nicht. Noch auf andre Weise und mit andern Mitteln drängt es ihn, sich auszuleben. Es wird gezeichnet und gemalt, und dabei kommen Darstellungen zustande, die tiefe Einblicke in das Gemütsleben des Kindes gewähren, das fast niemals ein beschauliches, sondern vielmehr ein schaffendes ist, weil auch jede Empfindung triebhaft sich in Tat umzusetzen strebt. Was unsre Kleinen mit ihrem inneren Auge bemerkt, geschaut, erträumt, zusammengefügt haben, das wollen sie auch ausdrücken. Da ist es nun recht überraschend, zu sehen, welch sonderbare Begegnungen sich gelegentlich mit unsern modernsten Kunstrichtungen ergeben. Wir wissen ja: diese befleißigen sich häufig einer erzwungenen Naivität, sind primitiv aus bloßer Koketterie, nur um recht absonderlich zu erscheinen. Es gibt leider viele Künstler, die sich so stellen, als könnten sie nicht ordentlich zeichnen oder malen, und die damit bloß verbergen, daß sie beides wirklich nicht recht können. Bei den Kindern hingegen ist alles echt. Die großartigsten Vorwürfe sollen mit den einfachsten Ausdrucksmitteln veranschaulicht werden. Aus der Echtheit und Ehrlichkeit des Empfindens,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

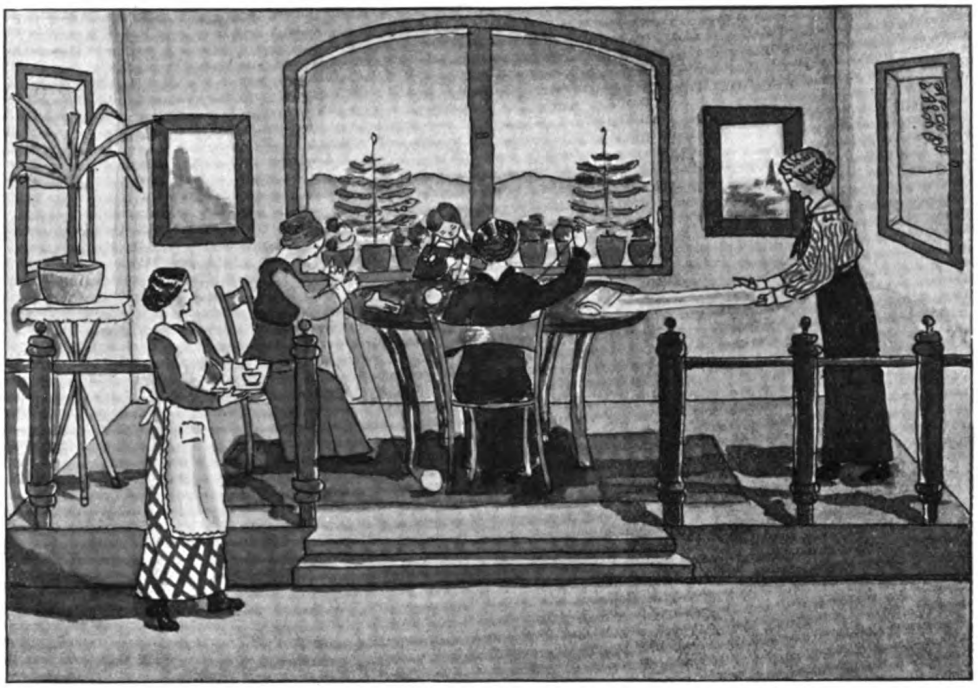
wie des ohne Schwanken, Suchen und Zaudern mit den eben vorhandenen bescheidensten Mitteln herzhaft angegriffenen Themas ergibt sich das Erquickende und Erfrischende dieser kindlichen Kunst. Die Lehrer sind in den meisten Fällen selbst künstlerisch empfindend genug, um solch lebendiges Streben nicht zu stören, sondern es vielmehr durch kluge Hilfen und freundliches Lob zu fördern. Die pedantischen Zeichenschulmeister von ehedem, die geistlose Vorlagen geistlos kopieren ließen, gibt es glücklicherweise fast gar nicht mehr in deutschen Landen. Schon die ersten Anfänger werden heute auf die lebendige Natur verwiesen. Drei Striche, zwei parallele senkrechte und ein wagerechter darüber, die einen Tisch darstellen sollen, und zwei parallele senkrechte, von denen der eine kürzer ist, und die durch einen wagerechten verbunden werden und so den dazugehörigen Stuhl bezeichnen: das ist nach der Natur gesehen viel wertvoller und künstlerischer als ein nach einem schlechten Gipskopf mühselig abgeschriebener Laokoon oder Antinoos.

Wir zeigen nun an einigen aus einer großen Menge ausgewählten Beispielen, wie deutsche Kinder, zum größten Teil Wiener Kinder, sich den Krieg vorstellen und sich in den Krieg eingelebt haben. Diese Kinder stehen im Alter von zehn bis dreizehn Jahren. Zwei Lehrer sind es insbesondere, denen ein löbliches Verdienst um die Förderung dieser schönen Angelegenheit zugesprochen werden muß: Prof. Alexander Hartmann und Lehrer Richard Rothe, beide in Wien. Sie haben an keiner Stelle selbst hilfreiche Hand angelegt. Das vermeiden sie beide grundsätzlich, denn dadurch würde ein wesensfremdes Element in ein unbefangenes Produkt hineingetragen. Auch müßte man es alsogleich merken und störend empfinden. Alles, was hier dargeboten wird, ist die Arbeit von Kindern. So haben sie sich den Krieg vorgestellt, und so haben sie ihn auch nach ihren Phantasien abgezeichnet. In der Kunsthandlung von Hugo Heller auf dem Bauernmarkt zu Wien war kürzlich eine ganze Ausstellung derartiger Arbeiten zu sehen, und sie durften sich wahrlich sehen lassen. Sie hatten berechtigtes Aufsehen hervorgerufen und ihren Veranstaltern sowie den daran beteiligten kleinen Ausstellern reichlich Ehren und Anerkennung eingetragen. Man war allgemein überrascht und entzückt. Die Künstler, die Ästhetiker und der weite Kreis der



Kosaken. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse. Alter elf Jahre)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Kriegsfürsorge im Hause. (Mädchenlyzeum in Hietzing. Alter vierzehn bis fünfzehn Jahre)

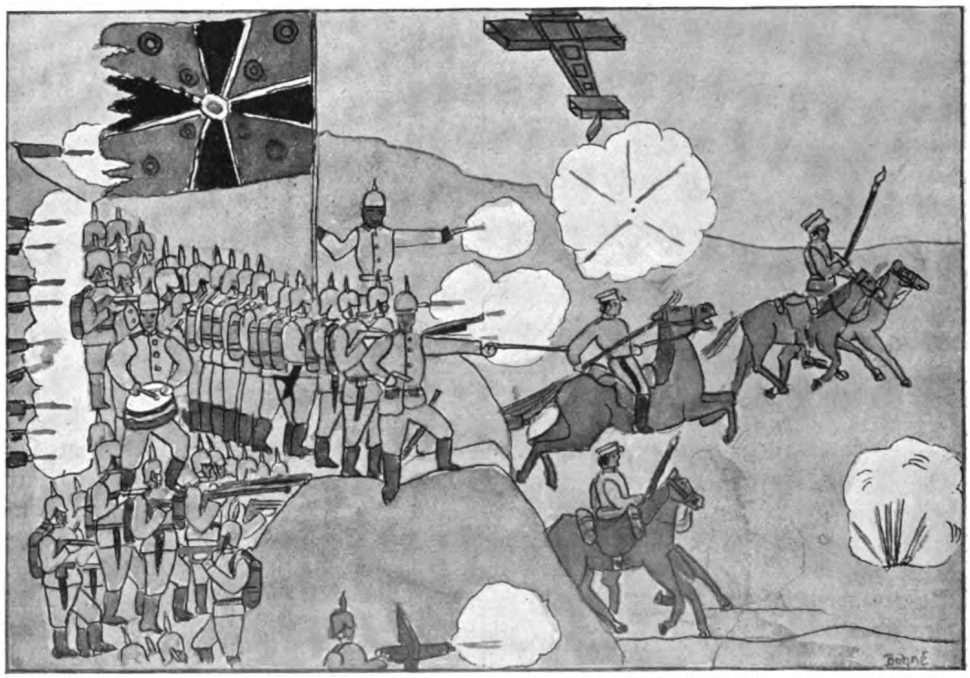
Kunstfreunde hatten etwas zum Staunen und zum Nachdenken erhalten. Man war eben nicht gewohnt, so durchaus Eigenartiges, Eigenwüchsiges dicht nebeneinandergereiht zu sehen. Nichts Kaltes, Leeres, Flaues, Gleichgültiges, nichts, was ohne Empfindung und Temperament mit der bloßen Handfertigkeit allein zustande gebracht worden wäre. Woher hätte die auch kommen sollen? Die Unbefangenheit, die Unbedenklichkeit im Erfassen jedes Vorwurfs wirkte erquicklich. Die kindliche Seele sprach sich rein hier aus. Die Wurzeln aller Kunst schienen bloßgelegt. Die gezeigten Arbeiten, von denen hier eine Auswahl vorgelegt wird, waren alle in Volks- und Bürgerschulen der Wiener Vororte angefertigt worden. Und keineswegs bloß von Kindern wohlbegüterter, in angenehmen Lebensverhältnissen stehender Leute. Es waren auch die Kinder der Ärmsten der Armen mit darunter, die durchaus keine Gelegenheit hatten, an den Wänden daheim vorbildliche Kunstwerke selbst oder solche in guten, anregenden Nachbildungen zu sehen. Gerade diese Kinder kamen großer, alter, primitiver Kunst unbewußt am nächsten. Ihr sicheres Gefühl gab ihnen ein, nach den einfachsten Ausdrucksmitteln zu greifen, nur das einzig Nottuende zu geben, sparsam zu wirtschaften, alle spielerische Ziererei zu vermeiden, jeder virtuosen Eitelkeit, die nur sich selbst und keinem Kunstzweck dient, aus dem Wege zu gehen. Die Arbeiten sehen einander nicht ähnlich. Niemand ahmt den Nachbar nach. Ein jedes Kind folgt seiner eignen Spur, seinem Formgefühl, seiner Einbildung. Ein tiefes vaterländisches Empfinden spricht sich überall unverkennbar aus, gelegentlich auch ein schalkhafter Zug zu ironischer Betrachtungsweise.

Die Kinder empfinden den Krieg ganz anders als wir Erwachsenen. Vor allem *sehen* sie ihn, sehen ihn anders, als er wirklich ist, sehen ihn, wie sie ihn sehen *wollen* — darin liegt das künstlerische Moment schon eingeschlossen. Die Kinder tasten nicht erst lange herum, wie dies oder jenes sich in der Wirklichkeit wohl verhalten möge; sie sagen sich einfach: so *kann* es sein, und schließen daraus: so *wird* es sein. Welch unerschütterliches herrliches Vertrauen in die Tapferkeit unsrer Truppen, welche Siegeszuversicht tut sich hier kund! Wir haben gesiegt, wir werden und müssen weiter siegen!

Die Bilder sind jedenfalls alle rasch entworfen, wenn auch zumeist später ausgestaltet und fertig durchgebildet worden. Das innere

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

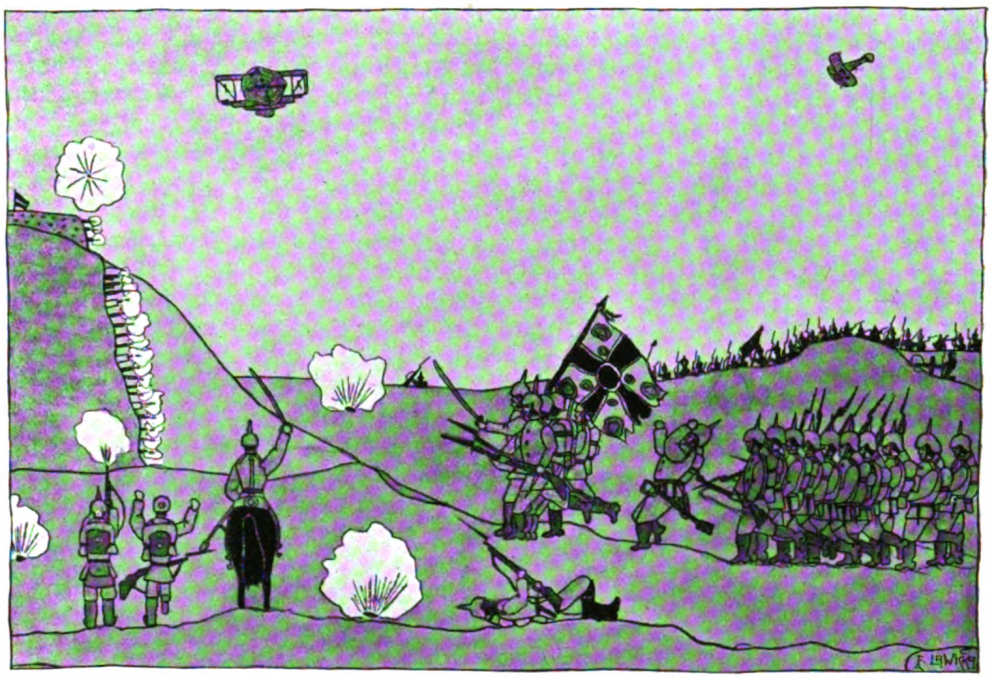
Erleben drängte zum schnellen Festhalten. Bewegtes teilt seinen Rhythmus dem empfindungsvollen Darsteller immer mit. So wie Ruhiges seine Ruhe. Einer der Lehrer fand, daß manche der Kinder die Bilder mehr hinschrieben als hinzeichneten. In einem großen Zuge schrieben diese kleinen Hände alles hin, was sie mitzuteilen hatten. Diese Blätter werden auch für künftige Zeiten ihren Wert behalten, werden Kulturdenkmale bleiben, und man wird vor ihnen sagen: So haben die Kinder einer großen starken, einer kühnen und entschlossenen deutschen Zeit geschaut und geschaffen, so hat sich ihnen diese Zeit mitgeteilt, und so strahlt sie wieder aus ihnen heraus. Kühn, stark und entschlossen, ohne phrasenhaftes Pathos, dafür aber mit einem kräftigen Einschlag volkstümlichen Humors. Auch lyrisches Empfinden ist vorhanden, das sich — selbstverständlich — vornehmlich koloristisch in zarten Tönen, in leisen Übergängen und farbigen Gegensätzen ausdrückt. Des öftern erklingt es wie Volksliedton. Eine feine Romantik hebt an, die den realistischen Grundbestrebungen keineswegs zuwiderläuft. Des Knaben Wunderhorn ist auch in der kindlichen Brust noch nicht verklungen. Doch ist der epische Zug stärker als der lyrische. Erzählt soll werden, berichtet. Schopenhauer hat einmal gesagt, daß er wie die großen Alten schreibe, denen Schreiben Aufschreiben gewesen sei. So zeichnen die Kinder: sie zeichnen auf, halten Flüchtiges dauernd fest, auf daß es nicht enteile und entschwinde. Derselbe Schopenhauer hat an andrer Stelle gesagt, daß es drei Gattungen von Schriftstellern gebe: solche, die vor dem Schreiben denken; solche, die während des Schreibens denken; und solche, die überhaupt nicht denken. Nicht viel



Infanterieangriff. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse. Alter zwölf Jahre)

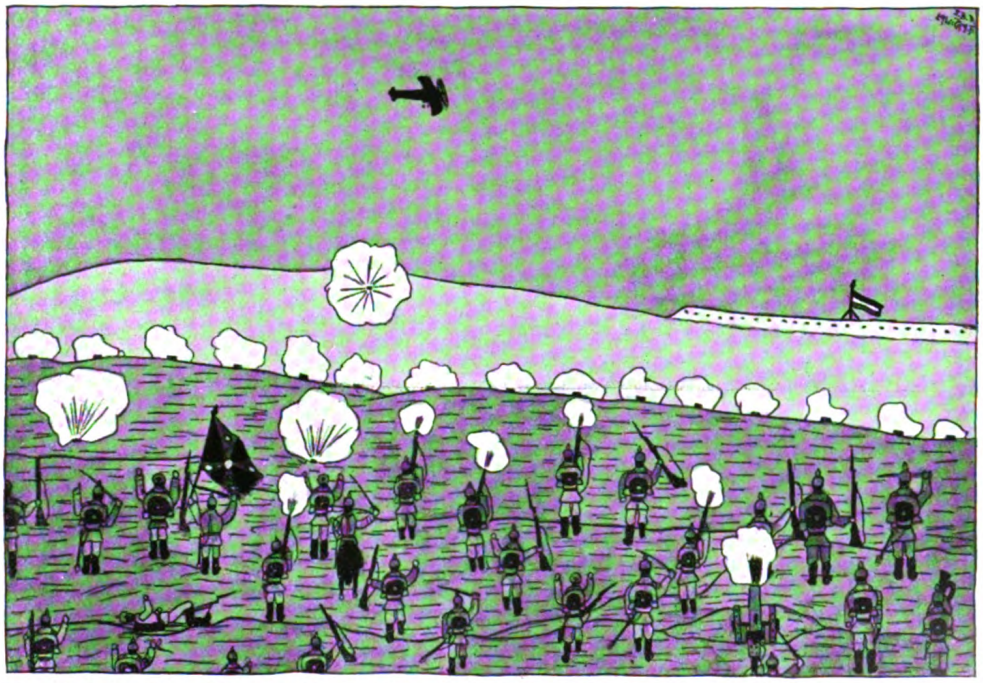
anders ist es mit Zeichnern und Zeichnungen. Diese Kinder »denken« vor dem Zeichnen, das heißt, sie wissen im voraus genau, was sie wollen. Sie phantasieren nicht mit dem Stift und dem Pinsel in der Hand, lassen sich von Werkzeug und Material weder diktieren noch soufflieren. Sie beherrschen es, und es dient und gehorcht ihnen willig; sie ahnen nicht die unendlichen Schwierigkeiten und Hemmungen, schreiten mit der Sicherheit des Nachtwandlers dahin, der in der Dachrinne spazierengeht, und dem der Absturz in eine grausige Tiefe gar nicht ins Bewußtsein dringt. Sie schreiten so sicher, weil sie naiv sind. Man soll nun

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Angriff auf eine Festung. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse. Alter zwölf Jahre)

deswegen nur nicht denken, daß hier lauter große Künstler sich heranzüchten. Ja, die Wunderkinder! Ist das Kind nicht mehr da, ist das Wunder auch zumeist nicht mehr vorhanden. Mit der erwachenden Reflexion entschwindet der Reiz der Frische, Besorgtheit macht unsicher, Vorbilder regen sich an Stelle der urwüchsigen Eigenart, und eine



Herunterholen eines Fliegers. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse. Alter zwölf Jahre)

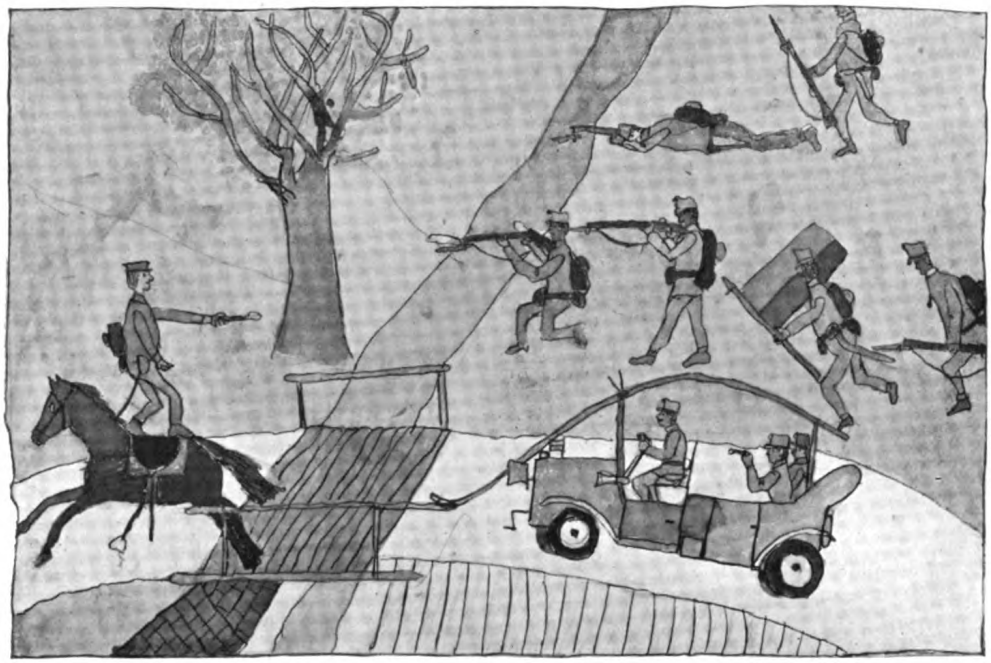
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klägliche Mittelmäßigkeit tritt ernüchternd zutage. Das wird auch hier nicht anders sein. Darüber soll man sich nicht täuschen. Diese Kinder wollen jetzt keine Bilder malen, keine Kunstwerke hervorbringen, sie geizen nicht nach Ruhm und Lob, sind weder stolz noch eitel. Zwischen Dilettanten und Künstlern stehen sie, frei und froh, diesen näher als jenen. Aber das wird bald anders werden. Leider.

Die Blätter, die wir unsern Lesern darbieten, erläutern sich wohl von selbst. Jedermann erkennt die große Form, das Streben nach festem Umriß des Bewegten in dem Blatte »Sturm«. Welche heimliche Ruhe, welcher stille Gottesfrieden in der Natur in der Wacht am Uszoker Paß! Zwei Männlein besorgen sie ganz allein. Geradezu japanisch mit ihren umgeschlagenen weißen Wellenkämmen mutet die »Seeschlacht« an. Auch sonst machen sich japanische Kunstverwandtschaften bemerkbar, obwohl angenommen werden darf, daß diese Mädchen und Knaben wenig oder nichts von Hokusai und Hiroshige zu sehen bekommen haben. In dem Blatte »Kosaken« prägt sich der alte Wiener Bilderbogenstil aus, wie er in den sogenannten »Mandlbogen« des alten Kunstverlegers Trentsensky um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Sie waren meist militärischen Inhalts, und große Leute hatten daran in ihren jungen Jahren mitgezeichnet. Das Blättchen »Kriegsfürsorge im Hause« ist anheimelnd deutsch. Man bemerke die gute Beobachtung der Strickerin, die ihre Nadel hebt, um eine fallengelassene Masche wieder aufzufangen; und die Masche wurde fallengelassen, weil der Wollknäuel zu Boden fiel und ein Stückchen weit den Teppich entlangrollte. Auch das Fräulein rechts, das die Leinwandstreifen zusammenlegt und dabei zurücktritt, um den Lappen straffer gespannt zu halten, ist nicht minder fein gesehen. Dazu die Rückenfigur der Dame, die die rechte Hand beim Nähen so hoch hebt, als es ihr der Faden gestattet. Richter und Schwind, diese beiden Hoch- und Deutschmeister unsrer Kunst, hätten an all diesen guten Dingen ihre helle Freude gehabt. An den großen Schlachten, am »Infanterieangriff«, am »Angriff auf eine Festung«, am »Herunterholen eines Fliegers« und am »Vorpostengeplänkel« wird man bei längerem Beschauen immer mehr

Vorpostengeplänkel. (Knabenbürgerschule, Wien XVI, Speckbachergasse)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



General Dankl im Felde. (Reformvolksschule Hohe Warte, Wien XIX. Knabe, Alter neun Jahre)

Vergnügen haben. Die Bilder verstummen nicht, sie werden nur immer beredter und gesprächiger, wenn man vor ihnen eine Zeitlang verweilt. Fahnen wehen, Flugzeuge sausen durch die Lüfte, Schrapnells krepieren, Rosse stampfen, das blanke Bajonett und die persönlichste Tapferkeit treten in ihr Recht.

Noch eins: die Kinder meiden mit merkwürdigem Instinkt in ihrer Auffassung die großen Schlachten der älteren Kriegführung. Sie zerlegen die Massenangriffe in einzelne Geplänkel, in eine Reihe von kleinen Attacken. Sie breiten ihre Soldaten über das Gelände weithin aus, streuen sie über Berg und Ebene, in kleinen Grüppchen und Trüppchen ... Auch den österreichischen General Dankl muß man im Felde gesehen haben, wie er mit seinem Automobil einen Waldweg hinansaust, der ein klein wenig bergauf geht. Ein frecher Feind macht ein Reiterkunststück, die richtige Zirkussache, stellt sich auf den Sattel seines jagenden Rosses, um auf den tapferen Feldherrn eine ruchlose Revolverkugel abzufeuern. Aber der wird ihn schon herunterknallen, denn er läßt sich von solch einem Kerl auf keinen Fall einschüchtern!

Maler Professor Alexander Hartmann, dem ein Hauptverdienst um die Förderung dieser Kinderkunst bei uns zufällt, möge das Schlußwort haben: »Was den oft erwähnten Ausdruck der Arbeiten anlangt, ist er entschieden stark zu nennen, er liegt hauptsächlich in der Bewegung der Figuren, in der Anordnung der Dinge und Personen und in ihrem Verhältnis zueinander. Seelischer Gehalt ist, auch wo der scheinbar vorhanden, vom Schüler nicht angestrebt. Das liegt weder im Bereich seiner Absicht, noch in der Macht seiner Mittel. Eine derartige Aufgabe geht über das Gebiet des Kinderschaffens hinaus.«

Heimkehr

Männer und Söhne, Brüder und Väter,
Was, was werdet ihr stillen Helden
Uns, den daheim auf euch Harrenden später
Von eurem Erleben da draußen melden?

Traget ihr groß eine neue, weite,
Erhebende Welt im Herzen von hinnen?
Oder werdet ihr stumm an unsrer Seite
Auf die Hände starren und nie zu erzählen beginnen?

Richard Schaukal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der hundertjährigen deutschen Burschenschaft

Zum 12. Juni 1915

Von Dr. Hugo Böttger, M. d. R.

Eine Studentenkorporation mit hundertjähriger Geschichte — nicht Couleur- und Lokalgeschichte, sondern mit einem Stück National- und Weltgeschichte — begeht, selbst aus den Freiheitskriegen hervorgegangen, die Feier ihres hundertjährigen Bestehens mitten in den Wirren eines unerhörten Weltkrieges, in den Schützengräben, an den Vogesen- und Karpathenhängen und auf der hohen See. Da zieht sich das fröhliche, geräuschvolle Feiern zurück, und Ernst, Wehmut, höhere Würde und geschichtliche Betrachtung werden alle die einzelnen Gedenkfeiern daheim und in der Fremde beherrschen, die am 12. Juni, dem Gründungstage der Burschenschaft, an die Stelle eines in Jena geplanten großen Festes treten werden. Die Zeit hat Vorbereitungen und Pläne zerschnitten, und vielleicht ist es auch gut so. Nach allem, was die Burschenschaft erlebt hat, ist die große nationale Erhebung, die wir von diesem Kriege erwarten, der schönste, allerdings auch zur Beschränkung in Lust und Freude zwingende Rahmen für ihre Feiern. In hundert Jahren hat sich im deutschen Studentenleben ein tiefgehender Wandel vollzogen; kaum gleichen sich noch die Umrisse der Lebensformen von damals und heute. Am meisten erhalten ist von der alten Zeit und ihren Bräuchen noch in den deutschen schlagenden und farbentragenden Verbindungen, die ja ihre Wurzeln bis tief ins Mittelalter, in die nationes von Paris und Bologna, in die Nationen von Prag und Heidelberg senken.

Die Burschenschaft gleicht einer hundertjährigen Burg, vielfach zusammengeschossen und niedergebrannt, immer wieder neu erstanden, so daß das spähende Auge unter dem Rankenwerk die verschiedenen Gesteinsarten und Bauweisen erkennen kann. Aber die Fundamente ruhen im gewachsenen Boden und sind fest, das Gemäuer und Balkenwerk ist tragfähig. Gleich den Burgenerneuerern von heute hat man der neuen Zeit den Eintritt nicht verwehrt, um so besser das gute Alte bewahren zu können. Man hat sich sogar mit den modernen Vorteilen, elektrischem Licht, Zentral- und Warmwasserheizung, Fernspruch und ähnlichen schönen Errungenschaften, versehen. Durch Butzenscheiben schaut man nicht mehr ins Leben. Aber zu allen Zeiten grüßten von den Zinnen der Burg die deutschen Farben ins Land hinein.

Das Vaterländische und die nationale Politik bilden die Fundamente dieser Studentenkorporation und -burg. Freilich forderte die Burschenschaft bei ihrem Entstehen und im weiteren Verlaufe auch die Vereinheitlichung und Vereinfachung des studentischen Betriebes; das Wesen der Landsmannschaften hatte viel Moos angesetzt und war in der Tat an allen Ecken und Enden reformbedürftig geworden. Das Renommistentum, der Pennalismus, das Schurigeln der Neuen und der Nichtkorporierten, die anmaßende Gerichtsbarkeit des Seniorenkonvents, die Übertreibungen des Kommentwesens und des Duells bedurften der Abstellung, die von oben und von den Behörden mit hundertfältigen Versuchen nicht gebracht worden war, vielmehr von innen heraus kommen mußte, wenn sie nur einigermaßen wirksam sein sollte. Aber so gut und nötig das alles war, es war doch nicht das Wesentliche der burschenschaftlichen Idee; was sie trug und stark machte, war der Wille zur deutschen Einheit, ihr Wirken und Leiden für die Einigung der deutschen Stämme. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war zusammengebrochen, ohne Sang und Klang 1806 verschieden, der Rheinbund von Napoleons Gnaden mit Ausschluß von Österreich und Preußen war die Karikatur einer deutschen Staatengruppierung. In der Zeit der Fremdherrschaft richteten Fichte und Schleiermacher die Gemüter auf, und sangen Schenkendorf, Körner und Ernst Moritz Arndt ihre Lieder; die gebildeten Mittelschichten fanden sich zur Aufrichtung der Gemüter im »Tugendbund« und im »Deutschen Bund« zusammen, und auf die studierende Jugend gewannen Jahn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Arndt Einfluß, der eine mit der Turnerei, der andre mit seinen Liedern und Aufsätzen. Beiden lag die Reform des Verbindungslebens am Herzen; Jahn verfaßte in Gemeinschaft mit Friedrich Friesen den Entwurf der Ordnung und Einrichtung der Burschenschaften, die die Jünglinge in Ehrlichkeit und Wehrlichkeit zu deutschen Männern erziehen und von den landsmannschaftlichen Abschließungen abbringen sollten, um je ein Ganzes auf den Universitäten zu bilden; Ernst Moritz Arndt forderte in seiner Schrift »Über den deutschen Studentenstaat« unter Anlehnung an die gegebenen studentischen Organisationen ebenfalls Erneuerung des Studententums. Dann aber erwies sich der Krieg, als diese Mahnungen nicht zu haltbaren Neubildungen führten, als der beste Erzieher. Die Befreiungskriege riefen viele Studenten aus den Hörsälen und vom Fechtboden ab, stellten sie in Reih und Glied und ließen sie für eine große Sache kämpfen. Mit dem Kreuz von Eisen geschmückt kehrten sie zurück, die nun die studentischen Dinge doch anders ansahen als vorher. Freilich enttäuschte die Politik des Wiener Kongresses bitter; was Metternich bot und Talleyrand gewährte, konnte die deutschen Herzen nicht befriedigen. Der Blick der Patrioten richtete sich auf Preußen; Organisationen, wie die Deutschen Gesellschaften, entstanden, die unter dem Einfluß des Generalgouverneurs von Berg, Justus Gruner, auf die Einigung Deutschlands durch und unter Preußen hinzielten. Sie fanden ihren Weg auch zu den deutschen Studenten.

In Jena war es die Landsmannschaft der Vandalen, von der ein Teil den Feldzug mitgemacht hatte und mit den Lützowern zusammengekommen war. Sie gründete nach dem Kriege, unterstützt von den Jenaer Professoren Oken und Fries, zunächst eine sogenannte »Wehrschaft«, einen studentischen Landsturm, und erfüllte auch die andern Landsmannschaften mit neuem Geiste: das alte Burschenleben sollte nach Möglichkeit in seiner anmutigen Eigenart erhalten bleiben, namentlich wollte man nicht antasten den männlichen, ritterlichen Sinn der Wehrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit. »Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens«, so sagt die Verfassung der Jenaischen Urburschenschaft. Aber es sollte doch ein Neues hinzukommen: der brüderliche Sinn und das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören. So wurde denn der Zweck der bisherigen Brüderschaften, Kränzchen, Orden, Landsmannschaften für kleinlich und sündhaft erklärt und der Geist auf das gerichtet, »was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein soll, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes«. Es heißt dann weiter in der Jenaischen Verfassung: »In einem Zeitpunkt, wo sich der Deutsche dem Deutschen überall nähern, wo nur ein Geist alle Deutsche beleben und ganz Deutschland überströmen soll, wäre es eine Schande, wenn gerade auf Universitäten, von denen doch alles Bessere ausgehen und sich über das gemeinsame Vaterland verbreiten sollte, wenn auf diesen dieser schöne Geist erstarren und Kleinländereien und Erbärmlichkeiten weichen sollte, die doch nur in dem Getrenntsein der verwandten deutschen Stämme ihren Ursprung und ihre Rechtfertigung finden konnten.« Mit diesem vaterländischen Gedankenrüstzeug also zog man in die Welt und gründete man in Gemeinschaft mit sämtlichen Jenaischen Landsmannschaften vor der »Tanne« in Jena am 12. Juni 1815 die Burschenschaft.

Der frische vaterländische Geist zog wohl auf fast alle deutschen Hochschulen: hier benutzte er alte Formen, dort schuf er sich selbst sein Gebilde, um mit der Tat wirken zu können. An andern Orten mußte er mit andersgearteten Strömungen ringen und Kompromisse eingehen. So hebt sich deutlich eine andre Richtung in Gießen ab, wo die »Schwarzen« und »Unbedingten« mit den Brüdern Follen an der Spitze ihre eigne Ehrenordnung und Gedankenwelt im »Ehrenspiegel« niederlegten und eine besondere christlich-germanische, mit Radikalismus und Märtyrertum durchsetzte Weltanschauung festhielten. Mitunter behielten auch die Landsmannschaften die Oberhand und gingen nur vorübergehend Verständigungen mit der neuen Richtung ein, um sie womöglich aufzusaugen. Das weit ins Land hineinleuchtende Fanal war die Wartburgfeier von 1817, wo sich in Ernst und Würde die Burschen aller Hochschulen auf Eisenachs Thüringer Waldhöhen fanden, und wo dann in einem Nachspiel, in einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mummenschanz bei einem Freudenfeuer ein Korb Makulatur mit dem Titel »Verhaßte Schriften«, ein Schnürleib, ein Zopf und ein Korporalstock verbrannt wurden. Den Partikularisten und Kleingläubigen, namentlich dem Berliner Rektor Schmaltz, der den deutschen Patriotismus mit der beamtlichen Pflichttreue einer Feuerwehrabteilung verglichen hatte, sprach man ein burschikoses und respektwidriges Urteil, indem man bei der Verbrennungsszene auf dem Wartenberge von »Gänse-, Schweine- und Hundeschmalz, aber alles ohne Salz« redete. Ein Sturm der Entrüstung antwortete von seiten der Angegriffenen, und es wurde beschlossen, der unbotmäßigen Jugend schärfer auf die Finger zu sehen.

Diese ließ sich vorerst nicht stören, schloß sich zu einer Allgemeinen Burschenschaft zusammen und baute ihre Verfassung für ganz Deutschland über alle Landesgrenzen fort von Ost bis West, von Süd bis Nord aus. Die erste Einigungstat, die die Gegner der Einheitsidee zur erhöhten Wachsamkeit aufrief. Und diese Gegner hatten vorläufig noch die Macht. Ihr Oberhaupt war Metternich. Ihr politischer Leitfaden war von Hallers »Restauration der Staatswissenschaften«, in der es hieß: »Kleinere Staaten sind die wahre einfache Ordnung der Natur, auf welche sie durch verschiedene Wege am Ende allemal wieder zurückführt«, und weiter: »Was nützt die ebenso widernatürliche als unchristliche Lehre von der unbedingten Einheit, der absoluten Isolierung und Abrundung jedes einzelnen Staates, als um alles einander feindlich gegenüberzustellen.«

Die wahnwitzige Tat des Erlanger und Jenaer Burschenschafters Sand, der den deutschen Dichter und russischen Agenten Kotzebue niederstieß, lieferte Metternich und seinen Leuten die Mittel, gegen die nationalistische Bewegung auf den deutschen Hochschulen mit immer mehr sich verschärfender Strenge einzuschreiten. Das Verbot der Preußen, in Jena zu studieren, das Schließen der Turnplätze in Preußen, die Verfolgung und Maßregelung von Arndt, Jahn, Schleiermacher, Görres und Welcker waren nur die Vorläufer größerer Unterdrückungsmaßnahmen. Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 wollten mit Stockschlägen auf den Magen die nationale Jugend kurieren; es wurde dekretiert, daß die Allgemeine Burschenschaft der vorzüglichen Wachsamkeit der Regierungen zu unterstellen sei und daß ihre Mitglieder bei keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollten. Die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission hatte den »revolutionären Umtrieben und demagogischen Verbindungen« nachzuspüren und hat auch tatsächlich in dicken Bänden für die Nachwelt aufbewahrt, was alles verdächtig gewesen ist, der deutschen Einheit zuzustreben.

Die Jenaische Burschenschaft löste sich 1819 auf, und auch an andern Hochschulen wurden diese vaterländischen Pflanzschulen geschlossen und unterdrückt, um freilich im geheimen fortzubestehen. Daß sich nun Verschwörertum, wie der Sprewitzsche Geheimbund, auftat, daß die geheimen Burschentage abwegige Beschlüsse faßten, um, wenn es nicht anders ginge, auf dem Wege der Gewalt das Ziel zu erreichen, daß mit andern Worten eine politisch-demokratische Flutwelle über die Burschenschaften kam, diese in verschiedene Richtungen radikaler oder weniger radikaler Art, der Germanisten und Arministen, spaltete, und daß die Studenten am letzten Ende auch von Parteipolitikern, Kosmopoliten und Polenschwärmern hier und da in die Irre geführt und damit von ihrem großen Ziel abgedrängt wurden, war eine Entwicklung, die man in ihrem und im vaterländischen Interesse beklagen muß, aber bis zu einem Grade bei der Unordnung der deutschen Dinge verstehen kann. Der tragisch-lächerliche Frankfurter Wachensturm von 1838 bot zu neuen Unterdrückungsmaßregeln bequeme Handhaben. Eine neue Untersuchungsbehörde, die Bundes-Zentralbehörde, wurde mit weitgehenden Befugnissen eingesetzt, und namentlich das Kammergericht in Berlin arbeitete ungemein prompt und durchgreifend zur Unterdrückung der burschenschaftlichen Demagogen, von denen u. a. 39 zur Todesstrafe, von ihnen vier — Brüggemann, Guitienne, Müller und Jacoby — zur geschärften Todesstrafe »vermittels des Rades von oben herab«, verurteilt wurden. Durch königliche Gnade wurde dieses Urteil entweder auf lebenslängliche oder auf dreißigjährige Freiheitsstrafe gemildert. Viele deutsche Jünglinge: Fritz Reuter, Max Duncker, Heinrich Laube, Sylvester Jordan,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Behr, Eisenmann, wurden jahrelang in Gefängnissen und elenden Festungskasematten ihrer Freiheit und Gesundheit beraubt. Schwere Zeiten für den deutschen Gedanken, schwerste Strafen für Verfehlungen, die man heute als unentbehrliche Glieder in der Kette der deutschen Einheitsbewegung bewertet.

So reiften in Sturm und Drang die Dinge für 1848 heran. Die Burschenschafter von 1815 und der nächsten Jahre hatten längst als Männer in die Tagespolitik eingegriffen; wo immer die deutsche Frage erörtert oder wie bei Bau dafür gekämpft wurde, da konnte man sie finden. Sie hatten die bescheidene Genugtuung, daß der Bundestag am 10. März die Farben der Burschenschaft, das alte Schwarzrotgold, für die Bundesfarben erklärte. Wichtiger war das Versprechen einer Revision der Bundesverfassung auf zeitgemäßer nationaler Grundlage. Die süddeutschen Politiker, darunter die alten Burschenschafter Carl Mathy, Heinrich von Gagern, Welcker, Gervinus, Häußer, Römer, Fetzer, waren unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses zusammengetreten und hatten die Einberufung eines deutschen Parlaments verlangt. Diese Nationalversammlung, in der Frankfurter Paulskirche am 18. Mai 1848 eröffnet, hat Wesentliches an Vorarbeit für die spätere Reichsgründung geleistet, und man kann schon sagen, daß die sogenannte Erbkaiserpartei, zum großen Teil die alten Burschenschafter, darunter u. a. Mathy, Beseler, Lette, Hergenhahn, Hans von Raumer, von Rotenhan, von Zerzog, Compes, Wachsmuth, Biedermann, Pfizer, Robbertus, und später der Nationalverein, wo sich wieder ein großer Teil der gleichen Persönlichkeiten zusammenfand, die Geschicke des Vaterlandes klar und deutlich mitbestimmt haben; einmal, in dem sie die künftige Reichsverfassung entwarfen und vorbereiteten, und zum andern, indem sie für ein monarchisches Deutschland unter Preußens Führung eintraten.

1848 ist das Umschwungjahr für die politisierende Studentenschaft. Es bilden sich im Bürgertum die nötigen Parteien, die die politischen Geschäfte in die Hand nahmen. Der Student fand Zeit, sich selbst zurückzugewinnen, und beschloß mit wenigen Ausnahmen, hinfort nicht mehr praktische Politik zu betreiben. Er hatte seinen Zoll bezahlt und mußte nun andern die realpolitische Arbeit für die deutsche Einigung überlassen. Was ihm jetzt und in Zukunft zukommt, ist Vorbereitung zum Staatsbürgerberuf. Der aber, der das Beste an realpolitischer Arbeit an der Reichsgründung getan hat, Bismarck, hat den Anteil der Burschenschaft an der Vorarbeit zu vielen Malen anerkannt. So meinte er u. a. gegenüber einer Abordnung alter Burschenschafter, die ihn in Friedrichsruh besuchte, er und die Burschenschaft hätten »an demselben Ziel gearbeitet, sie dafür verfolgt, er dafür belohnt. Es liegt der ganze Unterschied nur in den Mitteln, nicht in den Zielen. Es wurde irrtümlich angenommen, das sofortige Inswerksetzen könne den Klotz, unter dem wir lebten, das Gebirge, will ich lieber sagen, irgendwie rühren und erschüttern. Das ist im Grunde dreißig Jahre später im Frankfurter Parlament wieder zutage getreten«.

Jetzt hat die Burschenschaft sich voll in den Rahmen des deutschen Studententums mit all seiner Vielseitigkeit eingefügt, sie ist gewachsen und zum stärksten Verbande im Kranze der Korporationen geworden, sie hat an sich gearbeitet und neue Ziele gefunden, ohne sich an der Bewunderung ihrer schönen Geschichte genügen zu lassen. Große Männer, Politiker, Staatsmänner und Forscher sind aus ihr hervorgegangen. Immer ist sie sich in dem Punkte ihrer vaterländischen Gesinnung und Betätigung getreu geblieben, von ihr stehen jetzt über 8000 im Felde, und 600 sind schon für Deutschlands große Zukunft gefallen. Wie es die Verfassung der Burschenschaft von heute verlangt: dem deutschen Vaterlande alle Kräfte zu weihen, ihm in Krieg und Frieden mit aller Treue zu dienen. So geht sie ungebeugt von den Stürmen des Lebens, vielmehr gehoben und gekräftigt nach innen und außen in ihr nächstes Lebensjahrhundert hinein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lied der Ärmsten

Von Gustav Falke

Die wir hinter Mauern hausen,
Hinter dumpfem, kaltem Stein,
Eng in Höfen, tief in Kellern
Fristen unser Schattensein,

Rollte nicht die liebe Erde
Auch für uns aus Gottes Hand?
Gönnt auch uns, wonach wir hungern,
Eine Scholle Ackerland.

Wo wir roden, jäten, graben,
Furchen ziehn und Samen streun,
Und das Herz mit Hoffnung füllen,
Bis die Früchte uns erfreun.

Früchte, die wir selbst gezogen,
Blumen, die wir selbst gepflanzt,
Drüber, unsrer Kinder Freude,
Ein besonnter Falter tanzt.

Kommt, o kommt, ihr schöneren Tage!
Stolz kann auch der Ärmste sein:
„Seht, von unsrer deutschen Erde
Ist dies liebe Fleckchen mein!

Diese Bank und diese Laube,
Dieses Beet und dieser Baum,
Dieses Sommerabends Friede
Und sein seliger Sternentraum."

Alles kann die Scholle schenken,
Und am schmalsten Furchenrand
Wird ein goldner Kelch noch glänzen
Sonnentrunken bis zum Rand:

Heimatliebe heißt die Blume,
Die wohl auch im Schatten sprießt,
Aber schöner sich und voller
Unterm Kuß des Lichts erschließt.

Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Franz Krüger: Bildnis des Herrn Eunicke

Franz Krüger: Bildnis der Frau Eunicke

Die bildenden Künste

Deutsche Meister des neunzehnten Jahrhunderts

Von Max Osborn

Was ist »deutsche Kunst«? Die Frage pocht heute vernehmlicher als je zuvor an die Tür unsers Erkenntnisvermögens. Gibt es, wenn wir den kunstgeschichtlichen Ablauf der Jahrhunderte durchforschen, greifbare Merkmale, an denen wir das spezifische Wesen der Kunst unsers Volkes so ablesen können, daß es sich in unsrer Vorstellung von der Kunst andrer Länder deutlich und charakteristisch abhebt? Und wenn das der Fall ist: Welches sind diese Merkmale? Wo ist das Gemeinsame, das die Künstler, die in Deutschland geboren waren, lebten und schufen, trotz allen individuellen Besonderheiten als Söhne desselben Bodens kennzeichnet? Oder besser: Welche Züge sind es, die zusammen dies Gemeinsame ergeben?

Mit aller Kraft unsrer Sehnsucht streben wir danach, auf diese Fragen eine Antwort zu gewinnen. Sie würde uns einen festen Maßstab an die Hand geben, im Erbe der Vergangenheit zwischen den Werten, die wir als echte Früchte am Baum der deutschen Kunst bezeichnen dürfen, und den andern, denen wir diesen Ehrentitel entziehen müßten, streng und scharf zu unterscheiden. Sie würde darüber hinaus uns eine Möglichkeit gewähren, für das Kunstschaffen der Gegenwart bestimmte Forderungen aufzustellen, von deren Erfüllung die Anerkennung einzelner Kunstwerke oder Persönlichkeiten als vollgültiger Elemente der deutschen Kunstentwicklung abhinge, und gar noch der Zukunft ein Mittel weisen, sich des rechten Weges stets bewußt zu bleiben.

Wir sehnen uns danach, weil wir zu fühlen glauben, daß gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege unser Kunstgetriebe von einer Verwirrung erfaßt war, die unlösbar schien; daß die deutsche Malerei vor allem, ein wenig auch die Plastik (nicht die Baukunst), durch alle möglichen Einflüsse von außen her bestürmt und aus dem Gleichgewicht geworfen war, die ihr gesundes Wachstum hemmten. Weil wir dies alles »zu fühlen glauben« — ob die Empfindung richtig ist, ob sich die Erscheinungen des Gärungsprozesses, die vor uns aufstiegen, in Wahrheit auf eine so einfache Formel führen lassen, wird man heute noch nicht entscheiden können. Es fehlt uns noch der notwendige Abstand, um die eigentümlichen Begebenheiten, deren Zeuge wir waren, unbefangen zu würdigen. Und immer wieder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adolf von Menzel: Kind mit Wärterin

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München

erleben wir bei der Nachprüfung abgeschlossener Epochen deutscher Kunstübung, wie wichtig, ja ausschlaggebend diese zeitliche Entfernung zur rechten Urteilsbildung ist. Sie erst und sie allein kann uns auch in der Aufhellung jenes großen Problems vom innersten Wesen deutscher Art und Kunst wahrhaft fördern.

Ein Beispiel mag dies deutlicher machen. Die Berliner Kunsthandlung von Fritz Gurlitt hat den Plan aufgestellt, eine Folge von Ausstellungen herzurichten, die den Titel »Werke deutscher Meister aus Privatbesitz« führen sollen. Die erste — der auch unsre Abbildungen auf den S. 565—569 entnommen sind — bringt eine Reihe von rund hundert Bildern aus der Zeit und der Strömung vor und neben dem Impressionismus. Wir schreiten sie ab, und mit dem hohen Genuß, den diese Wanderung gewährt, stellt sich die Überzeugung ein: Dies ist in Wahrheit deutsche Kunst! Hier glüht und klopft das Blut unsers Volkes! Dann aber fragen wir weiter: Warum ist dies so? Was veranlaßt und berechtigt uns zu solchem Urteil? Wir werden über manches zur Klarheit kommen, wenn wir dieser Frage nachspüren.

Dem Alter nach stehen an der Spitze des Hunderts einige Werke von Franz Krüger: die kostbaren Bildnisse seiner Schwiegereltern. Im Jahre 1825 hatte Krüger sich mit Johanna Eunicke, der gefeierten jungen Sängerin des Berliner Opernhauses, der Tochter von Friedrich und Therese Eunicke, die gleichfalls an der Hofoper wirkten, vermählt. Er hat die Schwiegereltern mehrmals in derselben Art konterfeit. Unsre Exemplare kamen aus dem Nachlaß der alten Haushälterin Krügers, die ihn nach dem Tode seiner Gattin pflegte, an eine Nichte des Künstlers: Frau Minna von Burchard, geb. Eunicke, die Gattin des Staatssekretärs von Burchard, die selbst erst im vergangenen Jahre starb, und aus deren Besitz die Bilder nun in den ihres Sohnes,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufnahme von Fritz Gurlitt, Berlin

Anselm Feuerbach: Schlafendes Kind

des Regierungsrats von Burchard, übergingen. Eine andre Fassung (vielleicht die erste) wanderte mit dem ältesten Sohne des Ehepaars Eunicke nach Triest, kam kürzlich in den Handel und wurde vom Märkischen Museum in Berlin erworben. Eine dritte soll sich in Paris befinden. Vergleicht man die beiden bekannten Bilderpaare, die Burchardschen und die des Museums, so findet man kaum einen Unterschied — mit so peinlicher Korrektheit hat Krüger die Wiederholung dem Original angeglichen. Das ist bezeichnend für seine Art: für die absolute, felsenfeste Genauigkeit, Treue und Sachlichkeit, mit der er seiner Arbeit wie der Natur gegenübertrat. Das sind die Züge, die Krüger in unsern Augen zu einem typischen Vertreter des altberlinischen, ja mehr: des preußischen Künstlertums stempeln und ihn zu einem bedeutenden Glied der großen preußischen Reihe machen, die mit Chodowiecki anhebt, über Schadow zu ihm führt und von ihm zu Menzel weitergeht. Aber wir wollen doch nicht vergessen, daß schon Chodowiecki ausländischen Anregungen entscheidende Eigenschaften verdankt, daß seine Kunst der Farbe von den zeitgenössischen Franzosen, sein wirklichkeitsfroher Realismus von den Engländern wesentlich beeinflußt war. Wollen ferner nicht vergessen, daß die Berliner Schule von Anfang des 19. Jahrhunderts wiederum stark von französischen Lehren Nutzen zog, so daß Krüger selbst von einem Besuch in Paris eine ganz andre, mehr als vorher auf farbige Wirkungen und malerischen Ton gestellte Manier mitbrachte. Wenn dieser Pariser Aufenthalt nur sehr kurz war und trotzdem so tiefe Spuren hinterließ, so erkennt man daraus nur, wie sehr er schon vorher, von Jugend an, den Geist der französischen Malerei in sich aufgenommen hatte —: was er nun mit eignen Augen studierte, war nur eine Bestätigung längst geübter Methoden, die eben darum so schnell und stark wirken konnte. Trotzdem empfinden wir seine Kunst mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufnahme von Fritz Gurlitt, Berlin

Anselm Feuerbach: Selbstbildnis mit Hut

Recht als deutsch, preußisch und berlinisch in der Wurzel und in allen Äußerungen — weil seine Persönlichkeit kräftig genug war, alles Fremde, alles von außen Kommende in sich einzuschmelzen, zu überwinden und zur Ausprägung einer persönlichen Kunst zu verarbeiten.

Das ist's, worauf es ankommt! Das allein! Und die gleiche Erscheinung treffen wir bei der gesamten Gurlittschen Reihe. Man kann sagen, daß die Kunst des 19. Jahrhunderts von zwei Strömungen beherrscht war, die, von Haus aus einander entgegengesetzt, unaufhörlich um Geltung und Herrschaft ringen, sich in der Führung ablösen, oft auch treffen und vermischen. Es sind die beiden Tendenzen: zur Natur und zum Stil. Die eine hatte ihren Ausgangspunkt in Paris, die andre in Rom. Beide also außerhalb Deutschlands. Und doch sind ihre Hauptvertreter gerade die Künstler, die wir aus vollem Herzen als deutsche Meister bezeichnen und preisen. Die Stilisten sind die Abkömmlinge der Renaissancemaler, zu denen Poussin die Vermittlung übernahm, und mit denen sie der Aufenthalt in Italien selbst, vor allem in Rom, innig verknüpfte. Auf dieser Linie stehen Böcklin und Feuerbach. Sie haben beide die Schule der Fremde durchlaufen, ohne die sie nicht zu denken sind.

Böcklin übernahm von den Altniederländern (deren juwelenhafte Farbenvertreibung ihn entzückte), von den stilisierenden Franzosen, von den Italienern der Renaissance, was er nur für seine Absichten brauchen konnte. Gerade die Frühwerke, von denen man nun bei Gurlitt wieder einige kaum bekannte sah, beweisen es. Aber seine ganze Art, die Welt der Natur zu beseelen und umzudichten, volkstümlich oder romantisch zu schwärmen und zu träumen, ist so erfüllt vom Wesen eines Mannes, der mit zwei kräftigen Füßen auf dem Boden seiner deutsch-schweizerischen Heimat stand — auch in den Jahrzehnten stehenblieb, die er jenseit der Alpen verbrachte —, daß wir aus seinem Lebenswerk die Funken eines Feuers sprühen sehen, das nur in deutschen Landen angefacht werden kann.

Feuerbach wurde als blutjunger Anfänger in Düsseldorf nach niederländischen Rezepten erzogen — sein Selbstbildnis von 1847 mit dem Hut beweist es hier wieder. Es ist eins der zahlreichen Bildchen, auf denen sich der werdende Meister, nicht nur zur Übung seiner Hand, sondern auch aus Freude an der eignen anmutigen Erscheinung, immer noch einmal darstellte. Dann nahmen ihn Paris und das Atelier

Ludwig Knaus: Sehnsucht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anton von Werner: Jugendliches Selbstbildnis

Coutures in ihre Arme. Ein so wunderbares Bild wie das des »Schlafenden Kindes« wäre ohne die französische Einführung in die tieferen Geheimnisse des Farbenhandwerks nie entstanden. Später kommen mehr der Kompositionsunterricht Coutures und die italienischen Anregungen als treibende Kräfte hinzu. Aber alles das wird mit genialem Griff zusammengefaßt, und aus Feuerbachs bestimmenden, großen Werken sprechen eine Sehnsucht und Klage, ein pantheistisches und heroisches Gefühl, ein Hang zur Selbstvergessenheit und hoheitsvollen Träumerei, wie sie in dieser Form nur in Deutschland gedeihen können. Warum? Wer will es verantworten, dies »Warum« restlos zu deuten?

Es fehlt nicht an Leuten, die das Phantastisch-Träumerische, Märchenhafte, Glühende und Versonnene, das in Böcklins und Feuerbachs Werken steckt — vor allem die fabulierende Schilderung, in der diese Züge mit starken, gegenständlichen Reizen zum Ausdruck kommen —, zu den wichtigsten Kennzeichen spezifisch deutscher Malerei zählen, ja, die hier die entscheidenden nationalen Eigenschaften sehen. Doch wer so urteilt, verkleinert, ohne es zu wollen, den Umfang der deutschen Kunst. Man braucht nur den Blick auf jene andre Hauptströmung des 19. Jahrhunderts zu lenken, um dies zu erkennen. Die Tendenzen des Realismus, die hier regierten, stammten, wie erwähnt, aus dem westlichen Ausland statt aus dem südlichen, aus den Niederlanden, aus Frankreich und England; aber auch sie nahmen bei uns ein völlig eignes und neues Gepräge an. Krügers Nachfolger und genialer Erfüller, Menzel, verschmähte keine Anregung. Hintereinander setzte er sich mit der Landschaft der Fontainebleauer, mit der Kleinkunst Meissoniers, mit der Lichtbehandlung der ersten Impressionisten auseinander. Vom Rokoko her, mit dem er sich als junger Zeichner eindringlich beschäftigt hatte, und von Berlin her, wo er früh seßhaft wurde, hatte er überhaupt einen Funken von französischem Geist in sich — es ist kein Zufall, daß man bei ihm noch eher versucht ist, friderizianisch zu sagen: von Esprit. Aber wie ein Fels steht er vor uns als die gewaltigste künstlerische Kraft, die Deutschland im vergangenen Jahrhundert, die es vielleicht seit Dürer hervorgebracht hat. In ihm ist das Preußentum, das sich bis zu Krüger doch auch künstlerisch in einer gewissen Zurückhaltung, Sparsamkeit, Kargheit geäußert hatte, zu vorher ungewohntem Glanz aufgestiegen, ohne seinen Kern zu verlieren — das ist seine Mission gewesen. In der entzückenden farbigen Zeichnung »Kind mit Wärterin«, die wir aus der Gurlittschen Ausstellung wiedergeben, treffen sich alle diese Elemente: die haarscharfe Treffsicherheit der Naturbeobachtung, die unbestechliche Wirklichkeitstreue und jener prickelnde

Anton von Werner: Kinderköpfchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Esprit« in der Behandlung jeder Linie, jedes Striches, jedes aufgetupften Farbteilchens.

Fast noch berühmter als Menzel war um die Mitte des Jahrhunderts Ludwig Knaus. Den anekdotenfrohen Erzähler aus der Welt der Bauern und der Kinder wird wahrlich niemand aus der Reihe derer ausschließen, die den deutschen Namen verdienen. Aber: Paris war die Heimat seines großen Könnens wie seines Ruhmes. Das wenig bekannte Gemälde der »Sehnsucht«, das aus dem gewohnten Rahmen seiner Kompositionen fällt, betont das mit besonderer Deutlichkeit. Es klingt durchaus nach französischer Technik, nach Couture, ja — nach Feuerbach, und so doch auch wieder nach dessen Mischung deutsch-romantischer Art mit pariserischer Farbenbehandlung. Dann kam Leibl, der »deutsche Courbet«, wie man ihn nennt, weil er, natürlich von Haus aus dazu geboren und bestimmt, Courbets erdfesten Realismus und seine Farbenkunst in Deutschland ansässig machte. Aber gibt es weit und breit ringsum einen Maler, dessen Deutschtum tiefer begründet und reiner entfaltet war? Und so blieb es in engeren Grenzen mit allen, die nach und um Leibl und Menzel vor dem Beginn der impressionistischen Ära dem realistischen Programm folgten: sie schulten sich nach den besten Lehrern, die rings in Europa zu haben waren, und blieben doch deutsche Künstler — wenn ihre persönliche Art stark genug war, sich selbst in eignem Ausdruck zu offenbaren. Auch der junge Anton von Werner darf hierher gerechnet werden. Ganz anders als der offizielle Repräsentationsmaler, der er später wurde, hat der heimgegangene Beherrscher der Berliner Akademie in seiner ersten Zeit einen malerischen Klang und eine Behutsamkeit der Farbe bekundet, die ein großes Talent erkennen lassen. Das frühe Selbstbildnis und das Kinderköpfchen, die Gurlitt mit andern Arbeiten aus jener Anfangsepoche Werners wieder ans Tageslicht zog, sprechen dafür. Auch hier ist die norddeutsche Andacht zum Wirklichen mit der gediegenen Technik verbunden, an deren Ausbildung ganz Europa Anteil hatte.

Aufnahme von Herm. Boll, Berlin

Max Liebermann: Bildnis des Obersten v. K.

So stellt sich die Wahrheit dar: Wer eine starke künstlerische Persönlichkeit sein eigen nennt, wer sie über alle Anregungen und Einflüsse hin betätigt und zu ihrem Sonderausdruck führt — ganz gleich, woher diese Anregungen und Einflüsse kommen —, der ist auch zugleich, weil er ein Deutscher ist, ein Künstler des Deutschtums. Und so ergibt sich als einfache Folgerung: Deutsche Kunst — dies Wort als Ehrentitel genommen — ist alle kraftvolle, eigenwillige, selbstgewachsene und gute Kunst, die in Deutschland entstand! Dies scheint mir des Rätsels und aller Fragen Lösung.

*

Wie wird nun die deutsche Kunst dem ungeheuren Erlebnis gegenüber sich verhalten, das unserm Volke in dem Kriege von 1914/15 beschieden ward?

Auch diese Frage tauchte schon auf und beschäftigt noch heute unsre besten Köpfe. Wird der Krieg die Künstlerwelt aus den vorher beschrittenen Bahnen drängen? Wird er die Fäden zerreißen, die Deutschlands Malerei und Bildnerei Jahrzehnte hindurch mit dem europäischen (und ostasiatischen) Ausland verbanden?

Mir scheint, so darf man diese Frage nicht stellen. Was einmal von internationalen, der ganzen Kulturwelt eignen Bewegungen her an bedeutungsvollen Elementen in die deutsche Kunst aufgenommen wurde, wird auch der Krieg nicht daraus vertreiben. So wenig, wie er es mit ähnlichen Elementen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufnahme von Herm. Boll, Berlin

Fritz Burger: Kinderbildnis

in der Wissenschaft und Technik so halten wird — ein Blick auf diese Gebiete zeigt die Unmöglichkeit einer derartigen Erwartung oder Forderung. Aber etwas andres dürfen wir vom Kriege erhoffen: daß er das nationale Selbstbewußtsein, das vaterländische Gefühl des innigsten Zusammenhangs mit dem Boden, dem Volkstum, der Sonderart Deutschlands in uns allen bedeutend und großartig steigert und damit ohne weiteres auch der Kunst und den Künstlern neue Blutströme zuführt. Nicht das absichtlich Gesuchte, sondern das organisch Entstandene wird das Wertvolle sein. Nicht auf von außen herbeigerufene Programme wollen wir rechnen, sondern auf die natürliche Aufwärtsentwicklung, die von innen her wirkt.

Bezeichnend für die Unmöglichkeit der programmatischen »Ausmerzung« internationaler Anregungen ist die Art, wie die deutsche Kunst heute auf den Krieg als Gegenwartserlebnis, als unmittelbar anregende Zuführung eines gewaltigen neuen Stoffgebietes antwortet.

Auf der Frühjahrsausstellung der Berliner Akademie befand sich auch eine Abteilung »Kriegsbilder«, die ihren Schwerpunkt ausmachte und für

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufnahme von Herm. Voll, Berlin

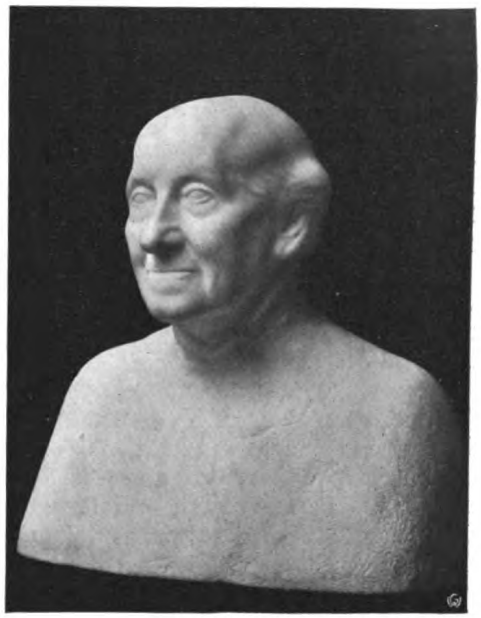
Philipp Franck: Mutter und Kind

alle Besucher die Hauptanziehungskraft bildete. Es zeigte sich, daß die Berliner Maler, die hier von den Ereignissen im Felde berichteten, mit sicherem Blick den Weg erkannt hatten, der zum Ziele führte. Die Eigenart des modernen Völkerringens gab keinen Anhalt mehr für historienhafte Schlachtenschilderungen, wie man sie früher, auch 1870 noch, anwenden konnte. Die Riesenausdehnung der Kampfplätze, die völlig neue Auflockerung der militärischen Verbände, die vordem unbekannten Formen des Gefechts, des Angriffs, der strategischen und taktischen Bewegungen, die unübersehbare Weite, in der Länder und Provinzen vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen werden, verlangen andre Methoden der Darstellung. Das Einzelne verschwindet in kolossalen Komplexen von Zuständen und Begebenheiten. So ergab sich das Verlangen nach Mitteln, die imstande waren, das Einzelne so wiederzugeben, daß es nicht mit dem Anspruch auf Sondergültigkeit auftritt, sondern als Gleichnis erscheint, als Teil eines mit Augen und Sinnen nicht ausschöpfbaren Ganzen. Und diese Mittel gab — der Impressionismus an die Hand, die Technik also, die als Ergebnis einer der wichtigsten europäischen (von Frankreich ausgegangenen) Bewegungen angeführt werden muß.

So zeichnete Fritz Rhein, der selbst als Offizier auf dem westlichen Kriegsschauplatz steht, Szenerien aus Ostfrankreich in einer zarten, andeutenden Manier mit winzigen Figürchen, flüchtig hingesetzten leisen Strichen, gelegentlich mit lockerem, durchaus auf Gesamteindruck ausgehendem Wasserfarbenauftrag (vgl. den Aufsatz »Ein deutscher Maler auf dem westlichen Kriegsschauplatz« im Maiheft). So gab Hugo Vogel — der in mehreren großen Bildnissen die Gestalt des Helden unsrer Tage, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, festzuhalten suchte — auf kleinen Blättchen Ausschnitte aus dem Osten, die mit behenden Linien und schnell eingefügten Schattenlagen eine beredte Sprache führen. So endlich packte Ludwig Dettmann in einer großartigen Folge von über hundert Studien, Skizzen, Zeichnungen und Bildern das große Problem an. Mit einer Leidenschaft und einer prachtvoll beherrschten Kraft, wie er sie seit Jahren nicht mehr an den Tag gelegt, hat Dettmann in diesem freien Zyklus

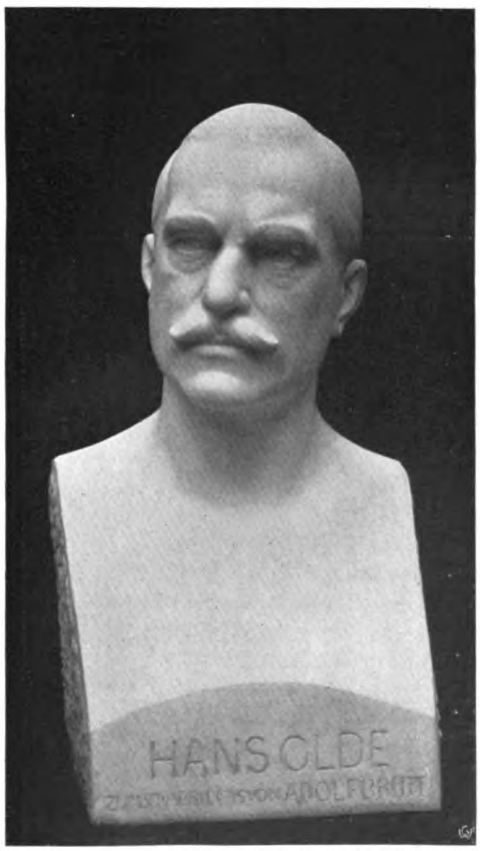
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

von den Kämpfen in Polen und von der Winterschlacht in Masuren erzählt. Von den endlosen Schlachtfeldern und vom unfaßbaren Ineinandergreifen der Kriegsorganisation hinter der Front mit ihren Kolonnen, Transporten, marschierenden Truppenmassen, Etappenquartieren, Verbandplätzen und Lazaretten. Vom Entsetzen der Leichenfelder, der eroberten, mit toten Russen vollgestopften Schützengräben, der zerfetzten und zerstochenen Körper nach dem Bajonettkampf, der stöhnenden Verwundeten und Sterbenden, die nachts von den Sanitätern aufgesucht werden. Von grauenhafter Zerstörung und von der Hölle, die aus den Schlünden der Geschütze über das Land gespien wird. Von freundlicheren Szenen im Quartier, in den Arbeitszimmern der Kommandos, in den Erholungsstätten von Mannschaften und Offizieren, von Weihnachtsfeier und karger Erholung. Von der Arbeit der Eisenbahner, der Pioniere, der



Aufnahme von Herm Boll, Berlin

August Kraus: Bildnisbüste einer alten Frau



Aufnahme von Herm. Boll, Berlin

Adolf Brütt: Professor Hans Olde (Marmorbüste)

Fernsprecher, der Flieger. Das alles hat Dettmann mit glücklichem Wurf aus erregtem Temperament als umherspähender, rasch erfassender, blitzartig schnell notierender Impressionist — der auch der sorgfältiger durchgeführten Darstellung den Reiz des Augenblicksbildes zu erhalten wußte — zu einem unvergleichlichen künstlerischen Dokument des Krieges zusammengebaut.

Auch über ein andres malerisches Thema, das erst der Krieg aufstellte, hat impressionistische Kunst ein entscheidendes Wort gesagt: über das Thema »Feldgrau«. Max Liebermanns Bildnis eines Husarenobersten spricht es aus. Als am 2. August mit einem Schlage ein unsern Augen ganz neu erscheinendes deutsches Heer aus dem Bogen gezaubert war, als an Stelle der dunkelblauen, hellblauen, roten, weißen, mit farbigen Streifen, blitzenden Helmen und Knöpfen versehenen Uniformen auf einmal die eine bestimmende Farbe des mit Landschaft, Ferne, Wald und Staub verschwimmenden Grau trat, das ins Grünliche oder Gelbliche schimmert — war ein Farbenausdruck geboren, der nie und nirgend früher da war. Davon, wie er im Massenaufgebot der Feldtruppen zum Ausdruck kommt, hat als erster Dettmann Kunde gegeben. An einem Einzelfall gleichsam geht ihm Liebermann in diesem Bildnis nach. Er

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

suchte die Ergiebigkeit der malerischen Werte, die darinstecken, und der Harmonien, die sich aus ihnen entwickeln lassen. Die grauen Elemente der Uniform, die denselben Grundklang anders nuancierenden Farben des Hintergrundes und des Fußbodens, die von hellem Licht hervorgehobenen Fleischtöne des herrlich charakterisierten Antlitzes und der Hände, dazu das kurze Weißgrau des Haares und des knappen Bartes — das alles fügt sich zu einem Gesamtklang von wundervoller Einheit und höchster Vornehmheit des Geschmacks aneinander.

Auch sonst stand die Akademie-Ausstellung unter dem Zeichen des Bildnisses, der Menschendarstellung. Unwillkürlich stieg der Gedanke auf: ob vielleicht schon jetzt, durch den Krieg oder (durch die eigentümlichen Strömungen eines Zeitabschnitts, die den Gang der Weltbegebenheiten wie der Kunst gleichermaßen beeinflussen und einander anähneln) mit dem Kriege die Alleinherrschaftsperiode der Landschaft, des Stillebenhaften sich ihrem Ende zuneigt und das Problem der menschlichen Individualität in der Kunst wieder an Bedeutung gewinnt. Die linksstehende Gruppe der lebenden Maler hat schon seit geraumer Zeit darauf hingedeutet. Von ihren Methoden und Mitteln der steigernden Persönlichkeitsschilderung dringt, wie bereits seit einigen Jahren, auch diesmal durch Fritz Burger ein Keim in das Revier der Berliner Akademiker. Seine vortreffliche Kindergruppe hat wiederum den Stil der farbigen Flächen und Umrisse, den Burger sich im Sinne seiner jüngeren schweizerischen Landsleute gebildet hat, und verbindet diese Art nun mit einer Kunst der Komposition dreier Figuren auf einer Bildfläche, die um so lebhaftere Anerkennung fordert, als sie heute leider überaus selten geworden ist. Auch Philipp Francks schöne Gruppe »Mutter und Kind«, von klarem Licht umflossen, darf in der herzhaften Frische, mit der das Madonnenthema bürgerlich modernisiert erscheint, hierher zählen.

Die Plastik der Akademie-Ausstellung, in diesem Jahre besonders reichlich bedacht, gipfelte gleichfalls in einer Reihe von Bildnisbüsten. Zwei Proben mögen dafür sprechen: das lebendige, frappant ähnliche, doch klug in plastische Abstraktion geführte Bildnis, das Adolf Brütt von Hans Olde modelliert hat — die Ausstellung der schönen Arbeit durfte als Feier des sechzigsten Geburtstages Oldes, am 27. April, gelten —, und der wundervolle, mit zärtlicher Ehrfurcht geformte Kopf einer alten Frau von August Kraus.

Mein Vater und ich

Du hattest beschlossen dein hartes Werk
Und streckest dich müde zur Ruh,
Die Hände gefaltet über der Brust,
Erhobst du den Blick: Jetzt du!

Ich legte dich weinend ins dunkle Grab,
Hügelt' Schollen mit scharfem Stich,
Pflanzt' einen Eichbaum zu Häupten dir
Und senkte den Blick: Jetzt ich!

Der Hügel grünte, die Eiche wuchs;
Das Leben griff grausam zu —
Oft kam ich geflohen und kniete und schrie:
»O Vater, mein Vater — jetzt du!«

Heut fliehe ich nicht, heut schreite ich fest,
Alles Bangen und Zweifeln wich:
Zertreten will man dein freideutsches Grab!
Jetzt steh' ich vor dir — jetzt ich!

Wie du es getan, so setz' ich mich ein;
Die Treue halte ich dir,
Daß unter freiem deutschem Baum
Zusammen ruhen einst wir.

Dann aber, ihr Jungen — dann ihr!

Albert Zimmermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Helden der Pflicht

Ein Kriegsbild von Paul Georg Münch

Es war in den ersten Wochen des Schicksalsjahres 1914. Klaus Grotjahn, der junge Inhaber des Rauchwarenhauses Grotjahn & Kompanie, Oberleutnant der Reserve in einer schweren Mörserabteilung, sah die Welt in Rosenrot. Er hatte in Irkutzk günstige Abschlüsse in Hermelin gemacht, bei seinem Aufenthalt in der fleißigen Stadt Lodz waren ihm für hunderttausend Mark russische Fohlenfelle angeboten worden, und er hatte keinen Augenblick gezögert, sich zu diesem günstigen Gelegenheitskaufe zu entschließen. Die Fohlenfelle lagerten bei seinem Lodzer Geschäftsfreunde Woloschinoff, dessen Rauchwarenhaus wegen des archaistischen Kathedralenstils das »Pelzkloster« genannt wurde. Bei erstbester Gelegenheit sollten die Fohlenfelle, die Klaus Grotjahn, wie er sagte, nur mit der linken Hand gekauft hatte, wieder abgestoßen werden, denn er wollte mit weit edlerer Ware als mit Fohlenfellen am Welthandel beteiligt sein. Im Januar und Februar freilich war die Marktlage des Rauchwarenhandels der großen, entscheidenden Spekulation, die er plante, noch nicht günstig ...

Da hatte er auf einer Reise nach Kanada, ins Land der amerikanischen Biber, Miß Kitty kennen und lieben gelernt, die Tochter eines mehrfachen Millionärs, der auf der Weizenbörse geschätzt und gefürchtet war. In Trouville sollte im Spätsommer die Verlobung gefeiert werden. Da Klaus Grotjahn nun annehmen durfte, in Geldangelegenheiten künftig wohlgeborgen zu sein und auch einen Fehlschlag geschäftlicher Wagnisse leicht überwinden zu können, hatte er den Mut gefunden, sein ganzes Vermögen von dreiviertel Millionen Mark auf eine Karte zu setzen: durch seine Unterhändler, die am Saume des mittelasiatischen Urwaldgürtels den Pelzjägern mit blinkendem Golde auf der Fährte waren, hatte er Schätze von bestem russischem Zobel aufkaufen lassen. Gelang es ihm, in diesem Handel ein paar Hunderttausende zu verdienen, wollte er das Spiel mit immer größerem Einsatz aufs neue wagen. Mit seinen künftigen amerikanischen Millionen wollte er entscheidenden Einfluß auf den internationalen Pelzhandel zu gewinnen suchen, dem deutschen Rauchwarenhandel neue Wege nach den an Pelzgetier reichen kanadischen Seen bahnen, große amerikanische Stapelplätze gründen, verschiedene Handelsrechte allmählich den englischen Gesellschaften entwinden ... Klaus Grotjahn hatte stolze Pläne!

Als im Juli die Börse am politischen Himmel schon leise Anzeichen eines aufkommenden Sturmes sah, sandte er ein dringliches Telegramm nach Moskau, daß die inzwischen dort angekommenen Zobelfelle umgehend nach Breslau weiterzugeben wären. Und er bemühte sich, auch die Fohlenfelle aus dem Lodzer »Pelzkloster« über die Grenze zu bekommen — er erhielt keine Antwort mehr.

Aber er bekam ein Telegramm, daß er am 3. August in der Mark bei seiner Mörserabteilung einzutreffen habe.

Ende August schrieb Klaus Grotjahn aus Polen an Miß Kitty: »... Und auch über das Schicksal meiner Zobel soll ich Dir schreiben? Seit drei Wochen habe ich keinen Geschäftsbrief erhalten, *will* auch nichts von Soll und Haben hören ...! Herrgott, um was für Dinge geht es hier im Felde! Nenne es nicht gefühlsduselige Deutschmichelei — was ich schreibe, habe ich erlebt: der Krieg ist kein Handwerk, er verlangt mehr als Mut und scharfes Auge und geschickte Hand! Der Krieg ist ein strenger, weiser Magister, der den ganzen Menschen in die Schule nimmt und auf Herz und Nieren prüft und Auge in Auge tiefe Fragen stellt, auf die er keine Antwort haben will. Wie sich einer auch dagegen stemmen mag, in den ersten schwarzen Kriegsnächten auf russischer Erde kommen sie, diese Fragen ... auch solche, die Geld und Gut angehen, und siehe da: über Nacht wird mancher Götze gestürzt. So viel Geld können wir beide zusammen nicht aufbringen, wie ich in dieser Nacht in einem heißen Traume verschenkt habe ... Und nach den Nächten mit ihren Fragen kommen die Tage mit ihrem großen Erleben! Als begeisterter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldat bin ich immer für herzhaftes Draufgehen gewesen, aber die Stunde werde ich nie vergessen, in der ich zum erstenmal meine todspeienden Ungetüme auf Menschen richtete. Die erste Granate schlug in eine marschierende russische Kolonne ein, die zweite zerriß Soldaten einer Munitionsabteilung, die gerade um den Kochtopf saßen — da preßt man einen Augenblick die Kiefer aufeinander...! Aber man gewöhnt sich daran, das Gemüt auszuschalten, und tut kaltblütig, was heilige Soldatenpflicht heischt. Bald schreckt die Blutarbeit der Kriegsfurien nicht mehr. Und doch: was ich heute erlebte, hat wieder alles in mir in Unordnung gebracht. Laß dir kurz erzählen, und du wirst fragen, ob ein Menschenherz stark genug ist, zu tragen, was ich trug. Es galt, unsre schweren Mörser auf ein russisches Schanzwerk einzuschießen; da bohrte sich eine Granate in einen Hügel, riß umwickelte Leichname aus der Erde und warf starre Gliedmaßen zu gräßlichem Wirbeltanz hoch in die Luft — der Erdhügel hatte ein Massengrab gedeckt, die Granate hatte Tote aus dem ewigen Schlaf gerissen ... Das verwinde, wer kann. Willst du jetzt noch vom Schicksal meiner Zobel wissen?

Tagsüber beruhigen lustige Rede und alte Soldatenlieder die Nerven, aber diese Nächte auf russischer Erde ...! Ich habe schon oft Rußland durchquert, aber erst in diesen Kriegsnächten ist mir etwas vom Wesen dieses ungeschlachten Riesen aufgedämmert. Wenn man nächtens auf russischem Acker liegt und nach Osten starrt, ist es einem, als habe das schier unermeßliche Reich etwas Geheimnisvolles, Unirdisches an sich, als warteten da irgendwo die gigantischen Pranken eines großen, unbekannten Schicksals auf das Menschenkind in seiner Ohnmacht. Diese Nächte greifen ans Herz. Ich sah Landwehrleute feuchten Auges bei der Kerze sitzen. Sie sagten, sie hätten starke Prisen genommen. Ich wußte es aber besser: sie hatten sich von ihren Kindern erzählt. So sind im Felde die Abende, sie gehören dem Weib, der Mutter, dem blonden Mädchen — Dir, Kitty! Dann brennt die Kerze in der Erdhöhle nieder, man überläßt die Sorge um die Stunde den Wachtposten und die Sorge um die Zukunft den Sternen und dem Gott über den Sternen. In schreckhaften Traumbildern erscheinen dann zuweilen, ins Gespenstische verzerrt, die grauen Steppenwolfsaugen des Nikolajewitsch ...

Diese Nächte sind nicht schwarz und nicht mondsilbern. Diese Nächte sind feuerrot. Wie von Opferaltären flackern rotlohend Riesenflammen himmelwärts und erzählen den Göttern von der Not der Welt. Die Nächte sind durchlärmt und durchhastet wie die Tage. Trommeln rufen bald hier, bald dort todmüde Streiter ans Gewehr ... die Trommelwirbel schrillen durch die Nacht, als ob der Tod mit seinen Knochenfingern auf Sargdeckeln spiele. Dann blitzt und blinkt es unter dem Mondlicht — schwingt der Tod schon seine stählerne Hippe? Es sind die huschenden Lichtstreifen der Scheinwerfer, die Himmel und Erde abtasten. Oder es sind strahlende Schweifsterne, Leuchtkugeln. Kurz nach Mitternacht schon klingelt zuweilen das Telephon. Nun spähen wir schußbereit nach dem Feinde aus ... die Stunden der russischen Feldnacht kriechen langsam ...

Rot wölbt sich im Osten dem jungen Tage das Tor. Nun erschallt auch das Morgenlied der Vögel, der Vögel mit Pfeil und Bombe. Und Maschinengewehre sagen ihre Morgensprüche auf. Eisern steht die deutsche Wacht, das Auge nach Osten. Die zähen, feldgrauen Gesichter färbt das Morgenrot bronzen. Diese deutsche Mauer von Eisen und Bronze zerbricht kein Feind.

Am Abend ist gern weiche Sehnsucht nach Friede und Heimat in der Seele obenauf, und der Kampfeszorn will welk werden, aber am Morgen blüht er wieder brennend rot! Mit Ungestüm will man sich durchschlagen und die Stunde erzwingen, die uns das große Kehrt schenkt und uns der Heimat wiedergibt. Diese Stunde, Geliebte, ist nicht mehr fern! Denn länger als ein Vierteljahr *kann* ja der moderne Krieg nicht dauern ...«

Im September waren Klaus Grotjahns Briefe voll eitel Sonnenschein.

»... Mancherlei, woran man seine Seele hängte, entwertet der Krieg bis zum Nichts. Und andre Dinge, über die man naserümpfend hinwegsah, lehrt er schätzen. Hättest Du mir zugetraut, daß ich an Berliner Witzeleien je meine helle Freude haben könnte? Eine der teuersten Himmelsgaben ist der Humor!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wurde da kürzlich unsrer Abteilung ein biederer Landsturmmann als Dolmetsch zugewiesen: Theodor Nietzelmeyer, seines Zeichens Schlossermeister, mit unverfälschtem Spreewasser getauft. Ein Sonnenmensch, dessen Parole in diesen entbehrungsreichen Nächten immer wieder zündet: Nach Hause gehn wir nicht, wenn auch der Tag anbricht! Auf seinen Patrouillengängen ist Theodor Nietzelmeyer regelmäßig heimtückischen Überfällen durch Tauben, Hühner und Gänse ausgesetzt, und in der Notwehr ist bekanntlich Schießen erlaubt. Sein Stolz ist sein sechsfach durchlöcherter Helm. Er behauptet, den habe der Gemeindevorstand von Kuhschnappel in der Schlacht bei Gilgenburg getragen, man habe dem Armen das Gehirn »wegamputiert«, jetzt walte er bereits wieder seines Amtes, und kein Mensch in der Gemeinde merke, daß sich in dem erleuchteten Haupte eine Veränderung vollzogen habe. Die Wahrheit über die sechs Helmlöcher ist, daß Nietzelmeyer in einem ostpreußischen Gefecht seine Pickelhaube auf dem Bajonett hat zum Schützengraben hinausschauen lassen, um die Russen zu necken. Will sich in der Abteilung einmal schwermütige Stimmung breitmachen, erzählt Nietzelmeyer den Abschied von seinem ‚Eigentums-Feldwebel' daheim: ‚Thede, mach dich nicht so weit vorne ran, denn auf Vorgesetzte schießen sie zuerst!' Theodor Nietzelmeyer ist Gefreiter. Ein Glanzstück Berliner Erzählungskunst ist es, wenn er seinen Tannenberger Streich zum besten gibt. Als kundiger Schlosser und Dolmetsch hat er sich während der Schlacht an eine russische Telephonleitung angeschlossen, hat sich mit dem Korpskommandanten, der ihn für den Oberst eines sibirischen Regiments hielt, über die Kriegslage unterhalten und ihn überzeugt, daß es ratsam wäre, etliche Regimenter in die nächste Nähe der Sümpfe zu dirigieren. Wer möchte seine Anekdoten nachprüfen! Aber Gott erhalte ihm seinen urgesunden Humor! Wahrer Balsam sind zuweilen seine Schnurren! Ich habe den ‚Faust' und Fichtes ‚Wahrhaften Krieg' wieder gelesen, aber die Stunden werden jetzt häufiger, in denen die Nerven dem Geiste keine Sammlung zu philosophischer Lektüre erlauben. Mag es auch merkwürdig klingen: guter Humor ist im langwierigen winterlichen Stellungskrieg der halbe Sieg.

Geliebte Kitty! Jetzt eben erfahre ich über Schweden von meinem Geschäftsfreund Woloschinoff, daß die Zobel Anfang August bis Lodz gekommen sind. Sie lagern nun bei meinen Fohlenfellen im ‚Pelzkloster'. Gott beschütze dieses Haus vor Krieg und Feuersnot!« ...

November ist's. Held Hindenburg hat den Kosakengeschwadern einen eisernen Damm gebaut, an dem die blindwütende Gewalt ihres Ansturms brechen und ihre letzte Hoffnung auf Schlesiens Bodenschätze zerschellen mußte. Jetzt ist für die deutschen Bataillone die Zeit gekommen, ihre Fahnen wieder ostwärts zu führen.

Klaus Grotjahns Abteilung wird in der Richtung auf Lodz vorgeschoben. Er preist den Zufall. In lachenden Farben malt er sich aus, wie die Deutschen als Sieger in Lodz einziehen werden. Dann will er den Woloschinoff aufsuchen und seinen Pelzschätzen den Weg nach Deutschland frei machen.

Eines Morgens, als die Sonne die grauen Novembernebel niedergekämpft hat, sieht Klaus Grotjahn in der Ferne die Türme von Lodz aufblinken. Und jetzt, rotgieblig, wuchtig, hebt sich aus dem Nebel das Haus, das sein ganzes stolzes Vermögen birgt — Generationen haben es zusammentragen helfen: 850 000 Mark!

Es ist eine Regsamkeit in den deutschen Kolonnen, als stände Lodz vor Schicksalstagen ... Jetzt wird es ernst. Nun helfen auch Nietzelmeyers Anekdoten Klaus Grotjahn nicht mehr über bitterernste, bange Fragen hinweg. In der Nähe der Mörser trifft eine Fliegerabteilung letzte Vorbereitungen. Einen Fliegerleutnant, mit dem er gut befreundet ist, möchte Klaus Grotjahn am liebsten bitten, das »Pelzkloster« mit Bomben zu verschonen ... Aber hier gelten keine Einflüsterungen, hier gilt nur eins, das weiß er, die Pflicht!

Das Schlachtenwetter bricht los. Mit erschreckendem Geheul hadern die Geschütze widereinander, Maschinengewehre schnarren ihre Haßlieder herunter, zu einem unübersehbaren Bogen reiht sich Gewehr an Gewehr. Ein höllisches Dröhnen und Geifern hebt an. Tod und Vernichtung! schrillt es durch die Lüfte.

Das Telephon klingelt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Die Abteilung des Oberleutnants Grotjahn legt das massige rote Gebäude mit den vier Türmchen nieder, in denen feindliche Beobachtungsposten festgestellt wurden!«

Klaus Grotjahn ist es Nacht vor den Augen. 850 000 Mark ...! Das Schicksal des Speichers bedeutet für sein Geschäftshaus Sein oder Nichtsein!

Ein Meldereiter sprengt heran und wiederholt den Befehl.

»Laden!« So unsoldatisch heiser und gequält ist noch nie ein Befehl von Klaus Grotjahns Lippen gekommen. Er läßt den Mörser richten, kann aber selbst nicht nachprüfen, denn es flimmert ihm vor den Augen. — Es muß sein! Er reißt sich zusammen. Das Donnerwort »Pflicht« steht vor ihm wie ein unerbittlicher Vorgesetzter, der strikten Gehorsam verlangt und sich von einem Befehl nicht ein Tüpfelchen abhandeln läßt. Da prüft er den Richtapparat und verbessert ... jetzt muß es ein Treffer werden, ein Treffer ...

»Fertig zum Feuer!«

Das steil aufgerichtete Rohr sieht jetzt aus wie der Hals eines Raubtiers, das sich witternd aufbäumt. Den letzten Befehl verzögert Klaus Grotjahn noch einen Augenblick, es könnte ja noch ein Gegenbefehl kommen, der aller Seelenqual ein Ende macht.

Nein. Kein Meldereiter. Kein Telephonruf. Die Abteilung wartet schon ein paar Sekunden länger als sonst auf das kleine Wort, das den pikringefüllten Zylinder auf die Schreckensfahrt schicken wird. Wenn die Soldaten wüßten, daß dieser letzte Befehl über ein Menschenschicksal entscheidet, über die Zukunft ihres Oberleutnants ...!

Endlich würgt er es heraus: »Feuer!«

Mit dem unheimlich schrillen Pfiff eines gefräßigen Raubvogels fliegt die Granate auf und davon, erklimmt erst die Höhe des Montblanc, sieht sich da oben nach Beute um und fährt wie ein Stößer nieder. Ein paar Minuten dauert der Flug. Klaus Grotjahn steht am Scherenfernrohr in Erwartung des Ungeheuerlichen, blaß, rot, wieder leichenblaß. Die Minuten werden ihm unsäglich lang, die Füße wollen ihm fast den Dienst versagen.

Da — die Granate bohrt sich durchs Dach in die Pelzfeste ein und zerspringt in Eisenscherben, die reißen das Mauerwerk von oben bis unten auf, ein Flügel des Gebäudes steht in einer Wolke von Staub und Schutt. Jetzt schlagen Flammen aus den Fenstern und vollenden das Vernichtungswerk.

Klaus Grotjahn meldet der Oberleitung durchs Telephon, er habe — er habe einen Treffer erzielt.

An Kitty schreibt er, daß er nun vor dem Nichts stehe. Sie antwortet: was wären seine Achthunderttausend! Mit ihren Millionen will sie sein Kanadaprojekt stützen! Sie teilt ihm auch mit, daß sie sich an einer Europafahrt des amerikanischen Roten Kreuz-Korps beteiligen wird ... dann wollen sie über die Zukunft reden, und die Lodzer Zobel sollen vergessen sein.

Hindenburg, der große Meister des strategischen Schachspiels, schob in kühnen Rösselsprüngen seine Figuren weiter. Während er das Augenmerk der ganzen Welt auf Warschau lenkte, ordnete er seine feldgrauen »Bauern« und »Läufer« hinter der ostpreußischen Front und schob auch seine »Türme«, die schweren Mörser, weit nach Norden hinauf. Klaus Grotjahn bezog mit seiner Abteilung neue Stellungen zwischen Tilsit und dem masurischen Hexenkessel.

Im Darkehmer Bezirk verdiente sich Klaus Grotjahn das Eiserne Kreuz erster Klasse. Denn dort gelang es zuerst den Mörserbatterien, mit ihren feurigen Fühlhörnern in die russischen Schanzwerke und Erdbastionen hineinzugreifen, die feindlichen Kolonnen hinter Verhau und Verhack zu beunruhigen, durch Erschütterung der russischen Stellungen die Lawine ostwärts ins Rollen zu bringen und die weltgeschichtliche Katastrophe der russischen Armeen in der masurischen Winterschlacht vorzubereiten.

»... Und nun kam die größte Stunde meines Lebens: ich habe Lyck erlebt! Ich habe heute vor meinem Kaiser gestanden!

Von Westen her zogen wir in Masurens Hauptstadt ein — könnte ich Dir nur einen schwachen Abglanz geben von dem bunten Gewimmel und dem Jubel in den Straßen der schwergeprüften, endlich befreiten Stadt! Auch von Süden kamen siegreiche Söhne aller deutschen Gaue gezogen, als gelte es ein Stelldichein, deutsche Waffenbrüderschaft zu feiern. Hanseatische und mecklenburgische Landwehrleute sah ich über den Marktplatz marschieren, die Waffenröcke zerrissen und das Wehrgehänge zerbeult, aber lustig und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

guter Dinge! Aktive Abteilungen aller Waffengattungen tauschten hier lustige Grüße aus, Kanoniere rieben sich mit derber Rede an den Rittern von der Gulaschkanone, Infanteristen begrüßten Kürassiere mit einem ‚Hurra, Blechbäuche!', und die Reitersmänner wußten den ‚Stoppelhopsern' schlagend zu antworten. Dann marschierten in lehmbekrusteter, zerschlissener Uniform jene graubärtigen Helden auf, die besser als alle andern wissen, wie Kosakenjoch drückt: die ostpreußischen Landsturmleute! Nun war wieder Sonnenschein in ihren Herzen! Meldereiter aus allen Himmelsgegenden preschten über den Markt. In die friderizianischen Weisen eines aufziehenden Musikkorps mischte sich Hufgetrommel schwerer Schwadronen. Fahrzeuge der Pontoniere rasselten im Trab vorüber, daß die Fensterscheiben des einst so biedermeierlich versonnenen Städtchens klirrten, und war der Höllenlärm vorübergerauscht, gaben die verrußten und zerschossenen Giebel alte, lustige Soldatenlieder weiter, straßauf und straßab. Mit lautem Bravo wurde ein Stabsbagagewagen begrüßt, als man entdeckt hatte, daß er mit Kreide geschrieben die Aufschrift trug: ‚Grenzregulierungskommission'. Selbst aus den Dachluken der Häuser schauten Pickelhauben heraus, denn bis unter die Dachsparren wurde nach heimtückisch sich verborgen haltenden Russen gesucht. Fahnen in den deutschen Farben begannen zu wehen und grüßten das ostpreußische Rächerkorps: Jubilate! Die Heimat ist von der Moskowiterknute befreit!

Plötzlich lenken donnernde Hurrarufe die Aufmerksamkeit auf ein Automobil — der Kaiser! Brausend pflanzt sich der Jubel über den Markt und in alle Winde fort: Der Kaiser! Hoch Kaiser Wilhelm! Der Kaiser steigt aus und begrüßt Mann und Offizier. ‚Heil dir im Siegerkranz!' hallt es ihm mit leidenschaftlicher Inbrunst im Massenchor entgegen. Wer seinen obersten Kriegsherrn nicht von Angesicht sehen kann, klimmt an einem Pfeiler empor oder stellt sich ins verkohlte Balkenwerk der Hausruinen; aber jedes Auge will dieses welthistorische Gemälde mit in die Heimat tragen: rings im Chaos Trümmer und Schuttgeröll, gähnende Fensterhöhlen, ins Leere starrende Dachsparren, Grauen und Wüstenei. Der ausgebrannte Turm der ziegelroten Kirche, hochragend wie ein Schandmal der Kriegsfurien, die Kirchenuhr herunterhängend, als solle von nun an die Zeit mit neuer Uhr gemessen werden ... Und mitten in diesem Rahmen von Grauen und Elend, den russische Vandalen schufen, das siegreiche deutsche Heer um seinen Kaiser! ‚Heil dir im Siegerkranz ...!' — jetzt hat für manches Ohr dieses Wort erst den andern, den tieferen Klang bekommen: der Kaiser in einem feldgrauen Kranz von Siegern! Da ist mit einem Male Not und Grausen dieser Winterschlacht vergessen. Drei Nächte lang hatte ich nur unter dem Lafettenschwanz kümmerlichen Schutz gegen das Unwetter gefunden, aber in diesen Augenblicken sind die Gedanken nicht mehr rückwärtsgerichtet. Die Mühseligsten und Beladensten der Kameraden beißen die Zähne aufeinander und lassen ihre Zuversicht in Deutschlands herrlicher Zukunft lustwandeln ...

Unter Trommelklang kommen neue Truppen heran. Pommersche Grenadier-Bataillone ziehen mit zerschossenen Fahnen ein. Der Kaiser befiehlt ‚Stillgestanden!' und hält eine Ansprache. Er lobt und erinnert und mahnt, und jubelnd hallt das Gelöbnis der Treue wider. Hinter unsern Feldgrauen stehen in wunderlichen Mützen Hunderte russischer Gefangener aus allen Gouvernements, selbst asiatische Stämme haben ihre Vertreter geschickt, Zeuge dieser germanischen Jubelfeier zu sein. Sie haben im Gedächtnis, was ihnen von den teutonischen Hunnen erzählt ward ... Was schauen Attilas Nachfahren jetzt so feierlich zu ihrem Barbarenhäuptling hin? Erwarten sie den Befehl, Beute zu machen oder Raub zu teilen? Die Armen wissen nicht, was hier gesprochen und gesungen wird, aber sie sehen deutsche Soldatenaugen seltsam glänzen und müssen, müssen es fühlen, wie heiliger Stolz jede deutsche Brust durchglüht. Und nun wird das deutsche Trutzlied angestimmt, mit dem die jungen Garden bei Warneton und Dixmuiden in die Schlacht zogen: ‚Deutschland, Deutschland über alles!'

Jetzt kamen für mich die denkwürdigen Augenblicke. Der Kaiser ließ sich die Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse vorstellen, ich wurde zum Herrn der deutschen Heerscharen befohlen. Ich habe heute vor der kraftvollen Gestalt mit den zähen, kriegsgestählten Zügen gestanden, habe den Feld-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrnblick dieser blauen, leuchtenden Augen auf mir ruhen gefühlt, der mächtigste Mann der Erde hat mir die Hand gedrückt! Er, den in Liebe und blindem Haß die Gedanken der ganzen Welt umkreisen, der fünfundzwanzig Jahre Hort des Weltfriedens war und nun im Mittelpunkt des größten Krieges der Weltgeschichte steht! Wieviel sittliche Kraft muß sich in ihm wie ein Mahnzeichen an die Welt aufrecken, wenn der bedrohte Krämergeist eines Volkes im Bunde mit Lüge und Schmähsucht sich so wutgrimmig gegen ihn aufbäumt! Ich habe heute nicht Muße, diese Gedanken fortzuspinnen, aber ich wiederhole es: der Marktplatz von Lyck war für eine Stunde der Mittelpunkt der Welt.

Halte, was Du versprachst, Kitty, und komm in unser Deutschland! An seinen Grenzen wird jetzt das Schicksal der Welt entschieden! Die Zeit ist groß! Und freue dich mit mir: ich habe heute vor meinem Kaiser gestanden, der vielleicht als der größte Deutsche in der Geschichte Germaniens durch die Jahrtausende fortleben wird! Auf Wiedersehen!« ...

Nach Lyck ließ der heilige deutsche Zorn den moskowitischen Heerscharen keine Ruhe, in raschem Ansturm drängten die deutschen Kolonnen den russischen Legionen über die Grenze nach. Hunderttausend Russen zwang in der masurischen Winterschlacht Hindenburg in den eisernen deutschen Ring, aus dem es kein Entrinnen gab.

Den Siegesjubel Klaus Grotjahns dämpfte die Kunde, daß einer aus seiner Abteilung ein tragisches Ende fand.

»... Gestern hat der Tod auch einen aus unsern Reihen in sein Schattenreich abkommandiert, gestern haben wir unsern braven Theodor Nietzelmeyer verloren, den Spaßmacher unsrer Abteilung, den Sonnenmenschen mit dem goldenen Humor. Er hatte erfahren, daß sein Sohn, der junge Grenadier-Freiwillige, in der Nähe gefallen wäre. Die ganze Nacht hat er ihn gesucht, der sein Alles auf Erden war. Im ersten Dämmergrau hat er den Leichnam gefunden ... mit verbissenen Lippen hat er dem Toten aus Zeltbahnen einen Mantel für sein letztes Lager bereitet ... hurtig hat er angefangen, ihm ein Grab zu schaufeln ... in blindem Eifer hat er noch hantiert, als ihm schon die Sonne zuschaute und eine Kolonne feindlicher Schützen ... Nun trug sein Helm zu den sechs humoristischen Löchern das siebente, das schreckende Mal ... ohne Qual ist er einen schönen Soldatentod gestorben.

Als die feindlichen Streitkräfte zurückgeworfen waren, stand meine Abteilung um diese beiden, um den jungen Grenadier im Totenlaken aus rostbrauner Zeltbahn und unsern Helden der Vaterliebe. Wie ich ihm die Augen zudrückte, das werde ich nie vergessen. Die rechte Hand hielt er noch am Helm, als hätte er noch sterbend seinen Kaiser grüßen wollen. Er hatte mit uns Lyck erlebt, und wer dort den Kaiser sah, dem bleibt er bis in den Tod vor Augen.

Wir schaufelten beiden ein gemeinsames Grab. Lautlos, keiner sprach ein Wort. Wir warfen den Toten Ackerkrume nach, aber kein Predigtwort wurde ihnen auf den Weg ins Ewige mitgegeben. Was galten auch hier im Felde Worte! In einem Winkel des großen, unendlichen Domes, wo der Weltenmeister jetzt zur Menschheit predigt, schwatzt man nicht. Wir standen noch eine Weile und erschauerten unter der Wucht dieses kleinen und doch so großen Heldenepos vom Vater, der seinen Sohn suchte. Feuchten Auges beteten wir ... man will es ja nicht glauben, daß mit ein paar Spatenstichen und einem nassen Lehmloch, fern von Weib und Kind und Freund, nun Tag für Tag Tausende von Menschenleben erledigt werden, und man duckt sich wie unter ein unerbittliches Verhängnis, das über die ganze Menschheit gekommen ist.

Wir banden Baumäste zu einem Grabkreuz zusammen, krönten es mit dem durchlöcherten Helm und schrieben auf ein Holzschild:

‚Hier träumt ein Vater mit seinem Sohne
vom größeren Deutschland.'

Dann fing es an zu schneien. Leise deckte der Herrgott seine Toten zu. Als wir die Helme zum letzten Gruß abnahmen, war die Feierlichkeit eines Hochamtes um uns her, und die Feldglocken läuteten: die Kanonen.

Wir gingen zurück in unsern Erdschlupf. Fackeln, die über brennenden Dörfern lohten, hielten draußen Totenwacht« ...

Heiß tobt die Schlacht. Hochauf glüht der Zorn. Herüber und hinüber geht es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karl Stirner: Auf dem Rückweg (Motiv aus Waldenbuch)

Zu Eduard Mörikes »Stuttgarter Hutzelmännlein«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

hart auf hart. Zwischen Masuren und dem Narew ist's. Aus weißen Wölkchen zucken Blitze. Schrot prasselt nieder, Schrot für die Jagd auf Menschen. Weltuntergangsstimmung.

In die Mörserbatterie schlägt eine russische Granate ein. Klaus Grotjahn steht in einer Trombe aus Lehmspritzern, Pulverrauch und — Eisensplittern.

»Kinder, jetzt hat's mich auch!« ruft er und bricht zusammen.

»Um Gottes willen, Herr Oberleutnant!« Ein Kanonier springt herzu, denn er sieht, wie aus Klaus Grotjahns Schenkel Blut rieselt. Er hebt einen blutfeuchten Granatsplitter neben dem Oberleutnant auf und wirft ihn brummend in den Lehm. Ein andrer schneidet mit einer Stacheldrahtschere Klaus Grotjahn Hose und Stiefel vom Leibe, drei paar Hände haben es eilig, die Wunde notdürftig zu verbinden.

Auf den Schlittenkufen eines Munitionsfahrzeugs wird er zurückgefahren. In einer kleinen russischen Hütte nimmt sich Schwester Annemarie seiner an. Sie wird ihm in diesen schweren Stunden treulich beistehen, in ihrer Pflege wird er geduldig auf das Messer des Wundarztes warten.

Es ist um dieselbe Zeit, als Miß Kitty mit den Damen und Herren vom amerikanischen Roten-Kreuz-Korps in Genua europäischen Boden betritt.

Miß Kitty hat nach langem Hinundher Klaus Grotjahns Truppenteil gefunden. Sie hat endlich auch die Hütte erreicht, wo Klaus Grotjahn den Wundarzt erwartet.

Es ist Abend. In der unsäglich schmutzigen Hütte, in die nur das goldgelbe Stroh Wohnlichkeit und einen Sonnenschimmer gebracht hat, flackert eine Kerze. Kitty sitzt neben Klaus am Strohlager und breitet Schätze von Wollzeug und Leinen vor ihm aus, bewirtet ihn mit den köstlichsten Leckereien und empfindet es als beleidigenden Argwohn, daß Schwester Annemarie immer wieder hier nach dem Rechten sieht und ihr nicht ganz allein Klausens Pflege überläßt. Der umklammert Kittys Hand wie ein letztes Kleinod, das ihm in aller Kriegsdrangsal geblieben ist. Durch fröhliches Plaudern sucht sie ihm die Stunden zu kürzen, sie erzählt davon, wie ihre Millionen auf Klaus warten ... sie hat das Gefühl, als hätte solche Rede für ihn den Klang verloren ... er stellt Fragen, die merkwürdig weit von den Dingen des Alltags wegliegen ...

Da — horch! Ist das nicht der unheimlich grelle, blutgierig grinsende Pfiff einer Granate? Ein Dröhnen reißt die nächtliche Stille auf, als gäbe der Herrgott das Zeichen zum Weltenbrand. Ganz in der Nähe hat eine russische Granate eingeschlagen. Ist sie von ungefähr in das Dorf mit den vielen Flaggen vom Roten Kreuz geraten, oder hat teuflische Berechnung sie geschickt? Die Strohhütte, in der Kitty und Schwester Annemarie um Klaus herum sind, rüttelt sich nach hundertjährigem Schlafe. Ein giftiger Hauch erfüllt die Luft und macht den Lungen zu schaffen. Feuerscheine geistern gespenstisch am Fenster vorbei.

Plötzlich draußen eiliges Hufgeklapper und verzweifelte Rufe. Mit verschlagenem Atem wird's von Mann zu Mann gegeben: »Rette sich, wer kann!« In der brennenden Hütte sind Handgranaten gelagert. Wenn sich die Flammen zu dem Stapel durchfressen, gibt's eine furchtbare Explosion. — Signalhörner gellen. Der Tod lauert im Dorfe, um mit einem Schlage reiche Beute zu machen und den Weiler in einen Friedhof zu verwandeln.

Miß Kitty stürzt hinaus und schreit um Hilfe und läuft klagend in die Nacht hinein.

Schwester Annemarie tut getreulich ihre Pflicht. Sie ist mit eiligen Handgriffen um Klaus Grotjahn besorgt und versucht ihn hinauszuschleppen, so gut es eben geht.

Ein paar Schritte nur. Ein greller Blitz. Donnerdröhnen. Die Erde bebt. Balken krachen. Eisensplitter fliegen. Das Dorf zerreißt ein Eisenhagel. Annemarie ist nicht mehr. Auch Klaus Grotjahn ist von Stahlfäusten an den Boden geworfen worden, aus vielen Rinnsalen will sein Herzblut in russische Erde versickern. Aber wie durch ein Wunder ist er am Leben geblieben. Mühselig, aber mit seltsamem Glanz im Auge kritzelt er seinen letzten Brief:

»... So soll es wie ein Feldzeichen dastehen, und wie Heerruf soll es in die deutsche Zukunft schmettern: Wer diesen Krieg erlebt hat, stirbt im Reichtum! Das schreibt ein Bettelmann, der seine Habe selbst in Grund und Boden schoß, der dann seine Träume noch um Deine Schätze, Kitty, spinnen ließ, und der nun erleben muß, daß auch Du ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trünnig geworden bist ... Weine mir keine Träne nach — abtrünnig bist Du, und wenn Du mein Grab mit roten Rosen kränzest! ... Du bist gekommen, mit Geld und Gut zu segnen ... Du linderst Not und meinst es ehrlich. Aber es ist etwas, das steht hoch über euren Liebesdiensten und eurem kalten Golde, das ist der heilige Germanenstolz, das ist das Heldentum der Pflicht. Deine Liebe, Kitty, war groß und edel, aber Todbereitschaft war sie nicht! Jetzt aber gilt in Europa nur das Bereitsein zum Letzten. Zehntausende unerschrockener Männer sah ich vor die Feuerschlünde treten, und ich sah Dich, Annemarie, Du deutsches Weib ... der Hymnus vom Heldentum der Pflicht wird auch von euch singen, deutsche Schwestern. Jeder Tag brachte mir Zeugnis von alter deutscher Treue. Darum sage ich es wieder: Und wenn er bettelarm wäre — wer diesen Krieg erlebt hat, stirbt im Reichtum! Geld freilich ist nicht mehr Glück und Reichtum, wie der Tod nicht mehr Leid und Finsternis ist. Helden der Pflicht nennt ihr sie, die jetzt im großen Zug der Toten schreiten? Mehr sind sie! Kämpfer aus ureigenstem Drange, Kämpfer um die Seele der Welt! Kämpfer um die Welt Goethes, Kants, Dürers, Beethovens! Groß ist das Ziel und groß der Einsatz! Tausend und aber Tausende forderte schon der Tod, aber alle starben in der großen germanischen Sehnsucht. Diese Sehnsucht, das ist das Glück dieser Zeit. He nun, Tod! Wo ist dein Stachel? Dein Grauen? Komm, armer Gesell! Hast deinen Stachel verloren, und deine Geißel und all deine Gewaffen sind stumpf. Längst weichen unsre Gedanken dir nicht mehr feige aus ... komm, walte deines Blutamtes! Meintest es böse mit uns zu machen, und rissest uns das Tor zur großen deutschen Zukunft auf! Bist in dieser Zeit zum größten Erleben geworden, knöcherner Geselle! Sterben gilt den Wackeren als heilige Aussaat in der Zuversicht guter Ernte ... unserm deutschen Vaterlande soll aus diesem Kriege sein glücklichstes Jahrhundert aufgehen und —«

Da nahm ihm der Tod den Stift aus der zitternden Hand und zog einen Strich unter die Aufzeichnungen eines Helden dieser großen Zeit.

Ein Feldpostbrief

Das Blei, das ihn von dannen rief,
Schlug auch durch einen angefangnen Brief:

Innigstgeliebte Klara! Unser Zeisig
Kommt in die Mauser jetzt, da tu nur immer
Reinlichen Sand und Wasser in den Bauer.
Und daß er nicht im Zug hängt! Liebe Klara,
Du pflegst mir ihn, nicht wahr? Wir liegen hier
Drei Tage schon in fürchterlichem Feuer,
In nassen Gräben. Und das hört nicht auf.
Da denkt man freilich nur an euch, ihr Lieben,
Und an den Tod. Bei Tag mag's ja noch sein,
Aber die liebe lange Nacht! Ich bin
Noch munter, Gott sei Dank! Doch glaub' ich kaum —
— — — — — — — — — — — — — —
Bei Sennheim schläft er unter einem Tannenbaum;
Ein kleiner Vogel schluchzt in seinen Traum.

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Kunst und Künstlern

Ein neues Kaiserbildnis von W. Schodde — »Die letzte Patrone« von Ernst Henseler — »Vision« von Paul Wilhelm Harnisch — Studie zum »Frühling« von Christian Landenberger — Landschaft mit Schafherde von Fritz Douzette — Zwei Illustrationen zu Mörikes »Hutzelmännlein« von Karl Stirner — Josef Grassi: Bildnis der Baronin Henriette von Pereira-Arnstein — Bildnisse aus großer Zeit — Kriegsbilder

Gibt es wirklich, wie König Duncan im »Macbeth« meint, kein Wissen, der Seele Bildung vom Gesicht zu lesen? Ein »Wissen« nicht; aber zu den Aufgaben der Kunst sollte es gehören, uns im Antlitz eines Menschen etwas von der »innersten Gestalt des Herzens« sehen oder ahnen zu lassen. Es gab vor dem Kriege unzählige Kaiserbildnisse, viele »nach der Natur gemalt«, wie sie behaupteten, noch mehr durch das Temperament des Künstlers oder Unkünstlers gesehen, der sich auf seine Freiheit nicht wenig zugute tat, glaubte er doch so erst, unabhängig von den Zufälligkeiten des Augenblicks, in das wahre Wesen des Dargestellten eingedrungen zu sein. Alle diese Bilder wollen uns jetzt überlebt erscheinen — mit Ausnahme vielleicht von einem, das in jenen unvergeßlichen Novembertagen des Jahres 1908 entstanden war — ich weiß nicht mehr, war es ein Gemälde, eine Zeichnung oder nur eine Skizze —, damals, als Fürst Bülow den Mut gefunden hatte, vor seinen kaiserlichen Herrn hinzutreten und jenes Wort mannhafter Offenheit zu ihm zu sprechen, das wie eine blanke Pflugschar durch des Kaisers Seele gegangen sein muß. Denn auf einmal sahen wir, auch in seinem Schweigen, ja in diesem Verstummen erst recht, die fruchtschweren Schollen seines Charakters zutage treten; damals ahnten wir, daß seine Tiefen und seine eigensten Reichtümer sich jetzt erst auftun würden.

Die Kunst erfaßte dieses »Stirb und werde!« zuerst; was viele Aufnahmen und Gemälde nachher noch wieder verhüllten, jenes Bildnis deutete die neue Reife schon an. Dieser Krieg nun, dessen furchtbare Schrecken und erhabene Größe der Kaiser mit tiefbewegter, doch unerschrockener Seele gleich tapfer und würdig inmitten seiner Soldaten trägt, er hat sie vollendet. Jetzt erst dürfen wir sagen: wir kennen unsern Kaiser; jetzt erst: wir lieben ihn mit einer wissenden, überzeugten und begründeten Liebe, die dem deutschen Manne doch noch mehr ist als ererbte Treue und angestammte Verehrung. Er sah sein Volk leiden und bluten; er, der Friedenskaiser eines vollen Vierteljahrhunderts, sah die Greuel des Schlachtfeldes und den Vernichtungshaß der Völker; er, der so gern im Glanz der Feste, im Schimmer des Wortes sich sonnte, fühlte nun — schwerer, als die ernsteste Friedenszeit sie bringen kann — die Verantwortung seiner Macht, seines ganzen bisherigen Denkens, Planens und Schaffens auf sich lasten. Da machte das Schicksal die Probe auf ihn, und die Bilder von ihm, die aus dem Schlachtfelde zu uns kommen, sagen uns, wie er sie bestanden hat. Jedes, das die Züge dieses Erlebens unterschlägt, wollen wir hinfort als eine unwürdige Fälschung zurückweisen.

In W. Schoddes Kaiserbildnis haben wir eins der ausdrucksvollsten dieser neuen Kaiserbildnisse und zugleich auch eins der wirkungsvollsten. Uns liegt es in einer großen farbigen Kupferätzung vor (Bildgröße 65 : 48 cm; Preis 30 ℳ), die neben andern edlen Vervielfältigungsarten, wie Lichtdruck, Steinzeichnung und Kupferdruck, im Kunstverlage von Ludwig Moeller in Lübeck erschienen ist. Es würde uns eine Freude und Genugtuung sein, wenn wir durch diesen Hinweis dazu helfen könnten, dem Bildnis einen Weg in recht viele deutsche Bürger- und Vereinshäuser zu bahnen, sei es, daß es ältere, oberflächliche Darstellungen verdrängt, sei es, daß es neben guten Bildnissen aus früherer Zeit einen Platz gewinnt.

Aus den Veröffentlichungen des Vereins für Originalradierung in Berlin (Heft 15) geben wir in Mattondruck Ernst Henselers Schlachtenbild »Die letzte Patrone« wieder. Das Blatt ist keine Schöpfung aus dem gegenwärtigen Kriege: ein Blick auf die Uniformen zeigt das sofort; und es ist keine Schöpfung »moderner«, d. h. impressionistischer Kunst. Aber was wir in diesem Blatte des Berliner Meisters, eines Schülers von Gussow und Brendel, spüren, ist ein echter Hauch des guten soldatischen Geistes, der unser Heer wie 1914 und 1915 auch schon 1870 und 1871 beseelte.

In unsern andern Kunstblättern herrscht der Friede. In dem Gemälde »Vision« von Paul Wilhelm Harnisch sogar etwas von jener Erdentrücktheit, die sich der modernen Malerei für gewöhnlich entzieht. Hier aber ist es dem Maler gelungen, die Mystik des Vorgangs mit den Mitteln künstlerischer Illusion so weit zu bewältigen, daß wir nicht bloß die Erhabenheit der überirdischen Erscheinung und die Verzückung der andächtigen Menge, sondern auch die geheimnisvolle Macht zu fühlen glauben, die das aus den Wolken hervortretende Bild des Gekreuzigten auf die knieende Menge ausübt.

Von Christian Landenbergers Kunst zeigen wir nicht zum erstenmal etwas.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Immer aber haben wir ihn in erster Linie als Meister der Zeichnung schätzen müssen. Auch seine dem Original entsprechend in Röteldruck wiedergegebene Studie zu einem größeren Gemälde »Frühling« wirkt zuerst durch die Keuschheit der Form und den Rhythmus der Bewegung. Wer freilich auch von einer Studie die malerischen Werte abzulesen weiß, überzeugt sich bald, daß der Künstler, darin ein Nachfolger Leibls, auch hier seinen alten Ruhm bewährt, einer der Wenigen zu sein, die ohne Künstlichkeit, nur durch sorgfältige Beobachtung der Natur die menschliche Haut malerisch neu zu beleben verstehen. Wie in dieser farbigen Klarheit der Hautmalerei, beruht Landenbergers Kunst, früh selbständig und persönlich geworden, auch sonst auf dem denkbar innigsten Verhältnis zur Natur.

Landenberger wirkt jetzt schon seit zehn Jahren als Lehrer an der Akademie in Stuttgart, wo er dereinst, zu Anfang der achtziger Jahre, unter Grünwald und Ferdinand Keller seine erste künstlerische Ausbildung genossen hat. Als in München die Sezession gegründet wurde, trat er ihr sofort als Mitglied bei und malte nun mit Vorliebe Badeszenen von der Donau, vom Ammer- und vom Bodensee. Aus dieser Zeit hängen Werke von ihm in den staatlichen Sammlungen Wiens, Berlins, Münchens, Essens, Dresdens und Stuttgarts. In den Jahren 1898 bis 1904 leitete er eine technische Malschule im Münchner Künstlerinnenverein. Langsam und still, aber in stetem Aufstieg ist der jetzt dreiundfünfzigjährige Künstler zu der Meisterschaft gereift, die ihn auszeichnet.

Die Landschaft mit Schafherde von dem Berliner Fritz Douzette, einem Schüler Kallmorgens und Hertels, dürfen wir nicht als einfachen Naturausschnitt bewerten, obgleich wir wissen, daß diesem Ölbilde eine Bleistiftzeichnung zugrunde liegt, die bei Wolgast an der Peene entstanden ist. Es ist doch mehr Stil als Naturalistik in dem Bilde. Soll durchaus ein kunstgeschichtliches Vorbild genannt werden, so möchten wir an Caspar David Friedrich erinnern, den Greifswalder Meister aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, den uns erst die Berliner Jahrhundertausstellung von 1906 wieder nahegebracht hat. Namentlich Douzettes Art, die schlanken, geraden Baumstämme vom Himmel abzuheben, mag uns einige der schönsten Bilder Friedrichs, etwa den »Morgen« aus den »Tageszeiten«, ins Gedächtnis rufen. Auch das Stück Romantik, das Friedrich gern in seine Bilder aufnimmt, finden wir bei Douzette wieder. Es ist übrigens der jüngere Douzette, der uns hier begegnet, der 1878 in Berlin geborene Künstler, der einer breiteren Öffentlichkeit zuerst als Dioramen- und Panoramenmaler (im Verein mit Prof. Harder) bekannt geworden ist, bis er dann (seit 1904) auch auf den Großen Berliner Kunstausstellungen und im Münchner Glaspalast regelmäßig ausstellte. Seine Landschaft »Sommerlust« hängt in der Neuen Pinakothek in München; seine märkischen Landschaften (Ein Sonntag an der Havel; Pfingstmorgen) befinden sich meist in norddeutschem Privatbesitz.

Um doch auch einmal ein paar Proben von der neuen Illustrationskunst zu zeigen, die schon vor dem Kriege bei uns in so erfreulichem Aufblühen begriffen war, stellen wir unter die farbigen Einschaltbilder dieses Heftes zwei Blätter aus der im Münchner Holbein-Verlag erschienenen Ausgabe von Mörikes »Stuttgarter Hutzelmännlein«. Die Bilder sind von Karl Stirner, einem jungen schwäbischen Maler. Einer aus anderm Stamm hätte es auch schwerlich sein dürfen, denn dieses echt volkstümliche naive Märchen, eine späte Blüte am Baume der Mörikischen Phantasie, ist so gesättigt mit schwäbischen Vorstellungen und Stimmungen, daß man mit ihnen großgeworden sein muß, um sie so sicher zu treffen, wie es Stirner in seinen 37 farbigen Zeichnungen gelungen ist. Namentlich die schwäbischen Landschaften und die liebe Heimlichkeit der schwäbischen Städte mit ihren engen Gassen und Winkeln, aber auch die schwäbischen Bräuche, Handwerksgewohnheiten und Volksbelustigungen haben in diesen Bildern voller Anmut, Schalkhaftigkeit und immer reger Einbildungskraft einen Meister gefunden, der eines Mörike würdig ist.

Jos. Grassis Bildnis der schönen und kunstsinnigen Baronin Henriette von Pereira-Arnstein versetzt uns in die Tage des Wiener Kongresses, die mit ihrem Festtrubel, ihrem europäischen Diplomatengetriebe und ihrem internationalen Gesellschaftsprunk unsrer bitterernsten Gegenwart so fern liegen, unendlich viel ferner noch als vor neun Monaten, da wir sie, noch ohne Ahnung von dem drohenden Weltkrieg, in einem mannigfaltig illustrierten Aufsatz (von Eugen Guglia; Septemberheft 1914) aufleben ließen. Heute erinnern wir uns lieber denn an die elegante Salondame des Wiener Kongresses an die eifrige Gönnerin Theodor Körners, als die sich Frau von Pereira-Arnstein schon einige Jahre zuvor bewiesen hatte. »Immer mehr«, schrieb Körner Ende 1812 von ihr und ihrer Kusine Marianne Saaling, »lerne ich sie schätzen und bochachten als zwei große Ausnahmen innerer tüchtiger Bildung, mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt geschmückt.«

Vielen Sammlern von Bildnissen aus dieser großen Zeit wird es von Wert sein, die Köpfe ihrer großen Männer von einheitlicher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Künstlerhand festgehalten zu sehen. Da machen wir denn auf die Sammlung von Originalradierungen aufmerksam, die von O. Sander-Herweg bei Fritz Gurlitt in Berlin erscheinen. Wir setzen hier in den Text zwei stark verkleinerte Proben dieser Bildnisse, Proben, die wohl etwas von der Kraft der Auffassung, nur ganz wenig aber von der Vornehmheit der Technik und der Bildwirkung dieser großen Blätter zeigen können. Bisher sind außerdem erschienen: Kaiser Franz Joseph, Kronprinz Wilhelm von Preußen, Goltz, Moltke, Kluck, Beseler, Stein, Haeseler, Tirpitz, Zeppelin, Falkenhayn, Bülow, Hötzendorf, Ludendorff, Mackensen, Heeringen, folgen werden Admiral Graf von Spee, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Großherzog von Württemberg, von Mueller u. a.

Auch der Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg hat seine Sammlung zeitgenössischer Bildnisse um ein paar Blätter bereichert. Vor allem muß ein nach Naturaufnahme hergestelltes großes Tiefdruckblatt mit dem Bildnis Hindenburgs rühmlich hervorgehoben werden; aber auch Falkenhayns scharfgeprägte Züge sind auf einem kleineren Blatt in gleicher Ausführung sehr lebendig und wirksam festgehalten.

Mit den Geschehnisbildern, die der Krieg hervorgebracht hat, sind meisterhafte Kunstleistungen bisher kaum erzielt worden. Wie sich die Dichtung erst auf das neue Pathos einstimmen mußte, das die unerhörte Wucht und gebieterische Strenge dieses Kampfes forderten, so hat auch die Malerei — erst recht natürlich

Kaiser Wilhelm II. Radier. von O. Sander-Herweg
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gurlitt G. m. b. H. in Berlin W

Hindenburg. Radierung von O. Sander-Herweg
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gurlitt G. m. b. H. in Berlin W

die Bildhauerkunst, wenn sie überhaupt schon den Mut findet, an diese Dinge heranzugehen — Mühe und Not, sich dieser zu Land und zur See neuartigen Stoffe zu bemächtigen. Der Impressionismus, so fein er sich bei uns ausgebildet hat, gelangt doch gerade nur an den äußeren Umkreis der Dinge — um etwas von ihrer innersten Kraft und Leidenschaft zu fassen, bedarf es eines herzhafteren Griffes, einer Faust, die gleich gut epische Fülle und dramatische Schlagkraft meistert. Alle Studien, alle Sach- und Fachkenntnisse, alle äußeren Fertigkeiten schaffen es nicht allein. So befriedigt auch Hans Bohrdts Gemälde »Der letzte Mann«, die Darstellung einer Episode aus dem Heldenkampf der »Leipzig« in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln, nur zum Teil. Alles, was zur »Marine« im engeren und weiteren Sinne gehört: die brennenden Dreadnoughts im Hintergrunde, Wasser und Himmel, Wellen, Wolken und Seeluft, mag ausgezeichnet sein, der Mann im Vordergrunde, der sich als Letzter noch auf dem versinkenden Wrack hält, namentlich aber die in ihrer exakten Deutlichkeit überbetonte deutsche Kriegsflagge, die er noch im Todeskampfe hurrarufend zu den Schiffen hinüberschwingt, sie haben sich aus den Fesseln der üblichen Genremalerei nicht zu lösen vermocht. Es fehlt der letzte vollendete Einklang zwischen der großen, gewaltigen Gesamtsituation und dem einzelnen persönlichen Vorgang. Doch bei solchen Blättern ist das rein Künstlerische vielleicht gar nicht das Aus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlaggebende. Worauf es zumal denen, die eigne Beziehungen zu den Ereignissen haben, ankommt, sind vielmehr die Bedeutung des geschichtlichen Augenblicks, den sie festhalten, und die Erinnerungskraft, die sie auslösen. Und beides kommt diesem Blatte gewiß in hohem Grade zu. Im Verlage von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig sind Vervielfältigungen davon in verschiedenen Ausgaben erschienen: numerierte mehrfarbige Handkupferdrucke (Nr. 1 bis 100) mit einer Bildgröße von 50,5 : 75 cm (Preis je nach Zählung 100—150 ℳ), Schriftdrucke in derselben Ausführung (Preis 60 ℳ), einfarbige Handkupferdrucke in derselben Größe zu 25 ℳ und endlich Vierfarbendrucke in einem um ein Drittel verkleinerten Format zu 4 ℳ.

Gute, volkstümlich gehaltene Künstlersteinzeichnungen mit frei erfundenen Darstellungen aus dem vaterländischen Stimmungskreise dieses Krieges sind im Verlage von Franz Schneider in Berlin-Schöneberg erschienen. Ihren Gesamttitel »Aus eiserner Zeit« verdienen sie wohl, auch wenn einige dieser großen Blätter (je 2½ ℳ), wie Brendels »Stilles Heldentum« und Popps »Weihnachten in Feindesland«, mehr die friedlich-idyllische als die kriegerische Seite des Kampfes darstellen. Dafür haben sich Popps Blatt »Auf Vorposten an der Maas«, Plontkes »Gebet vor der Schlacht« und Hans Hartigs »Emden« ihre Stoffe unmittelbar vom Schlachtfelde selbst geholt, und alle wissen sie die Aufgabe so zu lösen, daß der große einheitliche Stimmungsausdruck über das Episodische den Sieg behält. Darauf aber gerade kommt es bei solchen Darstellungen an, die doch in erster Linie dazu berufen sind, im Bürgerhaus, in Schulen und Vereinshäusern als vaterländischer Wandschmuck zu dienen. F. D.

Dorf in Kriegszeit

Die Häuser an des Hügels blauer Lehne
Zerfließen unter Abendschauern.
Im Flußbett tiefer rosten braune Kähne.
Gewässer spiegeln Antlitz harter Bauern,
Gebeugter Mütter. Jene, aufgereckt
Wie Eichenstämmme, die den Nordwind kosten,
Erheben ihre Faust nach Osten;
Diese aber, schwer erschreckt,
Bücken ihre Hände in den Schoß,
Träumen Erdentrauer, Erdenlos,
Und ihres Herzens Blut besammert Söhne
Gleichen Blutes, die im Schlachtfeld schlafen.
Der Hügelhäuser Abendschöne
Indes erbleicht, der Fluß läuft in den Hafen
Der kühlen Nacht mit letztem Leuchten,
Das rot hinblutet übers Tal.
Der Bauern Fäuste werden schwach und schmal,
Und alles Seiende versinkt im feuchten
Nebelmeer.
Nur *eines* noch wächst still und schwer
Und lebt und wandert, wandert bis vor Gottes Thron:
Der alten Mütter Seufzen um den Sohn.

Hugo Wolf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Niebergalls »Datterich« nach der Aufführung am Leſſingtheater in Berlin

Dramatiſche Rundſchau

Von Friedrich Düſel

Das Theater im Kriegsfrühling — »Der Datterich« von Ernſt Elias Niebergall — »Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung« von Chriſtian Dietrich Grabbe — »Der Weibsteufel« von Karl Schönherr — Tilla Durieux als Kriemhild und Medea im Kgl. Schauſpielhauſe

Träumt ihr den Friedenstag; Krieg iſt das Loſungswort,
Träume, wer träumen mag! Sieg! Und ſo immer fort. Goethe.

Der Frühling war für das Theater von jeher ein Bote leichter und luſtiger Dinge. Auch die es im Herbſt und Winter bitterernſt nahmen mit der dramatiſchen Kunſt, ließen, wenn die erſten Lerchen ſchwirrten, gern fünf gerade ſein und polſterten den loſen Vögeln, mit denen ihr künſtleriſches Gewiſſen ſonſt nichts zu ſchaffen haben wollte, nun wohl ſelbſt das Neſt. Eigentlich ein recht übles Zeichen für das Selbſtvertrauen der höherſtrebenden Theaterkunſt. Mit Sturm und Regen, Schnee und Eis wagte ſie es aufzunehmen — vor Vogelſang und Blütenduft räumte ſie das Feld, um es den kleinen Liebesgöttern und den Kobolden des Scherzes zu überlaſſen. Man lächelte und machte gute Miene zum ſchlechten Spiel. Aber mit dem Thronwechſel zwiſchen ſtrengem Ernſt und loſem Scherz war es allein nicht getan. Mit den bunten Sommervögeln, die zu Jubilate und Kantate herbeiflatterten, pflegte ſich auch ein Schwarm fremder Falter aus aller Herren Ländern über unſre Bühnen zu ſtürzen. Namentlich gewiſſe franzöſiſche Leichtfertigkeiten fanden es bequem, die »dunkle Sympathie mit der geſellig ſich entfaltenden Welt«, die Novalis dem Frühling als gefährlichſte ſeiner Verführungen nachſagt, zu nutzen und ſich auch da einzuſchmuggeln, wo man ſich ſonſt zu gut für ſie hielt. Dazu kam neuerdings mehr und mehr auch das von ſcheinheiligſter Süßlichkeit triefende engliſche Salonluſtſpiel und, wenn auch nicht mehr in der gleichen Wahlloſigkeit wie früher, ein Jahrmarkt fremder Schauſpieler als Gäſte, die einzeln oder inmitten ihrer eignen Truppen alle Zungen Europas klingen ließen.

Das alles hat Mars nun auf einmal mit eiſengepanzerter Fauſt von der Tafel gefegt. Und wo ſich früher bis zur Charakterloſigkeit und zum Vaterlandsverrat das Weltbürgertum blähte, nimmt jetzt die heilſame Notwendigkeit einer Einkehr bei uns ſelber Platz. Ihre Entdeckungen und Wiederbelebungen ſind nicht immer glücklich und noch weniger immer gewinnbringend — den Sargdeckel mancher hiſtoriſchen Berühmtheiten ſprengt auch der Krieg nicht —, aber allein die Mühe des Suchens unter unſern heimiſchen Schätzen, allein der Umgang mit den verſchollenen Werken auch

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

unsrer Dramatiker zweiten und dritten Grades bringt so viel Freude des Wiedersehens, der Erkenntnis und der unbewußten Vertrautheit mit sich, daß schon dies ein Lohn wäre, der reichlich lohnte. Doch es glückt auf diesen Fahrten zu vernachlässigten Verwandten auch mancher Fund, der aus sich selber überraschende Kostbarkeiten entlädt und uns gerade jetzt so viel zu geben hat, daß wir versucht sind zu glauben, ein gütiges Geschick habe ihn absichtlich so lange verborgen gehalten.

Zu diesen von der Stunde gesegneten Auferstehungen gehört eine hessische Lokalposse aus den vierziger Jahren, deren Verfasser uns kaum noch dem Namen nach bekannt war. Wer von uns, außer den berufsmäßigen Literarhistorikern, wußte etwas von Ernst Elias Niebergall und seinem »Datterich«? Vor drei Jahrzehnten, als das junge naturalistische Drama an unsre Bühnen pochte, hatte man unter seinen versprengten Vorläufern wohl auch den unglücklichen Darmstädter Theologiebeflissenen nennen hören, der, ein Gießener Studienfreund Karl Vogts und Georg Büchners, so früh, schon 1843 als Achtundzwanzigjähriger, an der von der Universität mitgebrachten Trunksucht zugrunde gegangen war. Aber weder damals noch später hatte sich auch nur einer unsrer reichshauptstädtischen Theaterleiter einfallen lassen, eine seiner beiden in der Darmstädter Mundart geschriebenen Lokalpossen auf die Bühne zu führen, die doch allen fremdländischen Experimenten sperrangelweit aufstand. Möglich, daß die Schwierigkeit der Mundart schreckte, ohne die weder »Des Burschen Heimkehr« (oder »Der tolle Hund«) noch der »Datterich« zu spielen war; wahrscheinlicher jedoch, daß man die breite, behagliche, mit so viel echt volkstümlichem Leben durchsetzte Kleinstadtidyllik und handfeste Charaktermalerei nicht in Einklang fand mit den nüchternen Kunstforderungen, die die Verfasser der »Familie Selicke« aufgestellt und die auch der junge Gerhart Hauptmann für sein Erstlingsdrama »Vor Sonnenaufgang«, wenn auch ungleich begabter, beobachtet hatte. So genau und liebevoll auch schon im ersten der beiden Niebergallschen Stücke — der beiden einzigen, die er hinterlassen hat — der kleinbürgerliche Lebenskreis ausgemalt wird, bewundernswerter ist doch noch die von echtem dramatischem Leben bewegte Charakterzeichnung: der Metzger Knippelius, der hinter die Universitätsstreiche seines studierenden Sohnes kommt, die ihn verhätschelnde Mutter, die aufputschende Tochter, die klatschsüchtigen Nachbarn, der »Bursch« selber, der durchaus nicht zu den Büchern, sondern zu Schlachtbank und Brühkübel seines Vaters will — es gibt unter unsern realistischen und naturalistischen Dramen manches, das es mit dem »Tollen Hund« Niebergalls an Wirklichkeitstreue im Kleinen, kaum eins aber, das es mit ihm trotz der zuweilen etwas stilisierten Sprache an volkstümlicher Lebensfülle aufnehmen kann.

Der »Datterich« freilich, Niebergalls zweites, wenige Jahre vor seinem Tode erschienenes Stück, überbietet jenes Lustspiel auch darin. Wie hier in mannigfach voneinander unterschiedenen Typen das behäbige, satte und selbstzufriedene, dabei doch im Kern gesunde und tüchtige süddeutsche Bürgervolk der windstillen Restaurationszeit geschildert wird, das ist ein kleines Meisterstück realistischer Kunst. Aus den Figuren werden Gestalten, aus den Gestalten entwickeln sich Charaktere, die in runder Geschlossenheit vor uns stehen und sich so kräftig aneinander reiben, daß überall Funken sprühen. Dabei werden diese Menschen nicht etwa durch geistreiche, willkürlich von außen herzugetragene Einfälle bewegt, nein, der natürliche Boden ihrer Existenz, ihr eignes und beschränktes Dasein selbst setzt sie in Umtrieb, und die Wurzeln ihres Wesens, so vielfach es sich auch verästeln mag, holen sich ihren Saft so tief aus dem Grunde unsers gemeinsamen Volkstums, daß wir keinen Augenblick das wohlige Gefühl der Stammverwandtschaft mit ihnen verlieren.

So breit aber die Äste und Zweige dieser »Lokalposse« auch ausladen, der Stamm wird dadurch nicht zersplittert. Wozu es kaum eine einzige unsrer modernen naturalistischen »Charakterkomödien« bringt — der »College Crampton« vielleicht ausgenommen, mit dem sich auch sonst Ähnlichkeiten entdecken lassen —, das hat dieses fünfundsiebzig Jahre alte Stück in stärkster und schärfster Ausprägung: einen Helden, eben den Datterich. Damit bezeichnet der Darmstädter Volksmund einen Schwindelhuber, einen verschlagenen, gewitzigten, mit allen Hunden gehetzten Schelm, der dem lieben Gott den Tag stiehlt, voller Narrenspossen und Schabernack sitzt, aber im Grunde seines Herzens sich doch einen schäbigen Rest nicht bloß von gesundem Mutterwitz und derber Lebenszähigkeit, sondern auch von herzhafter Fröhlichkeit, hilfsbereiter Gutmütigkeit, vor allem aber von unverzagtem, immer schlagfertigem Humor bewahrt hat, so daß man ihm trotz all seinen Eulenspiegeleien und bösen Streichen nicht recht gram sein kann. Unser Datterich — einen andern Namen hat er von seinem Dichter gar nicht mitbekommen — ist ein wahrer Ausbund all dieser tugendlosen Tugendhaftigkeiten. Abends sitzt er im Wirtshaus, zieht beim Kartenspiel seinen Partnern das Geld aus der Tasche und säuft andrer Leute Wein aus; morgens schläft er bis tief in den lichten Mittag hinein und scheucht, wie der Meister Pathelin der altfranzösischen Posse, durch fieberkranke Tollhäuslergebärden die Handwerker mit ihren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unbezahlten Rechnungen davon; tagsüber zettelt er als Brautwerber allerlei Ränke an, um einen treuherzigen Handwerksgesellen seiner braven Liebsten abspenstig zu machen und ihn — sich selber zum Vorteil — einer reichen Partie in die Arme zu treiben. Aber es gelingt ihm nicht. Was er böse zu machen gedachte, wendet der liebe Herrgott nun erst recht zum Guten: aus den Liebenden wird schneller, als es sonst geschehen wäre, ein glückliches Paar, und der liederliche Schelm, der die gutbürgerliche Ordnung stören wollte, wird von derben Handwerkerfäusten unsanft an die Luft gesetzt.

Er wird sich als ein unverbesserlicher Hans Leichtfuß auch darüber mit seinem spaßhaft-wehmütigen Leiblied: »Es gibt Fälle, es gibt Fälle im menschlichen Leben, über die sich niemand kann Rechenschaft geben« hinwegtrösten und auf Habenichts-Rappen seines sorglosen Weges weiterziehen; wir aber sehen zu unsrer Genugtuung, mit Schmunzeln und Behagen, die ehrliche Moral der guten deutschen Komödie zu ihrem Rechte kommen und scheuen uns nicht, den vorzeitig Vollendeten, der diese Gestalt geschaffen hat, als einen echten Charakterhumoristen in die Reihe seiner hessischen Landsleute Merck, Lichtenberg und Büchner zu stellen. Sein Bild bleibt von Trauer und Wehmut umflossen, aber durch ein Jahrhundert dringt ein wärmender Schein von ihm zu uns, in eine Zeit, die aufs neue Dankbarkeit gelernt hat für alles, was deutsch und bodenständig ist.

Das Lessingtheater unter Viktor Barnowskys Spielleitung ist es, das uns in einer äußerlich und innerlich echten Aufführung dies verschüttete Stück deutschen Vergangenheitslebens wieder ans Licht gebracht hat. Ihm und seinen Schauspielern gebührt Dank dafür, wenn man auch dem Darsteller des Datterich (Max Adalbert) ein wenig mehr Phantastik gewünscht hätte. Aber auch dem musikalischen Geschick Friedrich Bermans gebührt Dank, der um das erquickende Spiel das lustig-neckische Rankenwerk hessischer Volksweisen gewoben hat.

Niebergalls »Datterich« lebt und atmet aus sich selber; um ihn uns schmackhaft zu machen, bedarf es nicht erst der koketten Altväterlichkeit und betonten Naivität, mit der die Bühnenleiter uns Verwöhnten und Genußmüden sonst wohl vergilbte Werke aus Großmutters Kommode ans gerührte Herz zu legen suchen. Das Lessingtheater tat klug daran, wenn es dem Stücke solche Krücken geflissentlich vorenthielt. Anders mußte der Leiter des Kleinen Theaters, George Altman, verfahren, als er den verwegenen Entschluß faßte, dem jungen Frühling zur Feier seines Einzuges Christian Dietrich Grabbes Lustspiel »Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung« als Schelle um den Hals zu hängen. Mit dieser absichtlichen Karikatur eines Dramas läßt sich schlechterdings nicht anders als schalkhaft umgehen — mit gesittetem Ernst ist dem Ungetüm nicht beizukommen. Hebbel hat mit Recht von der Trivialität gesprochen, der Grabbe nie entgangen sei, wenn er sich auf das Menschliche eingelassen habe: dieses »aphoristische Talent« mußte zu Verzerrungen und Übertreibungen flüchten, auf dem natürlichen Boden vermochte es sich nicht zu bewegen. So stieg denn die Aufführung des Kleinen Theaters selbst auf Stelzen, indem sie statt der Dekorationen und Kulissen ein großmächtiges, aufrecht stehendes Bilderbuch auf die Bühne pflanzte und einfach für jede neue Szene ein neues Blatt umschlug. Diese Karlchen-Mießnick-Regie wußte, was man einem improvisierten Fastnachtulk schuldig ist: sie heulte mit den Wölfen und überteufelte den Teufel.

Ja, den Teufel ... An den gilt es sich hier zu halten, denn er ist die einzige Figur, die etwas von Realität und Charakterkonsequenz hat. Die andern alle, vom Baron angefangen bis auf den Dorftrottel, der derb-materialistische Saufaus von Schulmeister, der vergeblich den Gedanken nachjagende Dichter Rattengift, des Teufels Großmutter, ihr Bedienter (alias Kaiser Nero), die vier Naturhistoriker und der Herr Mollfels, dies Kompendium der Häßlichkeit und Tugend, das endlich doch die Braut heimführt, sie sind, um abermals mit Hebbel zu reden, »bleierne Soldaten in grotesken Formen«, mit denen der Verfasser sich Langeweile und überflüssigen Geist vertreibt, ehe er sich als »vermaledeiten Grabbe« leibhaftig selber auftreten läßt — mit einer Laterne wie Diogenes, als wollte er Menschen suchen.

Mit der Bezeichnung Literaturkomödie ist die satirische Lust dieses Stückes bei weitem nicht erschöpft. Wie in Monsieur Rattengift, der an seiner Feder kaut und die ganze Zoologie nach einem poetischen Vergleich absucht, so wird auch die Naturforschung, die Erziehungslehre, der weichliche Modegeschmack, kurzum die gesamte menschliche Gesellschaft verspottet. Mit viel Geist und Witz zweifellos und mit einer Formlosigkeit, die fast schon wieder zur Kunst wird, aber die »tiefere Bedeutung«, die »entschiedene Weltansicht«, die der 21jährige Dichter selbst seinem Lustspiel zuerkennt, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht entdeckt worden. Es müßte denn die sein, daß auch hier, wie im »Datterich«, am Ende das gute Herz, die wahre Tüchtigkeit, auch im Kleide der Häßlichkeit, über Feigheit und Windbeutelei den Sieg davonträgt. Vielleicht schreibt es sich daher und von der schon in dieser Grabbischen Jugendkomödie heimlich rumorenden heroischen Sehnsucht nach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem großen Mann, daß wir trotz all den grotesken, bizarren und skurrilen Verrücktheiten einen Morgenhauch von Deutschheit aus dieser tollen Laune wittern, wie wir ihn in den modernen, durch die französische Schule gegangenen Schwänken, die sonst unsre Frühlingsgäste waren, nie zu spüren bekamen. Freilich auch nur einen Hauch. Etwas von Erhebung und Bereicherung unsrer inneren Kräfte dürfen wir uns, zumal in dieser Zeit, von solchem Aberwitz nicht versprechen. Es müßten groß und ruhig in ihrer Leuchtkraft wandelnde Sterne sein, die uns das bringen könnten, nicht nur solche zuweilen jäh und willkürlich aufblitzende Irrwische der Genialität, wie Grabbe sie züchtet.

Solche Schätze der Seele vermag uns — leider! — auch Karl Schönherrs neues Drama nicht zu geben. Nach seinem künstlerischen Maß mag dieser »Weibsteufel« (Buchausgabe bei Staackmann) höher zu werten sein als manches der früheren, so reichlich mit Erfolg gesegneten Stücke des Tiroler Dichters. Jedenfalls hat erst der Verzicht auf tendenziöse, sentimentale und theatralische Zutaten, zu dem sich der Verfasser des »Sonnwendtages«, der »Erde« und des Gewissensdramas »Glaube und Heimat« für dieses Schauspiel gezwungen hat, ihm die Tür der Reinhardtischen Bühnen geöffnet; aber es fragt sich, ob er damit nicht ein wenig die Rolle des Esau spielt, der für ein Linsengericht sein Erstgeburtsrecht verkaufte.

So viel ist gewiß: bequemer hat es ein Fünfakter noch keiner Bühne gemacht. Der Mann — sein Weib — ein junger Grenzjäger — Schauplatz eine Stube: das ist alles, was der Theaterzettel fordert. So eigen sie auch gezeichnet sein mögen, wir erfahren nicht einmal die Namen dieser drei: der Mann, das Weib, der Grenzjäger — sie sind eben in erster Linie oder allein Vertreter ihres Geschlechts und Alters, und ein Geschlechtsdrama ist es auch, das sich begibt. Sechs Jahre schon leben Mann und Weib in stumpf zufriedener Ehe nebeneinander hin. Liebe im erotischen Sinne war gewiß nie viel dabei. Hauptsächlich um etwas zum Sorgen und Pflegen zu haben, hat sich dies blühende, saftige Weib gerade dies schwächliche Elendsmanderl genommen, dem von Kindesbeinen an die Krankheit im Nacken saß. Der Pakt hätte in versumpfendem Frieden weiter sechsmal sechs Jahre dauern können, wenn den Mann, wie das Schwächlingen oft so geht, nicht der Haber pfiffiger Habsucht gestochen hätte. Er hält es heimlich mit den Schmugglern, so sehr ihm die Grenzwacht auch auf die Finger paßt. Zumal der neue Jäger ist ein ganz

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Schlußszene aus Grabbes »Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung« nach der Aufführung im Kleinen Theater zu Berlin

Links: Lupu Pick als Dichter Rattengift, Paul Bildt als Teufel, Elinor Büller als des Teufels Großmutter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Karl Schönherrs »Weibsteufel«

scharfer. Oh, der Bauer weiß wohl, warum: der Kommandant hat ihm die Sterne am Rockkragen versprochen, wenn er ihm den schlauen Kapitalfuchs da oben aus seiner einsamen Hütte ins Eisen lockt. Der Jäger ist so ein echter, rechter Kraftlackl; ihn reizt die Auszeichnung und ein wenig wohl auch das Weib, das, wie der Hauptmann ihm zugezwinkert hat, dabei helfen soll. Aber der Bauer bekommt Wind von dem Plan. »Wenn uns einer eine Grube gräbt, müssen wir gegengraben.« Die Frau solle dem Jäger nur immer schöntun; während sie mit ihm scharmuziert, wird er seinen neuen, im Keller aufgestapelten Schmuggelschatz in Sicherheit bringen. Das Weib in seinem gesunden Gefühl empört sich zunächst gegen den niederträchtigen Köderdienst, zu dem es da mißbraucht werden soll. Aber Seide und Spitzen und das stolze Haus am Marktplatz locken — das Spiel beginnt. Und beim Spiel erwacht das Blut, das so lange hat schweigen müssen. Erst ist's die junge strotzende Männerkraft, die die Frau entzündet, dann regt sich auch wieder die alte Mutterschaftssehnsucht, die sie an der Seite ihres welken Mannes mit den heimlich gestrickten Kinderhäubchen und -kitteln längst in der wurmstichigen Truhe des Hauses glaubt begraben zu haben. Bisher war sie nur ein leerer Teigbatzen, jetzt ist Hefe in sie gekommen, der Teufel ist entfettet, der irgendwo — meint Schönherr — in jedem Weibe steckt, und der ihn von der Kette ließ, war der Ehemann selbst. Zu spät bemerkt er, der nur immer seine blanken Guldenhäufchen zählt, daß sein Haus in hellen Flammen steht. Aber noch ahnt weder er noch der junge Bursch, von welcher höllischen Rach- und Zerstörungslust der Teufel besessen ist, den sie da beide in verhängnisvollem Wettbewerb aus den Schlupfwinkeln der weiblichen Leidenschaft aufgestöbert haben. Was ist diesem rasenden Weibe jetzt noch Gut und Geld, was die mehr und mehr erwachende ehrliche Liebe des Jägers, der doch schon seine Ehre und seine Zukunft in den Krallen der Teufelin hat lassen müssen! »Zuerst habt ihr mich aufgehackt bis auf den Grund; und jetzt möchts ihr mich wieder zudrehn wie einen Wasserhahn. Aber mich fangts ihr nimmer ein. Jetzt habt ihr mich aufgezwirbelt — und jetzt bin ich da!« So stachelt sie denn mit dem Gift ihrer kalten Sinnlichkeit den Liebhaber zum Morde des Mannes an und schleudert, als die Bluttat geschehen, auch den Jäger mit einem Fußtritt beiseite: zum Schuttwegräumen war er ihr gerade gut genug. Wenn sie erst Wittib, wird sie sich schon andre junge Kraftkerle heranlocken, weiß sie doch jetzt, wie man den Köder auswirft und seine Lust sättigt. Mit grellem Hohn schwingt sie den Skalp über den Häuptern ihrer Opfer: »Euch will ich lehren, den Teufel aus dem Ei zu brüten! Euch will ich zeigen, was es heißt, mit dem Weibe Katz und Maus spielen! Du, Mann, hast jetzt den kalten Stahl im Leibe, und du, Jäger, deine Sterndl. Ja, ihr Mannsteufel, euch ist man noch über.«

Weshalb Schönherr gerade bei diesem Stoff zu der schieren Einfachheit zurückstrebte, die sein Erstlingsdrama von den beiden Bildschnitzern

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und der zwischen ihnen stehenden Frau hatte, ist klar: er wollte der Gefahr ausweichen, vom harten Stein elementarer Naturhaftigkeit, die sich nicht spotten läßt, durch Schmuckformen irgend etwas abzubröckeln. Er hat in der Tat dadurch das Geschlechtliche vor geilen Wucherungen des Gefühls behütet, die die Frucht nur hätten kränkeln lassen. Wovor er sie aber nicht geschützt hat, ist die Aufschwemmung mit seelischen Stimmungen und verstandesmäßigen Erwägungen, die der bäuerlichen Welt widersprechen und die Wucht des Stoffes nun doch ins Kleinliche und Peinliche zersplittern. Man mag die Weide noch so sehr köpfen, sie schlägt doch immer wieder aus — nur geht sie in die Breite anstatt in die Höhe. Ein volles Blätterdach, um das die Immen summen und die Vögel zwitschern, hat diesem Tiroler besser getaugt. Um ein dramatischer Stilkünstler zu sein, müßte er in zwei Akten darstellen können, wozu er fünf braucht. Dabei wollen wir gerecht sein und nicht vergessen, daß diese Kriegszeit, wo alles aufs Mannhafte, Tätige, Eherne drängt, ein so durchaus auf der Saite des Geschlechtlichen geigendes Stück doppelt lang macht.

Diesen Widerstreit zwischen Zeitsinn und Stoffwahl vermochte weder die straffe Jungmännlichkeit Paul Hartmanns (Grenzjäger) noch die phantasievolle Beweglichkeit Max Pallenbergs, vermochte nicht einmal Lucie Höflichs hell lodernde Lebens- und Sinnlichkeitsflamme, ein weibgewordenes Element, zu überwinden.

Als Gast des Königlichen Schauspielhauses spielte Tilla Durieux, die der Bühne eine Weile als Helferin des Roten Kreuzes entzogen war, Hebbels Kriemhild und Grillparzers Medea. Am ersten Abend, solange im Vorspiel und in »Siegfrieds Tod« die keusche, minnigliche Maid und die im Besitz des geliebten Mannes beglückte junge Frau von ihr verlangt wurden, hatte sie schweren Stand: mehr noch als die getragene, immer etwas schablonenhafte Haustradition der königlichen Bühne war ihr dafür die eigne, aufs Scharfe, Bohrende und Ätzende gerichtete Art zuwider, die sich auch in der Erscheinung nur schlecht mit unsrer festgewurzelten Vorstellung von dieser urdeutschen Frauengestalt verträgt. Im dritten Teil aber (»Kriemhilds Rache«), wo das Herrische, Dämonische und Teuflische aus ihr hervorbricht, wuchs sie aus dem Boden ihrer eignen Gaben zur Gewalt und Größe auf. Das letzte freilich, die Elementarkraft einer tragischen Natur, die ist, statt darstellt, entfaltete sie hier so wenig wie in der Rolle der kolchischen Zauberin, die ihrer mehr unheimlich schwelenden als glühenden und flammenden Leidenschaft doch so glücklich entgegenkommt.

Vorwärts!

Das geht in wundervollem Schritt,
Die große Zeit reißt alle mit,
Nicht einer faßt noch Sondertritt,
Wir sind ein Bataillon.
Das wuchtet los mit Urgewalt
Und macht nicht eher wieder halt,
Als bis der Jubelruf erschallt:
Der Sieg ward unser Lohn!

Gott, Freiheit, deutsches Vaterland!
So mancher kühl zur Seite stand,
Ja, mancher gar ein Lächeln fand
Bei dieser Namen Preis.
Wie sinken jetzt die Nebel schnell!
Der alte Dreistern strahlt so hell,
Ist unser ganzer Lebensquell
Und unser Hoffen heiß!

Gesegnet sei, du harte Zeit,
Trotz aller Not und Traurigkeit.
Sieh uns, dich zu verstehn, bereit
Und faß uns tüchtig an.
Die Mutter weint, die Hütte raucht,
Doch wie es uns auch niedertaucht:
Das Schicksal prüft nur, wen es braucht,
Der Deutsche ist sein Mann!

Ottomar Enking

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Eduard von Keyserling

Ein paar Worte zu seinem sechzigsten Geburtstag (15. Mai)

Es ist nicht leicht, in diesen Tagen von dem Grafen Keyserling zu sprechen. Diese Zeit hat einen stählernen Atem und eine harte Faust, sie drängt nach Gemeinschaft für ein großes einheitliches Ziel und schwillt von starken Hoffnungen und leidenschaftlichen Wünschen — bei ihm dagegen, dem späten Sproß einer alten kurländischen Adelsfamilie, gleitet das Leben auf leisen Sohlen, seine Kunst spielt, ob nun episch, ob dramatisch, fast immer con sordino, seine Probleme wie seine Schönheiten wachsen aus einer aristokratisch zurückgezogenen Einsamkeit, und seine Weltanschauung mündet in einen müden Skeptizismus, der zu einer sich gegenseitig verstehenden und stützenden, geschweige denn tätig schaffenden Lebensgemeinschaft kein Zutrauen gewinnt. Dennoch liegt in dieser sanften Art, menschlichem Seelenleben nachzuspüren, seine zartesten Schwingungen zu erlauschen und seine verborgensten Regungen zu deuten, so viel Feinsinn, Vornehmheit und Güte und vor allem so viel auserlesene, durch die Filter höchster Kultur gegangene Stimmungs- und Melodienkunst, daß es ein Verlust für uns wäre, sollte in dem neuen Reich, das wir uns auch für unsre nationale Dichtung erwarten, keine Stätte dafür sein.*

Erst spät hat sich Keyserling zu seiner eigentlichen Begabung hindurchgefunden. Er fing als Dreißigjähriger mit Romanen an, die noch ganz im Naturalismus befangen blieben, so deutlich ein feineres Ohr auch hier schon die schwermutsvolle Empfindung des Lyrikers unter der Rinde pulsen hört. Dann zog es ihn zum Drama. Aber statt der noch engeren und härteren Fesseln, die man für sein Eigenstes von dieser Kunstform hätte fürchten sollen, löste sie ihm vielmehr die Zunge. Sein »Frühlingsopfer« (1899) und sein »Dummer Hans« (1901), zwei schwermutsvolle Idyllen aus dem litauischen Volksleben, fielen in die Zeit, wo die Bühne, vom starken Drama des Willens und der Tat verlassen, sich weit und wahllos auch dem nur leise bewegten lyrischen Stimmungsbilde auftat oder sich wohl gar noch mit einer sozialen Zustandsschilderung begnügte, wie Hauptmann sie in seinem Erstlingsstück »Vor Sonnenaufgang« schon zehn Jahre früher gegeben hatte. In Keyserlings »Frühlingsopfer«, diesem mehr balladenhaften als dramatischen Leidensschicksal eines armen Mädchens, das sich als Opfer seiner Stiefmutter aus der Welt hinausschleicht, klingt in gedämpfterer Tonart manches daraus wider. Im »Dummen Hans« webt Märchen-, Volks-, Kindheits- und Waldpoesie in solcher Fülle, daß für eine rechte dramatische Handlung nicht viel Raum übrigbleibt. Wie im »Frühlingsopfer«, so hat sich Keyserling auch hier kraft seines Dichtermitleids eines Schwachen und Getretenen angenommen, dessen seelischer Reichtum aber — das ist die Idee des Dramas — aus seiner Ärmlichkeit und kindlichen Unmündigkeit nur desto heller und schöner hervorleuchtet. Der dumme Hans, der Waldhäuslersohn, ist wirklich recht beschränkt, aber er ist ein Dichter. Wenn er draußen unter Gottes weitem blauem Himmel liegt, so spricht er mit den ziehenden Wolken, mit dem äsenden Reh und der »schwarzen Liese«, der moosüberwachsenen alten Fichte. Der Wald ist sein ein und alles: für ihn überwindet er sich zu einem demütigen Fußfall vor der hartherzigen Gräfin, als der Befehl ergangen, den Wald auszuroden; für ihn eigentlich fällt er, der Reine, Unschuldige, Kindische, der am engsten mit ihm verwachsen, als Opfer einer blöden Verwechslung; zu ihm wird er — das ist der zuversichtliche Trost seiner letzten Stunde — zurückkehren, sobald das Richtschwert über ihn gefallen ist. Viel Schönes und auch innerlich Starkes birgt sich in dem Werke; da es aber seine Mittel verkennt, läßt es sich sein Bestes von den Kulissen des Theaters erschlagen. Nicht viel besser ergeht es dem Fünfakter »Peter Hawel«, dem ostpreußischen Bauern- und Ehedrama, obgleich er mit weit mehr realistischer Entschlossenheit auf die Charaktertragödie zustrebt und einen starken sozialen Einschlag aufweist. War der dumme Hans ein Ministrant der Natur, so verrät sich der hartköpfige bäuerliche Gutsbesitzer, der so selbstherrlich mit seinen Bauern umgeht, als ein Knecht seines abenteuernden Weibes, vor dem er keine andre Rettung weiß als feigen Mord — so wenig wie jene Gefühlsschwäche kann das echte Drama diese passive Charakterschwäche an seinem Helden vertragen. Auch »Benignens Erlebnis« gedeiht nicht zu vollem dramatischem Leben. Es bleibt eine mit mancherlei Reizen ausgestattete Kulturstudie aus dem Wien von 1848. Mit hingebungsvoller Andacht vertieft sich der Dichter in die Schilderung dieser vormärzlichen Aristokratenfamilie, die Türen und Fenster mit Matratzen verschließt, um nur ja keinen Hauch der ple-

* Sämtliche Werke Keyserlings bei S. Fischer.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bejisch aufgeregten Zeit durch die Ritzen dringen zu lassen; außerordentlich fein und sicher setzt der Zeichner dieser altväterisch graziösen Behaglichkeit und gepuderten Langenweile Strichelchen neben Strichelchen — bis er sich selbst schließlich im Dämmer dieses Waldes so verlaufen hat, daß er den Ausgang nicht mehr findet. Und auf diesen Ausgang kam es doch an, wenn aus den »zwei Akten« ein Drama werden sollte. Die Möglichkeit dazu bot die Gestalt der Benigne, der vom Lebenshunger verzehrten Tochter des Hauses, und ihre Begegnung mit dem aus den Niederungen der Gesellschaft stammenden Studenten, den sie als tödlich Verwundeten ins väterliche Schloß rettet.

Schneller und sicherer als der Dramatiker fand in der zweiten Periode seiner Entwicklung der Erzähler Keyserling seinen Weg. Er war schon ein reifer Mann voller Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, als er (1903) die Schloßgeschichte »Beate und Mareile« schrieb. Die innere Handlung des Romans weist einige Ähnlichkeit mit »Peter Hawel« auf. Wie dieser Schollenmensch, so klammert sich auch Mareile Cibó, die berühmte Sängerin, die eine Inspektorstochter und geborene Ziepe war, in bewußtem Gegensatz zu den Leuten, die »ihr Lebenskapital in der Bank jenseit des Grabes anlegen«, mit heißem Sinn an das Diesseits. Wie er, muß auch sie schließlich erfahren, daß ihre wilde Lebensbejahung, ihre heißhungrige Eroberungslust den Tod nicht um seinen Tribut betrügen kann. Keyserlings Lieblingsthema — der tragische Zusammenstoß zweier grundverschiedener Welten, der ahnenstolzen, von Überlieferung, Reichtum, Zucht und Vorrechten umhegten, aber auch schon etwas müde gewordenen Aristokratie und des Proletariats mit seinen ungebrochenen, nach oben drängenden, begehrlichen Lebensinstinkten — tritt hier schon deutlich in den Vordergrund. Erotik schürt den Konflikt. Denn das Erotische, worunter er freilich weniger die körperliche Leidenschaft als die »Jagd von Seelen nach Seelen« versteht, beherrscht nach Keyserlings Meinung zu sehr alle Verhältnisse des menschlichen Daseins, als daß es ausgeschaltet werden könnte, wo Menschenschicksale sich verketten oder schneiden: »es wird zur treibenden Kraft des gesellschaftlichen Lebens, es ist der unermüdliche Dramatiker, der unaufhörlich die Knoten schürzt und löst, der Tragiker und Komödiendichter des menschlichen Daseins, unerschöpflich in neuen Formen vom Häßlichsten und Brutalsten bis zum Edelsten«. Es kommt bei Keyserling selten oder nie zu wilden, ungezügelten Ausbrüchen in diesem Konflikt zwischen gesättigter Kultur und neuem Erlebnisdrang: dafür ist er zu fein erzogen und zu wohlgesittet — aber zur Ruhe gelangt der tief in seinem Blute sitzende Widerstreit nicht mehr. So aus dem Vollen und Tiefen, so sicher, natürlich, selbstverständlich, stilgerecht, anmutig und zugleich taktvoll-überlegen hat er ihn kaum noch wieder gestaltet. Nicht in »Dumala« (1908), dem Roman der Vereinsamung, des Verlorenseins, das unser aller Schicksal ist, nicht in »Wellen« (1911), dem Roman feinster seelischer Spürkraft, und auch nicht in den novellistischen Sammelbänden »Schwüle Tage« (1906) und »Bunte Herzen« (1909), die doch mehr als ein Meisterwerk psychologischer Erzählungskunst enthalten, und bei denen man oft nicht weiß, ob man die Naturstimmungen höher schätzen soll oder die Kulturreize, die sich mit ihnen begegnen und vertragen, als hätte es nie einen Zwiespalt zwischen ihnen gegeben. Freilich, wie dieselben Probleme und Typen, wenn auch immer wieder neu abgewandelt und neu gruppiert, so kehrt bei Keyserling auch immer dieselbe etwas schwüle erotische Grundstimmung wieder, und wenn man nicht fürchten müßte, sein Bestes und Eigenstes zu zerstören, so möchte man zuweilen wohl wünschen, ihm werde zu all seiner Feinheit und gelassenen Sicherheit, die sich von selber den Stil bildet, eine Dosis gesunden Humors beschert, an der seine vornehm abgeschlossene Schwermut von dem kühlen, ironischen Skeptizismus genese, der ihm bisher die Wirkung ins Weite verwehrt hat. Aber auch ohne diese Gabe soll er uns wert und teuer sein. F. D.

Religiöse und weltliche Erbauungsbücher

Einen ganzen stattlichen Band mit Christuslegenden zu füllen, wie es Karl Röttger getan hat (Groß-Lichterfelde, Charon-Verlag), möchte auch in einer Zeit, deren wiedererwachtes religiöses Empfinden nicht mehr zu verkennen ist, als ein allzu idealistisches Wagnis erscheinen, wenn es dem Dichter nicht gelungen wäre, durch den Wechsel der Form und der Einkleidungen Bewegung in den strengen Stoff zu bringen. Dadurch daß sich Röttger bald des Verses, bald der Prosa bedient, daß er seinen milden Helden bald unmittelbar als gegenwärtige Person auftreten, bald in symbolischem Kleide sich zu uns herniederneigen läßt wie eine überirdische Erscheinung, ohne daß auch nur einmal die fromme Inbrunst litte, weitet sich das Gefüge seiner Dichtungen, und wenn nicht alle diese Legenden aus dem Chaos des Gefühls zu einer kristallisierten Form gelangt sind, so wissen sie doch jeder Stunde, der erhobenen wie der gedrückten, etwas für Herz und Seele zu geben. Ein Buch auch für unsre Zeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wieviel wir durch die hymnische Poesie des Stefan-George-Kreises für die beseelte Einfachheit des Ausdrucks, mag auch immer etwas Mystik dabei sein, gelernt haben, zeigt sich so recht in den Hymnen und Sequenzen, die Friedrich Wolters aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom 4. bis 15. Jahrhundert übertragen hat (Berlin, Otto Holten). Nur hundert aus den vielen Tausenden von Gesängen, die von Dichtern der Kirche gesungen worden, treten uns hier im Gewande deutscher Verse entgegen, aber man darf wohl behaupten, daß darin alle Gedanken, Bilder und Stimmungen gesammelt sind, die die lateinische Kirchendichtung überhaupt umfaßt.

Ein neues Dante-Buch erhalten wir von dem Kieler Universitäts-Professor Fritz Kern, aber es ist kein gelehrtes und tritt mit keinem der bestehenden in Wettbewerb. Diese vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie (Tübingen, Mohr) möchten vielmehr all denen den kürzesten, sachlichsten und anspruchslosesten Führerdienst leisten, die ohne gelehrte Umwege den unmittelbaren Zugang zu dem unveraltbaren und unerschöpflichen Werke suchen. Denn diese Dichtung kann ja nun mal nicht ohne Vorbereitung gelesen werden. Doch ist mit dem Maß der Ausrüstung, die die Erläuterer auf den Weg mitnehmen zu müssen glaubten, viel gesündigt worden. Vor einem Zuviel ist man bei Kern sicher: er will nirgend mit eigner, selbstgefälliger Weisheit glänzen, sondern immer nur dem Dichter und seinem Werke dienen. Es ist zu hoffen, daß durch dieses Buch, das man sich bei aufmerksamer Lektüre in wenigen Stunden zu eigen machen kann, der Beschäftigung mit Dante ein neuer, fruchtbarer Anstoß kommt.

Um Johannes Müller, den Laienprediger von Schloß Mainberg, hat sich längst eine ebenso anhängliche wie begeisterte Gemeinde geschart. Seine Bücher wenden sich an alle, die in sich eine nach Erfüllung drängende, über den Tag hinausgehende Bestimmung verspüren und die Pflicht in sich fühlen, sie zu pflegen. Das Licht eines neuen Lebens möchten die Müllerschen Schriften entzünden, ein Licht, das uns zu uns selber bringt, uns dem Leben nicht abtrünnig macht und auch das moderne Denken nicht verdunkelt, aber doch über das Nächstliegende zu einem höheren Dasein hinaufhebt. Man darf diesem Weltpriester und seiner Wirksamkeit, nun eine so ernste Zeit bei uns eingekehrt ist, wohl erst recht eine eifrige und zahlreiche Gefolgschaft verheißen. Wer zu ihm kommen will, tut am besten, zuerst zu seinen gesammelten Mainberger Reden zu greifen, wie sie in dem Buche »Von Weihnachten bis Pfingsten« oder in den andern, weiter und tiefer greifenden, das sich »Wegweiser« betitelt, vorliegen (beide bei Beck in München). Es sind Bücher, die aus der lebendigen Praxis hervorgegangen, Leitfaden seelischer Erziehung, die schon vielen den Pfad zu einem fruchtbaren, ihre innerste Sehnsucht erfüllenden Leben gewiesen haben. Über allen diesen Aufsätzen und Ansprachen leuchtet, auch wenn sie eine noch so ernste Sprache führen, das Gestirn einer Lebensfreude, die Not und Tod überwindet.

Eine innere Verwandtschaft der Gesinnung und des sittlichen Ziels verbindet mit dem Mainberger Schloßherrn den in Ludwigshafen am Bodensee wirkenden Heinrich Lhotzky. Auch seine Schriften, so viel freier sie sich auch bewegen, arbeiten mit Ernst und Nachdruck auf eine geistige Vertiefung und Gesundung der Menschen hin, und beider Methode dafür ist auch insofern einander ähnlich, als auch Lhotzky nicht mit fremden und fernen Forderungen aus einer bloß vorgestellten Welt an seine Hörer herantritt, sondern das schon in ihnen ruhende Gute und Höherstrebende nur zu entfesseln trachtet. Er tut das mit noch weltlicheren und natürlicheren Mitteln als Müller. Sein letztes Ziel unterscheidet sich nicht viel von dem, das Goethe als Ideal über seinem Leben und Wirken aufrichtete: Harmonie der Persönlichkeit, Einklang zwischen Wünschen und Erlangen, Wollen und Können. Mit dieser heiter versöhnten Grundgesinnung des Herzens trägt Lhotzky in seinem Buche »Vom Ich und vom Du« (Stuttgart, Engelhorn) seine Gedanken über Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit vor und befaßt sich in einem andern, das von einem köstlichen Humor durchwebt ist, mit dem Ärger, einem Kerkermeister der Seele, der schon manche tüchtige, zu gesunder Wirksamkeit berufene Lebenskraft in tödliche Bande geschnürt hat. Eine unmittelbare Ergänzung zu diesem Buche bildet das dem »Heiligen Lachen« gewidmete (beide erschienen im Verlage Haus Lhotzky, Ludwigshafen).

Ein Apostel des gesunden Menschenverstandes, der freudigen Lebensbejahung und eines unerschütterlichen Humors ist allzufrüh mit dem Sachsen Fritz Anders dahingegangen. Seine »Skizzen aus unserm heutigen Volksleben« haben mehr noch als seine Romane für diese beherzte Art der Weltbetrachtung geworben, und all denen, die auch nur einen einzigen Aufsatz von Pastor Max Alihn — diesen bürgerlichen Namen führte Anders — gelesen haben, wird es eine freudige Botschaft sein, zu hören, daß aus seinem Nachlaß bei Grunow in Leipzig »Glossen zu unbekannten Texten« erschienen sind, ein neues Skizzen- und Studienbuch, das als eine ebenbürtige, nur ernster und tiefer gehaltene Fortsetzung zu seinen Skizzen bezeichnet werden kann. Auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch diese Blätter schreitet die alte frohe Religiosität und der mit Geist verklärte Humor. Meistens sind es Zeitfragen und -stoffe, die Anders behandelt, oft noch so im Fluß begriffen, daß eine Lösung nicht möglich (Kunst und Moral, der Modernismus, Über Jesu hinaus u. a.). Aber darauf kommt es bei dieser Art, sich mit den Dingen auseinanderzusetzen, nicht an: der Reiz und Wert liegt in dem Reiz und Wert der Persönlichkeit, die mit diesen Fragen ringt oder nur Zwiesprache hält.

Seine im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte erschienenen Vorträge und Aufsätze, die sich alle, gesteuert von einem frühgereiften Willen und einem in sich geschlossenen Charakter, auf das deutsche Literaturideal hinbewegen, hat Friedrich Lienhard jetzt in einer zweiten, neugestalteten Auflage gesammelt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Er nennt diese Sammlung auch heute noch »Neue Ideale«, und dieser Titel, obgleich schon vor zwölf Jahren geprägt, hat für die Aufsätze, die sich, um nur ein paar Themen zu nennen, mit dem deutschen Idealismus, der Persönlichkeit und dem Volkstum als Grundlagen der Dichtung, mit der Heimatkunst, dem Christentum und der Moderne und der Vorherrschaft Berlins beschäftigen, noch heute seine Berechtigung. Denn auch heute noch liegt die Verwirklichung dessen, wofür Lienhards an den Klassikern geschulter, an der Gegenwart gestählter Idealismus kämpft, im Schoße einer Zukunft, die wir eben erst werden sehen.

Das kernige Deutschtum, das Lienhards Schriften durchpulst, läßt seine Wimpel noch mutiger und eroberungslustiger in den Reden und Aufsätzen flattern, die Eugen Kühnemann, der Breslauer Universitätsprofessor, der jetzt in Amerika an Dernburgs Seite so tapfer für das deutsche Ansehen wirkt, unter dem Titel »Vom Weltreich des deutschen Geistes« zu einem starken Bande gesammelt hat (München, Beck). In diesen meist nur kurzen Lebensbildern, Betrachtungen und Würdigungen werden Gestalten aufgerichtet, die als geistige Mächte die Träger dieses Weltreichs sind, und die den deutschen Gedanken über die Grenzen der Heimat hinausgetragen haben, um ihn jenseit des Weltmeeres aufzupflanzen. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß es der Kulturgedanke des Deutschtums ist, der unsre Pflicht in der Welt darstellt, und daß mit ihm über unser Sein und Nichtsein entschieden wird, so hat ihn uns dieser Krieg geliefert. Manches Buch der letzten Jahre hat er stillschweigend beiseitegeschoben, diesem hat er erst recht den Stempel der Bedeutsamkeit aufgedrückt: vielen wird es in stillen, nachdenklich gesammelten Stunden von den verschiedensten Seiten her, aus Literatur, Geschichte, Philosophie und Politik, die Überzeugung stärken, daß das Erwachen eines wahren deutschen Volkslebens in allen Provinzen des nationalen Geistes durch diesen von Neid und Haß gegen uns diktierten Krieg wohl für eine Weile aufzuhalten, nicht aber zu töten ist. Der »neue Weltgedanke vom Deutschtum«, den Kühnemanns Buch, ausgerüstet mit einem Schatze reichen Wissens und noch reicherer Erfahrung, verkündet, stellt es an die Spitze derer, die uns in eine stolzere Zukunft hinüberleiten.

Literarische Notizen

Eine der ersten, die mit einem »richtiggehenden« Kriegsroman auf dem Plan erschienen, war Nanny Lambrecht. Das brauchte uns weder zu verwundern noch zu überraschen; sie war sozusagen »die nächste dazu«. Alles, was sie bisher geschrieben hatte, von ihrem Erstlingsbuche, der »Geschichte aus der Wallonie«, an bis auf die »Tolle Herzogin«, ja diese besonders, erwies in der beherzten, rasch zupackenden Art, ein wirbelndes Leben und aufgewühlte Menschen aus dem Feuer der Leidenschaft zu gestalten, ihren Beruf dazu. Und denn lohten ihr ja die Flammen des Krieges so nahe vor der Schwelle wie keiner andern. In Aachen daheim, stand sie mit einem Fuß gleichsam auf dem belgischen Kampffeld. Mehr noch: der aus lauter scheinbar unversöhnlichen Widersprüchen gemischte Charakter der belgischen Bevölkerung, der uns Fernerstehenden wie ein Bündel unentwirrbarer Rätsel erschien, ihr war er von Kind auf vertraut; während die andern noch mit ihrem Staunen und ihrer Verwirrung kämpften, hatte sie schon die Schlüssel dazu in den Händen. Wenn einer, so darf man es ihr glauben, daß sie, von jeher eine zu schnellem Sprung bereite Natur, aus innerem Drang zu diesem lodernden Stoff gezogen wurde. Ausgereifte Früchte freilich waren so schnell nicht zu pflücken; aber das war noch nie ihre Art gewesen — sie hielt es lieber mit den Blüten, die noch halb in der Knospe lagen.

So waren kaum zwei Monate nach dem Kriegsausbruch ins Land gezogen, als ihre »Eiserne Freude« zu erscheinen begann, die wir jetzt eben als Buch bekommen (Berlin, Fleischel & Ko.). Es ist die Vorgeschichte dessen, was die Leser dieser Zeitschrift augenblicklich als »Die Fahne der Wallonen« genießen: die mit einer nicht gerade sehr originellen und erschütternden Romanhandlung verwobene Darstellung der Kriegsereignisse von der deutschen Mobilmachung an bis zur Einnahme von Lüttich. Doch der Nachdruck liegt auch hier nicht auf dem äußeren Geschehen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karl Stirner: Der Besuch im Schloß (Motiv aus dem Alten Schloß in Stuttgart)

Zu Eduard Mörikes »Stuttgarter Hutzelmännlein«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

sondern mehr auf dem Völkerpsychologischen, auf dem Zusammenprall der deutschen Volksseele mit der wallonischen. Lange schon muß dieser Stoff in Nanny Lambrecht geschlummert haben. Der Krieg hat eigentlich nur den Zapfen ausgestoßen, siedend und zischend ergoß sich der aufgestaute Stoff alsbald aus der übervollen Form. Kein Wunder, daß kein reines, ebenmäßiges Kunstwerk daraus geworden ist. Die Teile überwuchern überall den Kern; was Beiwerk sein sollte, drängt sich in den Vordergrund. Aber dieses Beiwerk, zumal an den Stellen, wo die unvergeßliche, unvergleichliche Stimmung der ersten deutschen Kriegstage und -wochen in glühenden Bildern festgehalten wird, ist oft von einer so stürmischen, hinreißenden Bewegung, daß wir kaum Zeit und Mut finden, den offensichtlichen Mängeln der Komposition zu zürnen. Dramatisch, nicht episch möchte man dies Tempo nennen, wenn das Wesen des Dramatischen nicht von allen Kunstgattungen am strengsten die Bändigung, die sichere Zielstrebigkeit forderte. Nein, diese elementare Begabung ist viel zu jäh, viel zu ungezügelt, als daß sie sich unter die Gesetze einer bestimmten Gattung beugen möchte. Man steht voller Staunen, auch wohl voller Bewunderung vor dem wildschäumenden Gießbach dieser von keinem Bett und keinem Ufer gehaltenen Begabung, und wird doch auch von Entsetzen ergriffen über die Verwüstungen, die solch unausgegorener Überreichtum im eignen Garten anrichtet. Unsre arme deutsche Sprache! Ist es wirklich nötig, so eigenwillig und selbstherrlich mit ihr umzuspringen? Das sind ja keine Sätze mehr, das sind nur noch in rasendem Galopp von der Spule laufende Ketten von Anakoluthen, Ausrufen, Schreien! Wo nimmt die Frau nur den Atem her für dieses stete, unausgesetzte Ungestüm! Gleich der Anfang: »Hepp! Hüjo! Aus einer türmenden, wälzenden, wogenden Staubwolke heraus schwankt's die Anhöhe von Lüttich herunter. Der Eilpostwagen mit hoch- und übereinandergetürmten Wogensitzen. Die Mailcoach. Und noch eine ... wieder eine. Vier Pferde Gespann. Die Mähnen schütteln, die weißen Wagenleinen schwenken. Wehende Damenschleier im Wirbel von Dunst und Staub, weiße Schleier, grüne — ein gellgejauchztes Lachen, fast frivol in der mittagsstillen Felbeinsamkeit. Die silbernen Trompeten schmettern ... Hepp! Hüjo! Hüjo!« Und der Schluß: »Ein Schmettern und Wettern und Klirren die Heerstraße herauf. Die flutende graue Woge. Die Legionen des Kaisers. Plus ultra! Nun denn: So juble durchs Land, du deutsche, du eiserne Freude!« Und in der Mitte, irgendwo auf gut Glück: »Die schweren Stiefel klatschen auf die Steinfliesen des Kirchenschiffs. Süßlicher Weihrauchduft. Geschmückte Altäre. Bum! Krach! gegen die Turmtür. Die steile Wendeltreppe hinauf. Links eine offene Tür zur Empore, wo die Orgel stand. Rechts eine niedere verschlossene Pforte in der Turmmauer. Bum! Krach! Eine Leitertreppe in das Turmgebälk hinauf. Nur durch die schmalen Luken Tageslicht. Spinnweb hing in Fetzen. An der Mauer tropfte es herab. Droben im Gerüst die drei Glocken.« Welche Atemlosigkeit! Welche Aufgeregtheit! Welche Zügellosigkeit! Welche Unbekümmertheit um Wortfolge und Satzbau! Und das Schlimmste ist: es werden zwischen ruhigen Vorgängen und hastigen, schnell aufeinanderfolgenden Ereignissen kaum noch Unterschiede gemacht. Es gibt offenbar keine Feder und keine Schreibmaschine, die da mitkommen kann. Jammerschade um die starke Begabung, die sich hier wegwirft! Zucht! Zügel! Kandare! Ein Freund, eine unbestechliche, überlegene Faust, die diesem wildgewordenen Renner in den Zaum fällt und ihn zu gemäßigter Gangart zwingt! Schriftleiter und Verleger sollten sich verschwören, so etwas nicht zum Satz, geschweige denn zum Druck zuzulassen, bevor es sich nicht zum Gehorsam vor der deutschen Sprache bequemt hat. Uns wird das tägliche Brot zugewogen — gut so! wir sind dankbar dafür, denn nun erst lieben und achten wir es nach Gebühr —, es sollte sich ein literarisches Proviantamt über diese Schriftstellerin erbarmen, sonst geht sie elendiglich an ihrem eignen starken und kühnen Talent zugrunde!

*

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern —

über alle beschaulichen Naturen kommt eines Tags die Weisheit dieses Goethischen Spruches, und manche spinnen sich so darin ein, daß die Erinnerung an die Vergangenheit alles andre in ihnen, Gegenwart und Zukunft, überschattet. Felix Philippi, der Berliner Dramatiker, der uns nach seinen handfesten Theaterstücken durchaus ein robustes Wirklichkeitstalent zu sein schien, ist seit vier, fünf Jahren so ein Erinnerungspoet geworden, und man muß sagen: diese neue, selbstgeschaffene Würde steht seinem weißen Haar besser als die bronzierte Theaterkrone, die einst sein Stolz war. Seine Jugenderinnerungen »Alt-Berlin« haben vor kurzem eine neue Folge erhalten (Berlin, Mittler; mit 15 Bildertafeln alter Berliner Ansichten, Sittenbildern und Bildnissen). Auch hier ist er der alte Lobsinger abgelebter Zeiten geblieben, der er im ersten Bande war, ja, das alte Herz, einmal erwärmt und ermuntert durch den außergewöhnlichen Erfolg, den Philippis Buch, erst recht aber seine daran anknüpfenden Vorträge gefunden haben, schlägt jetzt mit noch volle-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rem und stolzerem Schlage. Unser schlägt gern mit, solange Philippi, dem das Glück einer wolkenlosen Jugend zuteil geworden ist, von häuslichen und gesellschaftlichen Freuden der sechziger und frühen siebziger Jahre plaudert und schwärmt, von Weihnachten, vom Eislauf auf der Rousseau-Insel, von der alten Stammbuchpoesie, vom Zirkus Renz, von den Theatergenüssen im Königlichen Schauspielhause, im Wallnertheater und bei »Mutter Iräberten«, von den Schusterjungen, Eckenstehern und Droschkenkutschern, von den Landpartien »per« Kremser in den Grunewald, vom Stralauer Fischzug und dem Tischrücken; es zuckt schon ein bißchen, wenn die alten Possen und Volksstücke, die doch oft auch recht hohl und roh waren, allzusehr herausgestrichen und dem Heute alle Fähigkeit, etwas ähnlich zu Herzen Gehendes zu schaffen, kurzerhand abgesprochen werden; völlig aber kommt es aus dem Takt, wenn es gewahrt, welche Lorbeeren den bescheidenen oder gar gefährlichen Literaturgrößen der sechziger und siebziger Jahre geflochten werden. Wenn einem Paul Lindau ein »seine besten französischen Vorbilder übertreffender Stil« nachgerühmt und behauptet wird, er spiele noch heute die »große Rolle im geistigen Leben«, wie einst in Alt-Berlin, wenn dann Luise Mühlbach, Charlotte Birch-Pfeiffer und Eugenie Marlitt als Favoritinnen der glorifizierten Zeit aufmarschieren, so fängt diese Lorbeerwinderei für die Vergangenheit an, uns gelinde zu empören. Und was das Volk angeht — ist es wirklich so ganz verroht, so völlig plump, herz- und humorlos geworden, wie Philippi, dem noch all die gutmütig-witzigen Berliner Redensarten aus den alten Possen in den Ohren klingen, meint? Sind nicht vielleicht die Ohren und Augen gealtert, blind und taub geworden für die Äußerungen einer anders, aber keineswegs durchweg schlechter gearteten Zeit? Wir fühlen schon bei der Schilderung der Konfliktzeit, da der »schreckliche Bismarck« seinen eisernen Handschuh in die politische Arena wirft und ganz Berlin gegen sich aufbringt, daß etwas von dem Schaudern der Kreatur vor so einem Gewaltmenschen auch den Verfasser ergreift; wie viel mehr noch steht er erschreckt, fassungslos und verständnisbar vor dem neuen Menschenschlage, den neue, gründlich veränderte soziale Verhältnisse herausgebildet haben, dem es aber keineswegs an neuen, mit ihm erst geborenen Schönheiten fehlt, so wenig idyllisch die auch anmuten mögen ... »Früher« — und das ist der immer wiederholte, oft so traulich, manchmal aber auch unwirsch und vergnittert klingende Kehrreim dieses Buches — »früher dufteten Lindenblüten, Jasmin und Flieder, jetzt stinken Benzin und Qualm und Rauch.« Die Äpfel unsrer Jugend! ... Wie auch Erinnerung zu einer neuen schöpferischen Kraft des Lebens, der Gegenwart gemacht werden kann, hat Goethe einmal zum Kanzler Müller ausgesprochen: »Ich statuiere keine Erinnerung in Eurem Sinne; das ist nur eine unbeholfene Art, sich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder erinnert, gleichsam ergänzt werden, es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues, besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets praktisch sein, ein neues Besseres erschaffen.«

*

Bodo Wildberg hat eine ausgesprochene Neigung für abenteuerliche, exotische, zuweilen auch wohl gruselige, gespenstige Stoffe Wie der Amerikaner Edgar Allan Poe, so spickt auch er seine Geschichten gern mit geheimnisvollen Motiven, unheimlichen Szenen und überfängt sie mit einer phantastischen Farbschicht, die dem eigentlichen Stoff das handgreiflich Wirkliche raubt. Selten nur erfährt man, wo Bodo Wildbergs Geschichten spielen; manchmal nennt er Böhmen oder Mähren oder sonst ein slawisches Land, aber dem Leser entzieht sich der Schauplatz, oder er dünkt ihm weit ferner zu liegen, als der Verfasser behauptet. Wildbergs jüngste Geschichte, »Roller Sahib« geheißen, ist in Indien daheim, und das ist ja auch heute noch fern und fremd genug. Doch erwarte man hier keine bloße Abenteuergeschichte. Der »Held«, wenn man ihn so nennen darf, geht nach Indien, um reich zu werden, und im eisernen Erstreben dieses Ziels vergewaltigt er seine bessere Natur. Aber sie rächt sich, sie verbündet sich der Gewalt des Landes, und Indien mit seinen Geheimnissen und Wundern wird gewissermaßen der Dionysos, der den Nüchternen straft und ihn unter sein Joch beugt. So etwa läßt sich der innere Gedanke des Buches andeuten — was sich auch solcher bloßen Andeutung entzieht, sind die romantisch-exotischen Stimmungen, von denen die Erzählung wie von einem atmosphärischen Duft umwoben wird.

*

Vom Geiste Treitschkes befruchtet und auch von seinem vaterländischen Feuer erfüllt sind die »patriotischen Besinnungen«, in denen Werner Sombart »Händler und Helden« nach ihren grundverschiedenen »Idealen«, Entwicklungs-, Wirkungs- und Förderungsmöglichkeiten einander gegenüberstellt (München, Duncker & Humblot). Wer mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem »Händler« gemeint ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Hart geht Sombart mit ihm und seiner Brut ins Gericht. Was England gegenüber seinem Soll, als da ist Roheit, Plattheit, Oberflächlichkeit, Nützlichkeitsethik, Gaunerei und Niedertracht, als Haben ins Buch der modernen Gesamtkultur eintragen könne, seien allein Sport und Komfort, zwei überdies sehr fragwürdige Posten. Demgegenüber erstrahlt das Bild des deutschen Helden in kristallener Reinheit: sein Idealismus in Dichtkunst und Denkertum, seine opferbereite Vaterlandsliebe, seine Hingabe an das Ganze, »das über uns lebt, das da ist, auch ohne und gegen unsern Willen«, seine selbstlose Staatsgesinnung, seine Liebe zum Kriege als dem Heiligsten unter allen großen gottgewollten Entscheidungen dieser Welt, seine vollendete Versöhnung von gehorsamster Unterordnung und freimännlicher Selbstbestimmung, wie sie sich im vielgeschmähten Militarismus äußert. Der Krieg erst habe diese echten, vorher vielfach verdunkelten Züge recht an uns herausgearbeitet, der Krieg erst habe die halbverschüttete Quelle idealistischen Heldentums wieder aufgebrochen. Und nur von ihm auch könnten wir die Richtlinien für unsre weitere Arbeit an uns selbst nehmen, jeder Internationalismus sei zu verabschieden und mit ihm jede — Expansionspolitik ... Da stocken wir; aber zum Nicken und unbedingten Jasagen ist dies Buch gewiß nicht da: es hat Feuer in sich, und es schlägt Feuer auch aus dem Lauen.

*

Fr. J. Biehringer, »Kaiser Friedrich II.« (Berlin, Emil Ebering). — Ein Ausschnitt aus der Geschichte, wie er durch die Regierungszeit eines Herrschers gegeben wird, ist für die volkstümliche Darstellung im allgemeinen nicht besonders geeignet, weil der Laie die Fäden, welche die geschilderten Begebenheiten mit den früheren und späteren Ereignissen verbinden, nicht übersieht. Für den Nichthistoriker erwächst ein wirkliches Verständnis daher nur bei der Behandlung eines größeren Zeitabschnittes, der in sich einen gewissen Abschluß findet. Eine Ausnahme bildet aber doch die Zeit und die Persönlichkeit des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. An sie knüpft die erste Entstehung dessen an, was wir als moderne Kultur und modernes Leben bezeichnen, sie haben deshalb auch für die weitesten Kreise Bedeutung, und wir können eine so leichtflüssige und schöne Darstellung, wie sie in dem vorliegenden Werk auf Grund der wissenschaftlichen Quellen gegeben ist, gerade in dem gegenwärtigen Augenblick, wo für uns Deutsche wieder die Berührung von Morgen- und Abendland, von Islam und Christentum starkes Interesse bekommen hat, nur willkommen heißen. H. E. T.

Der Literarische Ratgeber des Dürerbundes ist wieder da! Man darf wirklich ein Ausrufezeichen dahintersetzen, vielleicht sogar zwei, denn dieser Band für 1915 erscheint dem Kriege zum Trotz zu einer Zeit, wo unsre Feinde uns glaubten längst ausgehungert zu haben, und er erscheint in einem Umfang, in einer Gründlichkeit und einer jugendlichen, so gar nicht stubengelehrten Frische, daß man seine helle Genießerfreude daran hat. Mehr aber noch seine moralische Freude! Man denke: dieser Führer durch die Bücherschätze unsrer Gegenwart — denn nur was lebendig geblieben, wird aus vergangener Zeit mitgeführt — wendet sich an die Reifen und Ernsten unter den Männern und Frauen, die wirklich »Rat suchen«, d. h. sachlich ehrlichen, unbefangenen und geschäftlich unabhängigen Rat für Auswahl und Gestaltung ihrer auf ein freies und hohes Bildungsideal hinzielenden Lektüre, und er ist seit seinem kurzen Bestehen in einer halben Million Exemplaren verbreitet! Wege will er weisen, wie man mit innerlichem, bleibendem Gewinn lesen, wie man sich einem Gebiete des Schrifttums nähern und wie man sich dann weiter auf ihm heimisch machen kann. Sechzig verschiedene Mitarbeiter, Fachgelehrte zum Teil, doch alle erfüllt und geleitet von dem Notwendigkeitsbewußtsein einer in sich abgerundeten Allgemeinbildung, haben im Laufe der Jahre an diesem Band gearbeitet, aber ein fester persönlicher Wille, ein Meister bald strafferer, bald loserer Zügelführung, hat dafür gesorgt, daß sich das Ganze als ein Buch von Geist, Geschmack, Urteil und — Charakter darstellt, ohne den Eigensinn einer persönlichen Meinung herauszubeißen. Wie wertvoll dieser Ratgeber für jeden Bildungsbeflissenen ist, weiß man heute allgemein; möge er nun auch beim Sortimentsbuchhandel als das erkannt werden, wozu er den Beruf hat: als ein ästhetischer Erziehungsleitfaden für die deutschen Buchhändler, in deren Hand so oft die Leseauswahl für jung und alt gegeben ist.

*

Der Plan zur neuen Ausgabe von Brehms Tierleben, der besonderen Nachdruck auf die Entwicklungsgeschichte legt, macht den Fischband zu einem besonders wichtigen Teil des Werkes. So muß man gleich im allgemeinen die eingehende Berücksichtigung der vielen neuen Ergebnisse über erste Entwicklung, Eiablage und Brutpflege hervorheben. Am breitesten behandelt ist naturgemäß die heimische Fauna, unter deren Vertretern die Süßwasserfische vollständig, die Seefische zum größten Teil beschrieben sind. Von den ausländischen Fischen sehen wir ausführlicher als in der vorhergehenden Auflage die nordamerikanischen und die in unsern Kolonien vorkommenden Arten heran-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezogen. Einen großen Fortschritt läßt die Darstellung der Lebensgewohnheiten der Fische erkennen, die bei den Meeresfischen in ausgiebigster Weise das reiche Material der Internationalen Kommission für Meeresforschung und der letzten großen Forschungsfahrten, für die tropischen Süßwasserfische die in den Aquarien neuerdings gemachten, auf eingehenden Versuchen und Studien beruhenden Beobachtungen verwertet. Bei den einheimischen Süßwasserfischen begegnen wir überall den bei der künstlichen Fischzucht erlangten Aufschlüssen. Dem glücklich erneuerten Inhalt entsprechen die Bilder des Bandes. Zu den manchmal etwas schulmäßigen Bildern von Mützel sind ausgezeichnete Darstellungen namentlich von Flanderky getreten, in denen sich Lebenswahrheit gut mit künstlerischer Auffassung verträgt. Bei einer Reihe von Aquariumfischen zeigt Thumm, daß er ein ebenso guter Zeichner wie Züchter ist. Welche Leistung die prächtigen, nach photographischen Aufnahmen wiedergegebenen Tafeln bedeuten, kann vielleicht nur der beurteilen, der die Schwierigkeit kennt, Fische unter Wasser zu photographieren.

*

Zu Meyers Kleinem (sechsbändigem) Konversationslexikon ist ein siebenter Band als Ergänzungs- und Nachtragsband erschienen. Darin findet man unter geschickt gewählten Schlagwörtern alles das in knapper, sachlich nüchterner und zuverlässiger, manchmal auch anregender Form behandelt, was für das allgemeine Wissen bis kurz vor Ausbruch des Krieges Neues sich ergeben und ereignet hat. Das meiste davon lehnt sich an Artikel des Stammwerkes an, aber auch an neuen Beiträgen fehlt es nicht, und gerade sie beweisen, wie aufmerksam und hellhörig die Leitung dieses Sachwörterbuches dem Keimen und Werden der neuen Zeit folgt. Wir schlagen »Buchgewerbe« nach und finden dort schon die Leipziger Buchgewerbe-Ausstellung vom Sommer 1914 gewürdigt; wir sehen uns nach Kluck um und finden in acht Zeilen die Hauptdaten seiner militärischen Laufbahn verzeichnet; wir möchten uns über den Wellenfernschalter unterrichten und finden über diesen von Wirth zur Steuerung unbemannter Wasserfahrzeuge mittels drahtloser Telegraphie gebauten Apparat in einem kleinen Aufsatz von 22 Zeilen alles dem Laien Nötige und Verständliche. Daß der Band reich mit erläuternden und schmückenden Bildern ausgestattet ist, versteht sich bei einer solchen Veröffentlichung des Leipziger Welthauses von selbst. Ein besonderer Kriegsnachtrag soll — für die Abnehmer des »Kleinen Meyer« zum Vorzugspreise — sobald wie möglich folgen.

Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhang der Geschichte des europäischen Kunstlebens. Von Albert Dresdner (München, F. Bruckmann).

Es ist wirklich, wie der Verfasser hervorhebt, eine recht merkwürdige Tatsache, daß die Kunstkritik, nachdem die Welt jahrtausendelang ohne sie sehr gut ausgekommen ist, gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem Male auf der Bildfläche erscheint, um binnen kurzem eine Macht und seit dem 19. Jahrhundert sogar eine Großmacht im Kunstleben zu werden. Dresdner, der selbst ein geschätzter Kunstkritiker ist, unternimmt es, diesen Entwicklungsgang in einer Geschichte der Kunstkritik darzustellen, auf der er später eine Theorie der Kunstkritik aufzubauen beabsichtigt. Der hier vorliegende erste Band der Werkes bildet insofern ein in sich abgeschlossenes Ganzes, als er die Entstehung der Kunstkritik und damit in engem Zusammenhang die Bildung eines Kunstpublikums schildert. Ein Kunstpublikum konnte sich aber erst bilden, wenn die Kunst sich von der handwerksmäßigen Verfassung befreite. Das geschah in den Tagen der Renaissance. Damals sind die Literaten einen Bund mit den Künstlern eingegangen; die Akademien und der Akademismus gehören zu den Früchten dieses Bundes, und im Schatten des Akademismus ist die Kunstkritik erwachsen. Man sieht aus diesen Andeutungen, welch reichen und bedeutenden geschichtlichen Hintergrund Dresdner seiner Arbeit zu geben verstanden hat. Das Buch bietet nach vielen Seiten der Kunstliteratur und allgemeinen Bildungsgeschichte hin Anregungen.

*

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Seit einigen Monaten hat das Große Hauptquartier begonnen, ausführliche, meistens sehr klare und lebendige Darstellungen aus den Kämpfen dieses Krieges zu veröffentlichen, die, auf genaueren sachverständigen Beobachtungen fußend, den ersten Schritt zu einer umfassenderen Betrachtung größerer Teile der gesamten Kriegshandlung bedeuten. Es ist daher wohl begreiflich, wenn der Wunsch entsteht, jene Schilderungen zu sammeln und dauernd aufzubewahren. Um das zu erleichtern, veranstaltet der Verlag diese Ausgabe in zwanglos erscheinenden Heften, in denen bisher die Belagerung der Festung Maubeuge, die Kämpfe bei Soissons, Hurtebise, im Oberelsaß Mitte und Ende Januar, im Argonner Wald, die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September, die neuntägige Winterschlacht in Masuren und die Kämpfe bei Wirballen am 10. Februar d. J. behandelt werden. Karten sind beigegeben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst Henseler: Die letzte Patrone

Aus den Veröffentlichungen des Vereins für Originalradierung zu Berlin (Heft 15)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der deutsche Weltkrieg

Federzeichnung von F. Stichling

Die dröhnende Nacht

Von Curt Moreck

Ich sah Leo Torsleff wieder, als ich eine Opernvorstellung in der Stadt besuchte. Ich war aus dem sich trüb durch Regenwochen hinziehenden Winter meines Tales gekommen, um Licht und Menschen zu sehen und Musik zu hören, nachdem mich draußen das einförmige Geräusch des in triefenden Tannen rauschenden Windes in seine Einsamkeit gehüllt hatte.

In einer Pause ging ich aus dem Saal, um mich nach einem Menschen umzusehen, der mir vielleicht nicht fremd war, um ein paar Worte mit einem Bekannten zu sprechen. Da traf ich Torsleff.

Er stand mit dem Rücken an einen Säulenvorsprung gelehnt und schaute über die Menschen und in das helle Licht des Wandelraumes. Ich sah zuerst nur seine Augen, die mit einem sonderbaren, unbeschreiblichen Blick auf den Dingen ruhten. Dann erkannte ich ihn.

Er trug die graue Uniform des deutschen Offiziers, und sein linker Arm hing in einer schwarzen Binde. Die rechte Hand befand sich in einer Stellung, als sei sie gewohnt, beständig eine Zigarette zu halten, die hier der Ort verbot.

Ich wunderte mich über den so veränderten Ausdruck seiner Augen, da trafen sie mich und verloren ein wenig von ihrer Starrheit, indem sie mich erkannten. Und Torsleff nickte mir zu. Ich ging zu ihm hinüber und reichte ihm die Hand.

Während ich ihn begrüßte, lächelte er müde vor sich hin. Sein Gesicht war schmal und grau geworden, und er sah aus wie ein Mensch, der viel und Schweres erlitten hat. Das feine Dunkel qualvoll durchwachter Nächte lag um seine eingesunkenen Augen, über denen florfeine Wimpern schatteten, und seine schmale Krankenhand lag schlaff zwischen meinen Fingern.

Torsleff und ich hatten uns niemals recht nahe gestanden, aber in diesem Augenblick empfand ich doch ein tieferes, fast freundschaftliches Gefühl für ihn. Seit mehr als einem halben Jahr hatten wir uns überhaupt nicht gesehen, aber jede Kluft zwischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns überbrückte eine plötzlich vorhandene Sympathie.

Wir wußten beide nicht mehr voneinander, als in unsrer zurückhaltenden Zeit Menschen, die sich höflich begegnen, voneinander wissen. Wir sind ja in allen Dingen so verschlossen geworden und maskieren unsre Innerlichkeit gegen den spähenden Blick unsrer Mitmenschen, weil wir nicht wissen, ob diese nicht heute oder morgen unsre Gegner werden oder es bereits sind. Torsleff gegenüber fühlte ich mich jetzt geneigt, alle instinktive Vorsicht außer acht zu lassen, vielleicht weil ich empfand, daß auch er nach etwas tastete, das ihm einen Halt biete, das ihm den fühlenden Menschen in mir verrate. Das gab uns eine neue Beziehung zueinander, und so kam es wohl auch, daß er, der sonst wenig offenherzig und nicht einmal gesprächig war, mir Tiefen seines Wesens öffnete, die eine männliche Scheu uns sonst verbergen läßt.

»Sie sind zurück, Torsleff?« sagte ich, und mein streifender Blick brachte den unter der schwarzen Binde verpackten Arm mit dem schmalumsilberten schwarzen Eisenkreuz, das auf seinem Uniformrock haftete, unwillkürlich in Beziehung.

Er nickte, und seine überwachen Augen, in denen ein überwältigendes Ereignis einen unbestimmbaren Ausdruck des Grauens hatte gefrieren lassen, blinzelten auf den verhüllten Arm.

»Durch Granatsplitter zerschmettert,« sagte er erklärend; »aber er ist noch da. Es heilt sich aus, obschon er wie von wütenden Hunden zerbissen war. Das sind die schlimmsten Wunden nicht, die wir heimgebracht haben.«

Er schwieg und starrte über mich hinweg in einen Kranz weißflammender Lichter, und seine Augen schienen die schmerzende Grellheit der elektrischen Funken nicht einmal zu spüren.

Weil etwas so Unheimliches in seinem Schweigen war, suchte ich es mit einer Frage zu durchbrechen. »Wo sind Sie dabeigewesen, Torsleff?« sagte ich.

Er blickte mich einen Augenblick nachdenklich an und antwortete: »Ich stand in Polen — gegen die Russen ... Ich kam ja gleich im Anfang dahin.«

Indessen kündete das schrille Glockenzeichen das Ende der Pause an, und ich wollte in den Saal zurückgehen. Torsleff aber rührte sich nicht von seinem Pfeiler.

»Kommen Sie nicht mit?« fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf. »Nein,« sagte er; »ich will gehen. Ich verstehe diese Musik nicht mehr. Ich höre sie nicht mehr, ich bin wie taub. Mein Gehör ist wie zerschnitten.« Und er reichte mir die Hand.

Da war auch mir die Lust an den Tönen, die drinnen schon aufquollen und durch die geschlossenen Türen drangen, verloren, und ich fragte Torsleff, ob es ihm recht sei, wenn ich ihn ein Stück seines Heimwegs begleite.

»Ja, kommen Sie!« sagte er schnell, als sei er froh, nicht allein sein zu müssen. »Gehen wir noch ein Stück zusammen durch die Nacht.«

Wir ließen uns die Mäntel geben, und ich half Torsleff beim Ankleiden, wobei ich eine fast innige Sorge um seinen verwundeten Arm empfand.

Wir gingen durch verschneite Straßen zum stillen Flußkai, auf dem sich die weißen Alleen hinzogen. Ein kurzer Schneefall hatte alle Dinge überbreitet. Mit dünnen Fluten rauschte der Fluß und blinkte unter der hellen Nacht.

Nachdem Torsleff eine Weile stumm neben mir gegangen war und gierig den Rauch seiner Zigarette gesogen hatte, sagte er plötzlich: »Es ist schrecklich! Ich bin heute zum drittenmal dort gewesen, um wieder einmal Musik zu hören, um meine Nerven ein wenig streicheln zu lassen, daß sie einschlafen. Aber ich höre die Töne nicht mehr; ich bin wie taub für jede Musik.«

»Sie hören sie nicht?« fragte ich verwundert, denn ich erinnerte mich, daß Leo Torsleff ein Liebhaber der Musik sei.

»Nein!« sagte er. »Das alles prallt ab, ohne daß ich einen Klang auffangen kann. Mein Gehör ist tot, hin, gestorben. Ich habe die Musik geliebt, jetzt ist sie mir hohler Schall. Ich bin ein Krüppel, obschon ich meine Glieder noch besitze. Aber innen, da innen, ist mir etwas zerstört ... In meinen Ohren höre ich immerfort die Geschütze von Wiskitno, diese furchtbaren Geschütze; nichts als dies; immerwährend diesen furchtbaren Lärm, dieses entsetzliche Dröhnen ... Können Sie sich vorstellen, daß man das Tag und Nacht hört und noch bei Sinnen ist?«

»Was geschah denn bei Wiskitno?« fragte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich. »War es dort, wo Sie verwundet wurden?«

Er nickte. »Ja, dort bekam ich diese Wunde und auch die andern ...« Und er zündete sich eine neue Zigarette an.

»Es wurde auch an andern Stellen heftig gekämpft,« fuhr er dann fort, »aber dort ging es am schlimmsten zu. Ich habe nie gedacht, daß Menschen zu so etwas imstande wären, ohne dabei verrückt zu werden. Aber wir hielten stand, und unsre Nerven zerrissen nicht ... Das war, als die russische Übermacht uns erdrücken wollte, als sie den Ring um unsre vorgeschobenen Divisionen zog, der uns ersticken sollte, und den wir dann sprengen mußten, um uns zu retten.«

»Ja,« sagte ich, »aber wie hing dies zusammen, da unsre Armee damals so gut operierte und vom Glück begünstigt schien? Stand sie doch im Begriff, die um Lodz konzentrierten Russen zu vernichten! ... Erzählen Sie mir, wie das kam! Wissen Sie etwas über jene Ereignisse?«

Er atmete tief, und seine Schultern zuckten unter dem übergeworfenen Mantel, während sein bartloses Kinn sich in den Pelzkragen grub.

»Was ich weiß?« sagte er tonlos. »Ich weiß, daß wir damals mit unserm Leben fertig waren. Das ist so alles, was uns zunächst klar wurde. Leben — das galt nicht mehr; das war eine Münze, die außer Kurs gesetzt war. Wir hatten dasselbe Gefühl wie der Lokomotivführer, der plötzlich die Brücke vor sich eingestürzt sieht und nach der Bremse greift. Der Schimmer eines Vielleicht, das ist alles in solchen Momenten, kaum genug, um sich daranzuklammern ... Aber danach fingen wir dennoch von neuem an — auf einer neuen Seite. — Sie sagen ‚damals', und ich spreche es Ihnen nach ... Ja, unsre Zeit rechnet jetzt doppelt, drei- und mehrfach; aber mir liegt der Höllenlärm der Geschütze aus diesem Damals noch heute im Ohr. Ist das nicht furchtbar?«

»Aber wie kam das alles, Torsleff?« fragte ich, um ihn von diesem einen Gedanken abzubringen, denn ich glaubte, daß es weniger der Nachhall des Kampfgetümmels als die ständige, unauslöschliche, von seinen Gedanken lebendig erhaltene Vorstellung eines Erlebnisses sei, was sein Gehör durchdröhnte. Es mochte eine Überreizung seiner Nerven, eine Überspannung seiner seelischen Kräfte sein.

»Diese Dinge erzählen, heißt, sie wieder erleben,« meinte Torsleff; »aber ich will Ihnen sagen, wie es damals war. Es wird schwer sein, das, was wir damals durchmachten, wie etwas Erledigtes zu betrachten.

Mein Arm ist beinah geheilt; es wächst neues Fleisch zwischen den Fetzen, und es bildet sich die deckende Haut; aber die andern Wunden, die ich davongetragen habe, liegen noch offen. Die Dinge leben zu stark in mir und wollen nicht ablassen. Daß wir das so gut überstanden haben, beweist, welche Kraft in unsrer Rasse gegenwärtig ist. Wir haben uns die Elastizität der Seele erhalten, und das ist ein Glück. Denn sehen Sie, so schlimm wie damals hatte uns das Schicksal noch nicht mitgespielt.

Seit Tagen hing der polnische Winterhimmel so schwer wie ein Bleideckel über uns. Eine Kälte schauerte über die Erde, als wolle sie die Luft vor unserm Munde gefrieren lassen, damit wir erstickten. Und der Boden unter unsern Füßen war hart wie klingendes Metall.

Die Uniformen froren uns fast wie starre Rüstungen um den Körper. Aber unser Blut erwärmte sich an dem Gefühl, daß es vorwärtsging, das Bewußtsein des Erfolges befeuerte uns. Wir wußten, was es galt; wir wußten, warum wir unsern Marsch so beschleunigten und uns keine Ruhe gestatteten. Wir hätten nicht ruhen können, indem wir die Gewißheit des Erfolges gefährdeten, und wir verspürten keine Müdigkeit. Alle Bedürfnisse versanken vor dem Willen zum Siege, von dem wir bis in den letzten Mann besessen waren. Denn wir zogen einen festen, stahlharten Ring um die feindliche Armee, die ihren Rücken an Lodz lehnte.

Wenn es uns gelang, diese Umklammerung zu vollenden, so konnten wir den Gegner vernichten. Wir hatten ihn dann fest in der Hand, eine ganze, mächtige Armee.

Das Herz zitterte uns, wenn wir an diese Möglichkeit dachten.«

Der Atem der Erregung rauchte Leo Torsleff vom Munde, und er ballte die Faust mit einer zerstörenden Gebärde.

»Plötzlich verbreitete sich in unsern Reihen das Gerücht, bei jener Armee, die wir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit fiebernder Emsigkeit in das Netz der Vernichtung einspannen, befinde sich der Großfürst Nikolai. Wir bekamen keine Gewißheit, wie es um die Wahrheit dieser Nachricht stand, aber die bloße Vermutung war uns eine anfeuernde Parole.

Es war ein hartes Werk, das wir zu tun uns vorgenommen hatten. Wir reichten nicht aus, um den Ring zu schließen. Noch immer klaffte eine breite Fuge. Sie mußte geschlossen werden. Das Band wurde dünn und dünner gezogen. Ein jeder mußte seine Kraft verdreifachen; denn es mußte uns doch gelingen. Und wir würden es zu Ende geführt haben, obschon wir fast die letzten Kräfte hergegeben, hätten wir nur noch ein wenig Zeit gehabt ...

Die Massen des Feindes waren von den Unsern zurückgewälzt worden und lagen zusammengeschoben um Lodz. Sie hetzten Adjutanten nach Warschau, um Hilfe herbeizuziehen. Aber da lagen unsre Vorposten an den Straßen, und wie ein stilles Lasso fing ihre Kugel die Eiligen mitten in der verzweifelten Hatz. Ihre Automobile verrannten sich in unsre Fangdrähte. An einer Stelle durchbrach ein schneller Wagen unsre Sperre, aber er sauste mit drei Toten in die Nacht und zerschmetterte an der nächsten Mauer. Ein russischer Flieger, der um Verstärkungen geschickt worden war, landete zwischen uns, weil er uns für das Entsetzungskorps hielt. Wir fanden wertvolle Meldungen bei ihm.

So schnitten wir dem Feinde langsam die letzte Ader durch, aus der ihm noch der Mut des Widerstandes zufloß; wir zerstörten den Nerv, durch den er in der Hoffnung auf Rettung lebte. Wir wollten ein totes Glied aus ihm machen, das mit dem Herzen seines Landes keinen Zusammenhang mehr besaß, bevor wir ihn ganz vernichteten.«

Torsleff schwieg einen Augenblick und schaute über den dunklen Fluß. Das Aufglimmen der Zigarette gab einen unheimlichen Schein in seine starren Augen.

»Noch einmal marschierten wir ununterbrochen einen ganzen Tag durch die graue Dämmerung der Schneefelder. Die trostlose Landschaft hatte keine Minute des Schweigens für unser wundes Gehör. Unsre Geschütze brüllten wie ein endloses Gewitter. Die Schläge ketteten sich aneinander und schleiften in der Frostluft dröhnend über uns hin. Sie hämmerten auf unsre Schädel, daß das Blut in den Ohren rauschte.

Als es endlich Abend wurde, sahen wir einen schmutzigen Häuserhaufen über die Ebene getürmt: Lodz. Die Stadt lag wie das Wrack eines gestrandeten Riesenschiffes in der Öde, und es schien, als seien die dunklen Schornsteine an den kalten, niederhängenden Himmel angefroren. Der Qualm von Bränden blakte in die gelbrote Stunde des Sonnenuntergangs. Die entsetzte, zerstörte Stadt stieß ihren Atem in dunklen Schwaden aus.

Wir wälzten Kilometer um Kilometer hinter uns. Der Schnee staute uns kalte Dünen entgegen, in denen wir manchmal bis an die Hüften einsanken. Wir fühlten kaum noch unsre eingefrorenen Glieder, aber wir schleppten uns weiter.

Die Finsternis zog sich über uns zusammen wie ein Sack. Mit aufeinandergebissenen Zähnen stapften wir vorwärts. Plötzlich fuhren weißflammende Strahlengriffel steil durch die Nacht und schrieben Zeichen, die uns unverständlich waren, an die finstere Himmelstafel. Sie ragten wie gefrorene Notschreie der eingeschlossenen Massen in die Dunkelheit und zerschnitten die Wolken.

Wir wußten im Augenblick: diese Lichtfanfaren riefen nach Hilfe. Ein paarmal fuhren die weißen Fangarme noch suchend über das schwarze Gewölk, dann standen sie fest wie Lichtspeere. Und nun kamen aus der Richtung von Warschau die Antwortzeichen der nahenden Ersatztruppen. Die Russen hatten sich zu verständigen vermocht.

Jetzt begann es für uns schlimm zu werden. Von Lodz her drang der Feind vor und von Rawa, auf der andern Seite schoben sich seine Hilfstruppen heran. Wir, mit der Erschöpfung der langen Märsche in den Gliedern, lagen dazwischen.

Als der Tag kam, hörten wir, die Rückzugslinie sei uns abgeschnitten, die Russen umkreisten uns, und eine Stadt, in der wir unsre Verwundeten zurückgelassen, sei vom Feinde besetzt. Die Verbindung mit wichtigen Kolonnen schien unterbrochen, wir vermuteten ihren Verlust.

Einen ganzen Tag noch hielten wir in entsetzlicher Ungewißheit aus. Wir waren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entschlossen, an den Fleck festgebissen, zu sterben. Da war es, daß die meisten von uns mit dem Leben abrechneten.

Aber am Abend kam der Befehl zum Rückzug. Es sollte versucht werden, die feindlichen Linien zu durchbrechen.

Nach ein paar Marschstunden mußten wir die Straße dem Vorüberzug andrer Regimenter freigeben und warten. Die dröhnende Nacht von Wiskitno brach an. War das eine Nacht! Zeitlebens wird sie für mich kein Ende nehmen, diese Nacht mit ihrem Kanonenlärm.

Überall im Finstern blühte das grausige Flammenrot berstender Granaten. Ich werde das nie vergessen, wie der eiserne Hagel da um uns flog und die Kameraden von unsrer Seite riß.

Wir lagen hinter einem Walde. Der Schnee klebte so dicht wie weißes Laub in dem Kronengeäst, und die Winde hatten ihn zwischen den Stämmen stellenweise mannshoch gehäuft.

Ich weiß nicht, wie nun alles kam; denn um meine Sinne war ein heißes, blutiges Flimmern. Wir lagen am Rande des Waldes und sollten einen russischen Angriff auf die Kolonne, die über die hartgefrorene Landstraße hinter uns dahinkroch, abwehren. Als wir uns eingraben wollten, verbogen sich unsre Spaten, so fest hatte der Frost die Erde gemacht.

Der Wald erglühte plötzlich vom grellen zuckenden Feuerwerk der russischen Granaten. Bäume splitterten und brachen mit hartem Krachen. Uns im Rücken klang dumpf das Rollen und Knirschen des endlosen Wagenzuges.

Flammende Geiser brachen vor uns aus dem vereisten Erdreich. Sand und Steine spritzten über uns hin. Ich sah neben mir Menschen plötzlich ohne einen Laut hinstürzen, als hätte ein Unsichtbarer sie aus dem Dunkel mit der Harpune in die Brust gespießt. Wie Dampfhämmer dröhnten die Haubitzen an unsre Ohren und marterten unser Gehör. Ich vernahm meine eigne Stimme nicht mehr, wenn ich einen Befehl gab, obschon ich mich heiser schrie.

So hielten wir drei Stunden aus. Wir lagen auf die Erde hingestreckt, das Blut fror uns in den Adern. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk rollte hinter uns her der dumpfe Trott der Kolonnen.

Ich hatte mich betäubt auf die Seite gewälzt. In der Nachtferne wirrten die Granaten wie flammende Sterne, die plötzlich krachend zersprühten. Der feurige Regen der Schrapnells leuchtete auf und sank in tödlichen Tropfen.

Plötzlich knarrte vor uns im kahlen Walde ein wildes Gewehrfeuer. Kleine Feuerfliegen flitzten über den Schnee und sirrten über uns hinweg. Duckend und aufspringend, feuernd und vorstürmend brachen russische Infanterieketten durch das Gehölz. Aber unsre Salven peitschten sie zurück.

Der Feind warf neue Reihen gegen uns an; wir zerrissen sie. Unsre eiskalten Gewehre begannen zu glühen. Da stürzten die Reste der russischen Kompagnien zurück.

Wir sahen dunkle Flecke vor uns im Schnee; schwarze Bündel lagen unbeweglich zwischen dem geisterhaften Ragen der hohen Bäume im blaßblauen Schatten des wolkengedämpften Mondlichts. Und die minutenlange Stille des Waldes wurde plötzlich zerrissen. Ein Stöhnen und Ächzen, ein Röcheln und Wimmern lebte grausig in ihm auf. Manchmal übertönte ein vergurgelnder oder abgerissener Schrei die qualvoll gleichmäßigen Laute, die auch der ferne Geschützlärm nicht überdecken konnte.

Ganz deutlich hörten wir durch unsre Betäubung hindurch die Sterbenden und Verwundeten. Auch auf unsrer Seite hatten wir Getroffene. Wir verbanden sie, und einige, die schwerer verletzt waren, legten wir nebeneinander in eine Mulde und deckten sie mit unsern Mänteln zu. Aber nun kam das Entsetzlichste.

Die Russen überschütteten uns von neuem mit Granaten und Schrapnells, und diesmal feuerten sie wie die Rasenden. Aber ihre Artillerie schoß zu kurz, und die Geschosse schlugen in den Wald, fielen zwischen ihren eignen Toten, Sterbenden und Verwundeten nieder.

Da stöhnten und brüllten diese wie Tiere, über denen das Haus brennt; sie schrien wie Wilde, die man abschlachtet. Und plötzlich begannen die dunklen Flecke sich zu rühren und krochen über die weiße Fläche auf uns zu. Ihr Ächzen und Wimmern kam näher. Einzelne blieben plötzlich liegen, andre wurden mitten in ihrer Kriecherei von den Granaten zerrissen oder von schweren Splittern wie durch Keulenschläge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hingeschmettert. Wie schwarze Schnecken schlichen die andern sich auf dem Bauche heran, während die berstenden Granaten sie in eine Feuersbrunst hüllten. Manche schleppten ihre zerfetzten Glieder hinter sich her und arbeiteten sich auf den blutigen Stümpfen weiter.

Wir lagen da und mußten zusehen; es war nicht möglich, den Blick von diesem grauenhaften Bilde loszureißen. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis wir einige mit ihren Mongolengesichtern ganz nahe vor uns sahen. Wir streckten ihnen schließlich die Hände hin und zogen sie heran.

Nur wenige erreichten den Graben, in den wir uns eingenistet hatten, und diese waren wie Irrsinnige. Sie wanden sich unter unsern Händen und schrien. Wir verbanden auch sie und legten sie nahe bei den Unsrigen nebeneinander hin. Aber sie konnten sich nicht beruhigen und wälzten sich im Schnee. Sie lallten Gebete, und sie heulten und streckten uns die Hände entgegen.

Unaufhörlich harkten vor uns die russischen Granaten, und die feurigen Spritzer der Schrapnells gingen knatternd über uns hinweg. Sie trafen uns nicht, aber ihre krachenden Einschläge zerstörten unsre Nerven und brachten uns dem Wahnsinn nahe. Die Erschütterungen bebten durch den harten Boden, und er sang wie gehämmertes Metall.

Wir konnten nichts tun als ausharren. Ausharren und Wartenkönnen, das ist der Heroismus der neuen Zeit, der neuen Kriege. Daran werden die Menschen von heute geprüft, und es kommt zuletzt darauf an, wer die besten Nerven hat.

Einem Kameraden riß ein verirrter Granatsplitter die Hüfte auf. Er war übrigens aus Ihrer Heimat und hatte die leichte Heiterkeit der Menschen des Rheinlandes. Ein rasender Schmerz verzerrte sein Gesicht, aber gleich darauf rief er seinen Burschen heran.

‚Jetzt mußt du mir etwas spielen!' sagte er, während ein andrer ihn verband. Und der Bursche zog seine Harmonika aus der Tasche und setzte sie an den Mund; aber er bekam keinen Ton heraus.

‚Willst du wohl spielen! Los!' befahl der Rheinländer. ‚Glaubst du, es ist ein Vergnügen, nichts als die Kanonen zu hören? Vorwärts!'

Und dann spielte der Bursche.

Es war sonderbar, diese weichen Lieder im Ohr klingen zu hören, während die Geschütze uns in einen unendlichen Donner hüllten, während der Lärm der Explosionen uns fast niederstreckte. Aber, seltsam, diese Melodien waren jetzt stärker als alles andre, und wir lauschten alle darauf.

Die Verwundeten stützten sich auf die Hände und vergaßen ihre Schmerzen, und die wimmernden Russen verstummten in atemanhaltendem Lauschen. Der Rheinländer aber lag da, als fühle er das zerrissene Fleisch nicht mehr, und schloß die Augen.

Der Bursche kauerte da mit untergeschlagenen Beinen. Er blies, bis ihm die Finger starr wurden und die Lunge keinen Atem mehr hergab; er blies, daß ihm das ganze Blut in die Schläfen stieg und seine Augen wie große Äpfel aus den Höhlen hervorquollen.

Dann verstummte er plötzlich und sank um; und als wir uns über ihn beugten, schlief er vor Erschöpfung. Aber auch der Rheinländer schlief; und das war gut bei seinem Schmerz.

Da hörten wir andern erst, daß auch die russischen Geschütze stumm geworden waren und eine große, tiefe Stille um uns fror. Ein leichter, feiner Schneestaub fiel durch die aschgraue Dämmerung; er hatte die Verwundeten wie mit fahlen Schleiern zugedeckt, unter denen sie eingeschlafen waren.

Für zwei hatte der letzte Schlaf begonnen; auf ihren starren Gesichtern lag die milde Spur der Lieder.

Ich glaube, es war die Rettung für uns alle, daß dieser Bursche seine Lieder spielte; er hatte den Wahnsinn damit von uns abgewandt.

So kam endlich der Morgen. Er hing die Schleier seiner fahlen Blässe um die schwarz starrenden Splitter des zerfetzten Waldes und graute über den weiten Schneefeldern. Die entsetzlich verstümmelten Leichen der Russen lagen wie zerbrochene und verrenkte Wachspuppen im Gehölz. Das Blut war um sie herum zu dunklen Bächen gefroren ...

Endlich kam für uns der Befehl, den abgezogenen Kolonnen den Rücken zu decken und in ihrer Richtung zu folgen.

Noch einmal kamen wir durch russisches

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Granatfeuer, als wir uns der feindlichen Hauptmacht näherten. Aber diesmal war es nicht so schlimm; wir gingen wie durch einen brennenden, brüllenden Vorhang, der uns umwallte; doch wir brauchten nicht stillzuliegen und auszuharren.

Unsre Verwundeten schleppten wir auf einem Wagen mit. Der Rheinländer war darunter, und neben ihm mußte wieder sein Bursche sitzen und die Mundharmonika spielen. Er kettete ein Lied ans andre, und durch unsre harten Tritte hindurch lauschten wir auf ihn.

Plötzlich schlugen von einem Gehölz links der Straße Kugeln über uns weg und schnitten die Luft um unsre Köpfe. Wir standen mitten in der Stelle, wo unsre vorausgegangenen Truppen die russische Umkreisungsarmee zerrissen hatten. Nun suchte der Feind die Bresche wieder zu schließen, um unsern Rest abzuschneiden und zu vernichten. Aber wir warfen ihn mit dem Bajonett zurück. Er hatte uns die Straße verlegt und sich eingegraben bis an den Hals. Doch wir fegten die Bahn frei, so fest die Russen auch saßen.

Unsre Köpfe brausten uns vom Hurrageschrei, mit dem wir stürmten. Ich selbst hatte ein Bajonett genommen und lief zwischen meinen Leuten. So machten wir uns einen Weg, einen roten Weg durch die Russen, die wie Ungeziefer in ihren Gräben festnisteten. Aber wir kamen durch. Wir verloren nur wenig Leute; aber unter den Toten war der Bursche mit seiner Harmonika.

Als die Russen uns nicht aufhalten konnten, streuten sie wieder Granaten und Schrapnells hinter uns her. Ihre Geschosse suchten die Straße nach uns ab, auf welcher der feine Schneefall unsre Kompagnien verhüllte. Da bekam ich dies; einige Splitter zerfetzten mir den Arm.

Es war ärgerlich, daß mir dies geschehen mußte, nachdem ich all das andre glücklich überstanden hatte. Aber es war nicht so schlimm wie die voraufgegangene Nacht, wo wir wie vergessen auf unserm Posten gewartet, wo wir wie verloren unter den unaufhörlichen Hammerschlägen der russischen Granaten gelegen hatten und der Wahnsinn in unserm Gehirn kreiste ...«

Torsleff schwieg. Als ich unter einer Laterne in sein Gesicht blickte, hatte es den Ausdruck gespannten Lauschens und starren Schauens.

Ich sah in seinen Augen die graue Endlosigkeit überdämmerter Schneefelder, auf die ein tiefer, trauriger Himmel hängt, und ich wußte, daß der entnervende, folternde Nachhall der Kanonen von Wiskitno noch immer sein Gehör durchtoste und nicht schweigen wollte vor dem friedlichen Wohllaut der Musik.

Wir trennten uns, nachdem wir eine Weile fast stumm nebeneinander gegangen waren, bei einer Flußbrücke. Ich sah mich noch einmal nach Torsleff um. Seine graue Gestalt löste sich auf dem Hintergrund des Schnees in der Nacht fast auf. Er hatte einen sonderbaren wankenden Gang bekommen, den Gang eines Menschen, der ein geheimes Gebrechen verbergen will.

Vielleicht hat er doch für seine Kräfte zuviel erlebt, mehr, als ein Mensch ertragen kann.

Der Tod

Ich sah den Tod, und sieh, er ist ein gütiger Vater.
Was elend am Weg liegt, hebt er auf,
Und was zerbrochen am Wegrand verschmachtet, bettet er sanft.
Seine Rosse sind zahme Stuten, seine Diener tragen eine Sänfte.
Die mit blutigen Füßen wandeln, läßt er niedersitzen,
Deren Haupt schwer ist von Nachtwachen, läßt er lange schlafen.
Ich sah dich, Tod, und sieh, du bist ein gütiger Vater!

Odi Schoenbrod

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nur ein Geiger

Eine Kriegsepisode vom La-Plata-Strande

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Arthur Bab (Buenos Aires)

Argentinien nennt sich stolz eine »freie« Republik, liegt aber wirtschaftlich in englischen Fesseln. Dazu kommt in Betracht, daß acht Zehntel der Bewohner spanische und italienische Einwanderer oder deren Nachkommen sind, also das sogenannte romanische Rassegefühl, das Sympathien für die Franzosen auslöst, und schließlich das »Moratorium der Wahrheit«, dem alle überseeischen Länder seit Ausbruch des Weltkrieges ausgesetzt sind.

Die Sitten der Landeshauptstadt Buenos Aires zeigen darum auch vielfach englisches und französisches Gepräge. In den vornehmsten Stadtteilen findet man »tea-rooms«, in denen die Damen der kreolischen Aristokratie sich treffen, um gemeinsam den »fife o'clock tea« einzunehmen. Für das männliche Geschlecht hat diese britische Gewohnheit den spanischen Namen »la hora de vermuth« (die Stunde des Wermuts) angenommen. Werden nämlich zwischen fünf und sechs Uhr die Geschäfte und »Bueros« geschlossen, so strömt vor dem Nachhausegehen alles nach den Cafés, um dort durch den Genuß von einigen Gläschen Wermut, Absinth oder ähnlicher gallischer Gifte angeblich den Appetit anzuregen, in Wirklichkeit aber, um über Geschäft, Sport, Politik oder Weiber zu klatschen. Die Kaffeehausbesitzer tragen dieser ihrem Geldbeutel sehr ersprießlichen Sitte natürlich gern Rechnung und liefern zu den Getränken — ähnlich wie die Rettiche in den Münchner Brauereien — umsonst scharf gebratene Kartoffelschnitzel, amerikanische Erdnüsse und andre durstanregende Sächelchen. Häufig lassen sie von fünf bis sieben Uhr auch noch einen geübten Geigenspieler mit Klavierbegleitung eine diskrete Musik aufführen, gerade genug, um die Stimmung zu beleben.

Beim Beginn des Krieges waren diese »Wermut-Stunden« natürlich doppelt besucht, denn ganz abgesehen davon, daß der Krieg die schon im Lande vorhandene Krisis stark verschärfte und zu Gedankenaustausch anregte, so sind auch die Hälfte der Bewohner von Buenos Aires Europäer und 45 v. H. aller Erwachsenen Söhne von Einwanderern, so daß fast jeder auch an den Ereignissen der alten Welt ganz persönliches Interesse hatte.

So war auch in den ersten Augusttagen eins der beliebtesten Kaffeehäuser überfüllt. Auf einem wenig erhöhten Podium stand der Geiger, und hinter ihm saß schüchtern und halb versteckt ein junges Weibchen am Klavier. Er engbrüstig, mager, mit großen sinnenden grauen Augen und langen blonden Künstlerhaaren, sie klein, rund, brünett, mit leidendem Gesichtsausdruck, offenbar seine Frau. Am Schnitt der schon abgenutzten, aber sauberen Kleider, den eckigen Schuhen sah auch einer, der kein Modeheld war, daß beide vor kurzem aus Deutschland gekommen waren, und ohne allzuviel Menschenkenntnis konnte man das Lebensbild des Paares von ihren Mienen ablesen.

Der Mann ein begeisterter, aber nur mäßig begabter, mittelloser Virtuose mit schwächlicher Gesundheit, sie seine »ewige Braut«, einer ehrbaren, aber blutarmen Witwe Kind, die als »Tippfräulein« gewiß erst recht keine goldenen Schätze erwarb. Jahrelang gab es für die beiden keine ökonomische Möglichkeit, zur Schließung des Ehebundes zu schreiten, bis eines Tags eine Reiseschilderung, ein Roman oder eines Freundes Brief den Gedanken erweckte: Wir heiraten, dann vom Standesamt direkt aufs Schiff und hinüber nach den mächtig aufblühenden La-Plata-Staaten, wo schon weniger begabte, weniger gebildete, weniger fleißige Leute als wir ihr Glück gemacht haben. Mühsam rang man der Mutter die Erlaubnis ab. »Nur drei bis vier Jährchen, die schnell vergehen, dann kommen wir zurück, reich, steinreich, und da draußen am Waldsaum, mit der schönen Aussicht auf den Rhein, da bauen wir uns dann ein eignes Häuschen für dich und für uns.« Mit Tränen in den Augen nickte die Alte endlich ihr Einverständnis. Halb glaubt sie selbst an das Phantasiebild, halb will sie dem jungen Paare nicht die letzte Hoffnung rauben.

Nach wochenlanger, im Zwischendeck mit knoblauchkauenden Spaniern und schmutzigen Slowaken verlebter Reise landen die beiden endlich mit viel Hoffnung und wenig Mitteln in Buenos Aires. Aber siehe, niemand hat auf den Geigenkünstler gewartet, keiner braucht eine Maschinenschreiberin, die noch nicht einmal die Landessprache versteht. Überall aber spricht man von der großen wirtschaftlichen Krisis des Landes, und zu Hunderten stehen meist landeskundigere und für den Daseinskampf besser vorbereitete Menschen stellungsuchend vor den Vermietungsbureaus. Die Not wird immer größer, in dem Schoße der jungen Frau beginnt sich ein neues Leben zu regen, und mit der Freude über die nahende Mutterschaft mischt sich die nagende Sorge um das tägliche Brot. Endlich, als alles Entbehrliche schon verkauft ist, gelingt es durch Vermittlung eines deutschen Vereins für beide in einem Café während der Nachmittags- und Nachtstunden eine Beschäftigung zu finden. Ein Glück, daß er sie während der Brautzeit im Klavierspielen unterrichtet hat. Es reicht natürlich immer noch nicht völlig zum Leben in der teuren La-Plata-Hauptstadt, aber doch ist es ein Glück. Denn der Krieg bricht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus, die Krisis steigt wie eine Springflut und wirft täglich Tausende auf das Pflaster.

Instinktiv eilen zunächst beide am Morgen des 2. August zum deutschen Konsul. Sie wollen zurück, kämpfen, mithelfen, mitleiden, denn das Vaterland ist in Gefahr, und sie wissen es eigentlich erst seit dieser Nacht, wie sie es lieben, wie sie mit jeder Faser ihres Seins an ihm hangen. Ein junger Sekretär empfängt sie nach stundenlangem Warten, denn wie ein Kometenschweif stehen die Menschen zweihundert Meter lang auf der Straße in langen Reihen, alle von demselben Gedanken, demselben Wunsche beseelt. »Es ist augenblicklich keine Möglichkeit, nach Deutschland zu fahren. Frankreich beherrscht bis auf weiteres den Atlantischen Ozean, und niemand kann wissen, was für neue Komplikationen noch eintreten können. Außerdem, mein Herr, sind Sie ja wegen allgemeiner Körperschwäche vom Militärdienst befreit worden. Es ist daher ausgeschlossen, daß Sie als Freiwilliger angenommen werden. Für das Rote Kreuz werden sich sicher Hunderttausende von Männern und Frauen melden, die körperlich widerstandsfähiger und praktisch geschulter sind als Sie beide. Sie würden also nicht nur nichts nützen können, sondern nur Ballast sein. Denn Deutschland muß in diesem Riesenkampfe mit seinen Nahrungsmitteln haushälterisch umgehen.« So lautet die niederschmetternde Antwort im deutschen Konsulat.

Und so musizieren sie denn weiter im Café: die »Lustige Witwe«, den neuesten Tango und höchstens einmal verstohlen den Tannhäusermarsch. Denn der Kaffeehauswirt, ein kleiner, beweglicher Spanier, verlangt eine leichte, durstanregende Musik. So frommt es seinem Betriebe. Und um die Musikanten herum summen die Stimmen wie in einem Bienenschwarm, die Gläser und Löffel klirren, die Dominosteine und Würfel klappern auf den marmornen Tischen.

Da plötzlich reißen die Türen vier, fünf zerlumpte Zeitungsjungen auf. In der Hand schwingen sie die soeben erschienene vierte Ausgabe der »La Nazion« und brüllen dazu aus Leibeskräften: »La Nazion! Großer Sieg der Franzosen! Das Elsaß von der Fremdherrschaft befreit! Zehn Centavos das Stück!«

Im Handumdrehen sind die Zeitungspacken verkauft, das Summen schwillt zum Sturm an, denn schon bringen eine Anzahl junger Leute — offenbar Studenten — mit dem Rufe: »Hoch Frankreich! Hoch die Tripleentente! Hoch das befreite Elsaß!« in den Saal.

»Singen wir die Marseillaise!« ruft ein andrer.

»Spielt die Marseillaise!« schreit ein Dutzend Stimmen dem Geiger zu, der scheinbar ruhig, als ob ihn die ganze Umwelt nichts anginge, sein »Puppchen, du bist mein Augenstern« weiterspielt.

»Hör' mit dem Gefiedel auf und spiele die Marseillaise!« brüllt ihm jetzt der Chor entgegen.

Länger konnte der Musiker beim besten Willen sich nicht mehr harthörig stellen. Mitten in der Melodie läßt er sein Instrument sinken, die Klaviermusik bricht ebenfalls ab, und unentschlossen schauen sich Mann und Frau an.

»Die Marseillaise, schnell die Marseillaise!«

Da setzt der Künstler entschlossen seine Geige an die Schulter. Still wird es ringsherum, man lauscht, um im Chor einzufallen. Doch was ist das? Klar und kräftig erklingt's: »Es braust ein Ruf wie Donnerhall«.

Bei den ersten Takten schwieg noch alles. Aber schon beim »Wogenprall« brach das Ungewitter los. Ein Wutgeheul erscholl: »Die deutsche Hymne!« — »Herunter mit dem deutschen Frechling!«

Schon ballten sich die Fäuste, schon streckten sich drohend ein Dutzend Arme nach dem Musiker aus, um ihm die Geige mit Gewalt zu entreißen. Da nimmt sie der Künstler selbst herunter und schleudert sie, seine Nährmutter und Geliebte zugleich, mit gewaltigem Ruck auf den nächsten Marmortisch, so daß sie in hundert Stücke zerspringt. Dann sinkt er apathisch auf den nächsten Stuhl, Tränen rollen ihm in den Bart, hinter ihm schluchzt laut die Frau.

Tiefen Eindruck machte diese Szene. Waren es ja schließlich keine rohen Menschen, sondern nur eine Anzahl junger Leute, die dem, was ihnen erfreulich und wahr erschien, geräuschvoll und rücksichtslos Ausdruck geben wollten. Fast plötzlich schlug die Wut in widerwillig gewährtes Mitleid um: »Laßt ihn, den Narren! Deutscher Schwärmer!« hieß es. »Armer Kerl!« fügte wohl ein Einsichtsvollerer hinzu. Dann zerlief sich der Schwarm, aber auch von den Stammgästen rief mancher nach dem Kellner, zahlte und ging früher als gewöhnlich heim. Man geht ja schließlich nicht ins Kaffeehaus, um sich aufzuregen, sondern um sich zu zerstreuen.

In der nächsten »Wermut-Stunde« aber geigte ein gebräunter Italiener. Der spielte alles, was die Leute wollten. Ein paar von den Gästen, auf die jene Szene doch Eindruck gemacht hatte, fragten den Wirt, wo der deutsche Geiger geblieben sei. »Ah,« antwortete der, »ich weiß nicht. Er tat mir ja leid, aber ich konnte ihn doch unmöglich behalten. Der deutsche Querkopf wäre ja imstande, mir mein ganzes Geschäft zu verderben.«

Und damit hatte er von seinem Standpunkt nicht einmal unrecht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorfidyll

Von Otto Niemasch

Das kleine Dorf liegt still wie immer,
Die Zeit rast meilenfern vorbei,
Hier weiß der goldne Abendschimmer
Nur wenig von des Grausens Schrei.
Weit — weither hallt des Schicksals Hämmern ...
Vom blauen Frieden zugedeckt,
So träumt das Dörfchen hingestreckt —
Ein Vogel, der beim Tagverdämmern
Den Kopf im Flügelflaum versteckt.

Da wellen sich die Ackerschollen
Weit wie ein leisbewegtes Meer,
Auf wintermüder Wiese tollen
Zwei Fohlen hinter Schafen her.
Dort sieht man einen Maulwurf huschen,
Die Wälder grüßen gottesstill,
Ein Schäfer raucht in dem Idyll,
Späht unter scharfen Augenbuschen,
Wie wohl das Wetter werden will.

Das Flüßchen wandert sacht und plappert
Und sieht sich immer wieder um —
Die Mühle, die so froh geklappert,
Die Mühle steht schon lange stumm.
Kein junger, fröhlicher Geselle
Singt aus dem Fensterchen heraus,
Schaut nach der blonden Liebsten aus
Und wirft ihr in die eil'ge Welle
Den allerschönsten Blumenstrauß.

Und Hühner, Enten, Spatzen lärmen
In wildem Streit um Korn und Kern,
Da liegt der Spitz und will sich wärmen
Und wartet blinzelnd auf den Herrn.
Und hinter lieben kleinen Scheiben
Blüht Goldlack und Geranium,
Ein Zeisig springt im Bauer um,
Die lange Zeit sich zu vertreiben —
Und wird dann müde, still und stumm.

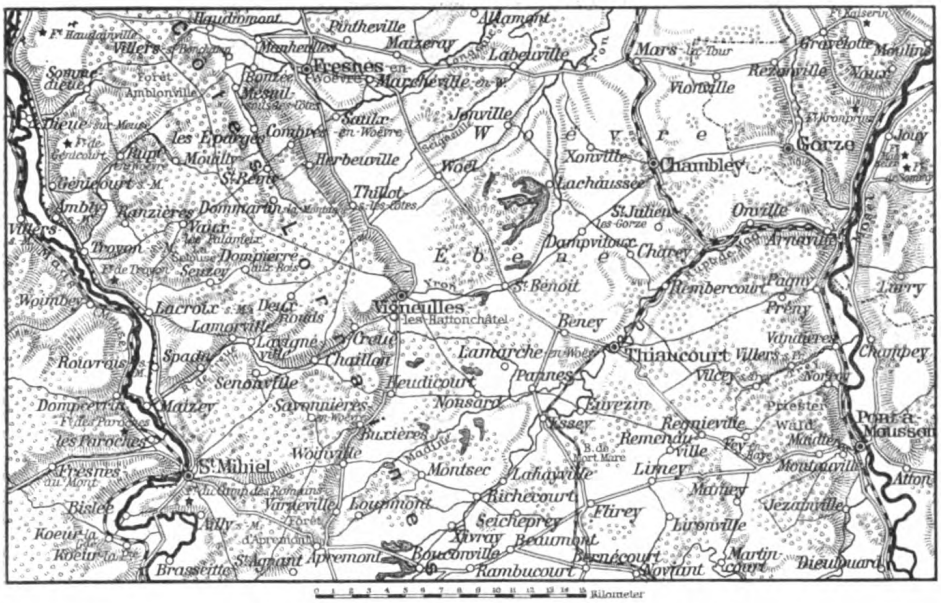
Es betet für der Kämpfer Seelen
Der Pfarrer still im Dorfkirchlein,
Im Schulhaus schmettern Kinderkehlen:
»Lieb Vaterland magst ruhig sein!«
Still liegt die lust'ge alte Schänke,
Verstummt der frohe Peitschenknall,
Kein Gläserklang, kein Räderhall,
Und einsam trottet von der Tränke
Der alte Schimmel heim zum Stall.

Nur wenn am Brunnen bei der Linde
Der Kreis sich um den Schulzen schließt,
Und er des Dörfchens Ingesinde
Den letzten großen Sieg verliest,
Dann ist's, als ob mit einem Schlage
Die Stille, die das Dörfchen quält,
Zu warmem Leben sich beseelt —
Nur freilich bleibt die stumme Klage:
»Der Jürgen und der Jochen fehlt!«

Und schweigend, wie der Tag gekommen,
So geht er wieder aus dem Dorf.
Im Abendnebel tanzt verschwommen
Ein Irrlichtchor auf Moor und Torf.
Und wenn auf schwarzen Finsternissen
Der Mond sein mildes Leuchten dehnt,
Schaut er, wie manches Auge tränt,
Manch Herze ruhlos in den Kissen
Nach Jürgen sich und Jochen sehnt.

Im letzten Häuschen, dort am Wege,
Da brennt ein Lämpchen Nacht für Nacht.
Großvater zählt der Dorfuhr Schläge,
Großmutter strickt und lauscht und wacht
Und schürt das Feuer auf dem Herde —
Kommt denn der Jürgen wieder nicht?
Sein Bett ist warm — es brennt das Licht — —
Der Jürgen schläft in fremder Erde
Schon lang und tief. Nur weiß sie's nicht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

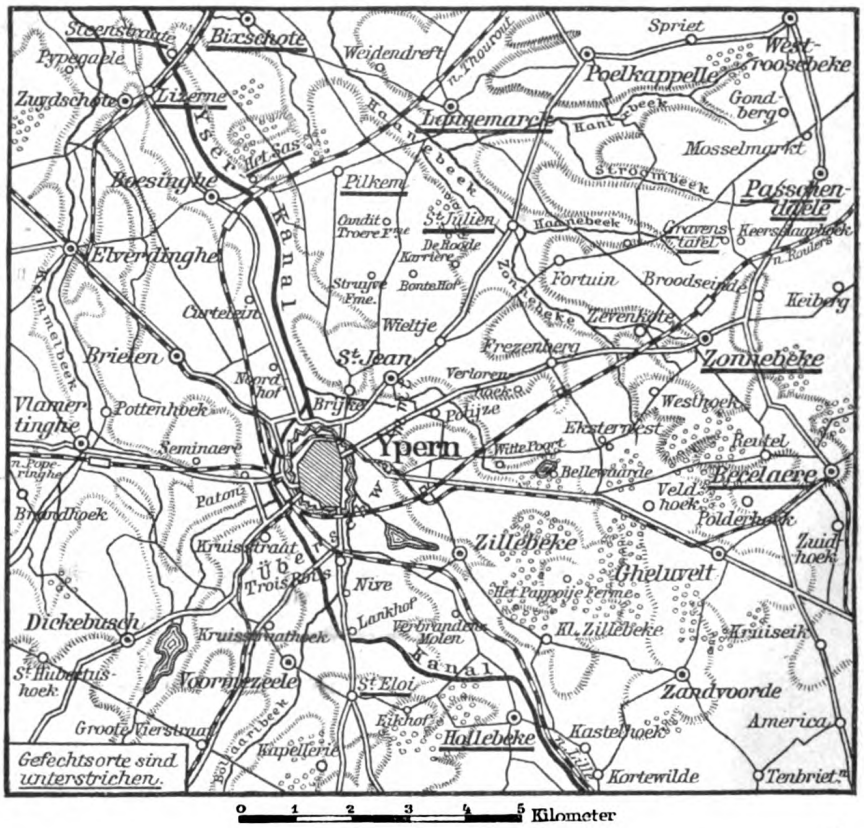
IX

In seiner Darstellung der Natur des Krieges legt Clausewitz viel Wert auf den Nachweis, daß im Kriege die Vernichtungshandlung nicht selten durch einen Stillstand unterbrochen werden müsse; immer wieder werde es längere oder kürzere Zeitabschnitte geben, in denen beide Parteien sich nicht stark genug fühlten, anzugreifen und eine Entscheidung zu erzwingen. Dabei kann, sagt er, in einem solchen Ruhezustand mancherlei Tätigkeit herrschen, »nämlich die, welche bloß von Gelegenheitsursachen und nicht von dem Zweck einer großen Veränderung ausgeht. Eine solche Tätigkeit kann bedeutende Gefechte, ja selbst Hauptschlachten in sich schließen, aber sie ist darum doch von einer ganz andern Natur und deshalb meistens von andrer Wirkung«.

Ein solcher Zustand herrschte seit dem Schluß des deutschen Angriffs in Flandern im Westen (Anfang November), und ob jetzt sein Ende gekommen, ist noch nicht zu sagen. Die Stürme der Franzosen an den verschiedenen Frontteilen mögen zwar vom »Zweck einer großen Veränderung« ausgegangen sein, aber nach ihrer Wirkung sind sie alle nur als Gefechte aus Gelegenheitsursachen anzusprechen; die deutschen Angriffe steckten sich von vornherein nicht höhere Ziele, als günstige lokale Umstände wahrzunehmen und an einigen Stellen die Lage zu verbessern. Solche Gelegenheitskämpfe von örtlicher Bedeutung hat es auch im letzten Monat an mehreren Stellen gegeben: in den Vogesen, in den Argonnen, in der Champagne und bei Arras an der Lorettohöhe.

Größere Wichtigkeit hatten dagegen der französische Angriff zwischen Maas und Mosel (seit dem 5. April) und der deutsche bei Ypern (seit dem 22. April). Freilich fällt es schwer, anzunehmen, daß die Franzosen mit ihrem Vorstoß bei Verdun, trotz den dabei verwendeten gewaltigen Massen, auf einen vollen Erfolg und eine entscheidende Wendung gehofft hätten; fast scheint es, als hätte die französische Heeresleitung sich nur aus einer Gelegenheitsursache entschlossen, nämlich um die allmählich erlahmende Spannkraft wieder aufzupeitschen und der nach Erfolg dürstenden öffentlichen Meinung wenigstens scheinbar etwas bieten zu können. Denn auf ein Gelingen des Angriffs war schon deshalb nicht zu rechnen, weil die französischen Vorbereitungen von den Deutschen schon mehrere Tage vor ihrer Vollendung (etwa am 1. April) erkannt wurden: es war

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte zu den Kämpfen in Flandern

also möglich, Gegenanstalten zu treffen, und damit war nach den bisherigen Erfahrungen bei Angriffen auf feste deutsche Stellungen das Schicksal der Franzosen besiegelt. Gewaltige Kämpfe haben sich allerdings in dem Dreieck Verdun—Ailly—Priesterwald (westlich von Pont-à-Mousson) abgespielt, aber es wäre vergebliche Mühe, die Fülle der Gefechte, die auf den Flügeln — östlich von Verdun und im Priesterwalde — begannen und bald ins Zentrum zwischen Flirey und St. Mihiel übersprangen, näher schildern zu wollen; ja man würde bei einem solchen Versuche das Gefühl haben, dem Heldenmut und der Standhaftigkeit der Truppen infolge der Unzulänglichkeit der Nachrichten nicht gerecht werden zu können. Bis zur Mitte des Monats wurden die immer wiederholten Angriffe der Franzosen durch Feuer- und Nahgefechte abgeschlagen, seitdem wurden sie schwächer, bis schließlich die Deutschen selbst zum Angriff übergingen und im Süden von Verdun auf den Maashöhen bei Combres beträchtliche Fortschritte machten. Eine empfindliche Schwächung der französischen Truppen wird die Folge dieser Kämpfe sein; ob sie auch für die Belagerung Verduns Fortschritte bringen, muß sich noch zeigen.

Ebenso unübersehbar ist der deutsche Erfolg bei Ypern. Nachdem hier zwischen Dixmuiden und Ypern gegen Belgier (bei Drie Grachten zu Anfang April) und südöstlich an der Eisenbahn Ypern — Comines gegen Engländer scharmützelt worden war (15. bis 20. April), führte ein großer und anscheinend überraschender Angriff (seit dem 22. April) unsre Truppen im Nordwesten, im Norden und Osten bis auf einige Kilometer an die Stadt heran; zugleich wurde etwa eine Meile nördlich der Yserkanal bei Steenstraate, Het Sas und Lizerne überschritten, so daß Ypern von allen Seiten bedroht und anscheinend seine Verbindung nach Südwesten abgeschnitten ist. Ob eine weitere Offensive nach Westen ermög-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licht ist, können wir noch nicht übersehen, aber schon die Siegesbeute zeigt, daß wir es hier mit einem bedeutenden Schlage zu tun haben: bis zum 1. Mai über 6000 Gefangene, großenteils Engländer, 45 Geschütze und 50 Maschinengewehre. Vielleicht wird man damit rechnen müssen, daß die Engländer die Sendung ihrer noch jenseit des Kanals befindlichen Truppen beschleunigen.

Unternehmungen in der Luft und auf der See haben wie gewöhnlich die großen Kämpfe begleitet. In Freiburg, Lörrach, Straßburg und Oberndorf fielen einige Personen den feindlichen Bomben zum Opfer, wofür die deutschen Flieger in Reims, Amiens, Calais und vor allem zweimal an der englischen Ostküste Vergeltung übten. Wenn in englischen amtlichen Verkündigungen der hierdurch angerichtete Schaden als bedeutungslos hingestellt wird, so braucht man sich zur Kritik der Behauptung nur an die ähnlich lautende Mitteilung nach der Beschießung von Hartlepool und Scarborough zu erinnern: jetzt erfahren wir, daß nicht weniger als 4000 Gesuche um Kriegsentschädigung bei der englischen Regierung aus diesen Ortschaften eingelaufen sind. Übrigens war gewiß nicht das Bombenwerfen, sondern das »Sehen« der vornehmste Zweck der Flüge.

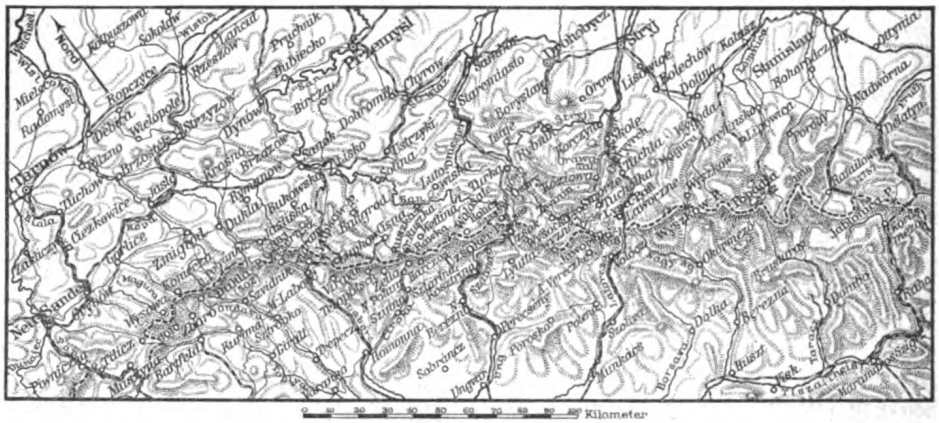
Im Seekrieg ist jede größere Aktion infolge der Zurückhaltung der englischen Flotte ausgeblieben. Wiederholte Fahrten der deutschen Hochseeflotte bis in die englischen Küstengewässer hat das meerbeherrschende Albion geschehen lassen, ohne seine übermächtige Flotte auch nur zu zeigen, obgleich es Schlappen zu rächen gab: so verlor England mindestens ein Unterseeboot in der Nordsee (17. April), und ein Angriff von Kreuzern und Torpedobooten auf die flandrische Küste wurde rasch abgeschlagen (Anfang April). Allerdings hat die englische Flotte den Triumph, einem deutschen Unterseeboot unter dem erfolgreichsten und populärsten Unterseebootsführer, dem Kapitänleutnant Weddigen, dem Zerstörer von drei englischen Kreuzern (im September), den Untergang gebracht zu haben (Ende März oder Anfang April), aber da die näheren Umstände dieses Vorgangs verschwiegen werden, so liegt die Vermutung nahe, daß Weddigen dem Feinde vor seinem Untergang noch großen Schaden zugefügt hat, oder daß er gar einem völkerrechtswidrigen Anschlag, etwa einem Überfall während der Rettung kampfunfähiger Gegner, zum Opfer gefallen ist. Der Haß der Engländer gegen die deutschen Unterseeboote läßt ein derartiges Vorgehen keineswegs ausgeschlossen erscheinen. Sind doch die gefangenen Mannschaften eines Unterseeboots in besondere Haft genommen und mit einer Anklage wegen Seeraubes bedroht worden, was in Deutschland Gegenmaßregeln an 39 englischen Offizieren zur Folge gehabt hat. — Der Verlust der englischen Handelsschiffahrt scheint im letzten Monat geringer gewesen zu sein, ohne Zweifel, weil sie schon beträchtlich eingeschränkt worden ist, vielleicht auch, weil die Unterseeboote mit Überwachung der englischen Kriegshäfen beschäftigt sind.

Noch weit mehr als für den Westen war für die deutsch-russische Front der Zustand der Ruhe kennzeichnend. Die durch die Schneeschmelze und die Frühjahrsregen herbeigeführten Überschwemmungen in den sumpfigen Niederungen vom Niemen bis zur Weichsel hinderten jede größere Unternehmung und gestatteten nur, mehrere kleinere russische Angriffe abzuweisen.

Ein ganz andres Bild bot der Kriegsschauplatz in den Karpathen. Hier ist eine der größten Schlachten des Krieges geliefert worden, die wie alle bisherigen großen Aktionen in zahlreiche Teilgefechte zerfällt.

Seit Mitte November hatten die Russen wiederholt versucht, in Ungarn einzudringen, im Januar mußten sie ihre Vortruppen wieder über die Karpathen zurücknehmen, erneuerten aber im Februar die Versuche mit neuen herangezogenen Massen, da eine Offensive auf Krakau sich als unmöglich erwies. Vermöge ihrer Übermacht, die sie ohne Rücksicht auf die gewaltigen Verluste schonungslos einsetzten, drängten sie (bis Ende März) die ganze österreichisch-deutsche Schlachtfront etwas hinter die galizisch-ungarische Grenze zurück, etwa in die Linie nördlich von Bartfeld—Nagypolany—Torlonia. Zuerst hatten sie den Hauptstoß im Westen, gegen den Duklapaß, geführt, aber da sie hier nach teilweiser Einnahme des Passes im Ondawatale unüberwindlichen Widerstand fanden, führten sie nach dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte zu den Kämpfen in den Karpathen

Falle Przemysls die freigewordene Einschließungsarmee den Truppen vor dem Lupkowpaß zu Hilfe, um im Laborzatal auf Homona vorzubringen. Das Gelände schien günstig, da man hier der Richtung der Flüsse von Norden nach Süden folgen konnte und nur wenig quer vorliegende Höhenzüge zu überwinden hatte. War Homona erreicht, so waren die östlich und westlich in den Bergen kämpfenden Gegner umgangen und voraussichtlich verloren. Der Fall Przemysls konnte somit von der allergrößten Bedeutung werden.

Um die Monatswende nahmen die Dinge in der Tat einen Augenblick ein gefährliches Aussehen an, die österreichisch-ungarischen Truppen mußten vor der Überzahl von Höhe zu Höhe weichen, bis ihnen von den in den Beskiden fechtenden Deutschen Hilfe kam (3. April). Eine gemeinsame Offensive warf an den beiden folgenden Tagen die Russen zunächst auf der Ostseite des Laborz zurück; am 6. April mußten sie auch auf der Westseite einige Positionen räumen, und damit war der Durchbruch gescheitert: die »Osterschlacht« hatte den Russen außer gewaltigen blutigen Verlusten 10 000 Gefangene gekostet. Mit anerkennenswerter Zähigkeit hielten die Russen aber an ihrer Absicht fest. Sie richteten ihre Anstrengungen jetzt auf das Gebiet weiter östlich, auf das Waldgebirge zwischen dem Lupkow- und Uzsokpaß, mußten aber auch hier nach mehrtägigen Gefechten östlich und westlich von Nagypolany (17. bis 20. April) den Angriff aufgeben. Kein besseres Schicksal hatten in den nächsten Tagen die Stürme gegen den Uzsok- und Tuchlapaß; überall zeigten sich die heldenmütig unter ungeheuren Strapazen verteidigten Stellungen unüberwindlich.

So hatten die Russen unter Aufwand eines ungeheuren Menschen- und Munitionsmaterials die ganze Karpathenfront vergeblich bestürmt, ja im Waldgebirge und an den beiden östlichen Pässen mußten sie sich vor den Gegenstößen der Verbündeten über die galizische Grenze zurückziehen und ihnen mehrere wichtige Höhen einräumen. Da so der rechte Flügel der verbündeten Karpathenfront etwas vorgebogen ist und die Österreicher zugleich in der Bukowina erfolgreich gewesen sind, so darf man vielleicht mit einer kommenden großen Bedrohung der linken russischen Flanke rechnen. Freilich wird die Witterung auch hier einstweilen schwere Hindernisse bereiten. Den Zeitungsnachrichten, daß die Russen bereits die Truppen aus den Karpathen zurückziehen wollten, wird man nicht zuviel Glauben schenken dürfen, aber die großen Angriffe haben sie eingestellt: die russische Heeresleitung scheint erkannt zu haben, daß ihre Opfer umsonst waren. Vielleicht ermöglicht der Ausgang der Karpathenschlacht, der die Russen gewiß gezwungen hat, Verstärkungen aus Polen und Litauen nach Galizien zu ziehen, der Hindenburgischen Armee einen großen Schlag.* In der Fähigkeit, aus der Defensive plötzlich und unerwartet zur Offensive überzugehen, hat sich ja die deutsche Armee den Feinden stets überlegen gezeigt.

* Der Anfang Mai an der Karpathenfront erfolgte Durchbruch der vereinigten österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte kann erst im nächsten Heft gewürdigt werden.

Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Niederlage, die die Engländer und Franzosen vor den Dardanellen erlitten haben, wird in ihrer vollen Größe erst dadurch erkennbar, daß sie bisher noch nicht wieder den Entschluß zu einem neuen Angriff zur See gefunden haben. Vielleicht wagt die englische Regierung aus Furcht vor der deutschen Flotte nicht, ihre heimischen Streitkräfte durch Entsendung von starken, modernen Schiffen zu schwächen, und ohne solche ist, wie der 18. März gelehrt hat, ein Angriff auf die Meerengen aussichtslos. Die deutsche Marine würde also wesentlich zur Sicherung Konstantinopels beitragen, ihre Unentbehrlichkeit für unsre Weltpolitik wäre abermals erwiesen. Die Verbündeten haben sich daher über einen Monat mit der Blockade und kleinen Artilleriduellen begnügt, die den Türken nichts geschadet, aber den Engländern herbe Verluste, wie die Versenkung eines Unterseebootes, auf das man große Hoffnung gesetzt hatte, gebracht haben (17. April). Einen Ersatz für den Seeangriff scheinen die soeben unternommenen Landangriffe in Kleinasien und Gallipoli, die die zur See unüberwindlichen Meerengen-Forts im Rücken fassen sollten, nicht zu bringen. Denn trotz schweren Verlusten haben die Verbündeten noch nichts erreicht; die Franzosen sind sogleich aus Kleinasien wieder verjagt worden, und die Engländer sind auf Gallipoli auf den Bereich ihrer Schiffsgeschütze beschränkt und schweben in großer Bedrängnis.

Für die politischen Folgen der fehlgeschlagenen Operation im Ägäischen Meer ist besonders die Haltung der griechischen Regierung ein Maßstab: wenn sie unter Venizelos' Leitung nahe daran war, sich dem Dreiverband anzuschließen, so ist jetzt keine Aussicht mehr dazu, ja ihr Verhältnis zu England wird täglich schlechter, da England mit gewohnter Brutalität eine der griechischen Inseln nach der andern als Basis für seine Flotte besetzt: nach Tenedos, Lemnos und Imbros nun auch Chios und Mytilene. Auch aus Rumänien kommen fast täglich Nachrichten, die zeigen, wie die Erkenntnis immer mehr Anhänger gewinnt, daß ein Sieg Rußlands und Englands den rumänischen Staat in russische Abhängigkeit bringen müsse.

Wenn so eine unmittelbare Gefahr für die Pforte nicht besteht, so ist sie allerdings auch nicht imstande, den Todesstoß gegen die englische Weltmacht durch die Überschreitung des Suezkanals zu führen, da sie doch immer mit der Möglichkeit eines ernsten Angriffs auf die Meerengen rechnen und beträchtliche Armeen zu ihrem Schutze zurückhalten muß. Vielleicht schlägt für diese Unternehmung erst die Entscheidungsstunde, wenn eine russische Niederlage in Polen oder Galizien die russische Gefahr für Österreich beseitigt und den Österreichern die endgültige Eroberung Serbiens wenigstens bis zur bulgarischen Grenze ermöglicht hat: damit wäre die Verbindung zwischen den Zentralmächten und der Pforte hergestellt, da Bulgarien eine Durchfuhr von Mannschaften und Munition gestatten würde. Der Sultan könnte unbesorgt um seine Residenz seine Hauptmacht zur Eroberung des Nillandes entsenden.

Die Frage, ob der Krieg durch Einmischung Neutraler, vor allem Italiens, an Ausdehnung gewinnen wird, ist immer noch nicht mit völliger Sicherheit zu beantworten. Nicht einmal die Volksstimmung in Italien läßt sich hinreichend deutlich erkennen. Man muß sich damit begnügen, zu vermerken, daß sich die Agitation gegen Deutschland und Österreich in Oberitalien zwar immer herausfordernder erhebt, daß aber in andern Landesteilen die Gegenströmung nicht fehlt. Die Reihen der Neutralitätspolitiker, in denen die Sozialisten besonders lebendig sind, sind vermutlich verstärkt worden durch die Klerikalen, da der Papst sich wiederholt für Beschleunigung des Friedens und gegen eine italienische Intervention ausgesprochen hat. Als günstiges Zeichen darf man wohl auch ansehen, daß nach dem französischen Blatte, das die Italiener am heißesten umworben hat, dem »Matin«, in Italien jetzt keine große Kriegslust mehr vorhanden ist.

So wenig wie Italien haben die Vereinigten Staaten ihre dem Dreiverband günstige »Neutralität« aufgegeben. Nach wie vor liefern sie unsern Feinden massenhaft Kriegsvorrat, und eine Aufforderung Deutschlands, solche Lieferungen zu verbieten, hat Wilson, der für die Beendigung des Blutvergießens beten läßt, als neutralitätswidrig abgelehnt, aber gegen die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Störung des rechtlichen Handels zwischen Deutschland und Amerika hat er noch keine Gegenmaßregel gewagt. Die japanische Wolke, die den Horizont im fernen Osten für England, Rußland und Amerika verdüstert, schien einen Augenblick auch den mexikanischen Himmel beschatten zu wollen, was in Washington große Erregung hervorrief und gewiß auch nicht ohne Wirkung auf den europäischen Krieg geblieben wäre; aber es scheint, daß die Japaner die Absicht einer Landung in Mexiko aufgegeben haben.

Will man schließlich die **Stimmung innerhalb der kriegführenden Mächte** selbst kennzeichnen, um danach den Grad der Widerstandsfähigkeit der einzelnen zu bestimmen, so ist es am leichtesten, ein Urteil über **Deutschland** und **Österreich** zu fällen: es herrscht noch **dieselbe Entschlossenheit wie am ersten Tage des Krieges**, bis zum guten Ende durchzuhalten, und diese Stimmung, verstärkt durch die letzten Erfolge im Osten und Westen, ist soeben noch durch die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« und den ungarischen Ministerpräsidenten als feste Absicht der beiden Regierungen kundgegeben worden.

Schwieriger ist es, eine Anschauung von den Dingen in **England** zu gewinnen. Verschiedenartige Äußerungen der Minister werden berichtet: neben der Fanfare Churchills, daß 36 britische Divisionen im Felde ständen, stehen die Klagen Kitcheners, daß die Munitionsfabrikation nicht genüge; in der Presse liest man bald anerkennende Worte über die militärische und wirtschaftliche Widerstandskraft der Deutschen, bald tischen »Daily Mail«, »Times« und andre den Lesern die alten Märchen wieder auf von der Hungersnot in Berlin, dem stumpfsinnigen Kadavergehorsam der deutschen Soldaten und der allgemeinen Kriegsmüdigkeit, die nur durch erdichtete Siegesnachrichten aus dem Osten und Westen mühsam bekämpft werden könne. Die eigne [illegible] muß sich scharfe Kritik gefallen lassen [illegible] der widerspruchsvollen Äußerung[illegible] nister, der unzulänglichen Na[illegible] die kriegerischen Ereignisse, [illegible] Vorbereitung des Dardanellenunge[illegible] der Untätigkeit der Flotte. [illegible] gungen unter den Berg- und [illegible] arbeitern, die den kriegerische[illegible] tungen schädlich sind, halten [illegible] zum mindesten auf den [illegible] Begeisterung in diesen [illegible] darf. Welchen Eindruck [illegible] der Kämpfe bei Ypern, [illegible] gang selbst die »Times« [illegible] vorbringen wird, ist noch un[illegible].

In **Rußland** scheint [illegible] Kennern längst erwartete [illegible] sition gegen den Krieg hier [illegible] zuwagen. Wenigstens wird [illegible] reien in Sibirien berichtet [illegible] Hungerrevolten in Petersburg [illegible] hat die Presse selbst zugegeben. [illegible] lich wird aber erst noch eine [illegible] lage, die den Massen die [illegible] des Zaren handgreiflich vor [illegible] notwendig sein, ehe diese Be[illegible] fährliche Ausdehnung annehmen.

Einheitlicher als seine [illegible] stellt sich **Frankreich** dem [illegible] achter dar: alle französischen [illegible] atmen Haß und Kampfbegier [illegible] land. Aber diese Stimmung [illegible] durch ein unerhörtes System [illegible] Berichte, in denen die falschen [illegible] Meldungen noch weit überboten [illegible] selbst ein genau beschriebenes [illegible] ment Hamburgs durch französische [illegible] wagt der »Matin« seinem [illegible] bieten. Nur ein großer [illegible] kann diesen Lügenschleier [illegible] dann freilich wohl einen [illegible] und eine Abwendung von den bisherigen Machthabern [illegible] sind doch die Franzosen nach [illegible] das Volk der Extreme, [illegible] wissen.

Abgeschlossen am 1. Nov. 1915.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. [illegible] straße 9.
Redaktionsvertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard [illegible] Österreich-Ungarn
für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert [illegible] Inseratenteil
verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau [illegible] Braunschweig.
Nachdruck verboten [illegible]
Einsendungen nur nach Anfrage an die Redaktion [illegible] Berlin W [illegible]
Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen [illegible] liegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arthur Stein: Herzeloyde

»der werlde ciwe aldâ geſchach
dô ſi ir ſun niht langer ſach«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 118. II — Juli 1915

Kurland

Ein deutsches Land. Von Carl Meißner

Erläutert mit zehn Handzeichnungen von Wilhelm Siegfried Stavenhagen

Kurland war weit über ein halbes Jahrtausend deutsch und ist erst seit 120 Jahren im russischen Staatsverbande. Seine Geschichte gliedert sich in drei Perioden, die der Gegenwart zu immer kürzer werden. Dreieinhalb Jahrhundert, vom Beginn des 13. Jahrhunderts ab bis 1562, war es deutsches Ordens- und Bischofsland; 233 Jahre, von 1562 bis 1795, war es deutsches Herzogtum, zum Teil unter polnischer Lehenshoheit; dann wurde es, 75 Jahre nach Livland und Estland, russische Provinz. In der ersten und der letzten Periode sind Kurlands Geschicke eng verknüpft mit den beiden nördlichen Nachbarländern. In dem mittleren Zeitabschnitt hat es seine eigne Geschichte.

Kurland, das seine heutigen politischen Grenzen ziemlich früh gewann und nicht viel veränderte, wird nach Osten, Norden und Westen natürlich geographisch begrenzt. Von Polangen über Libau, Windau, über die Spitze der mächtigen Halbinsel bis fast zum südlichsten Punkt der Rigaischen Bucht bildet das Meer die Grenze. Dann aber bildet — kaum unterbrochen — die uralte Schiffahrtstraße der Düna über Dünaburg hinaus die langgestreckte Landesgrenze nach Nordosten. Die Südgrenze aber folgt nur auf kürzere Strecken dem Laufe von Flüssen, sie überschneidet das reichverzweigte Stromsystem der kurländischen Aa und ihrer vielen Nebenflüsse rechtwinklig. Von Süden her ist das Land — offen.

In diese geographisch-politischen Grenzen möchte ich nun zunächst die zehn Zeichnungen, die diese Arbeit erläutern und deren Anschauung noch oft das Wort beleben helfen soll, räumlich einordnen. Diese Blätter, die namentlich landschaftlich bis auf Nebendinge die Wirklichkeit von heute geben, sind vor fünfzig Jahren von Wilhelm Siegfried Stavenhagen, dessen Nachlaß ich 1913 für die Deutsch-Balten herausgab, scharfäugig nach der Natur gezeichnet. Sie erscheinen hier zum erstenmal unmittelbar nach den Originalen vervielfältigt. Wohl weil Stavenhagen ursprünglich Plastiker war, gelang es ihm, in diesen Landschaftsporträten so gut den räumlichen Charakter der Landschaft, die Bodenformen selbst noch in der Ferne herauszuarbeiten.

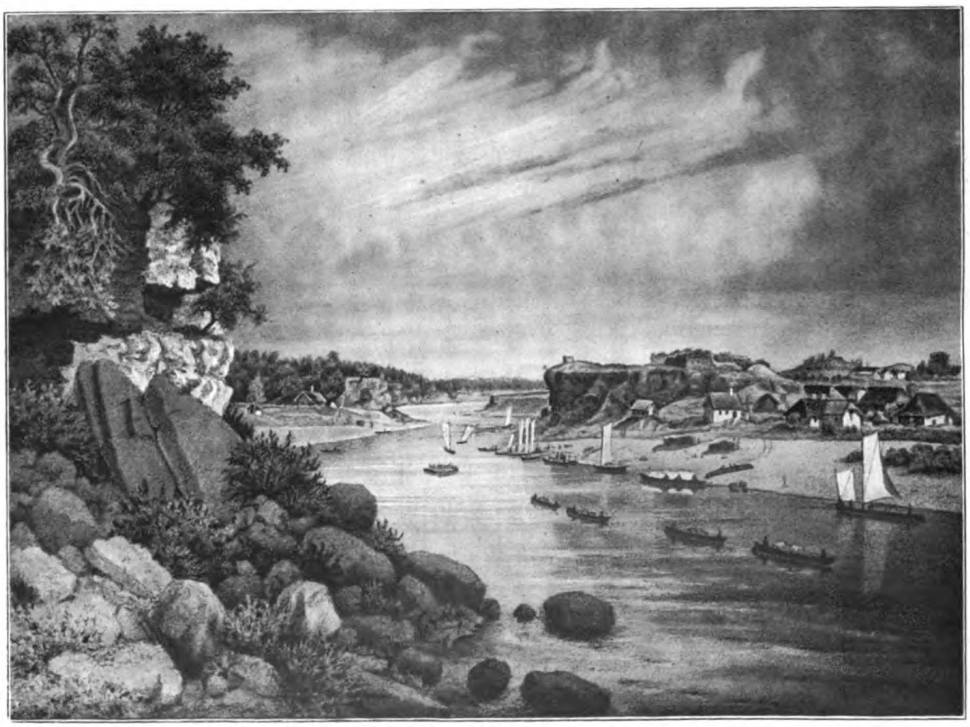
Groß-Born in Kurland liegt im östlichsten spitzen Zipfel von Kurland. Dieser Osten hat vorwiegend Nadelwald. Von der Höhe über den Mühlenteich fort öffnet sich der Blick auf das obere Flußtal der Düna, das aufwärts nur für leichte Segler, abwärts für die

 Copyright 1915 by George Westermann

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

»Struſen«, leichtgezimmerte Frachtkähne, die nur einmal aus dem Inneren Rußlands die Talfahrt nach Riga machen, ſchiffbar iſt. »Die Düna bei Schloß Selburg« (Abbild. S. 618) zeigt uns dieſe ſeit einem Jahrtauſend benutzte Waſſerſtraße auf der Mitte zwiſchen Dünaburg und Riga, flußaufwärts geſehen. Gehen wir nach Weſten an der geſchwungen bewegten Südgrenze Kurlands bis ſüdöſtlich von Mitau entlang, ſo zeigt uns »Schönberg in Kurland« (Abbild. S. 619) dicht an der Grenze nördlich der kurländiſchen Memel ein friedliches Dorf-, Guts- und Kirchenbild. Da aber, wo dieſe Memel mit der Muhs zuſammentrifft, um von hier ab den ſtärkſten Binnenfluß Kurlands, die Aa, zu bilden, finden wir die Stadt Bauske und im Vordergrunde die Ruine der alten Ordensburg Bauske (Abbild. S. 620), die hier dem offenen Lande einſt nach Süden, gegen Litauen-Polen, Schutz gab. Beim Schloß zu Mitau (Abbild. S. 621) vorbei fließt dann die Aa als ſtattlicher Wieſenſtrom nordwärts der Rigaiſchen Bucht zu.

Das mittlere Kurland, dem das vielverzweigte Flußnetz der Aa und ihrer Zuſtröme Fruchtbarkeit bringt, und das weſtliche Kurland, das vor allem die Windau, der einzige größere Fluß, der ganz in Kurland fließt, mit ihren Nebenflüſſen durchzieht, hat viel Laubwald und ſchönen Lehm- und Getreideboden. Neben Roggen und Hafer gedeiht hier, anders als in Livland und Eſtland, auch noch Weizen in beträchtlichen Mengen. Am Hauptzuſtrom der Windau von Oſten her, am weiten Tal der Abau, liegt, in ein Seitentälchen geſchmiegt, einſt von einer Ordensburg geſchützt, Kandau. Wenig nördlich davon iſt dann der Flecken Talſen (Abbild. S. 622), das »kurländiſche Interlaken«, anmutig ſich zur Höhe hinaufziehend, zwiſchen zwei Seen gebettet. Ein faſt geſchichtsloſes Städtchen, bis auf ein lettiſches Vereinshaus heute nach fünfzig Jahren noch faſt das gleiche Bild. Goldingen freilich an den Stromſchnellen der Windau (Abbild. S. 623), die von hier abwärts bis zur Stadt Windau und zum Meere ſchiffbar wird, Goldingen, das lange die Reſidenzſtadt der kurländiſchen Herzöge war und dann zuſammenſank, wie es noch unſer Bild zeigt, hat ſich in den letzten fünfzig Jahren tapfer erholt, trotzdem es bahnlos



Die Düna und die Ruine der Selburg

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schönberg

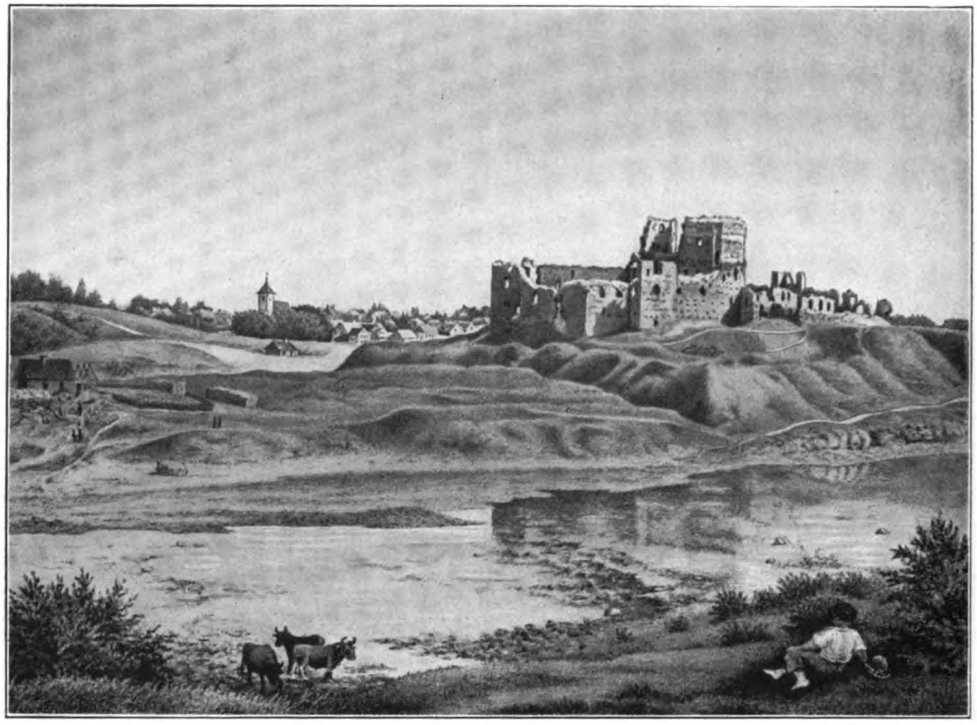
mitten im Lande liegenblieb. Mein Goldingen war eben von je eine deutsche Stadt.

Ins Nordland der Halbinsel Kurland, ins einstige Bischofsland Pilten, führen uns zwei Schloßansichten. Edwahlen (Abbildung S. 624), Hauptgut der »Behrengüter«, erzählt von einem Koadjutor, der auf dem Seinen zu bestehen wußte, dessen Geschlecht von Behr 350 Jahre den großen Besitz hielt und um 1840 im »Tudorstil« das alte Burgschloß so stattlich ausbaute. Die Herrschaft Dondangen aber bildet — ein mächtiges Nadelwaldgebiet von 16 Quadratmeilen — den mächtigsten Privatbesitz Kurlands, so groß wie unser Herzogtum Anhalt-Dessau. Dies alte Bischofsland beherrschten erst 150 Jahre die Maydells, seit 200 Jahren die Osten-Sackens als fürstlichen Besitz, freilich von einem Schloß aus, das mehr ehrwürdig als fürstlich aussieht (Abbild. S. 625). Südlich von Goldingen liegt der mächtige Herrensitz Kazdangen, im Besitz der Manteuffel — keine Burg, sondern ein Schloß, im reinsten Empirestil 1800 von dem Berliner Architekten Berlitz erbaut, heiter im stundenweiten Park eingebettet —, im Revolutionsjahr ausgebrannt, aber wieder neu erstanden.

Südlich davon am Meer liegt Libau (Abbild. S. 626), von dem unser Blatt freilich eine alte Ansicht zeigt. Denn Libau ist die einzige Stadt Kurlands, die sich in den letzten fünfzig Jahren fast zur Großstadt entwickelt hat. Der Wasserlauf auf dem Bilde ist der Ausstromarm des Libauschen Binnensees, der Libau nach der Landseite so leicht zu verteidigen macht — und wir Deutsche haben es jetzt.

Als zum erstenmal, vor nun mehr als 700 Jahren, Deutsche als Eroberer in dies Land kamen, kamen sie über See, und Kurland wurde von Osten und Norden her erobert. Die Eroberung ging von Riga, »unsʼ oldeste«, aus. Als sie 1202 begann, lag außer Litauen noch Preußen als Heidenland zwischen dem christlichen Deutschland und dieser einzigen Kolonie des Heiligen Römischen Reiches. Erst im Todesjahr des Bischofs Albert, der, indem er Winter um Winter in Deutschland für den Sommer-Kreuzzug in Livland Kämpfer geworben hatte, mit den »Swertbrüdere« im wesentlichen die erste Eroberung vollbracht hatte, erst 1229 faßte der deutsche Orden, der seine Palästina-Kreuzfahrten aufgegeben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

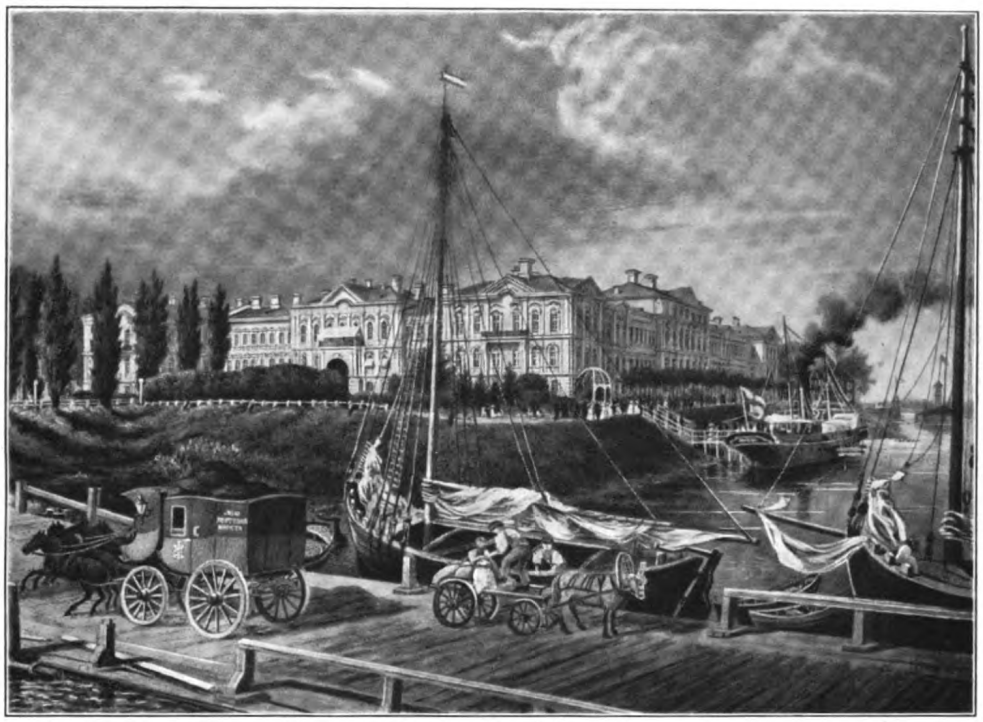


Schloß und Stadt Bauske

hatte, in Preußen Fuß. Und erst von 1237 ab übernimmt dieser »Orden der Brüder vom deutschen Hause« unter einem eignen Meister von »Livland« — ein Begriff, der in älteren Zeiten auch Kurland und Estland mitbedeutet — die Bekehrungs- und Unterwerfungskämpfe auch für dieses Nordland.

Damals geschah das erste Besondere kurländischer Geschichte. Dem Orden, der in Livland das geistige Oberhaupt des Bischofs anerkennen muß, wird Kurland vom Papst unmittelbar unterstellt. Der damals jugendfrische Orden, der vor allem aus dem Adel Westfalens und der Rheinlande reichlichen Zuzug kampffroher und landbedürftiger jüngerer Söhne empfing, bändigte eine Reihe von Aufständen und festigte gegen Ende des 13. Jahrhunderts endgültig den deutschen Besitz. Noch Bischof Albert hatte leicht die kleinen russischen Teilfürsten in Gerzike und Kokenhusen an der Düna überwunden und in der Selburg, deren Trümmer die Abbildung auf S. 618 zeigt, die erste Schutz- und Trutzburg auf kurländischem Boden gegen die Selen erbaut. Mit ihnen, mit den Semgallern, die bis zur Aa saßen, und mit den Kuren, die im Westen an der Küste als böse Seeräuber siedelten, ging der Kampf. Die westlich der Aa dazwischensitzenden eigentlichen Letten, die sich dann später über die Länder der ausgerotteten oder ausgewanderten Nachbarn ausbreiteten, beugten sich früh unter den Schutz der Kirche und des Ordens. Schutz suchten sie gegen die furchtbaren Einfälle der südlich wohnenden Litauer. Kuren und Semgaller aber kämpften im Bunde mit den Litauern. Kühn erbaute der Orden mitten in Feindesland an der Memel, westlich der in unsern Kämpfen wieder so viel genannten Dubissa, die Georgenburg, und hier trafen sich, von Süden und Norden kommend, zum erstenmal große Streitkräfte des preußischen und des livländischen Ordens. Hier mußte die Landbrücke geschlagen werden zwischen Nord und Süd. Aber eine schwere Niederlage 1260 bei Durben am heutigen Libauer See zerriß diese Hoffnungen. Wohl rang der livländische Orden 1267 die Kuren nieder und gab ihnen weise einen milden »ewigen Frieden«; wohl fielen 1290 schließlich die letzten Burgen der Semgaller, aber das Litauer Land Samaiten blieb ein trennender Keil der beiden Ordensgebiete. Die solide

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



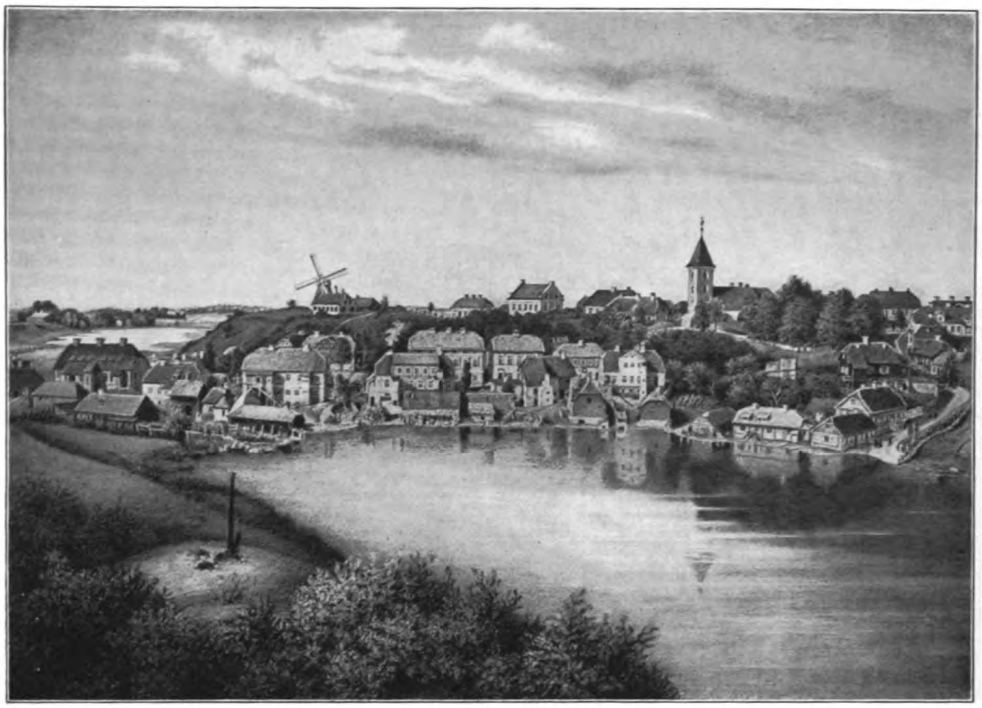
Das Schloß zu Mitau

Grundlage deutscher Bauernbesiedlung — wie das preußische Ordensgebiet — erreichte infolgedessen Livland niemals.

In der verlustreichen Schlacht auf dem Eise des Peipussees hatte 1242 Alexander Newsky die Ausdehnung des Ordenslandes nach Osten gehemmt. Pleskau und gar Nowgorod eroberte der Orden nur vorübergehend. Von Narwa nach Süden ging die Grenze seines gesicherten Besitzes. An dieser Grenze hatte der Orden die nächsten zwei Jahrhunderte leibliche Ruhe. Denn in dieser Zeit war die Entwicklung der Russenmacht niedergedrückt durch das Joch, das ihr die goldene Horde der Tatarenkhane von Kasan und der Krim auflegte. Der stärkste äußere Feind dieser Jahrhunderte kam von Süden — die Litauer und die Polen — und später vom Nordwesten aus Schweden. Damit wurde Kurland Hauptkampffeld. Diese jahrhundertelangen Kämpfe mit den Litauern und Polen sind es, die allmählich die Kraft des Mannesalters der Brüder vom deutschen Hause in Livland erschöpft haben.

Aber diese kräftige Manneszeit des Ordens dauerte doch lange, länger sogar als die des preußischen Ordens. Im inneren Streit mit den Bischöfen und dem im Besitz selbständig gewordenen Adel vor allem der Bischofslande, der zuzeiten in Estland fast eine Adelsrepublik bildete, im Ringen auch mit Riga und den andern nun der Hansa angeschlossenen Städten gewinnt der Orden, der in seiner Gesamtheit im 14. Jahrhundert die größte Militärmacht Europas darstellt, allmählich die Oberhand. 1394 wird das Rigaische Domkapitel dem Orden einverleibt. Der staatliche Einheitsgedanke für Groß-Livland steht dicht vor der Verwirklichung. In langer zäher Arbeit hat der livländische Orden die Oberherrschaft erreicht, und der Weg für eine selbständige Machtpolitik nach außen ist frei. Da schließen sich fast zu gleicher Zeit rundum die Staaten zu mächtigen Verbänden zusammen. Litauen und Polen kommt 1386 unter König Jagiello in eine Hand, und 1397 bildet sich zu Calmar die skandinavische Union, die damals nicht, wie heute ihre zaghafte Erneuerung, einen Schutz der Schwäche, sondern ein starkes Machtgebilde ergab. Und in demselben Jahre lähmt der Hochmeister von Marienburg Konrad von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Flecken Talsen

Jungingen selbst auf dem Kongreß zu Danzig, wohl in der Sorge, daß eine zu große Machtfülle des livländischen Meisters ihm die Fügsamkeit gegen die weitschauende Politik des Gesamtordens nehmen könne, die Entwicklung des eignen Pflanzreises. Er stärkte wieder die Macht des Rigaischen Erzbischofs, gab der stolzen estländischen Ritterschaft in Harrien und Wierland neue wichtige Rechte und trieb zudem den livländischen Orden in eine diesem schädliche feindliche Haltung gegen die russische Nachbarmacht hinein. Das schädigte den Handel mit Pleskau und Nowgorod schwer.

Die böse, aber nicht unverdiente Quittung darüber war, daß die livländischen Meister nun mit der Heeresfolge zögerten, daß das livländische Ordensheer 1410 bei Tannenberg zu spät kam. Wer will da richten? Als das Kind im Brunnen lag, kamen die Livländer und halfen die Marienburg wenigstens retten. Aber in dem Zusammenbruch des Hauptordens blieb der livländische Orden verwickelt. Und so folgten denn dem mühsam aus eigner Kraft vollbrachten Aufstiege eben, da die Höhe erreicht war, 150 Jahre des Absinkens.

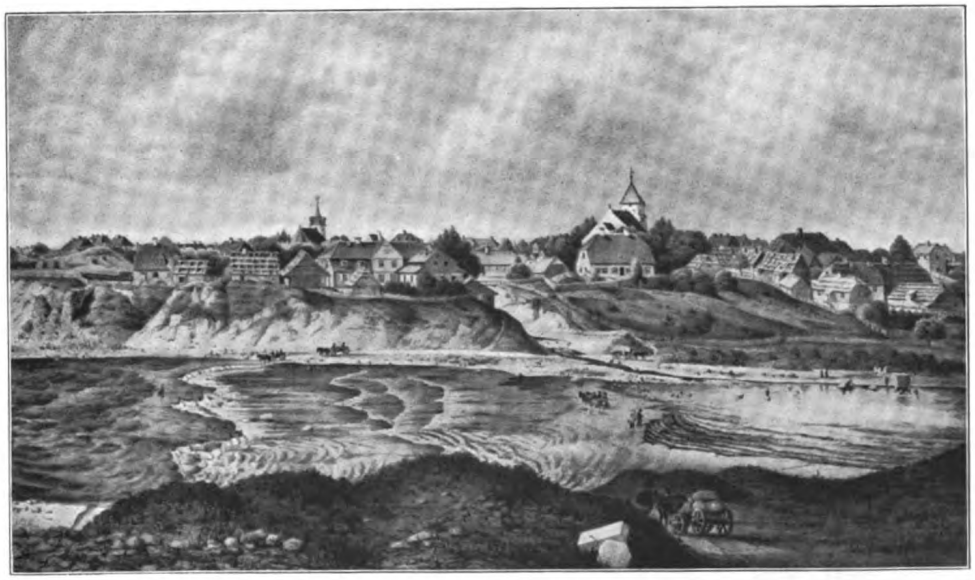
In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts steht da in der Reihe der Meister von Livland noch einmal eine große Gestalt auf und faßt die sinkende Kraft zusammen. Wolter von Plettenberg, der Starke, Schlichte und Redliche. Ein echter Westfale, im Osten auferzogen, stand er allein »gegen die unsagbar große Macht des Ostens«, die, inzwischen vom Tatarendruck befreit, sich drohend ballte. Vertieft man sich in das Wesen dieses Mannes, so denkt man unwillkürlich an unsern Hindenburg. Die gleich schwere ruhige Kraft, der gleich unbeugsame, kühnbesonnene Mut, die gleiche tiefe Gläubigkeit! Zwar blieb Meister Plettenberg selbst katholisch, aber er ließ der Reformation den Weg frei, die in dieser wildbewegten Zeit seltsam still und doch schneller als irgendwo sonst in deutschen Landen hier Einlaß fand. Wenige katholische Inseln — die eine stellt auf S. 619 unser Bild Schönberg dar — erhielten sich in der still hereinströmenden Flut. Plettenberg suchte eifrig, darin ganz einig mit dem Gefühl seiner Landesgenossen, den Anschluß ans Reich. Aber Kaiser Maxens, des letzten Ritters, Willen war wohl gut, er schenkte Rechte um Rechte, nur seine Macht und mehr noch seine Mittel waren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwach. So hat denn das Reich, von dem zu keiner Zeit wirkliche Hilfe gekommen war, dessen jüngere Fürstensöhne, wo sie Bischöfe oder Koadjutoren wurden, stets nur Verwirrung gebracht hatten, auch in dieser letzten Not nicht zu helfen vermocht. Zu einem freilich, was die Einheit der Lande hätte retten können, fand der greise Meister Plettenberg den Entschluß nicht mehr. Was 1525 der Hochmeister tat, daß er die preußischen Ordenslande in ein Herzogtum verwandelte, dazu drängten 1526 auf dem Landtage zu Wolmar Städte und Stände in seltener Einmütigkeit den Meister. Aber er fand den Entschluß nicht. In den fünfundzwanzig Jahren des Chaos, und der letzten Krämpfe, die seinem Tode folgten, hat dann ein Schlauer und selbstisch Rücksichtsloser, hat Meister Gotthard Ketteler, der es auf das Ganze abgesehen hatte, mit Hilfe Polens wenigstens Kurland an sich gerissen. Damit beginnt 1562 des Herzogtums Kurland getrennte Geschichte.

War Gotthard Ketteler ein treuloser Meister gewesen, so wurde er seinem Herzogtum Kurland ein tatkräftig sorgender, getreuer Herr. Polen redete viel darein, der deutsche Landadel trotzte und ließ es auf Schwertschlag ankommen, aber trotzdem gewann das lose gefügte Landgebilde unter seiner Hand Festigkeit. Seine zwei Söhne, denen der Vater das Regiment gemeinsam hinterließ, teilten dann doch das Land unter sich in Semgallen und Kurland. Sie hatten im Kampf mit den unbotmäßigen Landständen die »Noldischen Händel«, die bis zu Mord und Totschlag gerieten und doch nur eine besonders krasse Ausprägung jener Vormachtkämpfe zwischen Fürst und Adel waren, welche in allen deutschen Landen das 17. Jahrhundert sieht. Der ältere, gutmütig unbedeutende Friedrich regierte 45 Jahre erfolglos; der jüngere, reichbegabte, »jache«, ritterlich unbesonnene Wilhelm hatte zunächst Erfolge. Es gelang ihm, das Bischofsland Pilten, das an Brandenburg verpfändet war, zu erkaufen, aber 1617 mußte er, nachdem er unvorsichtig Gustav Adolf von Schweden gegen Polen ausgespielt hatte, landflüchtig werden.

Mit seinem Sohne Herzog Jakob, dem begabtesten des Geschlechts der Ketteler, der von 1642 bis 1682 regierte, kommt zunächst für Kurland eine kurze Blüte. Auf seiner »Peregrination« hatte er im handelsblühenden Holland, in England und im Paris Colberts die Ideen des Merkantilismus aufgesogen. Als er zur Regierung kam, war der Landadel fast allmächtig. Aber in nur sechzehn Jahren genialen und leidenschaftlichen Schaffens gelang ihm der wirtschaftliche Sieg. Er schuf Metallhämmer, Gießereien, Teerbrennereien, Sägemühlen, Tuchfabriken. Sein Seehandel auf eigner Flotte



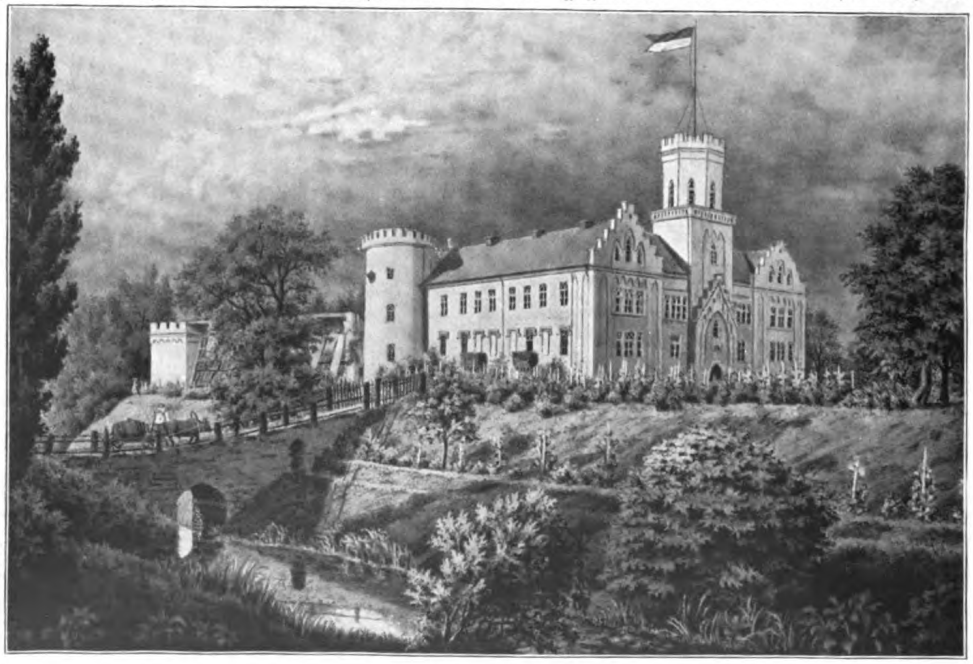
Goldingen an der Windau

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verfrachtete weithin kurisches Getreide und seine Industrieprodukte. Eine eigne Kriegsflotte machte ihm die Erwerbung überseeischer Kolonien am Gambiafluß und in Westindien der Insel Tabago möglich. Mit den Großhandelsmächten schloß er selbständig Verträge. Das kleine Land schien durch den einen Mann eine ernsthafte Macht zu werden. Man darf ihn wohl mit dem Großen Kurfürsten vergleichen. Nur eins versäumte er: eine Militärmacht zu Lande zu entwickeln. Mit den diplomatischen Künsten der »strengsten Neutralität« wollte er sein Staatsschifflein durch die sturmreiche Zeit steuern. So zertrat ihm denn der Schwede 1658 bis 1659 sein Gottesländchen, seinen reich aufblühenden Garten gründlich und hielt ihn selbst bis 1660 in der Feste Iwangorod bei Narwa gefangen. So ganz vernichtet fand er Land, Städte, Industrien und Handel wieder, daß die Arbeit der zweiten, längeren Hälfte seiner Regierung bis 1682 nicht wieder aufzubauen vermochte, was zuvor war.

Weder unter seinen Söhnen noch unter seinem jung verstorbenen Enkel hatte Kurland mehr gute Zeiten. Das wahre Chaos aber kam erst im Nordischen Kriege (1701 bis 1721) — wieder litt Kurland am meisten unter Schweden —, kam erst, als im 18. Jahrhundert abenteuernde, landbegierige jüngere Fürstensöhne, unter ihnen Marschall Moritz und Herzog Karl von Sachsen, oder gar abenteuernde Günstlinge russischer Kaiserinnen Herzöge wurden. Die unerfreuliche, interessante Gestalt Herzog Jakob Birons und seines Sohnes Peter taucht da auf. Kurland sah erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder bessere Zeit. Daß die Landstände schließlich freiwillig 1795 Rußland huldigten, war ein Notausweg. Die geschichtliche Ehrlichkeit verlangt zu sagen, daß Kurland erst als Provinz im russischen Staatsverbande wieder zur Ruhe kam und dann bald aus eigner deutscher Kraft wieder wirtschaftlich aufblühte.

Die Eigentümlichkeit der Deutschen, daß bei ihnen politische Tiefpunkte oft mit Zeiten hoher kultureller Regsamkeit zusammenfallen — in Deutschland besonders in napoleonischen Zeiten bewährt —, gilt für Kurland vor allem für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die kulturellen Beziehungen zum Mutterland waren stets lebendig geblieben. Die Albertina in Königsberg war — im 16. Jahrhundert — vom Herzog von Preußen sozusagen auch als Landesuniversität für Kurland und Livland gegründet und war mehr noch als



Edwahlen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schloß Dondangen

Jena und Leipzig immer die baltische Bildungsquelle geblieben. Aber nach den furchtbaren Menschenopfern des Nordischen Krieges wird das praktische Bedürfnis des Menschenaustausches besonders rege. Es ist kein Zufall, daß Lessings Tellheim ein Kurländer ist. Es diente viel kurländischer Adel in des großen Friedrichs Heer. Die Freimaurerei besaß in Mitau »Tempelburg« einen starken Hort. Der Gedanke, das Los der leibeigenen Bauern zu erleichtern, fand in Königsberg Nahrung. Kant hatte in Kurland viele Schüler und Freunde. Seine Hauptwerke erschienen in Riga, wo sein Verleger Hartknoch, ein Ostpreuße, ein edler Kulturbildner geworden war. Viele Geistliche, Hauslehrer — Hofmeister genannt — und Lehrer kamen ins Land. Hofmeister Hamann, der »Magus aus Norden«, hat sich in Kurland und Riga entwickelt. Magister Herder lebte in Riga seine reichste, jedenfalls seine relativ zufriedenste Zeit und hoffte noch in Bückeburg auf einen Ruf nach Mitau. Die Gestalt der Kurländerin Elisas von der Recke, der Schwester der letzten Herzogin Kurlands, schillert geistreich empfindsam durch diese Zeiten. — Es war klug von Alexander I., daß er 1802 in Dorpat den Provinzen eine eigne Landesuniversität gestattete. Das deutsch-baltische Geistesleben gewann damit einen eignen Mittelpunkt und auch Selbständigkeit. Dorpat ist der Hauptgrund für die auf lange Jahre abblassenden Beziehungen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts betritt die Weltgeschichte wieder kurischen Boden. Das schöne Schloß in Mitau (Abbildung S. 621), das Herzog Birons Baulust nach Graf Rastrellis Entwürfen erstehen ließ, wurde 1798 bis 1799 und 1805 bis 1807 fürstliches Asyl der von Napoleon vertriebenen Bourbonen. Das war wie ein Vorspiel. Denn Mittsommer 1812 betraten Napoleons Heere kurischen Boden. Ihnen zur Seite als Zwangsverbündete preußische Truppen. Es war zwar nur eine Nebenaktion zu dem großen Zuge Napoleons selbst nach Moskau. Riga sollte genommen, später womöglich Petersburg erreicht werden. Bei Bauske und um Mitau wurde mit wechselndem Glück gekämpft, und die seit Jena reorganisierte preußische Armee erwies hier zum erstenmal unter Yorcks straffer Führung ihre 1813 bis 1815 dann vollbewährte Schlagfertigkeit. Doch zum Siege reichte die Zahl nicht. Riga wurde zweimal lose zerniert, nie ganz eingeschlossen. Die anfänglich preußische Militärverwaltung schonte Kurland, die darauffolgende französische sog das Land aus. Aus dem Sommerfeldzug wurde ein Winterfeldzug; in dünnen Leinwandhosen gab es bei den Preußen viel erfrorene Glieder. Napoleons Winterflucht aus Moskau riß dann auch die Nordarmee zurück. Macdonald mit den Franzosen zog vorauf, ohne zu warten. Und erst als Clausewitz ihm klarmachte, daß er wirklich abgeschnitten sei, erhielt der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schloß Kazdangen

Soldat York seinem König durch die ehrenvolle Konvention von Tauroggen eine kampffähige Truppe. Der schon vorher zwischen Paulucci, dem Gouverneur Rigas, und Friedrich Wilhelm III. mit diplomatischem Geschick und großer Kühnheit die wichtigen Verhandlungen eingeleitet hatte, war Karl Ulrich von Manteuffel, der Besitzer des eben erbauten Kazdangen (Abbildung S. 626), ein staatsmännisch hochbegabter Geist. Für die gleiche gutdeutsche Gesinnung, die ihn, Karl Ulrich, hinterdrein zum Ritter höchster russischer Orden machte, ist heute sein Urgroßneffe Karl von Manteuffel, der Besitzer Kazdangens, ohne daß auch nur ein Schein von »Verrat« auf sein Tun fallen könnte, mit so viel andern kurländischen Freunden nach Sibirien verschleppt worden.

Seit Dezember 1812 hatte Kurland nach außen ein gutes Jahrhundert Frieden — im Inneren ein halbes Jahrhundert, denn bald nach 1860 beginnen die bis dahin nur literarisch geführten Angriffe der Panslawisten immer drückendere Wirklichkeit zu werden. Dies erste halbe Jahrhundert ist wohl seit den kurzen Blütejahren unter Herzog Jakob Kurlands beste, wenn auch geistig vielleicht eine etwas stille Zeit gewesen. Und wenn der Kurländer von damals etwas überlegen zu dem kleinstaatlichen Deutschland und dem reaktionären Preußen hinübersah, so hatte er damals — recht. Er lebte doch im Grunde in einer Art Ständerepublik ein breiteres, minder »einregeltes« Dasein als der Preuße! Die baltischen Provinzen hatten ja eine bis zu Alexander III. von allen Zaren bestätigte eigne Landesverfassung, deutsche Landtage und auch sonst eine starke Sonderstellung innerhalb Rußlands. Deutsch war die Amtssprache, deutsche Bildung, Justiz und Verwaltung herrschte. — Ohne Druck von oben gaben die deutschen Herren denn aber auch rein aus dem Gefühl der sittlich-sozialen Pflicht in Kurland ihren lettischen Bauern 1817 persönliche Freiheit bei Schollenpflicht, 1833 Freizügigkeit, 1845 statt Arbeitspacht Geldpacht, 1863 — im Jahre, da im übrigen Rußland die verhängnisvoll plötzliche Bauernbefreiung geschah — auch das Eigentumsrecht; Dinge, die allmählich einen lebensfähigen Bauernstand schufen. Von dem, was für das Schulwesen der Letten getan wurde, sprach ich schon im Novemberheft. Es geschah mit Hilfe der Geistlichkeit, die, überwiegend orthodox, aus hohen Standesidealen heraus treulichste Kulturarbeit gerade an den Letten tat. Der erfrischende Einfluß Dorpats half im eignen deutschen Leben veraltete Formen abtun. Das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels fiel in Kurland 1865. Eine ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sunde Justizreform zu gleicher Zeit aber konnte schon trotz bestem Willen Alexanders II. der Panslawismus verhindern. Geistig und wirtschaftlich sind diese Jahrzehnte noch eine Zeit der Blüte.

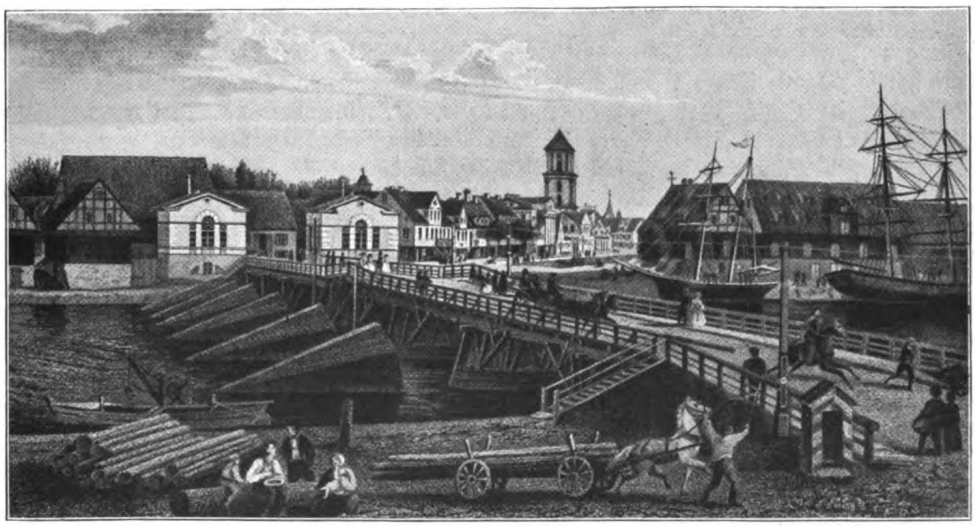
Die Gründung des Deutschen Reiches gab dem Panslawismus noch unter Alexander II. Wind in die Segel. 1877 wurde die russische Städteordnung aufgezwungen, und mit Alexanders III. Thronbesteigung (1881) setzte die Russifizierung mit alles Bestehende umstürzender Gewalt ein. Die Pastoren wurden wegen der Konvertiten und mit willkürlich veränderten Eheschließungsrechten bedrängt; die, welche treu am Alten hielten, wurden schließlich administrativ abgeurteilt und zum Teil verschickt. Das Volksschulwesen der Letten, eine deutsche Schöpfung, wurde verderbt, die deutschen Schulen wurden geschlossen. Der schwerste Schlag gegen das höhere deutsche Geistesleben war die systematisch vernichtende Russifizierung Dorpats, das als Jurjew ein häßlich heruntergekommenes Scheindasein weiterlebt. Russische Amtssprache, russische Polizei, russische Verwaltung und Justiz mit russischen Beamten und Richtern: all dies Tiefumwälzende war geschehen, bis Alexander III. 1894 starb.

Unter Nikolaus II. erschlaffte die panslawistische Willensspannung etwas, aber eine wirkliche Besserung brachte erst der schließliche Mitgenuß der Freiheiten, die in der Revolution allen gegeben waren. Die Opfer an Blut und Gut — Edwahlen (Abbildung S. 624) fiel mit vielen andern den lettischen Mordbrennern zum Opfer — waren mittelbar also nicht umsonst. Die neu eröffneten deutschen Schulen, der neu gegründete Verein der Deutschen in Kurland bauten zäh und trotzig am neuen deutschgeistigen Hause — acht Jahre lang.

Und dann kam unser Krieg, und ihr deutsches Haus brannte mit! Schulen und Vereine geschlossen! Die Vereinsvermögen beschlagnahmt! Deutsch sprechen auf der Straße verboten! Die Besten verschleppt! Kommen wir nicht und retten, so ist das deutsche Leben in Kurland verloren.

Es wäre das erstemal, daß das Reich als Reich Baltland Hilfe brächte. Wenn dies Heft erscheint, werden die Geschehnisse das kluge Schweigen unsrer Heeresleitung über politische Endziele vielleicht schon gelüftet haben. Galt es nur den Getreidevorräten und dem Lockerhalten des Nordendes der Riesenfront? Ging's um Kurland?

Ein Land wäre unser, das mit zwanzig Prozent »Kronsland« und viel aufteilbaren Großgütern vielen Hunderttausenden deutscher Bauern guten Boden böte und unser Getreidemanko dauernd fast ausgliche. Der Lette ist nicht schollentreu und würde in Massen auswandern. Wir gewännen zum Nutzen in den Kurländern treue Reichsgenossen, sinnenstarke, warme Naturen — Brüder vom deutschen Hause!



Libau

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Schubert

Ein Gedenkblatt von Dr. Hermann Seeliger

Weit draußen auf der Nußdorfer Straße, wo die Prachtbauten längst zurückgeblieben sind, die das Auge des Fremden entzücken, der durch die schöne Wiener Stadt schlendert, wo die Häuser kleiner und unansehnlicher werden, wohin das elegante Leben der fröhlichen Kaiserstadt nicht mehr seine Wogen wirft, da steht in der Reihe unansehnlicher Gebäude ein schmuckloses einstöckiges Häuschen, an dem Tausende achtlos vorübergehen. Denn gar unscheinbar und geduckt steht es da, so unscheinbar und geduckt, wie der durchs Leben gegangen ist, der hier geboren ward. Im Erdgeschoß sind geringe Verkaufsläden, links der eines kleinen Optikers, rechts eine Papierhandlung, alles ganz vorstadtmäßig. Über dem Haupteingang aber befindet sich eine kleine Büste. Wir stehen vor dem Geburtshause Franz Schuberts.

Daß uns die Stätte noch erhalten geblieben ist, wo dieser ganz Große das Licht der Welt erblickte, ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des Wiener Magistrats, der das Häuschen 1908 ankaufte und darin ein kleines Museum errichtete, worin neben Kunstwerken von hohem Wert eine Anzahl von Schubert-Reliquien zusammengestellt wurden, die geeignet sind, uns ein allgemeines Bild von des Meisters in engen Verhältnissen verlaufendem, doch innerlich so reichem Leben zu gewähren.

Schon beim Eintreten in den Hofraum mit dem dahinterliegenden freundlichen Garten, dessen Bäume in jenen hineinschatten, umfängt uns der Stimmungsreiz eines weltfernen Friedens, der über dieser Stätte zu liegen scheint, und in den einfachen, niedrigen, aber behaglichen Zimmern, zu denen wir über die Treppe und den kleinen Balkon gelangen, weht es uns an wie der Hauch längst vergangener Zeit; die Dinge beginnen zu reden, die Bilder an den Wänden sprechen zu uns, und wir vermeinen die Saiten des alten schmalen Flügels leise ertönen zu hören in den märchenhaft schönen Klängen, wie sie die Hand des Meisters einst ihnen entlockte, der diesem Instrument so oft seine wunderbaren Traumgesichte, seine Freude und seinen Schmerz anvertraut hatte — ein eigenartiger Zauber spinnt unmerklich und leise die Seele ein.

Es ist nicht leicht, all der Vorstellungen Herr zu werden, die bei der Nennung von Franz Schuberts Namen dem mit der Geistesgeschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einigermaßen Vertrauten blitzgleich auftauchen. Das ganze vormärzliche Wien mit seiner behaglichen, durch edelste Kunstpflege gehobenen bürgerlichen Geselligkeit, mit seinen Wein- und Kaffeehäusern und seinem bedeutenden, unter dem Drucke einer engherzigen Zensur seufzenden Schriftstellertum wird uns lebendig, liebe und bekannte Namen, wie Grillparzer, Bauernfeld, Moritz von Schwind, Mayrhofer, die Familie Fröhlich, werden uns wieder nahe und beschäftigen unsre Phantasie, vor allem aber der kleine dicke Meister mit seinem gutmütigen Schullehrergesicht und den freundlichen Augen hinter der ewigen, selbst nachts nicht abgelegten Brille, der mit seiner großen Kunst so oft der Mittelpunkt eines fröhlichen, geistig hochgestimmten Kreises war, wie uns manches der Bilder in dem kleinen Museum bezeugt. Arm und eng war sein äußeres Leben, und er ertrug dessen Dürftigkeit, wie eben es nur ein Musiker vermag, von wenigen beachtet, geliebt aber von allen, die ihm nahegekommen sind, fröhlich vom Tage lebend, unbekümmert um das Morgen, und in sich hineinlauschend auf die wunderbaren Stimmen, die in seinem Inneren erklangen fort und fort, so daß er ihrer Fülle kaum Herr zu werden vermochte. So schaffte er emsig Werk auf Werk aus Tag und Traum, aus Glückverlangen und Leidverstehen und streute das Gold seiner Lieder aus, verschwenderisch wie der König im Märchen an seinem Hochzeitstage.

Hinter ihm aber stand der Tod.

Ob er es wohl gefühlt hat? Wer die fieberhafte Art seines Schaffens kennt, wessen Ohr den tragischen Unterton, der durch die Musik Schuberts erzittert, herauszuhören

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermag, dem möchte es fast so scheinen, als habe der Meister eine dunkle Ahnung gehabt, daß ihm ein frühes Ende beschieden sein würde. In den ergreifendsten Liedern, die je geschrieben wurden, in der furchtbaren Seelentragödie der »Winterreise« erscheint diese Ahnung zur Todesvision verdichtet. »Mir gefallen diese Lieder mehr als alle andern«, hat er selber von ihnen gesagt — wie kam das genußfrohe Wiener Kind dazu, gerade diese todesmüden Lieder mit diesen Weisen zu umkleiden, die dem Inneren eines dem Grabe zustrebenden Wanderers abgelauscht scheinen, wenn er nicht auf seinem eignen Lebensweg bereits den Wegweiser erblickt hätte, der ihm die Straße wies, »die noch keiner ging zurück«? Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen: in dem Alter der Götterlieblinge Raffael und Mozart starb auch Franz Schubert, ein Jahr nach dem Gewaltigen, dessen Andenken er nach dem Leichenbegängnis das erste Glas gebracht hatte — und das zweite dem, der als der nächste ihm folgen würde! Am 21. November 1828 begruben ihn die Freunde auf dem Währinger Friedhof neben Beethoven. Seine Hinterlassenschaft reichte nicht aus, um die Kosten seines Begräbnisses zu decken: das Schicksal seines »Leiermanns« (»Winterreise«) war auch das seine; auch sein kleiner Teller war ihm zeitlebens leer geblieben, während die Verleger noch Jahrzehnte nach seinem Tode Tausende allein mit seinen Liedern verdienten.

Frauenliebe hat ihn nie beglückt, er hat wohl auch nie ernstlich darum geworben. Aber er war nicht einsam: in einem kleinen Kreise gleichgestimmter jugendlicher Künstler fand er treue und verständnisvolle Freunde, die redlich das wenige, was sie besaßen, mit ihm teilten, so Jenger, Kupelwieser, Bauernfeld, Schober, Schwind. Aber eigentlich ergründet hat ihn wohl nur einer, der selber im Märchenland daheim war: der gemütvolle, sinnige Schwind, der bei der Nachricht von dem Ableben des Freundes klagte: »Schubert ist tot und damit das Heiterste und Schönste, was wir hatten!« Und noch ein andrer, Größerer hat ihn in seinem ganzen Werte erkannt: Beethoven. »Wahrlich, in dem Schubert wohnt der göttliche Funke!«, äußerte er, als er, schon auf dem Sterbebett, in Schuberts Liedern blätterte, die man ihm gebracht hatte. Der göttliche Funke, nicht ein göttlicher Funke, wie oft fälschlich zu lesen ist. Man versteht, was aus dem Munde eines Beethoven, der die schöpferische Kraft als etwas Überirdisches ansah und sich selbst nur für den Mittler der durch seinen Mund sprechenden Gottheit, dieses Wort bedeuten will. Und vollends: was würde der, dem es galt, für dieses Wort höchster Anerkennung gegeben haben! Beethoven — das war die große heilige Liebe in Franz Schuberts Brust; wie einen Abgott hat er den Gewaltigen verehrt, dem zu nahen er in seiner Bescheidenheit nicht einmal gewagt hatte, geschweige daß er sich hätte mit ihm messen sollen. »Ich glaubte schon, es könnte etwas aus mir werden — aber wer vermag nach Beethoven etwas zu machen?« Und doch war der göttliche Funke in ihm. »Wenn Fruchtbarkeit ein Hauptmerkmal des Genies ist, so ist Schubert eins der größten«, urteilte Schumann, dem wir recht eigentlich die Entdeckung Schuberts verdanken; und in der Tat ist die Anzahl der Werke, die Franz Schubert in seinem kurzen Leben schuf, erstaunlich: Symphonien, Kammermusikwerke, Klavierstücke, Opern, Singspiele, Messen — ungerechnet die 800 Lieder —, kurz, das gesamte Gebiet der Instrumental- und Vokalmusik hat er durch zahllose Meisterwerke bereichert, von denen die meisten sogar heute noch in weiteren Kreisen völlig unbekannt sind. Noch erstaunlicher aber erscheint die Kraft seiner künstlerischen Anschauung und Erfindung; hier läßt er sich nur mit Mozart vergleichen. »Was er anschaut mit dem Auge, berührt mit der Hand, verwandelt sich in Musik; aus Steinen, die er hinwirft, springen wie bei Deukalion und Pyrrha lebende Menschengestalten«, sagt Schumann. Hatte er schon als Knabe »die Harmonie im kleinen Finger«, so daß nach kurzer Zeit schon seine Jugendlehrer bekannten, ihm in der Musik nichts mehr beibringen zu können, so überrascht uns der fertige Künstler immer von neuem durch den schier unglaublichen Reichtum seiner melodischen und harmonischen Erfindung. »Er hat Töne für die feinsten Empfindungen, Gedanken, ja Begebenheiten und Lebenszustände. So tausendgestaltig sich des Menschen Dichten und Trachten bricht, so vielfach ist die Schubertsche Musik.« Schumann, der das Wesen des Schubertschen Genius wohl am tiefsten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erfaßt hat, weil er sich ihm verwandt fühlte, stellt ihn darum unbedenklich neben Beethoven, als den ausgezeichnetsten, der nach jenem Musik im höchsten Sinne des Wortes ausübte. Und in der Tat, die beiden herrlichen Symphonien in C-Dur und H-Moll, die Streichquartette in D-Moll, A-Moll und G-Dur, das Streichquintett, das Es-Dur-Trio — um zunächst von den Instrumentalwerken zu reden — sind Offenbarungen, die an Größe und Tiefe der Gedanken, an der Kühnheit des Aufbaues der Form sich eben nur mit den Meisterwerken Beethovens vergleichen lassen. Man kann eigentlich nur »in Superlativen« von ihnen sprechen, und sie behaupten auch den ihnen mit Recht gebührenden Ehrenplatz in unserm Konzertleben. Dagegen wird die »tragische Symphonie« (C-Moll) zu Unrecht so auffallend vernachlässigt. Unverkennbar von Beethovens Fünfter und der Koriolan-Ouvertüre beeinflußt, einen tragischen Gehalt mehr lyrisch darstellend, entbehrt sie allerdings der elementaren Kraft jener Titanenwerke, entschädigt aber dafür durch andre Reize; besonders der zweite Satz ist geradezu ein Schwelgen in Schönheit. Schönheit und Wohlklang, das ist überhaupt das eigentliche Wesen der Schubertschen Musik. Schubert ist durch das elfenbeinerne Tor gegangen, von dem E. Th. A. Hoffmann spricht, hinter dem die seltsamen, wunderbaren Träume träumen, die nur ein Berufener zum Leben, zu Gestalten zu erwecken vermag; darum sind Franz Schubert und Romantik für den musikalisch Gebildeten zwei ebenso untrennbare Begriffe geworden wie Franz Schubert und Wien. Die überlieferten musikalischen Formen hat er nicht umgewertet, sie genügten ihm als Gefäß: aber was er dareintat, war ein seelischer Inhalt von ungeahntem Reichtum, zu dessen feinster Abschattierung er Ausdrucksmittel in harmonischen und modulatorischen Kühnheiten, in einem Kolorismus der Töne fand, wie es bis dahin unerhört war. Wir blicken in eine neue Welt, wenn wir seine Werke aufschlagen. Der hinreißende dramatische Zug der Beethovenschen Tondichtung fehlt ihm allerdings, das zeigen die Durchführungssätze in den meisten seiner Werke, denn die Möglichkeit der Durchführung, d. h. der dramatischen Steigerung, erschwert er oder vereitelt er sich gar durch die Länge der aufgestellten Themen oder, besser gesagt, durch »die Fülle der Gesichte«. Denn was sind das für Themen!

Franz Schuberts Geburtshaus in Wien, jetzt Schubert-Museum

Bleiben wir, um nur ein Beispiel herauszugreifen, einen Augenblick bei seinen Klaviersonaten stehen. Der Riesenschatten der Beethovenschen scheint ihnen verhängnisvoll geworden zu sein, denn sie werden auffallend wenig gespielt. Und dennoch, welch unsagbarer Zauber liegt über ihnen! Dieser wunder-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Schubert

bare Schmelz des Melos, dies märchenhafte Helldunkel neben den leuchtendsten Farben, diese versonnenen Traumstimmungen neben jauchzendem Lebens- und Kraftgefühl — den phantasiereichen Maler, dessen Pinsel gleich tief vom Mondesstrahl wie von der Sonnenflamme getränkt war, nennt ihn Schumann —, und daneben wieder die tragische Unterströmung, mehr wehmütig und ergreifend als erschütternd, kurz, eine Poesie, die keinen, der sich einmal in sie versenkt hat, wieder losläßt. Schubert ist der geborene Sagen- und Märchenerzähler: gern hebt er mit dem lieben »Es war einmal« oder »Vor langer, grauer Zeit« an, und dann plaudert er treuherzig in überströmendem Gefühl drauflos, und unvermerkt sind wir in das Zauberreich gelangt, in welchem auch Schumann und Chopin ihre wunderbaren Träume erleben.

Auch Chopin. Wie sehr ihm Schubert in Form und Farbe vorgearbeitet hat, das zeigen deutlich seine Impromptus, Präludien, kurz, all die Stücke genrehaften Charakters, wie er uns zum erstenmal in den wunderfeinen Moments musicaux und Impromptus op. 90, 94, 142 entgegentritt, in denen Schubert die Form gefunden hat, die für die ganze Folgezeit die fast ausschließliche geworden ist zur Wiedergabe eines ausgesprochen persönlichen Gefühlsinhalts von spezifisch romantischer Färbung. Mit Recht erfreuen sich diese entzückenden Miniaturbilder allgemeinster Beliebtheit, gehören sie doch zu dem Reizvollsten und Eigenartigsten, was Schubert geschaffen hat, ja zu den reizvollsten Kleinarbeiten der Instrumentalmusik überhaupt.

Näher noch als dem Nationalpolen mußte der Niederösterreicher dem Mitteldeutschen stehen: Robert Schumann. Wer mit dessen Musik gut vertraut ist, wird bei eingehender Beschäftigung mit Schubert viele Partien finden, die geradezu Schumannisch anmuten. Es ist darum begreiflich, wie Schumann sich von ihm so angezogen fühlen mußte; erkannte er doch in ihm einen Teil seiner eignen Wesensart. »Es gab eine Zeit,« schreibt er einmal, »wo ich nur ungern über Schubert hätte sprechen, nur nächtens den Bäumen und Sternen von ihm erzählen mögen.« In Schumanns Entwicklung nimmt Schubert eine ähnliche Stellung ein wie Jean Paul. »Wenn ich Schubert spiele, ist mir's, als läf' ich einen komponierten Roman Jean Pauls«, bekennt er einmal Friedrich Wieck in einem Briefe, und die C-Dur-Symphonie vergleicht er in ihrer himmlischen Länge mit einem vierbändigen Roman jenes Dichters. Es braucht darum kaum noch erwähnt zu werden, daß er in Schuberts »Wandererphantasie« das Vorbild für eine ihm besonders zusagende Form gefunden hat.

Die musikgeschichtliche Stellung Schuberts ist damit zum Teil schon umrissen: sich neben Beethoven stellend, reicht er die eine Hand Schumann und den Romantikern der späteren Zeit, die andre aber dem Übergangsidealisten Brahms, der von ihm die weitgespannten, edelgeformten Melodiebogen, die Ausdrucksweisen für das Anmutige und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heitere und das Schwelgen in Wohlklang hat, und Bruckner, welcher — abgesehen von gewissen zufälligen Ähnlichkeiten in Familienverhältnissen und Bildungsgang — einmal die naive Art des Schaffens: das Überwiegen des rein musikalischen Elements über das Geistige, und dann das ausgesprochen Völkische mit ihm gemein hat. Schubert ist, gegen Beethoven gehalten, im allgemeinen durchaus unspekulativ: während Beethovens Titanenkraft sittliche und außerweltliche Gedanken in die Form der Musik zwängt und zuletzt, in der großen Messe, ein andrer Jakob, das gewaltige Ringen mit der Gottheit selbst beginnt, so daß man der Vermutung Raum geben darf, er würde, wenn ihm nicht die Musik als Ausdruck seines innersten Wesens angeboren war, bei der Aktualität seines Wesens ein großer Philosoph oder ein philosophischer Dichter geworden sein, ist Schuberts Musik eben »Musik an sich«, der tönende Ausdruck eines ebenso reinen als reichen Gefühlslebens. Und diese Musik entquillt der Seele eines Menschen, der durchaus bodenständig ist, wie der Duft der Heimaterde entströmt's ihr, lieb und traut:

Es klang so alt und war doch so neu
Wie Vogelsang im blühenden Mai.

Schubert ist der erste große Heimatkünstler in der Musik, der tief in die Seele der Landschaft seiner herrlichen niederösterreichischen Heimat, seines Volkes hineingelauscht hat. Nun tönt sie aus seinen Weisen zurück, zuweilen, wie z. B. in den Tänzen, in dem Scherzo der D-Dur-Sonate, echt wienerisch gestimmt. Man erkennt diesen spezifisch Schubert-wienerischen Klang sofort wieder, wenn man ihm einmal anderswo begegnet, etwa bei Robert Fuchs, einem der liebenswürdigsten Epigonen der musikalischen Romantik.

Neben der Ursprünglichkeit einer durch keine Reflexion angekränkelten Empfindung ist es nicht zum mindesten dieser herzergreifend volkstümliche Einschlag, der den Liedern Schuberts ihren unwiderstehlichen Zauber verleiht: hier offenbart sich so recht, wie vertraut dies echte Natur- und Volkskind mit der Natur war. Was sie ihm zuraunte im Murmeln des Bächleins, im Rauschen des Waldes, was die linden Lüfte des Frühlings ihm zutrugen, Lerchenjubel und Feldblumenduft, Sonnenglanz und Mondenschimmer, das hat er in unsterblichen Tönen in seinen Liedern niedergelegt. Wenn irgendeiner, so konnte Schubert von sich sagen: »Im Walde dort, auf der Vogelweid', da lernt' auch ich das Singen.« Darum wohnt seinen Melodien jene zwingende Überzeugungskraft inne, die sie als das Ansich der vorgestellten Außenwelt wie der aus ihr abgezogenen Empfindungen erscheinen läßt. Wie Goethes Lyrik wurzelt auch die seine tief im Volkslied, daher ihre unverwüstliche Frische und die Selbständigkeit ihrer Melodik, so eng diese auch mit der Klavierbegleitung verwoben ist. Die Klavierbegleitung selbst steigert sich je nach Bedürfnis von der einfachen harmonischen Unterlage bis zur restlosen Ausdeutung der seelischen Stimmung oder der poetischen Idee, ohne jemals den melodischen Fluß zu hemmen, kurz, die Forderung, daß das Kunstlied das idealisierte Volkslied sein soll, hat keiner in so vollendetem Maße erfüllt wie unser lieber Meister. Und auch hier wieder der Reichtum einer schier unerschöpflichen Erfindungskraft. In den etwa 800 Liedern hat Schubert gleich Goethe für alle, aber auch für alle Stimmungen gesorgt: vom hoffnungsfroh hingesummten Wiegenlied der jungen Mutter bis zum erschütterndsten Ausdruck lebenzerstörenden Grams, vom Wanderglücksgefühl am strahlenden Sommermorgen bis zu dem aus Nacht und Nebel hervorkriechenden Grauen. Alle nur denkbaren Formen der Lyrik sind vertreten: vom einfachen Volkslied bis zur dramatischen Szene.

Die meisten von ihnen tragen einen dunklen Flor, die Müllerlieder und die Winterreise sind geradezu Tragödien, und noch in vielen andern schwingt der Tod das Zepter. Wir sind ergriffen von der Fähigkeit des Mitleidenkönnens in so jungen Jahren: Welche Tiefe des Gemütslebens setzt das nicht voraus, wenn seine Seele auf jeden derartigen Reiz antworten konnte! Wir können daran ermessen, wie weh es dem Meister getan haben mag, daß der von ihm in grenzenloser Hingebung verehrte Goethe, von dem er nicht weniger als 59 Gedichte mit seinen unsterblichen Melodien umkleidet hat, nicht einmal mit einer Zeile den Empfang des Widmungsexemplars der Lieder op. 32 bestätigt hat. Selbst zugegeben, daß Goethe zu unmusikalisch war, um zu verstehen, daß hier ein Ebenbürtiger zu ihm sprach — was

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arthur Stein: Beim Ankleiden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

übrigens deutlich aus seiner abfälligen Beurteilung der herrlichen Komposition des Erlkönigs hervorgeht —, bleibt das Schweigen des Dichters eine gleicherweise durch nichts zu beschönigende Unterlassungssünde wie das Schweigen der Exzellenz gegenüber der hochachtungsvollen Aufforderung Beethovens zur Subskription auf die hohe Messe, für die alle namhaften Höfe Europas zeichneten.

Die Sehnsucht Schuberts nach der Bühne hat sich nicht erfüllt. Die ihm von Freunden gedichteten Opernbücher »Alfonso und Estrella« und »Fierrabras« sind alles andre als bühnenwirksam, ja überhaupt nur interessante Dilettantenmachwerke. Und die Singspiele »Die Zauberharfe«, »Des Teufels Lustschloß«, »Die Zwillingsbrüder« kommen als »Dichtungen« überhaupt nicht in Frage. Am ehesten haben »Die Verschworenen« Aussicht auf Wiederbelebung, schon wegen der reizenden Komposition. So hat sich von all seiner dramatischen Musik nur die Ouvertüre zu »Rosamunde, Königin von Zypern«, Schauspiel von Helmine von Chezy, erhalten, aber zweifellos würden Konzertaufführungen manche entzückende Nummer zutage fördern. Das Dramatische war doch nicht so recht seine Sache, wenngleich es ihm nicht an Charakterisierungsvermögen gebrach. Die Bereicherung, die der Lyriker Schubert aus der Beschäftigung mit der Poesie Goethes gewann, konnte dem Dramatiker, der Charaktere darzustellen hat, wenig nützen. Außerdem besaß Schubert doch zu geringe Welt- und Menschenkenntnis; die Wahl der komponierten Stoffe allein schon beweist es. So sind alle seine Versuche, auf der Bühne Fuß zu fassen, gescheitert. An diese Tatsache müssen wir uns halten. Ob ihm bei längerem Leben, falls ihm ein brauchbares Opernbuch zu Händen gekommen wäre, nicht auch eine bühnenwirksame Musik gelungen wäre, ist eine Frage, die beim Anhören Schubertischer Musik immer wieder in uns auftaucht, ohne daß wir mit bestimmtem Ja oder Nein eine Antwort darauf zu finden vermöchten. »Der Tod begrub hier einen reichen Besitz und noch schönere Hoffnungen«, lautet Grillparzers Inschrift auf Schuberts Grabstein.

Michael Vogel und Franz Schubert

Indessen, wir brauchen darum nicht zu trauern, denn das Besitztum, das uns Franz Schubert in seinem kurzen Leben schenkte, ist so überschwenglich reich, daß es nicht aufgezehrt werden kann, solange das Gefühl für Schönheit und Wohllaut den Menschen nicht erstorben ist. »Die Zeit, so zahllos und Schönes sie gebiert, einen Schubert bringt sie sobald nicht wieder«, seufzt Robert Schumann; und der alte Tschöll im »Schwammerl«, dem schönen Romanbuch von Rudolf Hans Bartsch, bricht in die rührende Klage aus: »O du, der du gabst, bis du dich selber gegeben hattest! Du, aus dessen Augen die Güte Gottes lächelte, aus dessen Harmonien das Glück zu uns strömte, das du besaßest, du allein: du Armer und Kleiner unter den Menschen! Du kanntest die Freude und die Trauer, du warst uns die menschgewordene Sehnlichkeit der Ferne, die Ahnung. Du gabst das süßeste Verlangen nach Glück, das Gebet, die liebliche Schmeichelei und die sanfte Klage um Liebe. Und wieder die Frische aller Frischnis, der Tau selber, das warst du auch! Du kamst, schenktest dich und gingst, und dennoch ist uns, als nähmst du alle Seligkeit der Erde wieder mit dir, die in dir war, ohne daß von außen auch nur ein Stäubchen Erdengold dazuflog. Du Glücklicher, du Glücklicher, du Glücklicher!«

Nun ruht er draußen auf dem herrlichen Zentralfriedhof der geliebten Wiener Stadt, nahe bei seinem Abgott Beethoven, im Schatten seiner trauten Bäume, die er so geliebt hat, deren Rauschen ihn so oft gelockt hat: »Komm her zu mir, Geselle!« Ein wonniger Frühlingstag lagert über der heiligen Stätte, auf seinem Grabe leuchtet ein Vergißmeinnichtkranz. Wer mag ihn dort hingelegt haben? Ein Kenner seiner Kunst, dem nichts von ihren Schönheiten entgeht, oder ein junger Schwärmer, dem sich ihre Blüte zum ersten Male geöffnet hat? ... In dem Gebüsch über seinem Grabe dichtet eine Nachtigall an den Strophen ihres Abendliedes für ihren schlummernden Sangesbruder dort unten in der kühlen Erde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Fahne der Wallonen

Ein Kriegsroman aus Belgien

Von Nanny Lambrecht

V (Schluß)

Sie sind da! Die Vorhut der deutschen Radfahrer fuhr auf dem Marktplatz von Ostende an, sprang ab und lehnte die Räder an die Häuser. Die Einwohner sahen hinter halb herabgelassenen Rolläden furchtzitternd zu.

Da klopften die Grauen an die Fenster, nickten lachend und riefen etwas — was riefen sie?

»Das Meer!? — Meer?«

Ei, guter Gott, die Mordbrenner, die Diebe, die Halsabschneider, die Barbaren verlangen kein Geld, sie schlagen die Türen nicht ein, sie verlangen nur das Meer?

Und Regiment hinter Regiment wirft die Tornister ab — das Meer! Das Meer!

»Herr Feldprediger, wie wär's mit einem Feldgottesdienst hier am Strand?«

»Ein prachtvoller Gedanke, Herr Hauptmann!« entgegnete der Angeredete, warf seinen Militärmantel über den Arm und faßte das Kreuz, das ihm um den Hals hing. Und sprach so mit einem Blicke der Andacht in die Unendlichkeit des Himmels und des Meeres: »Beim Anblick dieser erhabenen Unendlichkeit ein Dankopfer dem Herrn für so viel stolze Siege!«

»— und beim Anblick Englands!« rief's von zwei jungen Offizieren her. Wetter, dieser Lützower! Und Schulter an Schulter mit ihm Willi Merkens. Kaum ausgeheilt und schon wieder an der Front.

Und hinab sind sie, die zwei Stürmer, die Kaitreppe und auf den Strand, auf die Mole. Stehen da Arm in Arm gepreßt, von den Wellen umspült, und ihre Mäntel flattern.

»Den Säbel blank!«

Der Degen zischte aus der Scheide, hochgereckt. Die Blicke durchbohrten stahlhart die Dunstweite des Meeres, wo der deutsche Haß das Inselland sucht.

Und Arm in Arm schritten sie noch am Strand entlang. Freund Willi war mit dem Transport geheilter Verwundeten soeben angekommen. Sie zogen an mit Hurraruf und Vaterlandsgesängen. Frisch, wie sie in den Augusttagen ausgezogen waren.

»Du, Willi, was bringst du aus Aachen?«

»Eine liebe Geschichte von kleinen Mädchen. Sie gingen an mir vorüber, grüßten, indem sie sprachen: ‚Gott strafe England!'«

»Na, gottlob! Noch immer derselbe Geist. Auch hier. An der Front dieselbe Begeisterung wie am ersten Tage. Man müßte das denen im Lande sagen, die noch an uns mäkeln.«

»Du, Franz, hast du schon weitere Marschorder?«

»Noch nicht, aber in einer Stunde Parole.«

»Wir von der Sanitätskompagnie werden wohl mit eurer Front ziehen. Hier bleibt Privatambulanz zurück.«

»Jawohl, wir ziehen weiter, uns den letzten Zipfel Belgiens zu holen. Aber wir lassen ja eine starke Wacht am Meere zurück.« Er wies nach dem Kai hinüber, wo Marineinfanterie die Pflasterung aushob und Erdlöcher grub. »Siehst du, sie buddeln die Geschütze ein. Die Schlünde auf das Meer. Ich möchte doch den Augenblick erleben, wo sie aus dem Nebel auftauchen, die Schiffe Albions.«

Von der Kaitreppe aus winkte man Willi Merkens. In der Ambulanz bedurfte man seiner.

»Muß wahrscheinlich wieder dolmetschen. Es ist eine belgische Ambulanz, zumeist Damen. Eine Baronin soll ihnen hier die Strandvilla Enfant Jésus zur Verfügung gestellt haben. Wird sich wohl nicht machen lassen, liegt zu nahe an der Feuerlinie. Na, denn ade, Franz! Wir werden ja hinter deinem Regiment her sein. Hoffentlich fällst du mir nicht einmal in die Hände.«

Borgers ging langsam den Strand entlang weiter. Die Flut spülte gurgelnd in den Sand, darin sein Fuß versank. Sein Gesicht war geradeaus gerichtet — ein Gesicht, das nicht sieht, nur denkt.

Rechts die Dünenhügel hinauf und an den Villen entlang zurück. Wie sagte doch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Willi? Die Villa Enfant Jésus sollte der Ambulanz von einer Baronin zur Verfügung gestellt sein? Vor ihm stand die Villa. Der Wind hatte die Haustür offengeweht, Sand stäubte hinein und häufte sich im Korridor zu kleinen Hügeln.

Da stapfte Borgers hinüber, die Treppe hinauf in den Hausgang. Hallo! Niemand da? Alle Stubentüren offen, als seien die Besitzer in wilder Flucht davongelaufen. Na, also dann einen Blick hineinwerfen. Die Diele befand sich in maßloser Unordnung. Ein belgischer Militärmantel war über das Ruhebett hingeworfen. Auf dem Tischchen nebenan stand eine halbgeleerte Tasse Tee; daneben lag ein Zigarettenstummel.

Man schien demnach also in sehr gemütlicher Verfassung von den Deutschen überrascht worden zu sein. Ein Offiziersmantel? Welches Regiment? In der Tasche Papiere — nein, nur eine Karte.

Die Karte lag in der zitternden Hand Borgers': Yvonne de Pont-Neuve. Sie war hier gewesen — bei ihrem Manne? In diesem Raume — eine glückliche Stunde — unter dem Donner deutscher Kanonen ...

Die Hand krampfte sich zusammen und warf die Karte hin. Warum immer diese Erinnerung auf seinem Wege? Ein Strahl gleißenden Lichts, das über blutgetränkte Spuren hinzuckte. Sein Stiefel trat hinein — zersplitternd Glas — mehr nicht.

Er riß die Schultern breit, sein Mund war herb und hart. Der Duft der Glücklichen lag noch in diesem Raume. Nun denn, er will's deutsch quittieren. Er legte seine Karte auf das Tischchen: Karl Maria Franz Borgers. Dagewesen! So. Schritt um Schritt hinter der letzten Fahne der Wallonen her.

Dann ging er und verschloß die Türen. Draußen heftete er einen Zettel an: »Mannschaften ist das Betreten dieses Hauses verboten! Leutnant Borgers.« Man soll ihr Haus nicht anrühren.

Sein Bursche, der Kölner »Edison«, kam den Kai herunter und eiligst auf ihn zu mit der Meldung: »Herr Hauptmann von Kracht bittet den Herrn Leutnant, unverzüglich nach Hotel Continental zu kommen. — Et jeht widder los, Hähr Leutnant.«

Sie trafen mitten in den Feldgottesdienst hinein. Der Prediger sprach von des Antiochus zweitem Zuge gegen Ägypten. Mit Israels Heer stritten Engel in goldenen Gewändern, und es sprach Judas Makkabäus: Wir stehen in der Hand des Herrn. »Wir stehen in der Hand des Herrn! Also erschallt auch des deutschen obersten Kriegsherrn Ruf dem siegreichen Heere nach.«

Borgers fand die Kompagnie in gefechtsmäßiger Marschformation. Die Regimenter waren alarmiert.

»Herr Leutnant Borgers? Wir werden die Lücken in unsrer Kompagnie bald füllen können. Frische Truppen sind auf der Fahrt, junge Regimenter. Draufgänger. Können wir brauchen.«

»Mein Bruder Ludwig ist auch dabei. Wenn er in meinen Zug kommen könnte, Herr Hauptmann —«

»Wollen sehen.«

»Hallo, Franz! Sie da, Borgers? Augen — links!«

Kam das aus dem Kellerloch eines Strandhotels? Wahrhaftig, der Dominik! Mit einem Fernrohr bewaffnet guckte er aus dem Kellerloch.

»Sind Sie da runtergerutscht, Dominikchen?«

»Nee, ganz und gar nisch. Bin da runt — abkommandiert. Muß blödsinnig da in Nebel 'neinstarr — ob englische Schiffe in Sicht. Man könnt mondsüchtig werd — Ehrenwort!«

»Haben Sie wenigstens Weinfässer im Rücken?«

»Nee!«

»Das ist Pech! Ade! Haltet gute Küstenwacht. Wir packen jetzt zum erstenmal die Engländer in Gefechtslinie.«

Fort riß ihn der graue Strom.

Ein einlaufender Zug brachte die junge deutsche Wehr, frische Regimenter. Vollgepfropft war der endlose Zug. An den Wagenfenstern drängten sich die lachenden Gesichter und winkenden Arme.

»Franz! Franz!« Einer winkte aus dem Zug.

Herrgott, der Ludwig! Junge, mit deinem Bubengesicht! Wie bald wird's die Furchen des reifen Mannes tragen! »Willkommen, Bruder! In der Schlacht sehen wir uns!«

»Hurra, Franz! Mit Gott für König und Vaterland!«

Brausend fuhr der Zug vorüber, nur noch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das gewaltige Dröhnen der Begeisterung scholl in der Luft.

Leutnant Borgers mit seinen Leuten soll bis zum Aussichtsturm vordringen, dort in gedeckte Stellung gehen und gefechtsfertig, alarmbereit bleiben. — Ja, aber wo ist der Turm? Generalstabskarte her! Dort — westlich von Ostende. Zwei Dörfer liegen da nahe beisammen: Westende und Lombaartzijde.

Heda! Meldegänger treffen ein. Was gibt's? Der Strand ist besetzt? Mit welchen Waffen? — »Zu melden: belgische Infanterie hält die Dörfer Westende und Lombaartzijde besetzt, wartet das Eintreffen der britischen Flotte ab, um im Schutz ihres Feuers die Deutschen landeinwärts abzudrängen!«

Hauptmann von Kracht, mit einem Oberleutnant und einem Fahnenjunker, kam und gab Befehl: »Sofort zum Angriff auf Westende! Infanterie auf dreihundert Meter vor, rechts und links ausschwärmen bis zu den Wasserläufen! Dort in Schützenlinie und Kommando abwarten!«

Eine berittene Ordonnanz sauste los mit der Meldung an die Artillerie. Ein Oberleutnant suchte auf dem Aussichtsturm mit dem Glas das Gelände ab. Donnerwetter! Da wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Truppenverschiebungen, außerordentliche Maßnahmen. Der Küste entlang in Zeebrügge, Heyst, Knocke bringen sie die schweren Geschütze von Antwerpen her in Stellung. 42-cm-Mörser und 28-cm-Kanonen, mit den Schlünden aufs Meer gerichtet, gleichzeitig schweres Geschütz zwischen Brügge und dem Meer zur Beschießung englischer Torpedojäger. Und überall und weithin und im ganzen Umkreis die eisernen Rohre gegen das Meer.

Noch kroch ein schmutziggelber Bodennebel über die Küste hin und in den Wasserlauf des Yserflusses. Und immer noch grub und wühlte sich an den Ufern entlang die belgische Infanterie in die Erde ein. Die Schützenlinie von Borgers lag noch auf dem Bauch und wartete den Befehl zum Vorgehen ab, alle Sehnen gespannt. Hinter ihnen hielt ihre Artillerie, die ihnen das Gelände freizuschießen hatte. Jetzt — zum Angriff! Sturm ... Nein, noch nicht. Hinlegen! Gewehr schußbereit im Arm.

Herrgott! Nun kam's heran — Schiffe im Nebel mit gigantischen Umrissen in der dunstigen Ferne. Und in der Nebelmauer brannte ein Lichtfleck auf wie ein zischendes Feuermal. Ein donnerartiges Krachen folgte, und dann setzten die belgischen Geschütze ein. Brandfackeln schossen da und dort am Küstenstrich auf und hoben sich von einem furchtbaren Hintergrunde von schwarzschwelendem Rauch und weißlich verglühenden Schutthaufen ab. Rotbefleckt von platzenden Granaten, drohte der verdüsterte Himmel.

Bis in die Nacht hinein währte der ungeheure Zweikampf der Artillerie. Durch Leuchtkugeln wurde das Gelände erkundet und das Ziel angewiesen.

Westende war gestürmt, war in deutscher Hand. Hier begann jetzt der verzweifelte Todeskampf um den letzten Zipfel belgischen Landes.

Es ist eine kalte, sternklare Nacht. Man fällt ermüdet hin, wo man gerade steht, um sich ohne Decke auszustrecken, nur in den Mantel gehüllt.

Wo ist Leutnant Borgers? Hat jemand den Leutnant Borgers gesehen?

»Hier Leutnant Borgers!« Der Gerufene kriecht mit steifen Gliedern, ganz durchfroren, heran.

»Du, Willi? Was ist los?«

»Rapple dich zusammen, Jung'! Sollst auf dem Beobachtungsturm den Oberleutnant ablösen.«

Über Borgers' markigen Körper ging ein Kälteschütteln. »Hast du nichts da an Kaffee, warmem Wasser zu 'ner Bouillon?«

»Da — ein Stück Brot und Wurst. Aber wenn du durchkommst, schlag' dich zur belgischen Ambulanz hin, die haben noch was fürs Inwendige.«

»Wie kommt die belgische Ambulanz hierher?«

»Wir sind froh, daß wir sie haben. Wir schaffen's ja nicht mehr.«

Mit diesen Worten war Willi Merkens auch schon davon. Ein Krankenträger kam ihm entgegen. Ein Mann, meldete er, habe da einen schlimmen Rachenschuß. Sie schafften ihn auf ein requiriertes Fuhrwerk hinauf. Da beugte sich Willi Merkens über ihn und erkannte die Todesschatten auf dem zerschossenen Gesicht. »Sollen wir der Frau zu Hause ein paar Worte schreiben?« fragte er. Der Mann bejahte mit den Augen, wie erlöst.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drüben im ärgsten Gedränge arbeiteten die Damen der Ambulanz; ihre weißen Kittelschürzen flatterten. Ein Fahnenjunker ließ sich gerade die Hand verbinden.

»Das ist die Baronin selbst,« flüsterte ihm sein Kamerad zu. Verstört starrte der Junker seiner Pflegerin ins Gesicht. Wo sah er dies Gesicht? In einer schrecklichen Nacht, in Löwen ... Man hatte die Offiziere freundschaftlichst in eine Villa eingelassen. Sein Oberst speiste mit den Herrschaften — da geschah das — die Dame am Fenster und ließ die Rakete aufsteigen.

Eine Dame in Schwarz — die auffallende Blässe ihres Gesichts — gewiß, er hatte sie nur einmal am Fenster gesehen, er speiste ja nicht mit an der Tafel — aber er täuschte sich nicht: sie ist es, die Baronin aus der Ambulanz! Seine junge Seele wurde heiß. Die Aufregung seiner Entdeckung fieberte ihm im Blut. Sie hat sich mit der Ambulanz ins deutsche Lager eingeschmuggelt — Spionin —? Er entsetzte sich sehr, der kleine Junker. Dann machte er seinem Hauptmann Meldung.

Der Hauptmann war von Meldungen, Ordonnanzen, Signalen überschüttet. Jetzt kam ihm da auch noch der Fahnenjunker mit Dingen, die auf Löwen zurückliegen. Abschieben auf Leutnant Borgers. Man ließ den kleinen Junker an der Tür stehen. Ganz verdattert stand er da. Mit so einer wichtigen Meldung! Als aber in dem eiligen Kommen und Gehen einer so im Vorübergehen die Worte fallen ließ: »Steht da wie hingestellt und nicht abgeholt«, da verschwand er und suchte Leutnant Borgers auf.

Borgers hatte den Beobachtungsposten auf dem Kirchturm. Unter den Glocken herrschte ein fieberhaftes Getriebe. Mit einer Zeltbahn war die Fernsprechzelle abgetrennt. In der Glockenkammer stand der Meßtisch, mit Karten und Plänen darauf. In die Turmluken waren die Zeiß- und Görzfernrohre eingezwängt, an denen ausspähend die Offiziere standen. Bums! Aus welcher Richtung kam der Donnerschlag? Ein weißes Wölkchen zeigte sich fern. Die Offiziere richteten die Rohre. Mehr nach links. Hat man's? — Nein. — Drehen, drehen! Halt! Ich hab's.

Borgers rief eine Zahl, die man in die Fernsprechzelle weitergab. Schade, um drei zuviel nach links. Man rechnete, man reihte Zahlen untereinander, man zog die Quersumme. Aus dem wirren Gekritzel stieg wie Steilfeuer tödlich sicher die Treffzahl. Was aber flaggt da drüben in dem Meerdunst an der Strandvilla für ein weißer Lappen? Sieht aus wie 'ne Signalstation. Nach der Batterie Meldung geben, daß man dort mal 'ne Ladung Hülsenfrüchte hinüberwirft.

»Die Strandvilla kenn ich,« warf da der Junker zu Borgers hin. »Habe das schon in Ostende bemerkt. Sie heißt Villa Enfant Jésus.«

»Stimmt,« nickte Unteroffizier Lenzen, der die festgelegten Punkte in die Karte einzuzeichnen hatte. »In Ostende ham wir das Ding bald runtergeholt, aber dann mußten wir stande pede fort.«

»Es ist die Villa der Baronin aus der Ambulanz,« sagte Borgers kurz.

Nun machte der Junker in glühendem Eifer seine Meldung. Borgers sah ihn an, mit einem Blick, der ihn niederschlug.

»Das ist Unsinn, Junker, blühender Unsinn!«

»Herr Hauptmann von Kracht läßt den Herrn Leutnant ersuchen, die Sache weiter zu verfolgen.« Stramm und schneidig und sehr gekränkt brachte er es hervor. So! Jetzt hat auch der Herr Leutnant nicht mehr zu mucksen.

Vom Fernrohr her rief Oberleutnant Sulz: »Aber selbstverständlich! Wir sind hier in ein Netz von Spionage eingesponnen. Der Feind ist über unsern Aufmarsch mit absoluter Sicherheit unterrichtet. Unsre Schützengräben ziehen sich vom Leopoldskanal an die ganze Küste entlang, aber da ringelt sich die feindliche Schützenlinie wie ein Schlangenleib immer weiter auf. Es liegt System in der Sache. Man möchte uns einem vernichtenden Ereignis entgegenlocken, das fühlt man, aber man weiß nichts und kann daher auch nicht die wirksamen Gegenmaßregeln treffen.« Dabei wies er durch die Luke in die feindliche Stellung hinein. »Wissen möcht' ich, was dort drüben zwischen den Kanälen vorgeht. Nicht das, was uns die Flieger auskundschaften, das ist's nicht — sondern das, was als Tagesbefehl noch in verschlossener Schublade liegt.«

Bum! Holla! Das sitzt schon gut, das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitzt sogar vortrefflich. Noch solch ein Einschlag, und der Volltreffer ist da.

»Fahnenjunker,« rief Borgers, »wissen Sie, wo Hauptmann von Kracht zurzeit liegt?«

»Beim Divisionsstab in der Meierei, Herr Leutnant.«

»Bitten Sie die Baronin, Ihnen dorthin zu folgen — verstanden? Sie haben sie zu bitten. Die Baronin wird nicht verhaftet.«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Stille im Turm. Nur im unsicheren Halbdunkel der Fernsprechzelle die Gestalt am Apparat, die laut und ruhig die Treffzahl an die Batterie weitergibt.

»Wir müssen das Dorf einstampfen! Es ist vollgepfropft von feindlichen Truppen. Werden unter dem Schutz ihrer Batterien einen Vorstoß auf unser Seebataillon unternehmen.«

»Wie weit ist das Dorf entfernt?«

»In Luftlinie acht Kilometer.«

»Achtung! Sehen Sie drüben bei unsern Geschützen vier weiße Wölkchen aufgehen? Bravo! Jetzt wird's losfunken ...«

Eine brandrote Wolke, ein Sausen, Zischen und Dröhnen, als berste die Welt. Hurra! Volltreffer! Das ganze Dorf steht in Flammen. Jetzt 'raus aus dem Bau! Wie die Ratten laufen sie.

»Herr Leutnant!« Der Fahnenjunker war in der Turmtür erschienen. »Die Baronin verlangt Sie zu sprechen.«

Brennende Worte waren es, die da auf sein eisiges Erstarren fielen. Eine Frau rief ihn, die Frau, die er liebte ... Nein, kein Wiedersehen für uns! Draußen tobt die Schlacht. Und wie Schmiedehämmer pocht's ihm drinnen — Herrgott, aber draußen tobt eine Schlacht! Ein Dorf in lohendem Brand! Todesschreie aus zertrümmerten Menschengeschicken! ... Und eine Frau rief ihn, die Frau, die er liebte. Niemals! Hier ist seine Pflicht. Ein Vaterland zwischen ihnen!

Hart wie Erz wurde sein Gesicht: »Sagen Sie der Baronin, daß ich meinen Posten nicht verlassen darf.«

Die Herren traten von den Fernrohren weg. Uff! Das wäre geschafft. Ein Dorf wie eine Festung da zwischen den Wassergräben des Yserflusses. Alles Land sumpfig und aufgeweicht von den unzähligen Hafen- und Kanalarmen. Wird 'ne eklige Sache werden, sich da mit den Geschützen durchzuwühlen. Ob das die Mausefalle sein soll? Oder was lauert da im Hintergrunde? — He, Borgers, wenn er jetzt 'runtersteigt, soll er mal für Atzung sorgen. Die Glieder kaput, der Magen lang wie ein Strumpf.

Drunten traf Borgers auf Leute der Korporalschaft, die zum Essenholen nach der eine Stunde weit zurückliegenden Feldküche ausgeschickt waren. Jeder hatte drei Kochgeschirre zu schleppen und etliche Feldflaschen. Sie pfiffen ein Marschlied, riefen den Posten am Bahnübergang an und ulkten über das miserable Schießen der feindlichen Artillerie. Zwanzig Abschüsse, darunter fünfzehn Blindgänger.

»Wenn jetzt unsre jungen Regimenter einhauen —«

Da — Querpfeifer, Trommelwirbel.

Donnerwetter! Da marschieren sie schon an, kühn stürmendes Jungvolk, strahlende Begeisterung, das verwegene bubenstolze Lächeln auf den noch bartlosen Lippen: Jetzt kommen wir! Jetzt kommen wir! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Weit aus dem Felde Trompetensignale. Sie singen übermütig mit:

Kartoffelsupp, Kartoffelsupp,
Immer nur Kartoffelsupp,
Krupp, Krupp, Krupp!

Na, dem Jungholz wird's schon noch anders kommen, muß jetzt in die Schanzgräben ganz vorn 'rein. Wie die da loswiehern, die Gruppe von Einjährigen! Die Einspänner, die Lateiner. Heda, Ludwig Borgers! Ist er's wirklich, der Bruder Ludwig? Junge! Grünschnabel! Hat der wahrhaftig schon den Gefreitenknopf?

»Franz!« Der fiel glatt dem Bruder Leutnant um den Hals.

»Hat ihm schon!« rief's aus den Reihen der Lateiner.

Franz tippte ihm auf den Gefreitenknopf. »Also schon den höheren Grad der ‚Gemeinheit' erreicht? Herrgott, Junge, die Freude!« Sie schüttelten sich die Hände.

»Jawollchen, Gefreitenknopf mit kleinem Adler. Fünfgroschensergeant. Ich schwimme vor Glück, Franz!«

»Ja, du machst beängstigende Ruderbewegungen. Willst du mich jetzt loslassen — ich muß zum Hauptmann.«

»Habt ihr uns hier überhaupt noch etwas

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeit gelassen? Wir wollen auch noch was zu dreschen haben.«

Da faßte ihn Borgers unters Kinn und sah ihn tiefernst an. Jungens, Jungens mit euren strahlenden Jünglingsgesichtern, ja, ihr sollt noch Arbeit haben. Und dann sind eure strahlenden Gesichter reif und streng und alt ...

»Vielleicht heute noch — Bruder, und dann schießt ihr auf Menschen. Das sind keine Hasen. Ade, Ludwig, ich sehe dich wohl noch.«

In der breiten, mit unbehauenen Steinen belegten Küche der Meierei stand Hauptmann von Kracht in einem Gewühl von Offizieren in Verkehrsuniform, Radfahrern und Meldegängern; auch ein Intendanturrat war dabei, der sich eine Ecke für seine Bücher freiräumte.

Über alle hinaus ragte der Lützower. Der Hauptmann winkte ihm. »Mein liewer Leutnant, Sie schicken mir da eine Dame —«

»Verzeihung, Herr Hauptmann, aber da sich weitere Verdachtsmomente ergaben, die mir ein selbständiges Vorgehen erschweren —«

»Papperlapapp! Sie wissen, daß ich Ihnen schon weit wichtigere Sachen übertragen habe. Wir können hier in dem Klabderadatsch doch nicht zu einem Feldgericht zusammentreten. Nehmen Sie Vizefeldwebel Kunze zum Protokollführer, und los!«

Draußen an der Regenbütte standen die Mannschaften und wuschen sich ihre Tuchhosen, die sie seit dem August nicht mehr vom Leibe gekriegt hatten. Wo ist der Vizerich? »Hier, Vizefeldwebel Kunze meldet sich zur Stelle!«

»Führen Sie die Dame ins Dienstzimmer. Fahnenjunker Finke soll mit antreten.«

Noch hatte Borgers nicht Platz genommen, als lautlos die Tür aufging und das Gewand einer Frau über die Schwelle glitt. Er sah nicht auf, er fühlte ihre Nähe. Da stand sie mit tiefen, leuchtenden Augen an dem Tisch, die blaue Pelerine der Roten-Kreuz-Uniform über die linke Schulter zurückgeschlagen, die weiße Kappe mit dem Kreuz auf dem dunklen Haar.

Der Vizefeldwebel schob ihr den Stuhl hin. Mit einer Handbewegung lud Borgers sie zum Niedersitzen ein. Der Junker faßte neben dem Vize Posto.

Borgers begann klar, ruhig und fremd: »Baronin gehört zur belgischen Ambulanz, wird also über die nötigen Papiere verfügen.«

Ihre blaugeäderte Hand glitt auf den Tisch. Sie entnahm der Brieftasche zunächst das steife quadratische Kärtchen mit der Aufschrift: Croix rouge de Belgique, dann den Passierschein mit ihrem aufgeklebten Bilde, auch den polizeilichen Ausweis sowie eine Schonungskarte des Generalmajors von Bülow: »In diesem Hause sind deutsche Verwundete liebevoll gepflegt worden«.

»Wird mehr gewünscht?« fragte sie, zog die Brauen hoch und war im Begriff, weitere Schriftstücke aus ihrer Brieftasche herauszuholen.

»Es genügt, aber ich bitte, sich darüber zu erklären, wie die weiße Fahne auf die Strandvilla Enfant Jésus kam.«

»Ich nehme an, daß der Baron sie bei seiner Anwesenheit hissen ließ.«

»Ihr Gatte?«

»Ja.«

»Wann?«

»Kurz vor Einzug der Deutschen, aber auch das ist nur Vermutung.«

»Danach bezog Baronin die Villa?«

Sie schob ihm ihren holländischen Paß hin. »Lesen Sie das Datum. Ich verließ Holland erst, als der ganze Strand durch die Deutschen besetzt war und ich nicht mehr zu meiner Villa gelangen konnte.«

Borgers schob das Blatt dem protokollführenden Vize zu, damit dieser das Datum notiere.

»Ist das Verhör nun zu Ende?«

»Baronin wird sich nicht über die Form des Verhörs zu beklagen haben.«

»Der bloße Verdacht allein beleidigt.«

»Jedenfalls würde Sie die Not Ihres Vaterlandes entschuldigen.«

Ihr Kopf hob sich. »Noch ist die Not nicht größer als die Tapferkeit.«

»Tapferkeit um eine verlorene Sache ist Verbrechen.«

Eine wehzitternde Bitterkeit lag in ihrer Stimme, als sie antwortete: »Eine gerechte Sache ist nie verloren. Es werden ihr immer Rächer erstehen.«

»Ja,« sagte er kalt, »wenn es die gerechte Sache ist.«

Ihre Hand preßte sich auf ihre Brust.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Wir werden unerschütterlich daran glauben bis in unsre letzte Stunde hinein.«

Er stieß den Bleistift auf den Tisch. Das Zornblut wallte ihm in die Stirn. »Madame, mit dieser Phrase stürzt sich das belgische Volk in eine unselige Verblendung hinein. Warum verschließen Sie sich der Wahrheit?«

»Bitte« — ihre leise Stimme fiel in seine laute —, »sagen Sie mir die Wahrheit — nur die Wahrheit!«

Da klaffte er wieder auf, der Spalt, der Abgrund. Zwischen ihnen lag das Vaterland, um das sie rangen.

»Bis in seine Notecke hinein«, sagte Borgers schwer und dumpf, »ist Belgien zusammengedrängt. Morgen vielleicht schon ist es zu einem geographischen Begriff geworden. Und wir können ihm nicht einmal den Trost lassen, daß es für seine gerechte Sache kämpft. Diese Sache ist ungerecht und perfide. Sie ist Hohn und Betrug. Belgien hat der Welt seine Neutralität vorgelogen. Es war nicht mehr neutral, als es 1905 den geheimen Vertrag mit England gegen Deutschland einging. Dieses Verbrechen an seiner Neutralität rächt jetzt das deutsche Schwert. Vergeltung — kein Mitleid für Belgien! Das, Madame, ist die Wahrheit!«

Ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe. Kaum daß sie den stürmischen Schmerz verbiß. Da saß er nun vor ihr im sieghaften Stolz seines rächenden Vaterlandes, hinweggetragen von ihr auf eine unüberwindliche Höhe: sein Deutschland!

»Warum denn ist die ganze Welt von Mitleid erfüllt für unser verwüstetes Land? Und griff nicht das mächtige England zum Schwert, um unsre Freiheit zu wahren? Ja, war dieser Vertrag nicht schon die schützende Wehr für den Hilflosen?«

Er lachte hart und trocken. »Mylord, der Beschützer! Ich wette, sogar die Engel im Himmel lachen darüber. Horchen Sie in die Weltgeschichte hinein, Madame, noch heute tönt es von Fluchschreien darin gegen England. Die Iren, die Buren, Ägypten, Indien. Vernarbte Wunden klaffen wieder auf. Die Unterdrückten rufen um Rache. Und Belgien glaubt kindlich an die edle Geste Mylords. Aber Mylord selbst hat schwache Stunden, wo er sich enthüllt. Hier« er griff in die Uniform und legte ein Zeitungsblatt auf den Tisch —, »Bonar Law in seinem Briefe vom 2. August an den Premierminister Asquith: Lord Lansdowne und ich halten es für unsre Pflicht, Ihnen zu eröffnen, daß nach unsrer Meinung sowohl als nach der Meinung unsrer sämtlichen Kollegen es für die Ehre und Sicherheit des vereinigten Königreichs verhängnisvoll sein wird, wenn wir zögerten, Frankreich und Rußland in dem gegenwärtigen Kriege zu unterstützen. Das Interesse Englands, Madame! Und nichts vom Schutze Belgiens! Der 2. August, an dem dieser Brief geschrieben wurde, und das Jahr des geheimen Vertrags, 1905 — zwei niederschmetternde Daten. Mehr bedarf es nicht, um den Schwindel der belgischen Neutralitätsphrase zu enthüllen und Deutschlands Sache als heilig, rein und gerecht zu erweisen.«

Die Welt um ihn, die voll Blutgeschrei und Kanonengebrüll war, verschwand — er war mit dieser Frau allein, er sprach zu ihr allein. Es war ein letztes, inständiges Werben: Sei meinem Vaterlande gerecht! Lerne es begreifen, das große, ehrliche Deutschland!

So warb er um ihre Seele, um ihr Herz zum letztenmal mit seiner heftig stürmenden Liebe, die nun seinem Deutschland galt.

Er sah ihre Hand, die auf dem Tische lag, leise zittern. Und diese zitternde Hand tastete über die Karte hin, wo die Siegesfähnchen eingesteckt waren und nur noch den Schrittbreit Landes freiließen, breit genug, daß ein einsamer König darauf stehen konnte. Darüberhin strich sie, wie man über eine Wunde streicht. Da dachte er, wie auch sie leiden mußte. Ein Hauch von ein paar schmerzhaften Worten kam von ihrem Munde: »Wunden, nichts als Wunden ... Wie kann man den lieben, der solche Wunden schlug, und wäre es die zehnmal gerechte Sache ...« Dann, als hätte sie zuviel gesagt, zog sie fast heftig die Hand zurück und erhob sich: »Sind wir zu Ende?«

Er fuhr sich über die Stirn und winkte den Junker her. »Nur noch eine Frage pro forma. — Fahnenjunker Finke, ich bitte, sich die Dame noch einmal genau anzusehen und Ihre Aussage zu wiederholen.«

Etwas benommen trat der kleine Junker vor. »Da ich die Dame nur vorübergehend am Fenster sah, bin ich im Zweifel —«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Auch diesen Zweifel möchte ich Ihnen nehmen, indem ich Ihnen erkläre, daß zu der Zeit und Stunde, wo der Überfall in Löwen geschah, ich diese Dame in der Jesuitenkirche zu Löwen gesehen und gesprochen habe. Ich bedaure, daß Ihr Verdacht sich auf bloße Vermutung stützte. Jedenfalls werden Sie wohl Veranlassung nehmen, sich bei der Baronin zu entschuldigen.«

»Ich erlasse ihm jede Entschuldigung,« fiel Yvonne ein. »Ich selber hätte ja den Verdacht entkräften können — wie es soeben Herr Leutnant Borgers tat.«

»Jedenfalls das einzig Richtige. Baronin setzte sich der Gefahr aus, vor Gericht zitiert zu werden.«

»Das eben wollte ich — Herrn Leutnant Borgers, der sich weigerte, mich zu empfangen, um jeden Preis sprechen.«

»Zu welchem Zweck?«

»Das möchte ich dem Herrn Leutnant allein sagen.«

»Ich möchte Baronin dringend bitten, nicht zurückzuhalten mit dem, was noch zu erledigen wäre.«

Noch ein kurzes Zögern, dann schob sie eine Brieftasche auf den Tisch, die Borgers als die seine erkannte. »Sie enthält Schriftstücke meines Mannes. Das Etui wurde bei Ihrer Gefangennahme in Ihrem Mantel gefunden und mir zugestellt. Es sind Dinge persönlicher Natur, die keine Zeugen dulden.«

Borgers winkte ab. Sie waren allein. Eine Regenwolke verdüsterte die Stube. Auch Borgers war aufgestanden und stützte sich auf den Tisch. Sie wartete. Er mußte nun doch reden. Eine Brieftasche mit den Bildnissen und Widmungen von leichtfertigen Midinetten an Monsieur Marcel — was weiter! Borgers hatte sie in der Garçonwohnung in Lüttich gefunden und an sich genommen. Nun denn: jetzt wußte sie es. Seine brennende Eifersucht hatte es ihm oft auf die Zunge gelockt. Aber so was läßt man nicht über die Zunge, wenn man ein anständiger Kerl ist. Na ja, nun war's heraus. Belgische Damen fordern ja wohl keine »Treue«. Treue ist bäuerisch, Treue ist deutsch.

»Baronin —«

Sie brach über dem Tisch zusammen. Ein Schluchzen — fast lautlos, aber ihr Körper bebte. Ihr Kopf lag auf den verschlungenen Armen, ihr Haar spielte so nahe an seiner Hand, daß er darüber hinstreichen könnte — mit leiser, zager Hand, mit der Hand, die schwielig war vom Schwertgriff. Nein! Die Hand zur Faust ballen, sich in einen eisernen Trotz hineinstoßen. Nie! Keine Gemeinschaft mehr zwischen uns! Draußen tobt die Schlacht — das ist jetzt seine Liebe!

Er trat hinter ihren Stuhl. Er mußte sie zur Fassung bringen. Jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen.

»Verzeihung, Baronin —«

Sie schnellte auf, tupfte hastig ihr Gesicht ab und strich sich das wirre Haar unter die Kappe. Ihre Stimme bebte noch: »Ah oui, oui — gehen Sie! Sie haben noch viel zu tun, Herr Leutnant Borgers. Belgien ist überwunden, aber wir leben noch, wir leben vielleicht noch einen Atemzug lang. Und mit diesem letzten Atemschöpfen werden wir die Rächer rings um uns aufrufen. Wir warten, wir hoffen, wir werden siegen durch unsre Rächer!«

»Baronin hat nichts von ihrem Haß eingebüßt.«

Sie preßte die gefalteten Hände wider den bebenden Mund. »Ich wünschte, daß es so wäre.«

Der Grimm zuckte um seine Lippen. »Ach, Baronin, Sie haben es tapfer gekonnt: hassen bis zur Selbstaufopferung!«

»Bis zur —?«

»Ich habe dem nichts hinzuzufügen.«

»Ich verlange es!«

»Lassen Sie die Maske fallen, Baronin!«

»Die Maske i st gefallen, Herr Leutnant!«

»Nun denn: diese Heirat, in die Sie der Haß trieb ... Das wollte ich Ihnen einmal sagen. Das habe ich Ihnen nun gesagt. Jetzt können wir ja wieder voneinandergehen.«

Da stand er und konnte von ihrem Blick nicht los. Sie schnellte dicht vor ihm auf. Sie zwang ihn bis zur Erstarrung. Eine rätselhafte, unergründliche Tiefe lag in diesem Blick: »Ja! Der Haß, von Ihnen loszukommen. Sie aus meinem Leben zu schaffen ... G e l i e b t habe ich Sie! Geliebt ... D a s war mein Haß! Geliebt, um unterzugehen an Ihnen! Anklammern mußte ich mich an meinen Haß, um Sie aus meinem Leben zu stoßen! Um nicht un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glücklich zu werden an Ihnen ... Sie nicht an mir. Wir sind ja reife Menschen, wir wissen, daß wir nicht über ein Vaterland hinweg zueinander kommen können. Ich nicht zu Ihnen, Sie nicht zu mir. Einer von uns müßte verlieren, viel verlieren, sein edelstes Gefühl: die Vaterlandsliebe. Das können wir beide nicht — und ich müßte Sie verachten, wenn Sie es könnten ... Non, o non, pour l'amour de Dieu, rühren Sie mich nicht an!« Sie griff seine Hände, die sie umfassen wollten, und glitt von ihm weg.

»Yvonne!«

Da streifte es an ihm vorüber, er fühlte ihr Haar an seinem Gesicht, einen prickelnden Hauch an seinem Munde — waren es ihre Lippen, nur ihr Atem?

Hinter ihr fiel die Tür zu; die Zugluft flatterte über die Fähnchen der Karte hin.

Er preßte sich den Kopf, er stöhnte ihren Namen, biß die Zähne zusammen, schrie sich in Zorn und Verzweiflung an, um ihr nicht nachzustürzen. Hinfallen möcht' er, niedergeschlagen wie ein Hund. Sie hat ja recht: so heiß sie sich lieben, sie könnten doch nie über die Kluft hinweg. Nicht einig sein in dem einen Erhabenen, Heiligen, was diese große Zeit jetzt gebar: das gemeinsame Vaterland! Eine gemeine, feige, unlautere Natur, die darüber hinwegkönnte. Er weiß nun, daß mit jedem sieghaften Schritt weiter er sich von ihr entfernt. Ein Kampf wird das jetzt ums Herzblut.

Was geht draußen vor? Alarmschuß, Trompetensignal. Aufbruch der jungen Regimenter. Hinüber über den Yserkanal! Dort der Feind. Der Feind trägt ein bleiches, verweichlichtes Gesicht. Das Gesicht Marcel de Pont-Neuves, der mit gezücktem Degen wartet auf einen, den er aussuchen wird aus der Schar der Feinde, dem er seinen Degen in die Brust bohren wird, um die blutdampfende Waffe seiner Frau zu schicken. Dann weiß sie es: das Blut des Lützowers klebt daran.

Zug auf! Erste Kompagnie des jungen Regiments in die Schützengräben. Lützower voran! Die braven 25er, genannt die fliegende Kolonne. Überall, wo's nottut, müssen sie einspringen.

Leutnant Borgers ist ihr Kompagnieführer. Zug auf! Parole: Waterloo.

Ein junger Stürmer kommt mit leuchtenden Augen und fiebernd glühenden Wangen gesprungen. »Franz! Franz! Geht's nun wirklich los? In Schützenlinie — an den Feind?!«

»Ja, Junge, und heute vielleicht noch Feuertaufe.«

Da schwenkte der sein Gewehr wie eine Siegesfahne, daß der junge Körper in Begeisterung bebte. »Es lebe der Kaiser! Es lebe —«

Hauptmann von Kracht stand neben ihm, zupfte noch an ihm herum, rückte ihm den Helm zurecht. Alles ordnungsgemäß, wie ein Vater den Sohn abmustert zum feierlichen Gang. »Mit Gott für König und Vaterland!«

Dann wandte er sich ab. Es packt einen immer wieder, wenn sie so todesmutig ausziehen, sich geradeswegs in die feindlichen Bajonette werfen.

Rauh dröhnte jetzt die Stimme des Leutnants Borgers: »Erster Zug mit Maschinengewehren vor! Zweiter Halbzug seitwärts staffeln und die Höhe sichern! Marsch, Marsch!«

Den Säbel ums Handgelenk, den Revolver in der Hand, so klommen sie langsam die Höhe hinauf. Es schwärmten da noch feindliche Patrouillen aus. In der Nacht war eine hinter der Anhöhe abgeschossen worden. In der Tasche des französischen Unteroffiziers fand man Papiere, die auf einen heftigen feindlichen Vorstoß vorbereiteten. Die Art des Überfalls war dunkel gehalten. Das Ungewisse drohte. Es sollte ein Furchtbares sein, niederschmetternd und überraschend über die graue deutsche Woge hin. Was war's? ...

Eine versumpfte Gegend mit einem verzweigten Netz von Wasserläufen. Die Stiefel blieben fast in dem zähen Schlamm stecken. Kein Vorwärtskommen. Links zum Wald hin sich entwickeln, kräftige Stöcke ausschneiden und damit durch den Morast steuern. Scheußliche Brühe. Heda! Halb links Offizierspatrouille, klärt das Gelände auf. Nichts vom Feind zu sehen. Hat sich wundervoll eingebuddelt. Vorwärts! Nicht umsehen. Gewehr frei!

Ein Hilferuf — woher? Quer im Feld. Zwei Mann vor! Nachsehen. Ha, der Ludwig und sein Freund. Na, los! Sie rennen durchs Feld. Das Grundwasser spritzt hinter ihnen auf. Der Ruf kommt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus der Talbucht. Ein Teil des Schlachtfeldes? Da sieht's aus! Entsetzlich! Schaudern schüttelt sie. Ihre junge stürmende Seele bebt todverstört. Aber die Zähne aufeinanderbeißen. Darüber muß man hinweg. Wenn's mal überwunden ist, wenn erst mal die Waffe auf eine lebendige, atmende Menschenbrust gezückt werden muß ...

Vorwärts! Hinter dem Strauch noch der schwache Hilferuf. Ein Franzose, dem das Knie zerschmettert ist. Er war aus dem Tumult davongekrochen und lag nun da schon einen Tag und eine Nacht. »Nix Franzose,« wehrte er ab, »ick sein Belge.« Und blieb stumm und verbissen und ächzte seinen Schmerz.

Die zwei jungen Krieger flochten Strauchzweige über ihre Gewehre, legten ihn auf diese improvisierte Krankentrage und trugen ihn der Kompagnie nach. Nicht zwanzig Meter entfernt von ihnen ging eine Granate nieder. Nun schleunigst aus dem von den feindlichen Geschützen bestrichenen Gelände. Rechts hinüber nach dem Strohhaufen, um mal zu verschnaufen. Zschscht! — warf sie ein Luftzug beiseite, daß sie torkelten und der Verwundete einen stöhnenden Fluch ausstieß. Gleichzeitig traf sie ein Anruf irgendwo aus der Erde heraus. Was war das? Ein Unterstand der Artillerie, mit Rasen verdeckt, daß kein Flieger ihn ausspähen konnte. Und dort auch das Geschützrohr.

Mit Verwundeten kann man hier nichts anfangen. An den Schützengräben haben sie einen Notverbandplatz, also weiter dorthin. Kanonier Schwammborn saß im Loch und legte frische Fußlappen auf die dicken Blasen; »Zeppeline« nannte er sie. »He, ihr zwei Hämmel,« rief er den Jungen zu, »rechts den Wasserlauf runterjondeln, dann trefft ihr direktemang uff die Kaiserpassage.«

Da kam ihnen auch schon der Nachtrab der Kompagnie in Sicht. Die Spitze des Zuges stieß bereits auf die zweite Schützenlinie, die etwa tausend Meter entfernt von der ersten lag. An dem Notverbandplatz, der um ein Feldkapellchen lag, gaben sie den Verwundeten ab. Hundert Meter übers Flachfeld her leuchtete eine weiße Inschrift: Kaiserpassage.

Der Kölner Edison kam eben mit einer Stubentür auf dem Rücken angeschleppt zur Deckung eines Schützenstandes. »Jongens,« rief er die Anrückenden an, »hätt 'r nix zu moffele ond zu piefe?«

Da kamen die wilden Hummeln wieder durch die Luft und gingen mit donnerartigem Krachen nieder.

»Oho!« brüllte es aus den Gräben heraus. »Langsam, Männeken!«

Edison schaffte sich mit Armstößen Platz. Er hatte seinem Leutnant ein behagliches Nest im Unterstand hergerichtet. Straßen gab es da in der Höhlenstadt, rechts und links, sogar mit Zement bestrichen: Bismarckstraße, Unter den Linden. Dort ein Korbsessel und ein Tischchen vor einer Höhle — ah, das Café Kronprinz. Im Café Kronprinz saßen einige Offiziere beim Skat und beim Glühwein. Die Wände waren mit Gobelins bespannt, sogar ein richtig ausgebauter Kamin stand darin, den ein Unteroffizier, im bürgerlichen Leben Bildhauer, mit Stuckwerk versehen hatte. Ein Fahrrad diente als Kronleuchter; drei Talgkerzen tropften herab. Glutrot warfen die Flammen aus dem Kamin ihren Schein über die feldgrauen Gestalten.

Eine Ordonnanz schwirrte an und brachte dem Herrn Bataillonsadjutanten die Meldung, daß die jungen Reserven soeben angekommen seien. Na, dann die Zugführer heran mit dem Parolebuch. Achtung! Ohren aufgespannt!

> Am Abend vier Mann der Korporalschaft Lebensmittel requirieren. Um zehn Uhr Ablösung der ersten Schützenlinie durch die jungen Reserven. Tote und Verwundete aus den Schützengräben abholen. Morgen sieben Uhr Patrouillen zu je zwei Mann in der Richtung zur Windmühle ausschicken. Um zwölf Uhr Appell.

Die Zugführer notierten. »Entlassen, meine Herren. Ab!«

Sieh da, Leutnant Borgers! Höchste Zeit, daß die jungen Reserven anrücken. Die Mannschaften der ersten Schützengräben sind schlapp und ausgehungert, da bei dem ununterbrochenen Artilleriefeuer des Feindes die vierundzwanzigstündige Ablösung nicht hatte eingehalten werden können. Offenbar bereitet er etwas vor, und die Schießerei sollte das nur verdecken. Aber was? Scheußliche Ungewißheit!

»Offizierspatrouille zur Erkundung ausschicken,« meinte Borgers.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Hat sich was zu erkunden! Von allen Seiten hat sich der Feind mit Wasserläufen und Kanalarmen eingeschachtelt. Famose Stellung, uneinnehmbar.«

»Trotzdem.«

»Was trotzdem?«

»Durch!«

Und schon war der Lützower davon. Sie sahen ihm nach. Der da war ein Gewalttätiger, der macht's.

Aus dem Dunkel eines Höhlenganges, der vom Marktplatz abzweigte, kam ein Meldegänger: »Melde, daß zwei französische Verwundete eingebracht sind. Machten sich an unsern Drahtverhauen zu schaffen und wurden von uns abgeschossen.«

»Dort behalten bis zur Ablösung! — Was für 'ne Bumserei war das soeben?«

Ein pfiffiges Lächeln erschien auf dem wetterharten Gesicht des Mannes. »Unsre Patrolljen ham nachts vor der englischen Stellung eine lange Schnur befestigt. Daran ziehen wir mal ab und zu, und wenn das dann rasselt, schießen die Engländer wie doll los. Und dann lachen wir uns kapott und singen die Wacht am Rhein.«

»Heute nacht Ablösung. Sagt's den Leuten. — Sonst noch was?«

»Die verwundeten Franzusen sagen, daß sie keine Franzusen sind, man hätt' se bloß in die Uniform ringesteckt.«

»Werd's untersuchen.«

Stimmen aus der Bismarckstraße ließen darauf schließen, daß die Leute auszogen, um Lebensmittel zu requirieren. Sie haben sich den Bedarf notiert: zwei Hammel, Brot, Speck, Kognak, Kaffeebohnen, eine Pfanne. Aber was für 'n Baßbuffo beklagt sich denn da draußen? Wahrhaftig, eine lebendige Kuh.

»Jong, dat es' en Franzus, die versteht keen Dütsch.«

»Allons! Die Menagerie abgemurkst.«

»Keine Tierquälerei!« rief Leutnant Borgers.

»Och nee, dem kloppe mir mit dem Kolben vor den Koppe, und dann das Krautmetzer ins Gnick, und ausjehaucht is se. Mit Sellerie und allerhand anjerührt, is se jenießbar.«

Die »Fressage-Kolonne« zog aus und stieß mit den »Molchen« der Feldartillerie zusammen. Artillerie hat keine Feldküche. Die Mannschaft des Munitionswagens hatte in ihrer Höhle ein Feuerloch eingeschlagen, vier starke Äste um das Loch eingekeilt und daran den Kochkessel eingerammt. — Hurra! Da kommen auch die Kanoniere zurück, nachdem sie eine großartige Verschanzung angelegt haben, um den Feind irrezuführen. Sechshundert Meter entfernt bei dem zerschossenen Gehöft war mit alten Ofenröhren eine deutsche Artilleriestellung markiert worden. Und nun schoß die feindliche Artillerie wie wahnsinnig in das blecherne Gerümpel hinein.

Ablösung vor! Der Kommandoruf donnert durch die Höhlenstadt. Die Reserven springen hoch. Die jungen Gesichter strahlen, Gewehr auf Schulter, Patronentasche umgeschnallt. Jetzt los in die erste Schützenlinie. Dem Feind ins Auge. Der große Augenblick ist da. Leutnant Borgers geht durch die schmalen Laufgräben voran, hinter ihm Ludwig, beide schweigend, aber die Herzen klopfen.

Er hat ihn ansehen müssen, den Jungen. Jetzt ging's ja auf Leben und Tod. In den vorderen Gräben gibt's nicht Sang und Spiel. Der Tod lauert. Weiß Gott, wer von der Ablösung noch zurückkommt!

Leise voran. Kein Laut. Die Dunkelheit wallt. Lange Schatten huschen über die Erdwände. Die Laufgräben sind eng und steil. Über die Brustwehr hängen die Wurzelstöcke der Sträucher. Dann klafft unversehens eine Lichtung auf. »Einducken!« Kalt pfeift der Zugwind. Das Lehmwasser sickert am Boden und erzeugt einen muffigen Erdgeruch.

Achtung! Jetzt in den vorderen Schützengraben. Zwei Züge zur Nacht, doppelte Wachsamkeit in der Nacht. Und heute? Was birgt sich hinter dem Musiklärm, der vorhin aus den feindlichen Schützengräben herüberscholl?

Im Zickzack läuft der Schützengraben, um den feindlichen Geschossen kein einheitliches Ziel zu bieten. Am Schützenstand stehen ernst, stumm ausspähend die erzenen Männer. In starrer Wachsamkeit stieren sie hinter der Stahlplatte durch das Schießloch, den Finger am Abzugshahn.

Schaurige Stille ringsum. Nur die Musikklänge kommen vom Feind herübergezogen. Plötzlich zeigt sich ein rotes, irrendes Licht am finsteren Horizont. Es sind Leuchtkugeln, die die Nacht taghell machen. Es surrt, es zischt, Knall und Krach einige-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mal dicht hintereinander, kurz und heftig. Und das Licht erlischt, und wieder ist es stockdunkle, tückisch lauernde Nacht, bis es nochmals mit feurig sprühenden Nüstern durch die Nachtluft hervorspringt aus dem schwarzen Schlund — das mörderische Wehklagen der Schrapnells. Dann Totenstille. Rauschende Klänge aus den französischen Schanzgräben. Scharf und deutlich vereinzelte Rufe. Blitz, Krach, Donner. Deutsche Artillerie schießt über die eignen Schützengräben hinweg mit Flachfeuer. Es geht nieder mitten in die feindlichen Drahtverhaue, daß die Pfähle zersplittern.

Achtung: Ablösung! Die stummen Männer treten vom Schützenstand weg. Ablösung nach achtundvierzig Stunden. Jetzt für vierundzwanzig Ausruhstunden in die Reserveſtellung zurück. Die Jungmannschaft vor! Zitternd, in feierlicher Kampfgier springen sie an den Schützenstand, über Leichen hinweg, die erst zur Nacht herausgeholt werden dürfen. Ach, ihr jungen Stürmer! Die ernsten Blicke der alten Leute ruhen auf ihnen. Noch schrecken sie zusammen, wenn's über ihnen hinzischt. Gilt's mir oder dir? Erst mal eine tosende Schlacht — und auch das ist vorüber. An Stelle des Schreckens setzt sich stumpfe Gleichgültigkeit mitten im Todesgrauen. Nur noch der eine Gedanke bleibt: An dich kommt auch mal die Reihe — wann?

Trab, Trab verhallen die klatschenden Schritte der Davongehenden. Die Nacht fällt wie ein Bahrtuch.

In dem Laufgraben schleppte sich, auf einen Sanitäter gestützt, einer der französischen Verwundeten hin. Sein leises Klagen wiederholte immerfort die Worte: »O Seigneur! O ma mère! ...« Sie legten ihn in einem Unterstand des hinteren Schützengrabens nieder. Die Feldgrauen reichten ihm ihre Feldflaschen.

»Eine Zigarette, Kamerad?« Er nickte düster.

Da stand Leutnant Borgers im Kreis der Feldgrauen. Der Kerzenschein zuckte über die Gruppe hin. Ihre Schattenbilder fielen riesengroß auf die Lehmwände. Edison nahm die Ziehharmonika unter den Arm und horchte. Neben ihm hockte ein Lehrer, der eine Karte aufs Knie gelegt hatte und schrieb. Ein andrer neben ihm wartete voll Ungeduld auf den Bleistift. Vor ihm lag, behaglich ins Stroh gestreckt, ein Metzgerssohn, kramte die Trockenwürste aus seinem Paket und schnitt auch dem hinter ihm sitzenden Kameraden ein Stück ab. Da reichte der Lehrer den Bleistift her, und der Feldgraue schrieb:

> Liebe Schwester! Ich teile Dir mit, daß ich gar nix von Dir höre. Viele Kameraden bekommen Pakete. Liebe Schwester! Ich habe noch keins gekriegt. Bist Du noch immer bei die alte Herrschaft? Liebe Schwester! Ich hätte eine Wurst, Speck und Tabak sehr nötig. Aber wenn Du kein Geld hast, laß man sein. Aber die andern bekommen viele Pakete. Liebe Schwester! Wir stecken hier manchmal bis zu den Knien im Schlamm. Das tut man alles gern für das geliebte Vaterland. Liebe Schwester! Auf die Vorderseite hab' ich meine Adresse geschrieben. Aber wenn Du kein Geld hast, dann laß man sein. Dein lieber Bruder August.

Kaum war er fertig, da horchte auch er auf. Leutnant Borgers sprach mit dem Verwundeten. Dieser versicherte wie der andre, daß er Belgier sei, daß man ihn in französische Uniform gesteckt habe. Düsterer Grimm lag auf seinem graufahlen, mit schwarzen Bartstoppeln überwucherten Gesicht. Er knirschte es mit zischenden Flüchen heraus: »Wir Belgier sind keine Armee mehr. Wir existieren ja nicht mehr. Wir haben aufgehört, für uns selbst zu denken, wir werden in die Lücken gestopft und dürfen nicht mucksen. Wir wurden überall vorgeschickt, in die satanischste Schießerei hinein, wir waren ja nur Belgier! Der Himmel verdamme sie!« Ein Wutweinen schüttelte ihn. »Unsre glorreiche belgische Armee — alles verloren — alles verloren ... Unsre Offiziere laufen nach Holland hinüber — wir armen Teufel stecken fest, wir werden bis zum letzten Mann hingemacht.« Bei diesen Worten wies er straff mit dem Arm nach den französischen Schützengräben hinüber, wo der lärmende Jubel in die Nacht hinausscholl. Seine fiebernden Augen standen offen. »Hoffentlich ist das nun wahr, was sie drüben feiern: daß die Russen endlich in Berlin eingezogen sind und das Elend bald aufhört.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»So,« sagte Borgers, »also das feiern sie?« Er knöpfte seine Uniform auf, holte ein Zeitungsblatt hervor, übersetzte und las ihm von den Siegen Hindenburgs vor.

Ah, Hindenburg! Der Belgier lachte lautlos mit hämischer Grimasse. Hindenburg existiert ja gar nicht, Hindenburg ist ein Begriff, ein Schatten, ein Schreckname.

Der Lehrer hielt dem ungläubigen Thomas eine Ansichtskarte mit der ganzen bronzenen Statur des markigen Hindenburg hin. »Bitte, ansehen! Brille gefällig?«

Ein Lärm von Stimmen erhob sich um ihn. Jeder wußte ein Geschichtlein.

Und da sah er's, der Belgier, sah es mit starren Blicken. So stark, so frisch, so jubelnd war noch der deutsche Kriegergeist, so siegbewußt wie am ersten Tage. Er kauerte sich zusammen. »Bringt mich fort!« bat er. »Bringt mich fort!«

»Welchen militärischen Rang?« fragte Borgers.

»Caporal, Monsieur.«

»Papiere?«

Der Belgier zögerte. Als aber Borgers Miene machte, ihn zu untersuchen, gab er widerwillig die Papiere preis. Unter den Militärpapieren fand sich ein Tagesbefehl: Das 43. französische Infanterieregiment, die Elitetruppen mit der glorreichen Erinnerung von Jena, stehen alarmbereit, Genietruppen werden in der Nacht noch an die Dämme vorrücken.

An die Dämme? Borgers' Blick haftete darauf fest. Als drohe es dort aus einem gefährlichen Schlund. An die Dämme — Teufel! Welch scheußlicher Gedanke schießt ihm da auf? Wenn die Dämme aufbersten, die Flut entfesselt wird ... Heiß toste es ihm durch den Körper. Ein Blick auf den Tagesbefehl. »Gegeben im Châtelet.« Im Châtelet befindet sich also das Hauptquartier.

»Wo liegt das?«

Borgers mußte die Frage nachdrücklich wiederholen, ehe der Belgier mürrisch antwortete: »Wenn Monsieur Lust hat, im Weinkeller des Châtelet vorzusprechen, wird er gute Gesellschaft vorfinden. Oh par exemple! Man kann famose Feste im Châtelet feiern. Für Monsieur wird es ja ohne Zweifel eine Bagatelle sein, durch unsre Schützenlinie zu gelangen, durch die Stellung der Engländer, dann durch den Wald, wo das französische Gros seine Zelte errichtet hat — eh bien, und am Waldrand steht das Châtelet.«

Borgers stand vor ihm, die Hände auf den Hüften, die Beine gespreizt, in seinem Gesicht leuchtete die Kühnheit, das Aufsprühen eines funkelnden, verwegenen Kriegergeistes. »Korporal, diese Nacht bin ich im Châtelet!« Damit machte er kehrt und war verschwunden.

Wie betäubt sah der Verwundete ihm nach. —

Die Nacht hing dicht wie ein schwarzes Tuch hernieder. Zwei Männer verschwanden darin. Ein tollkühnes Unternehmen. Dieser Lützower! Und nur der Fahnenjunker mit ihm. Prächtiger Stift, dieser kleine Junker. Hat sich da mit der Aussage gegen die Ambulanzbaronin vergaloppiert und will nun die Scharte durch eine Heldentat auswetzen.

Das Artilleriefeuer ist eingestellt. Man wollte denen drüben ja bloß etwas mit dem Brummbaß ins Orchester hineinspielen. Morgen mittag kann's wieder anheben. Wegen des Nebels kann die Artillerie beiderseits nur mittags losfunken. Aber dann gründlich ein Artilleriebuell, daß das Gelände bebt. Mit Infanterie ist da nichts mehr zu machen. Hat sich wie Maulwürfe eingegraben. Alles unterirdisch, und kein Aktionsfeld mehr. Aber sie lauern und warten. Warten und werden wie die Panther losspringen, wo sie die Lücke im Feinde finden. Aber wo ist die Lücke? Warten und hoffen.

Man wird dem kühnen Lützower eine Sicherheitspatrouille nachsenden. Wenn er die Rakete steigen läßt, soll deutsche Artillerie losballern, um die Feinde zu beschäftigen. Also ein Unteroffizier auf Beobachtungsposten. Achtung! Wachen und warten.

Im Walde liegen die Franzosen alarmbereit, Gewehr im Arm. Sie liegen in Laubhütten, sie führen keine Zelte mit sich. Sie haben die Äste und Zweige von drei, vier Bäumen ineinandergebrochen und geflochten zu Schutzdächern und Laubgängen. Ah, camarade, merci bien! Man schleppt auch ihnen einige Körbe Flaschen aus dem Châtelet her. Siege feiert man mit Sekt. Und ein famoser, ein magnifiker Sieg ist's, daß nun das russische Hauptquartier in Berlin ist. A votre santé, englische Ka-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meraden! Der Reverend hat den Engländern eine adorable Predigt im Walde gehalten. Und gebetet haben sie zum Schluß wie die Beginen: Herr Gott, nun haben wir für die Unsern gebetet, aber getreu der christlichen Lehre wollen wir nun auch für unsre Feinde beten. Du hast den Geist des deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, du hast den deutschen Kronprinzen Selbstmord begehen lassen. Nun laß, o Herr, deines Zornes genug sein und sei ihnen wieder gnädig. Amen.

Zwei Offiziere stapfen durch den Wald dem Châtelet zu. Ein Sergeant mit der Laterne voran.

»Joffre ist bei dem König. Das bedeutet die Entscheidung, Pont-Neuve!«

»Jehotté, Ihr ewig hoffendes Temperament ist mir ein Greuel. Es tut mir körperlich weh. Bitte, schweigen Sie!«

Am blanken Nachthimmel zeigten sich die Umrisse des Landschlößchens. Ein lebhaftes Treiben entwickelte sich. Autos rasten davon, Reiter sprengten nach. Das Hauptquartier war mitten in der Nacht verlegt. Aber niemand wußte, wohin.

Ein französischer Offizier des 43. Regiments winkte den Ankommenden von der Freitreppe entgegen. »Eh, messieurs! Ihr guter Engel führt Sie her. Wir haben da ein paar wunderbare Sektmarken angeschleppt.«

Durch die offene Saaltür drang ein lautes Gewirr von englischen und französischen Stimmen heraus.

An dem langen Tisch unter dem Kronleuchter saß da noch ein Generalleutnant mit mehreren englischen Offizieren in Verhandlung, um sie Mappen, Akten, Tagesbefehle. Das mußte alles noch erledigt werden, bevor man sich zum »Pläsier« zurechtmachte.

Der entscheidende Augenblick nahte. Die große Offensive. Joffre hat da einen grandiosen Plan ersonnen. Angriff auf der ganzen, langen, ungeheuerlichen Front und gleichzeitig Küstenbeschießung.

»Unsre neuen Monitore,« schaltete der Engländer ein und warf sein Käppchen aufs Ohr, »sechs Fuß Tiefe, wissen Sie!«

»Ha! Und dann das französische Geschwader, das die Dämme aufreißt!«

»Comment? Was sagten Sie — die Dämme —«

»St! Das sagt man nicht, das denkt man sich bloß aus. Eine Sintflut soll hinrauschen über das Heer der Barbaren. Still! Dieser Pont-Neuve wandelt wie ein Menetekel daher. Man muß sich vor diesen belgischen Offizieren in acht nehmen. Sie sind angeschossene Eber.«

»Dear me! Sie sind Feiglinge. Hat der König nicht einige von ihnen degradieren müssen?«

Da stand Marcel de Pont-Neuve hinter seinem Stuhl. Seine Stimme fiel heiser erstickt auf ihn: »Mylord, es waren des Königs beste Offiziere. Aber sie hatten das Herz nicht, mit anzusehen, wie der letzte Tropfen Wallonenblut dahinfließt.«

»Pont-Neuve, sprich nicht so!« Jehotté schlang den Arm um Marcels Schulter und riß ihn stürmisch von dem Stuhle fort. »Noch ist Belgien nicht verloren! Noch steht der König auf dem Boden *seines* Landes!«

Pont-Neuve wand sich aus seinen Armen los und lachte schrill in den Saal: »Ganz recht, ganz recht! Von Belgiens 29 456 Quadratkilometern sind nur vierzig von den Deutschen *nicht* besetzt!«

Der Engländer sagte es ihm verweisend über die Schulter zurück: »Wenn Sie bloß nicht wie ein törichter Knabe losschreien wollten! In acht Tagen haben wir diese mad dogs unter Maulkörben.«

Pont-Neuve knirschte mit den Zähnen: »Was versteht Mylord unter mad dogs? Ich verstehe nämlich ebenso wenig Englisch wie Mylord Französisch.«

»Tolle Hunde, Monsieur, tolle Hunde.«

»Ah, nun begreife ich, warum Mylords Hosenboden zerfetzt ist.«

Der Generalleutnant schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: »Pont-Neuve, wollen Sie beleidigen?«

»Ja, ich will's! Ich will diesen Herren hier die Wahrheit sagen. Ich will Ihre Lügen lächerlich machen, womit sie uns füttern. An seinen Freunden verblutet Belgien. Wenn der Krieg zu Ende ist, wird das belgische Volk diese Herren auf die Anklagebank bringen.«

Der Generalleutnant sprang auf, sein zu langen Enden herabgedrehter Schnurrbart zitterte unter der Heftigkeit seiner Worte: »Monsieur de Pont-Neuve, ich spreche Ihnen das Recht ab, ein ehrenwerter Offizier Ihres tapferen Königs zu sein.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Mon Commandant, ich begebe mich dieses Rechts.« Pont-Neuve zog den Degen aus der Scheide. »Ich habe auf diesen Degen meinem König den Eid der Treue geschworen. Den Eid breche ich heute, weil ich mein Vaterland liebe, weil ich seinen letzten Seufzer, seinen letzten Blutstropfen nicht opfern will! Gott schütze mein Belgien!« Mit diesen Worten brach er den Degen entzwei, warf die Stücke zu Boden und stürmte hinaus.

Jehotté griff sich an die Stirn, wollte sich dem Freunde nachwerfen, ihn halten, ihn beschwören.

»Jehotté,« schnarrte ihn da die gellende Stimme des Generalleutnants an, »Sie haben nicht mehr die Ehre, diesen Herrn zu kennen!«

Der Engländer machte eine abwehrende Handbewegung: »Warum so viel Lärm? Er ist betrunken.«

Da plötzlich erscholl draußen eine donnernde Stimme: »Hands up!«

Und schon stapfte es durch den Korridor — schwere Stiefel. Da stand es in der strahlenden Lichtfülle der Saaltür. Ein deutscher Feldgrauer. Die Helmspitze fast am Querpfosten der Tür. Der Lützower!

»Im Namen des Kaisers! Stillstehen! Keinen Laut!« rief er und ließ mit vorgehaltenem Revolver die stahlharten Blicke zwingend in die Runde gehen. »Meine Herren, Sie werden diesen Saal nicht mehr lebendig verlassen, sobald Sie Laut geben. Legen Sie Ihre Waffen auf den Tisch und heben Sie die Hände hoch. Verharren Sie so fünf Minuten. Ich habe hier nur eine Kleinigkeit nachzusehen und werde Sie nicht weiter belästigen. Freilich müssen Sie gestatten« — er trat auf ein Fenster zu und rollte den Vorhang zurück —, »daß ich Sie etwas überwachen lasse.«

Eine Helmspitze und ein Gewehrlauf wurden hinter den Scheiben sichtbar. Sie standen alle in einem Augenblick jähen, todentsetzten Erstarrens. Mitten unter den eignen Truppen dieser Überfall! Aber mehr als dieses niederschmetternde Ereignis verblüffte sie die zwingende Sicherheit des deutschen Offiziers. So spricht nur einer, der draußen seine Kompagnie im Rücken hat.

Klirrend flogen die Degen auf den Tisch.

Leutnant Borgers' Blick haftete schon auf einem Schriftstück. Es stak halb noch in der Mappe. Mit einer umfassenden Handbewegung schob er die Papiere zusammen, griff die Mappe auf, schob sie unter den Arm und sah ruhig auf seine Uhr. »Sehen Sie, meine Herren, noch nicht einmal fünf Minuten.« Und nun sprach er das Folgende auf Französisch und Englisch: »Feiern Sie nun ruhig weiter, meine Herren. Die Russen sind zwar noch nicht in Berlin, aber Sekt läßt sich auch ohne das ganz gut trinken.« Dann, mit einer Handbewegung zu dem Generalleutnant hinüber: »Ich bitte diesen Herrn, eine Strecke Weges mit uns zu gehen. Geschieht das Geringste zu unsrer Verfolgung, so wird der Herr Generalleutnant leider nicht mehr den Einzug der Russen in Berlin erleben. Guten Abend, meine Herren! Herr Generalleutnant, darf ich bitten?«

Ein Ruck ging durch die Runde, ein Zucken nach den Waffen hin. Aber der Lützower hatte die Waffen schon an sich genommen. Er ließ den Generalleutnant vorangehen. Weit offen blieb die Saaltür.

Draußen ein Befehl: »Die Wache wird mitgenommen!«

Stumm standen die Offiziere und horchten in die Nacht hinaus.

War das —? Ja — ein Zischen durch die Luft — ein Knacken — Sprühen. Jehotté sprang ans Fenster. Eine Rakete sauste himmelhoch, ein zischender Feuerstrahl. Diable! Was bedeutete das? Ein Signal? Jetzt ... Ja, ja — von den deutschen Schützengräben kommt's her, Krach und Krach, blitzende Gewehrschüsse, aufleuchtend in dem schaurigen Dunkel. Und Takatakataka — ein unsichtbar im unendlichen Himmelsraum verlorenes hölzernes Gelächter. Es antworteten die Maschinengewehre rasselnd, prasselnd, wie durcheinandergeschüttelte Blechgeschirre. Heulen und gellendes Pfeifen erschütterte die Lüfte. Vulkane lohen aus gähnenden Abgründen. Leuchtkugeln schwirren auf, ein gleißendes, fahles Licht macht alles taghell. Der Franzosenwald steht wie ein leuchtender Irrgarten darin. Schwankende Gestalten, ganze Reihen vorwärts taumelnd. Avancez! Zum Angriff! Pfeifensignal. Avancez mit Bajonett! brüllt's über die Belgier hin. L'arme blanche! von französischer Seite her.

Sie stürzen aus den Laubhütten hervor,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arthur Stein: Oliven am Gardasee

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

sie werfen sich in das Feuern und Tosen und Krachen. Dieu, non! Sie werden geworfen! Fahle, angstgrinsende Gesichter erscheinen in der gleißenden Helle.

»Pardon, caporal, pardon!«

»Avancez, sacredieu! Avancez!«

»Je suis père de six enfants, moi!«

Alaaaarm! Die Deutschen springen aus ihren Gräben! Drängen durch die Drahtverhaue! Alaaaarm ... Belgier auf! Jetzt gilts! Jetzt oder nie! Grabt! Grabt! Grabt euch den Weg in die Heimat zurück! Franzosen! Pour la patrie!

Sprungauf, Marsch! Hinter den Liegenden, Kriechenden her stürmt das Gros. Französische Offiziere voran, werfen den Säbel fort, entreißen einem Verwundeten das Gewehr, werfen sich in die Reihen ihrer Soldaten. Nicht mehr schießen! Vor mit l'arme blanche!

Da schießen die Soldaten noch wie wahnsinnig weiter. Schießen auf die vor ihnen liegenden Kameraden. Die springen auf, werfen die Arme. Zurück! Kommandos brüllen. Das Gros besteht aus flämischen Soldaten, die die französischen Offiziere nicht verstehen. Die vorderen Reihen stürzen in die nachdrängenden zurück. Ein Gewühl, ein Wälzen. Und in den Menschenknäuel zischt die Granate hinein.

Da brechen die Engländer aus ihren Verschanzungen hervor. Geduckt springen sie wie Raubtiere auf und sind nun hinter dem Gros, das in wilder Panik zurückdrängt. Sie keilen die Masse ein, sie treiben sie vor, sie werfen sie dem mörderischen Feuer hin. Da gibt's kein Zurück mehr. Da stürmen sie mit wahnwitziger Todesverachtung, stürzen in Lanzen und Bajonette hinein. En avant gegen die Allemands!

Und in das Tosen und Donnern und Blitzen stöhnt der Jammer einer ganzen Welt.

Der Franzosenwald steht in Brand, die Laubhütten sind brennende Dornbüsche. In die Baumstämme platzen die Geschosse. Die flammende Lohe fackelt empor.

Und durch den schaurigen Schein trabte ein reiterloses Pferd mit blinkendem Sattelzeug, wehender Mähne, grellem Wiehern. Eine nachhinkende Gestalt — der Lützower — lockt und pfeift. Da hat er's am nachschleifenden Zügel, klopft ihm den Hals, versucht am Steigbügel sich hinaufzuschwingen.

Von einem Granatsplitter ist ihm die Wade zerrissen. Prachtvoller Zufall, dies reiterlose Offizierspferd!

Er nimmt die Satteltasche aus der Schnalle und findet Briefe darin, Damenbriefe mit der Überschrift »Mon cher Marcel!« Nein, das ist kein Zufall mehr, das ist Vorsehung. Der Reiter, der hier vom Pferde sank, kann nur Marcel de Pont-Neuve, ihr Gatte, gewesen sein. Die Briefe sind von ihr. Yvonne — immer wieder sie, immer sie, in Schlacht und Blutdunst. Jetzt, Lützower, tu deine Pflicht. Such' den Reiter! Aber keinen Schritt darf er mehr weiter. Aufs Pferd und aus dem fürchterlichen Wald hinaus. Hier kracht's und brennt's wie in der Hölle. Also hinauf auf den Gaul. Das Bein ist steif wie aus Holz, das Blut tropft nur so herab. Die Bäume brennen und leuchten in blutiger Pracht, während Borgers durch den flammenden Wald reitet.

Die Schwäche wird immer stärker. Endlich schwindet der Wald, und das Roß schnaubt in plötzliche Dunkelheit hinein. Nur vorwärts, gleichviel wohin. Der Kopf summt, und im Nacken schmerzt es. Hat er auch dort was wegbekommen? Wohin zerrt das Roß —? Ach Gott, diese plötzliche tödliche Verlassenheit! Yvonne, nur einmal noch sie — sie ... Hinsterben — in ein — gemeinsames — Vaterland hinein ... Herrgott, Kopf hoch! Sich zusammenrappeln! Er will doch nicht vom Pferd herabfallen wie 'ne tote Fliege. Weiß der Teufel, wohin das Pferd zerrt. Den Kopf tief gesenkt, schnuppert es am Boden. Jetzt steht es still und ist nicht mehr weiterzubringen. Mit einem Ruck im Zügel will ihm der Lützower den Kopf hochreißen. Da — eine klagende Stimme, ein leises Stöhnen aus röchelnder Brust dicht vor den Pferdehufen.

»Wer da?«

Borgers versucht vom Pferde abzusteigen, aber ein entsetzlicher Schmerz durchzuckt sein Bein. So kann er sich nur tief vom Pferde herabbücken. »Freund oder Feind?«

»Pardon! Pardon —«

Na, der scheint's noch schlimmer weazuhaben als er. Also Zähne zusammengebissen und runter vom Gaul. Donnerwetter! Und wenn er die Zähne ineinanderbeißt, daß sie knirschen, er muß losstöhnen, einmal, kräftig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— ach was, nein, daß man so schwach ist, macht nur der Blutverlust.

Borgers hatte die Feldflasche losgehäkelt. »Hier, Kamerad! Wo sitzt es denn?«

»Ici, ici —«, kam es von den Lippen des Verwundeten, während er die Hand auf die Brust drückte.

Der Lützower tastete sie ab und fand, daß es eine sehr verweichlichte Hand war. Er tastete weiter an ihm herum, ob er nicht ein Abzeichen fände. Wieder kam ein leises Stöhnen, als ob jede Berührung heftige Schmerzen hervorriefe. Endlich brachte Borgers ihm die Feldflasche an den Mund, aber der Mund öffnete sich nicht.

»Kamerad!«

Ein Hauch schwirrt zu ihm auf: »Belge!«

Die Wärme dieses Hauches überschüttet ihn, als treffe es ihm mitten ins Herz. Nun denn: schlaf wohl, Belgier, du siehst die Sonne nicht mehr. Vielleicht sehen wir beide sie nicht mehr, und den Deutschen und den Belgier wird man zusammen in die Erde scharren. Auch gut, sie haben den tapferen Kampf gekämpft, sie beide.

Dicht neben dem Fremden sank der Lützower hin, seine Schulter an der des andern, sein schwerer Atem über ihn hin. Ein Lispeln löste sich von bleichen, zuckenden Lippen — ein Name. Sie hörten ihn beide, sie sprachen ihn beide, sie träumten ihn beide, und beide glaubten an eine holde Vision in der schaurigen Nacht.

Fern brüllte die Schlacht. Der Morgentau fiel. Der Belgier tastete verstört um sich, bis ein erneutes heftiges Röcheln, ein rasselnder Blutstrom, der im Halse stak, durch die zusammengepreßten Lippen quoll. Er erfaßte des Lützowers Hand und krampfte seine Finger um sie. Ein letztes Flüstern und Hauchen kam von seinen Lippen, Kommandorufe: »Avancez!« Dann fiel er zurück und zuckte nur noch, die Hand noch immer um die des Feindes, fest und vertrauend.

In des Lützowers Hand erkaltete die Hand des Feindes allmählich. In sein heißwallendes Blut floß die Todesstarre des andern. Wer war's?

Der Morgen rann feucht und fahl und neblig in die Schatten der Nacht. Da richtete sich der Lützower auf, starrte dem toten Feind ins Gesicht. Ein erstickter Schrei würgte sich aus seiner Kehle: »Marcel de Pont-Neuve!«

Neben Marcel und halb um ihn gewickelt lag ein zerrissenes, beschmutztes Fahnentuch. Schwarzrotgelb — die letzte Fahne der Wallonen! Es war, als habe er sie herausgezerrt aus dem Gewühl und mit sich gerettet — die letzte Fahne der Wallonen.

In halber Betäubung beugte sich Borgers über den Toten und versuchte ihm die Augen zu schließen, aber sie blieben steif, starr, gläsern.

Da schlug er hart gegen den Boden zurück. Dunkel legte sich vor seine Augen. Er sah Gestalten, die übers Schlachtfeld schlichen. Eine wallende Wonne zog über ihn hin, ein duftender Hauch, ein Silberklingen und fernes, ganz fernes Läuten. Es war, als wandle es auf schimmernder Wolke heran — eine lichte, grüßende Gestalt, eine nahe Verheißung, ein unendliches Glück. Yvonne! Nun muß sie ja kommen auf schimmernden Wolken ... Der Weg ist frei ...

Wann, o wann?

Franz, alter Bursch, hörst du mich?«

Wer spricht da?

»Ludwig?«

»Ach nee, der Ludwig kämpft noch mächtig in den Gräben, der kriegt heut' seine Feuertaufe gründlich.«

»Du, Willi?«

»Ja, ich, Willi. Gott sei Dank, daß ich dich noch gefunden habe, es kommen nicht viele mehr aus diesem Hexenkessel heraus. — Krankenträger, anpacken!«

»Willi, Freund, den Toten da neben mir,« war das erste, was Borgers sprach, »den begrabt dort an dem Baum. Nagelt einen Zettel daran: Hier ruht Marcel de Pont-Neuve. — Willi, das mußt du für mich tun. Ich muß — jemand sagen können, wo sein Grab ist.«

Ernst nickte Willi Merkens, indem er den Freund auf die Krankentrage zurückzwang. Die Träger stapften mit ihrer Last davon.

Die Luft tropfte. Der Nebel fiel. Noch ein drohendes Murren fern, fern, wo das Weltmeer stürmte.

Dann kam ein Sausen durch die Luft, aus der Ferne, von dort, wo der Horizont auf dem wallenden Meere lag. Wie ein strömendes Rauschen klang's, und es gurgelte, wallte, sprudelte, zischte in plätschernden Wasserläufen los. Ein wühlender Fluß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— nein, ein schaumpeitschender Strom — ein tosendes Meer! Es riß Wälder um, schwemmte Hügel mit; ganze Dächer schwammen auf seiner tosenden Flut. Die Deiche waren durchbrochen, das Meer war entfesselt. Die Kanäle waren geborsten — die Sintflut über die Deutschen! Was die Waffen nicht mehr gegen sie vermögen, das soll nun das brausende Meer vollbringen.

Dann flattre hoch empor, du letzte Fahne der Wallonen! Es reite der König voran. Zurück in die Heimat! Nun mag er kommen, der Hunnenkaiser, und die Trompeten blasen lassen!

Da kam er wirklich, der Kaiser, und seine stolzen, unüberwindlichen Heerscharen jauchzten ihm zu.

Das war die große Stunde, als durch die Reihen der Krieger der Ruf scholl: »Der Kaiser kommt! Die Bataillone zur Parade!«

Da ritten, da marschierten, da stürmten sie heran, alle Waffengattungen, unabsehbare Reihen, grau in grau, lang hin eine stählerne Mauer.

»Die österreichische Motorbatterie vor!«

Auch sie, die treuen Bundesgenossen, die tapferen Brüder, sind mit dabei, eng jetzt verwachsen mit deutschem Fleisch und Blut.

Marsch, Marsch, die Bayern! Löwen in der Schlacht. Drauf und drauf!

Und Helm an Helm. Feldmützen dazwischen, zerschossen, zerschlitzt, zerfetzt. Rauchschwarze Gesichter, verwegen und treu. Hurra, die Preußen! Die Brandenburger!

»Präsentiert! Majestät kommt!«

Trommelwirbel, als berste das Kalbsfell. Die Helme fliegen grüßend empor, die Feldmützen werden geschwenkt, die Fahnen geschwungen, die Säbel gezückt. Der Kaiser kommt! Unser Kaiser! Nie war er so unser!

Da gerät die Parabelinie ins Schwanken, da bannt sie kein Kommißdrill mehr, da braust die stürmische Begeisterungswoge ihm entgegen, für ihn, in dem sie das Vaterland lieben.

In die jubelnden Reihen hinein ritt der Kaiser, hoch zu Roß, in feldgrauer Uniform, den Helm in der Stirn, die Hohenzollernblicke leuchtend, doch todernst.

Hinter ihm wehte die Kaiserstandarte, gruppierte sich das glänzende Gefolge.

Ein himmelstürmendes Hurra zerriß die Luft in tosendem Widerhall und prallte in den dumpfen Donner der Geschütze.

Der Kaiser hebt die Hand, winkt und grüßt: »Morgen, Kameraden!«

»Morgen, Eure Majestät!« Ein Gruß wie rauher Schlachtgesang.

Ein Fünfundvierzigjähriger steht mitten in den Reihen der Jungleute.

Majestät hält bei ihm an. »Was sind Sie für ein Landsmann?«

»Rheinländer, Eure Majestät.«

»Freiwillig gemeldet?«

»Ja, Eure Majestät.«

»Brav so.«

Dem Manne gehen die Augen über. Mit zitternder Hand hebt er das Gewehr: »Hoch lebe der Kaiser!«

Da jubeln drüben auch die Österreicher los. Der Kaiser reitet zu ihnen, beugt sich herab und reicht einem Offizier die Hand.

Und »Hurra! Hurra! Hurra!« von der Flanke her, wo die Berliner auf ihren Kaiser warten. Sie kamen eben erst aus dem Gefecht.

Majestät fragt: »Nun, wie denken Sie denn über den feindlichen Angriff?«

»Majestät, wir jehn feste druff wie Blücher!«

Lachend reitet der Kaiser davon, um gleich darauf bei einem strammen, eisenfresserisch dreinsehenden bärtigen Landwehrmann anzuhalten: »Was für ein Landsmann?«

»Pfälzer, Eure Majestät.«

»Auch die Pfälzer haben sich wacker geschlagen und den Feind aus ihrer schönen Heimat ferngehalten.«

Dann spricht der Kaiser mit dem Kompagnieführer: »In Lothringen hat eine Landwehrbrigade eine aktive, durch eine Alpendivision verstärkte französische Brigade einfach geworfen.« Und sein blitzendes Auge geht über sie hin: »Bravo, Landwehr!«

Da gibt's kein Halten mehr, da fegt's wie Sturmwind durch die kampflodernde Luft, ein einiger, brüderlich feierlicher Sang: »Es braust ein Ruf wie Donnerhall!« Ein einig Volk von Brüdern. Schulter an Schulter, Hand in Hand, Schwur und Eid und Schwertklang: Deutsche und Österreicher. »Fest steht und treu die Wacht!« Die Schlachtenfeuer leuchten. Die Geschütze donnern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einer aus dem kaiserlichen Gefolge reitet zu Majestät heran, um ihn auf den Lazarettzug aufmerksam zu machen, der im freien Felde hält.

Auf dem Perron stehen die Wärter mit den weißen Mützen und dem roten Kreuz. Am Wagenfenster des Chefarztes einer, der die Mütze schwenkt und es hinausschmettert: »Lieb Vaterland, magst ruhig sein!«

»Herr Merkens, Leutnant Borgers bittet Sie, zu ihm zu kommen.«

Da rasseln die Fenster herunter, da winken die bleichen Hände hinaus. Und der Einarmige, und der den Schuß in der Lunge hat, und der Lützower mit dem Kopf im weißen Verband — sie alle drängen sich an die Fenster, sie alle grüßen den Kaiser, der drüben im Feld hoch zu Roß hält.

Fieberfreude glüht in den bleichen Gesichtern, und es tönt in den brausenden Chor der Krieger mit hinein: »Es braust ein Ruf wie Donnerhall!«

Ach Gott, aber aus kranker Brust tönt's nicht mehr wie Donnerhall. —

Langsam setzte sich der Lazarettzug wieder in Bewegung, der Heimat zu.

Willi Merkens drängte den Freund aufs Bett zurück. Der wehrte ihn ab, riß sich empor und wollte durchaus am Fenster sitzen, um da hinauszustieren und die mit Blut erkauften Fluren des feindlichen Landes mit den letzten belgischen Häusern an sich vorüberziehen zu lassen.

Willi Merkens sah ihm ins Gesicht und wußte, wie die Seele in diesem Siegfriedskörper litt. —

Auf dem Aachener Hauptbahnhof rückten die Sanitätsmannschaften mit Tragbahren an. Damen des Roten Kreuzes bemühten sich in fürsorglicher Eile.

Drunten in der Bahnhofshalle harrte die stumme Menge mit bleichen, vergrämten Gesichtern in angstvollem Warten. Wachtsoldaten, Gewehr am Schulterriemen, drängten die Leute zurück. Da brachte man schon die erste Tragbahre. Ein bärtiger Landwehrmann ist es. Das Bein ist ihm zerschossen, aber er scherzt mit seinen Trägern. Hinter ihm die zweite, die dritte Bahre. Ein Lützower aus dem Aachener Regiment. Aus der Menge fliegt ihm eine Blume zu. Der Offizier hebt den Kopf, dankt, lächelt und ruft der jungen Dame zu: »'n Abend, Frau Honorine! Willi ist mitgekommen.«

Da fliegen noch einmal auf seine Bahre Blumen, Zigaretten, Schokolade; sie wollen ihm alle Liebes antun, ihrem Lützower, ihrem Oecher Jong.

Tief in der Halle taucht Willi Merkens mit dem Führer der Sanitätsabteilung auf. Seine junge Frau hängt ihm am Arm. »Du, Will, wir gehen doch gleich zu Borgers.«

»Hab' schon depeschiert. Da ist doch nur noch die alte Frau. Sämtliche Söhne im Felde. Die Tochter Krankenpflegerin.«

Honorine hebt sich auf die Zehenspitzen und flüstert ihm zu: »Emma hat Nachricht von Baronesse.«

»Yvonne? Von wo?«

»Sie war in Ostende. Die Strandvilla ist ja wohl zerschossen, und da hat sie den Hausverwalter aufgesucht, ob der noch irgend etwas aus den Trümmern gerettet habe. Dort traf Emma sie.«

»Sie weiß —?«

»Weiß alles, was geschehen ist. Und — sie will etwas sehr, sehr Edles tun.«

»Was will Baronesse tun?«

»Was man tut, wenn man eine Edeldame ist und einem Feind etwas zu danken hat.«

»Nach Aachen kommen? Zu Borgers?«

»Ja. Warum soll sie *nicht* kommen?«

»Solange noch eine Fahne der Wallonen weht —«

Da zuckte ihr Arm in dem seinen. Ein Aufblitzen wilder Trauer ging über ihr Gesicht . »Bin *ich* nicht zu dir gekommen?!«

Er gab keine Antwort. Seine Gedanken riefen hinter Franz Borgers her: Freue dich, Lützower! Die Liebe überdauert auch die letzte Fahne der Wallonen.

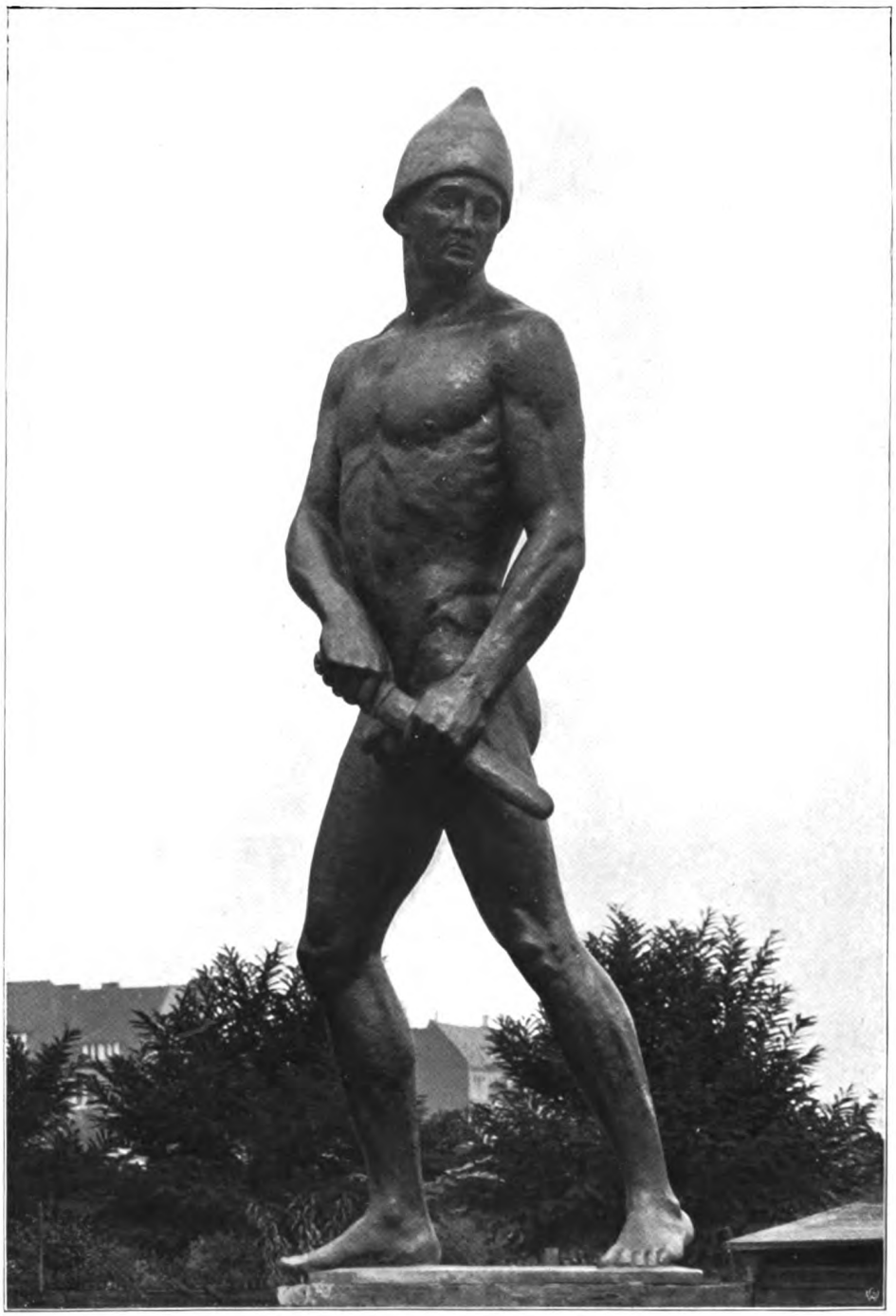
Lilien

Weiße Lilien mit langen
Stielen standen still im Zimmer,
Als du mir mein Glück gegeben —
Unser beider größte Freude.

Darum muß ich nun im Leben,
Liebste, wann ich dich auch sehe,
Immer nur an solche bleiche
Langgestielte Lilien denken ...

Max Schäller

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Richard Engelmann: Bronzefigur vom Wildenbruch-Denkmal in Weimar

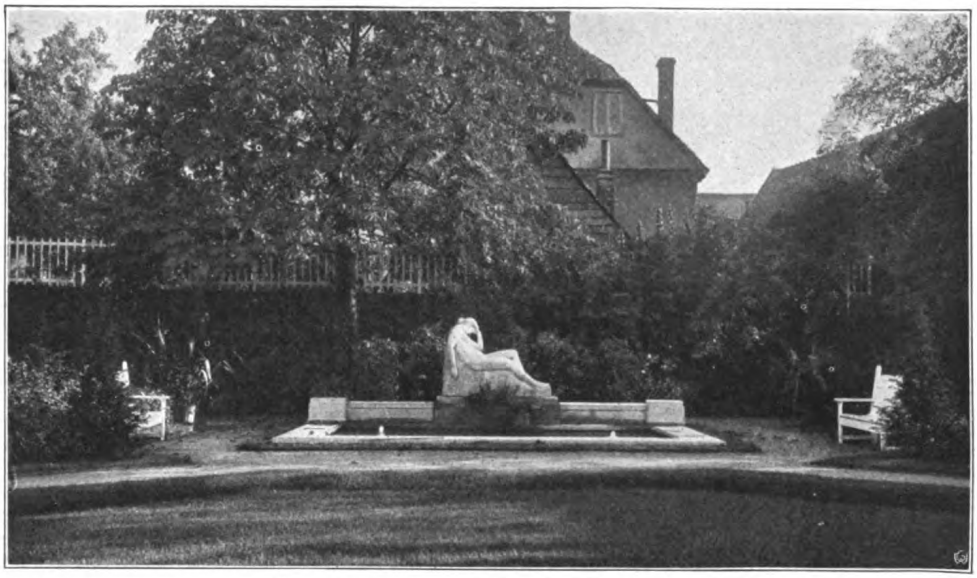
Zu dem Aufsatz »Richard Engelmann« von Dr. Robert Corwegh

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Brunnen im Hause Gosling in Osnabrück

Richard Engelmann

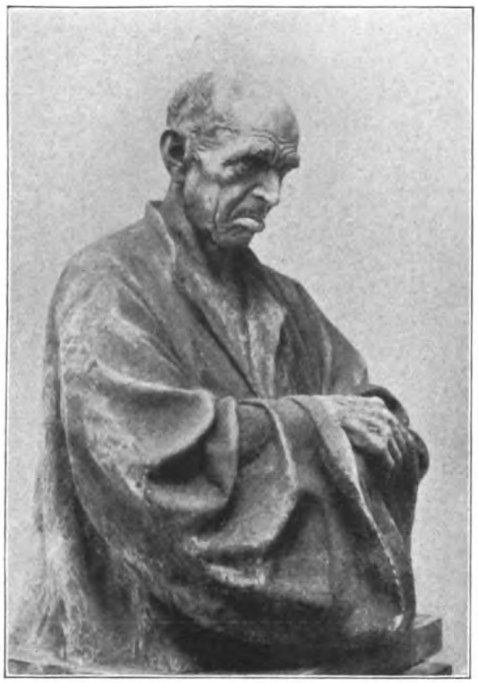
Von Dr. Robert Corwegh (Leipzig)

Keine Kunst steht den Menschen unsrer Tage so fern wie die Plastik. Die Malerei, die bevorzugte bildende Kunst der Gegenwart, nimmt so stark das allgemeine Interesse in Anspruch, daß für die schwerer zugängliche Schwester wenig übrigbleibt. Auch sind die Denkmäler, denen wir allenthalben begegnen, nicht dazu angetan, unsre Augen für Wert und Bedeutung der Bildhauerkunst zu öffnen. Aber selbst wenn dem nicht so wäre, würde dennoch eine Kunst, deren Voraussetzung nun einmal der nackte Mensch ist, gegenüber anerzogener und verstockter Prüderie, gegenüber der allgemeinen Unkenntnis des Nackten vielen verschlossen bleiben. Außerdem will ja der Deutsche so gern in Kunstwerken lesen, will die Novelle im Kunstwerk. Keine Plastik von Bedeutung kann diesem Verlangen entgegenkommen. Weil sie niemals die Handlung an sich, sondern handelnde Gestalten darstellt, widerstrebt sie dem erzählenden Vorwurf und der Allegorie. Auch haben wir uns gewöhnt, das Werturteil über Kunstwerke nach dem Maßstab ihrer Naturwahrheit einzustellen. Selbst bedeutende Bücher zur Einführung in die bildenden Künste geben den Entwicklungsgang aller Kunst an Hand dieses Wertmessers. Niemand wird der Plastik nahekommen, der Naturwahrheit im landläufigen Sinne von ihr fordert. Michelangelos Gestalten überschreiten in jeder Beziehung Menschenmaß und -form, und schon die farblose Erscheinung an sich, sei es in Marmor, sei es in Bronze, fordert andre Bedingungen der Gestaltung als die lebendige Natur. Licht und Schatten, die Lebensspender der Plastik, wirken anders auf Marmor, anders auf Bronze,

Aufn. von Liſi Jeſſen, Berlin 1915

Richard Engelmann

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Bildnisstudie, Erstlingsarbeit (München 1893)

gänzlich verschieden aber von beiden auf der blutdurchströmten, glänzenden Haut, auf den roten Lippen, auf den Haaren und auf den sonnenlichtfangenden Augen. Sollte jedoch die Bildhauerkunst zur Farbe greifen, so wird sie niemals, um nicht mit den Totenkammern des Panoptikums in Wettbewerb zu treten, unmittelbar die Farben der Natur benutzen. Die Beispiele farbiger Plastiken, die uns vom Griechentum, aus Ägypten überkommen sind, beweisen den einsichtsvollen, edlen Geschmack dieser Völker gerade in dem Ausweichen vor naturalistischer Bemalung. Mit welchem Takt allerdings die Übersetzung der Farbe in den Stil der Plastik geschehen muß, bleibt selbst oft Künstlern verschlossen, die an Bronzefiguren die Haare vergolden, ohne zu bedenken, daß blondeste Färbung niemals an Helligkeit belichtete Gesichtsfarbe überstrahlt.

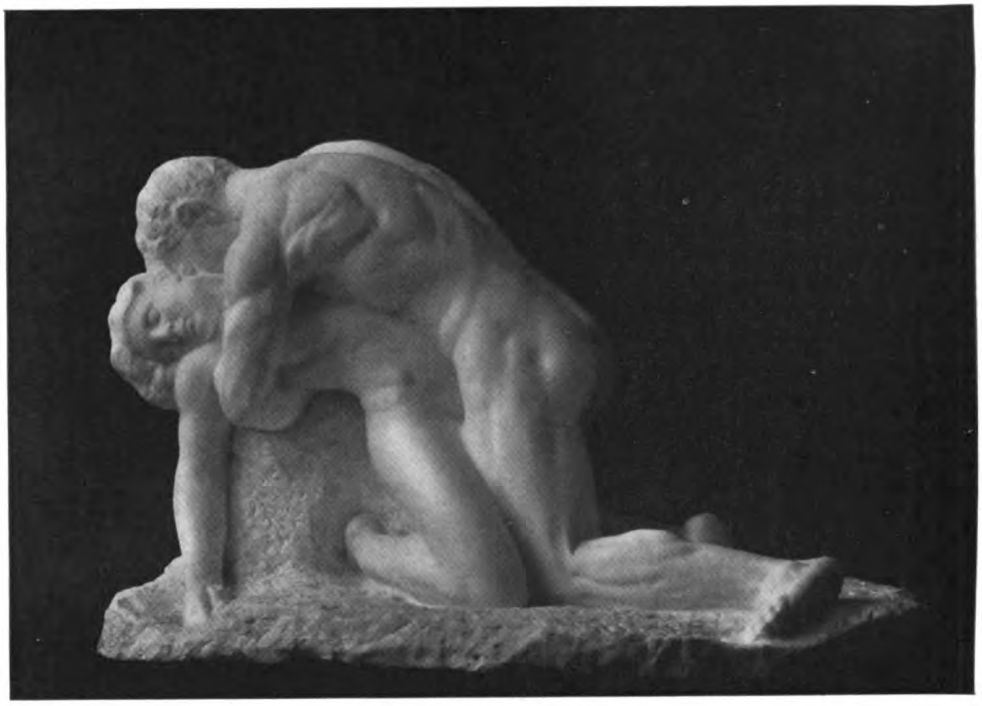
Der Weg zu guter Bildhauerkunst führt im Gegensatz zur allgemeinen Anschauung von der Natur fort zum Stil. »Ein zur Gewohnheit gediehenes Sich-fügen in die Forderung des Stoffes« (Rumohr) befähigt den Künstler erst zu freier künstlerischer Betätigung in der Plastik. Dabei darf er freilich nicht fremd der Natur gegenüberstehen, er muß aus der gewonnenen Kenntnis der Naturformen heraus im Sinne der Natur an seinem Stoff gestalten. So wie ein gutes Märchen trotz seinem Schweben über aller Wirklichkeit voller Natur ist, so auch jedes Kunstwerk, das, wenn es gut ist, immer ein Märchen bleibt.

»Die Natur künstlerisch abgeschätzt, ist kein Modell. Sie übertreibt, sie verzerrt, sie läßt Lücken. Die Natur ist der Zufall. Das Studium ‚nach der Natur' scheint mir ein schlechtes Zeichen: es verrät Unterwerfung, Schwäche, Fatalismus. Dies Im-Staube-liegen vor petits faits ist eines ganzen Künstlers unwürdig. Sehen, was ist — das gehört einer andern Gattung von Geistern zu, den antiartistischen, den tatsächlichen. Man muß wissen, wer man ist.« (Friedrich Nietzsche: »Streifzüge eines Unzeitgemäßen«.)

Will man daher dem Werke eines Bildhauers nahekommen, so muß man mit ihm den Weg von der einfachen Nachmodellierung der Naturerscheinungen zur selbständigen Schöpfung wahrheitsgemäßer Gebilde schreiten, die darum wahrscheinlich und naturwahr sind, weil sie entsprechend der Natur ihres Materials nach den inneren Gesetzen jeder Formung organisch geschaffen wurden. Außerdem aber folgt die Entwicklung des künstlerischen Stils bei jedem Meister dem Gange der Kunstgeschichte.

Bronzekopf (1908)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Mann und Weib (1904)

»Jeder Plastiker repräsentiert«, um ein Goethewort zu benutzen, »die Kunstgeschichte in sich selbst.« Goethe führt diese Erscheinung im Werdegang eines Künstlers auf die Vorbilder zurück, denen der Einzelne sich anschließt. »Welch ein lebender Meister dem Künstler beschieden ist, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Meister aus der Vergangenheit sich wählen will, das ist seine Sache, sobald er zur Erkenntnis kommt, und da wähle er nur immer das Höchste; denn er hat alsdann einen Maßstab, wie schätzenswert er noch immer sei, wenn er auch hinter jenem zurückbleibt.« (»Verein der Plastiker«, 1817.) Wir glauben dagegen, daß diese Gleichheit der Entwicklung von innen her, nicht von außen begründet ist: jeder Mensch geht in seinem Tun noch einmal im kleinen den Weg der Menschheit. Kämpfend, ein Ideal vor sich, aber noch unfrei, unsicher in der Formensprache, tastet die Jugendzeit. Mit dem gewonnenen Ideal, in rechter Erkenntnis aller Grenzen und Gebundenheiten zwischen Wollen und der Tücke des Objekts, schaltet die abgeklärte Kunst der Mannesjahre. Abseits vom Ideal wandelt die dritte Periode im Künstlerleben, ihr Abgesang; neue Formen werden gesucht, Motive der Jugendzeit feiern ihre Wiedergeburt und treten in Überfülle zur Erscheinung. Es ist das der ewige Wandel aller Kunst, aller Künstler von der Gotik über klassische Formensprache zum Barock.

Richard Engelmann, Lehrer für Bildhauerkunst an der Kunsthochschule zu Weimar, steht in den besten Mannesjahren, in den Vierzigern, auf der Höhe seines Könnens, seiner Kraft. Sein Gesicht spricht von den Kämpfen, die auf Wegesmitten für den Künstler, für den Menschen lagen. Aus kunstfremdem Berufe kam er spät zu seiner Lebensaufgabe. In Mußestunden hatte er wohl hier und da Gliedmaßen, Naturformen in Wachs und Ton gebildet; aber erst allmählich dämmerte die Erkenntnis, daß in diesem Spiel freier Stunden seine Berufung sich meldete. Ein kurzer Aufenthalt an der Münchner Akademie folgte. Dann lockte Italien und in diesem das helle Gestirn: Arnold Böcklin. Es berührt zuerst merkwürdig, wenn man den Namen Böcklin als den des Lehrmeisters für einen Bildhauer hört; aber wer Gustav Floerkes »Zehn Jahre mit Böcklin« mit ernster Anteilnahme gelesen hat, der begreift

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mädchen (1906)

wohl, was dieser Meister als Lehrer für die Kunst an sich, für künftige Stilbildung jeder künstlerischen Natur bieten konnte. »Aus dem Verstande geschaffen wird nichts in der Kunst, wohl aber mit und unter ihm ausgeführt« (Böcklin). Die verstandesgemäße Beobachtung künstlerischer Gesetze, um der Eingebung und Phantasievorstellung Ausdruck zu verleihen, ist selten von einem Künstler bewußter angewandt worden als von Böcklin. Daher war er zum Lehrmeister geeignet wie wenige. Eine bestimmte Manier konnte er freilich nicht überliefern, die suchte auch Engelmann nicht; aber was Stil und Stilbildung bedeutet, diese Forderung der Kunst nahm er mit sich nach Paris, als er Florenz und den Meister verlassen hatte. Böcklin hatte den angehenden Bildner immer auf Sammlung und auf Auswahl aus der Fülle der Gesichte hingewiesen, Paris und seine Künstlergeneration predigten vom Erfassen des gegenwärtigen Eindrucks. Nicht den Niederschlag eines Geschehnisses sollte der Künstler in sich reifen lassen, sondern frisch und flott das Leben packen, wo es interessant ist. Neue Zweifel, neue Kämpfe.

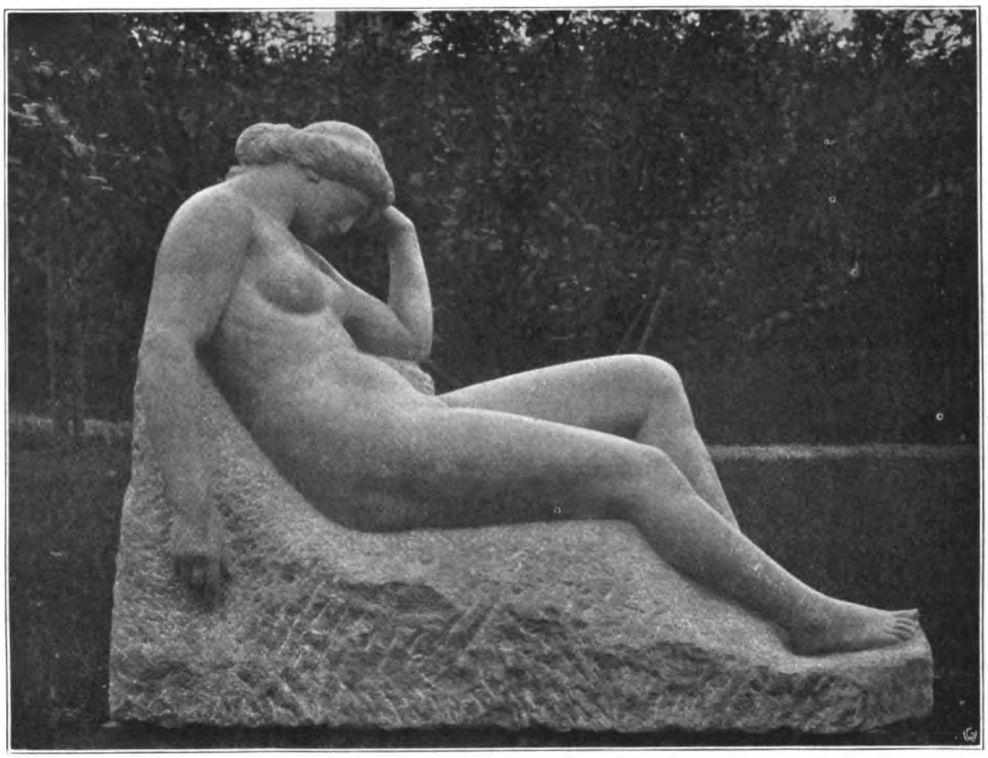
Sie lösten sich allmählich, und um 1906 ungefähr hatte der Künstler seinen Weg und seinen Stil gefunden.

»Der Hauptzweck aller Plastik ist, daß die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt dargestellt werde. Daher ist alles außer dem Menschen zwar nicht fremd, aber doch nur Nebenwerk, welches erst der Würde des Menschen angenähert werden muß, damit es derselbigen diene. Desgleichen sind Gewänder, alle Arten Bekleidungen, auch Tiere« (Goethe 1817).

Gehen wir an der Hand seiner Werke den Werdegang Richard Engelmanns, so finden wir, wie er erst die Natur und das Charakteristische bis zum äußersten suchte, wie er dann in Goethes Sinn zur Manier gelangt (»Er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstand, den er öfters wiederholt hat, eine eigne, bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.« Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil; 1788), um endlich aus sich selbst den Stil, seinen Stil zu finden, der »auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge ruht, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen«.

Die Bildnisstudie (München 1893) treibt die Natur und die Charakterisierung bis zum äußersten. Man denkt an den Poggio Bracciolini (entstanden 1415 bis 1420) oder an den Zuccone (1423 bis 1426) Donatellos vom Kampanile in Florenz. Trotz dem Streben, Natur bis zur letzten Möglichkeit zu geben, ist diese Kunst gotisch; denn der Künstler sucht in der Natur des Menschen den Ausdruck seiner Seele. Daher kennzeichne

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ruhende Frau von dem Brunnen des Hauses Gosling in Osnabrück (1906/07)

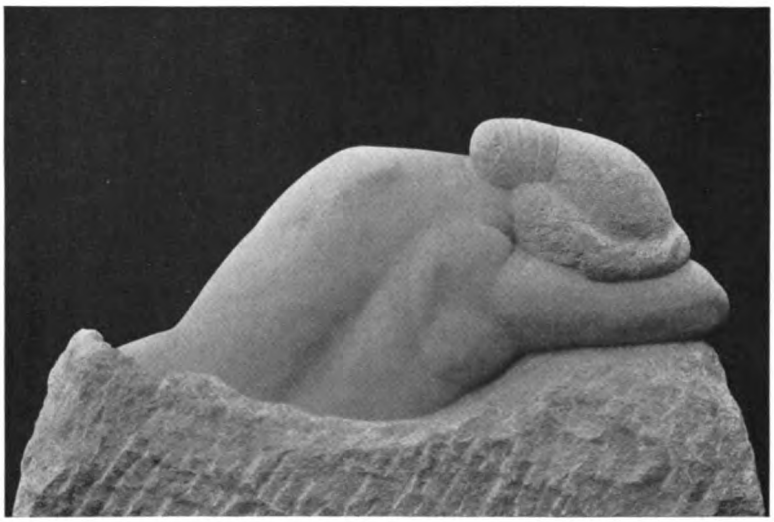
ich den Kreis dieser Werke Donatellos (»Donatellos Sängerkanzel im Dom zu Florenz«, Berlin 1909) wie folgt: Die Gotik zeigt die Eigentümlichkeit der nordischen Völker, in allen Dingen eine Seele zu suchen; auch der Kult des großen Pan, die Beseelung der Natur bei Griechen und Romanen, kommt durch die blonden Thraker nach Griechenland. Diese Belebung des Unbelebten gewinnt vor allem in der Gotik an der menschlichen Gestalt ihren Ausdruck, wo das Kleid seine selbständige Rolle im Kunstwerk erhält in der Form der Falten und in ihrem Widerspiel. Oft tritt der Körper ganz hinter das Gewand zurück, und doch bleibt Brokat, Sammet und Faltenwerk nur das Gefäß der Seele, eines inneren Lebens. Auch bei Engelmann begleiten die tiefgegebenen Falten und Buchtungen des Mantels die grübelnde Stimmung dieses Melancholikers. Ja, man kann sagen, daß in großen Zügen im Körper vom Halse an die Linien des Kopfes widerklingen. Die vorgeschobene Unterlippe findet Wiederholung in den über die Brust vorkragenden Armen und Händen, die Schwermutsfalten der Backen in den Gruben an den weiten Ärmeln.

Einer höheren Zeit der Entwicklung, wenn auch noch einem Übergang, gehört die Gruppe »Mann und Weib« an (1904). Man fühlt, wie sich die Gebundenheit von der Natur löst, wie kühner und fester die Probleme gepackt werden, weil der Künstler beim Schaffen selbst befreit ist vom Modell; aber noch will er Handlung geben, noch ist die Figur nicht um ihrer selbst willen da.

In den folgenden Jahren, glücklichen Zeiten einer jungen Ehe, findet der Künstler sich und seinen Weg.

Eine Frauenbildnisbüste mit behandschuhten Händen weist bereits die breiten, weichen Formen und die Ruhe des selbstsicheren Stils auf. In freier Schöpfung entdecken wir die gleiche Art an dem »Mädchen« von 1906. Die Geschlossenheit der Silhouette, das Erwecktsein der Figur aus der kubischen Steinform fällt sofort ins Auge. Architektonischen Sinn verrät diese Gestalt, wie gewachsen am Pfeiler einer gotischen Kirche. Seit diesem Werke liegt auch die Forderung nach architektonischer

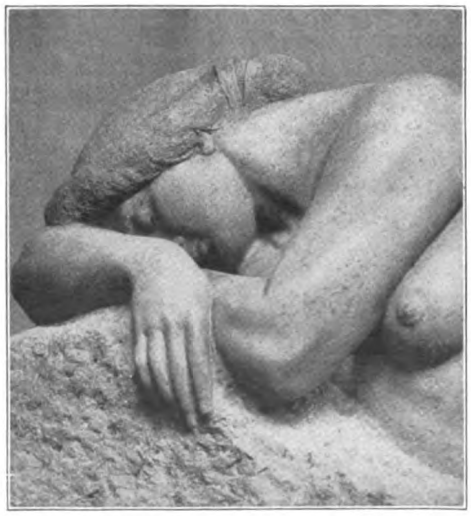
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Schlafende, Rückansicht (1908)

Umrahmung faſt in jeder Schöpfung Engelmanns eingeſchloſſen, und mit glücklicher Hand weiß er den Figuren ihre Umgebung anzuweiſen. Dieſe Andeutung wird durch einen Blick auf die beiden Abbildungen der »Ruhenden Frau« aus dem Hauſe Gosling zu Osnabrück aufgeklärt. Erſt die Brunnenumrahmung, die in ihrer Breitenausladung mit den flachen Rändern das Motiv lagernden Ruhens in totem Material wiederholt, gibt der Geſtalt, die ja halb aufrecht ſitzt, die Stille. Der Wert dieſer Figur wird erſt in Verbindung mit der Umrahmung erkannt. Die Bedeutung des rechten, herabhängenden Armes empfindet man, wenn man durch die Perſpektive ihn gleichſam in Parallele mit dem rechten Ufer des Brunnens ſieht. Ähnliche Beziehungen geben die Beine und der linke Arm. Im Zuſammenhang mit ihrer Umgebung, in richtiger Höhenlage, wird dieſe Geſtalt lebendig.

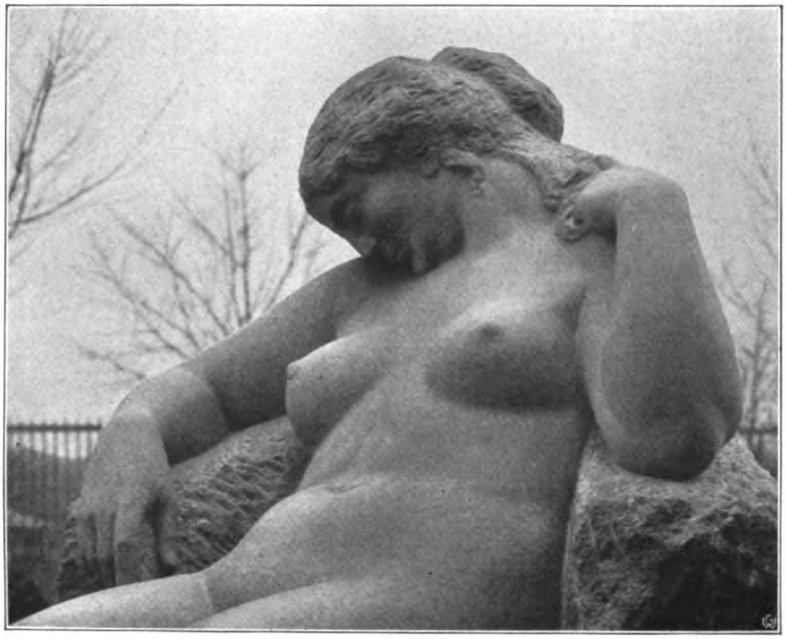
Ein inneres Leben des Fleiſches fühlen wir in dem Halbakt der »Schlafenden«. Dieſes zarte Auf und Ab der ſanftbewegten breiten Flächen der Brüſte, das Hinübergleiten der Bewegung von Bruſt zu Hals oder vom Arm zur Schulter in der Aufgelöſtheit des Schlafes ward meiſterlich wiedergegeben. Dabei iſt hier nichts mehr naturaliſtiſch; nur den Weg der Natur iſt der Künſtler im Stein gegangen, und ſo wurde in ihm die Natur lebendig.



Teilſtück der Schlafenden (1908)

Die »Schlum-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Teilstück der Schlummernden (1909)

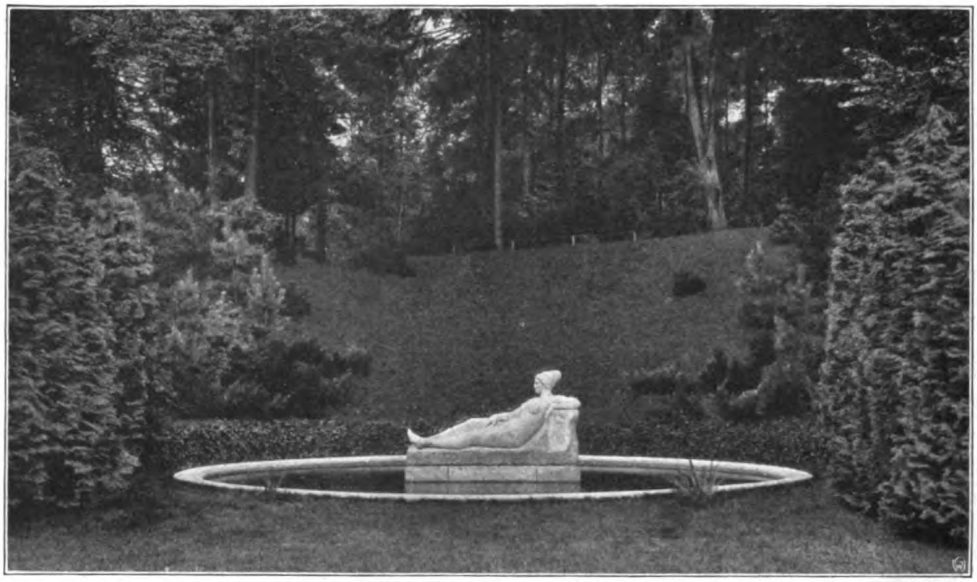
merndе« dagegen bedarf wieder des Rahmens einer geeigneten Umgebung. Wie auf der Werkbundausstellung in Köln 1914 muß sie tief an breiter Wasser- oder Rasenfläche stehen, dann fügen sich die Massen dieses Körpers, und die weiche Bewegung in den Formen gewinnt Bedeutung. Das schwache Auf und Nieder aller Gliedmaßen im verhaltenen Atmen leisen Schlummers gelangt dann erst zu klarer Anschauung.

Eine Trauer ohne Tränen mit schweren, rotumränderten Augenlidern stellt Engelmann in der »Trauernden« dar. Diese Schöpfung ist zum Schmuck eines Grabes gedacht. Neben dem starken Ausdruckswert wirkt an der Büste der Unterschied von Körper und Bekleidung. Wie aus der Weichheit des Gewandes die andersgeartete Weichheit der Glieder sich löst und in ihrem Entbundensein die Trauer des Antlitzes begleitet, darin beruht der Wert dieser Arbeit, was in der Abbildung freilich nicht sinnfällig werden kann.

Die Trauernde (1912)

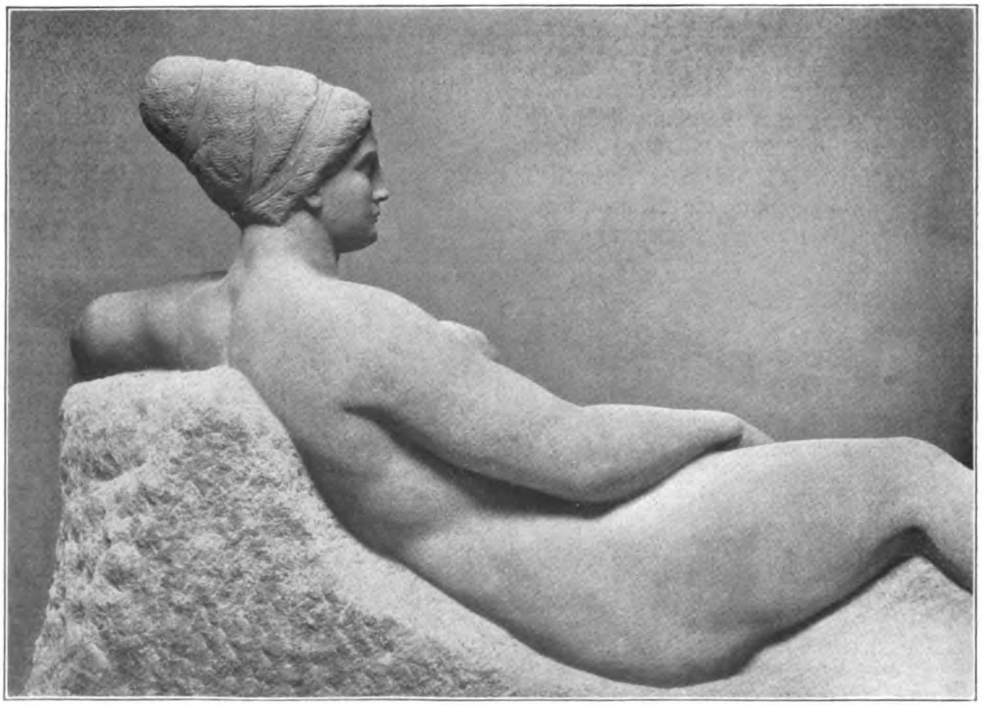
Eine andre Form trauernden Schmerzes verkörpert der Bronzekopf (S. 654). Ohne antikisieren zu wollen, wirkt dieses herbe, doch hoheitsvolle Antlitz ganz antikisch. Man denkt an die Demeter von Knidos (Britisches Museum). Es sind die gleichen breiten Flächen, die gleiche

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Brunnen im Stadtpark zu Görlitz (1910)

Profillinie. Der Künstler ging bei seiner Arbeit denselben Weg wie die Griechen. Man erinnert sich an Winckelmann: »Schwerlich jedoch sind die Griechen durch solche physiognomische Grübeleien bestimmt gewesen: wie in allen übrigen Teilen, so war es auch hier der rein räumliche, geometrische Eindruck der Großheit und Einfalt, welcher sie für diese Form einnahm. Mag uns dies Profil sympathisch sein oder nicht, sein Vorzug ist die hohe Reinheit der Form. Diese gibt einem solchen Antlitz einen Adel der



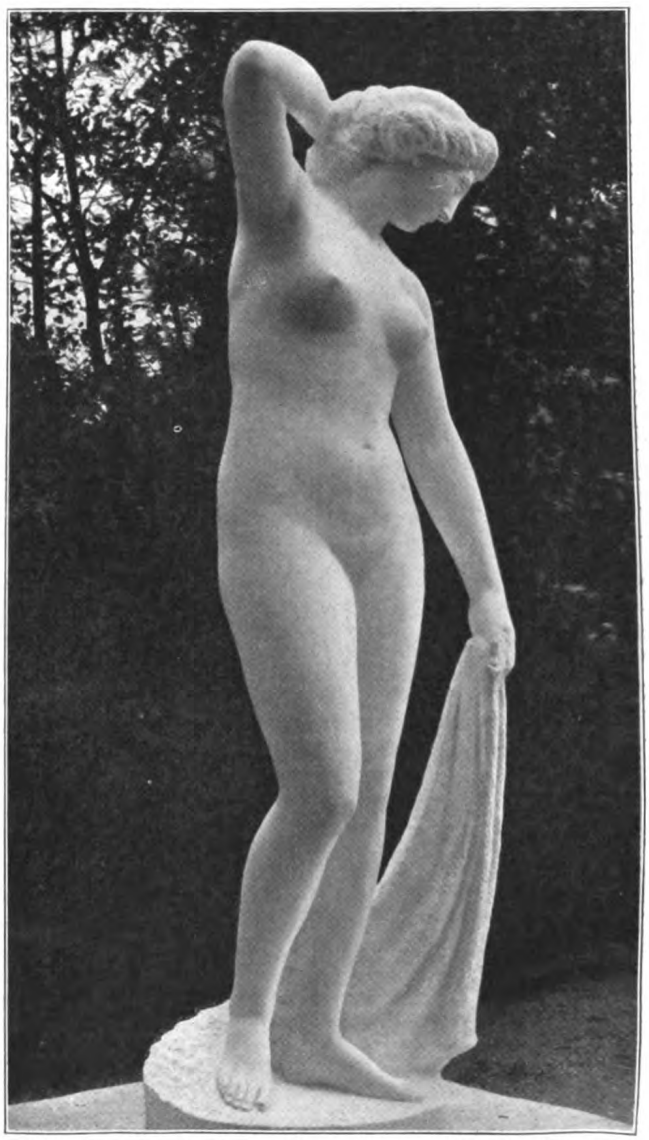
Teil des Brunnens im Stadtpark zu Görlitz (1910)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Linien, der es zum Günstling der Plastik erheben müßte ... Es mag sein, daß solche Stirnen, die nicht abgeschnitten werden durch Augenbrauen, sondern in breiten, kantigen Nasenrücken sich fortzusetzen scheinen, daß solche Nasen, die wie ein mächtiger Stamm aufsteigen, um sich zur Stirnfläche auszubreiten, einen eigentümlichen Ausdruck ruhiger Kraft, geradliniger, selbst starrer Energie mit sich führen. Ein Wille scheint dahinterzustehen, der kein Schwanken kennt, und der einem Zustand dient, in dem keine Unklarheit ist. Kein Zug ist geeigneter, über menschliche Beschränktheit und Besonderheit hinwegzurücken; die Linie ist wirklich eine Mauer gegenüber Undulationen der Stimmungen und Leidenschaften, der individuellen Züge, der Schwächen und des Irrens der Menschlichkeit.«

Das der Antike gleichgerichtete Streben Engelmanns verkörperte auch die im Jahrgang 1914 dieser Monatshefte wiedergegebene Gruppe »Abschied« aus der Ausstellung der Freien Sezession in Berlin.

Welche innere Bedeutung der Zusammenhang einer Architektur mit der Plastik für unsern Künstler besitzt, erhellt noch klarer als bei früheren Beispielen die Brunnenfigur im Stadtpark zu Görlitz. Wieder verwendete Engelmann das Motiv einer liegenden Frau; doch diese soll nicht schlafen oder schlummern, vielmehr gibt die lagernde Stellung stillem, selbstbeschaulichem Nachdenken Ausdruck. Die Geschlossenheit der durch diese Form gewählten Umrißlinie soll das Beschlossensein in dem Kreis eigner Gedanken versinnbildlichen. Aber der Mensch wächst durch echte Versunkenheit über seinen Wert hinaus, er steigt mit den Gedanken in seiner Menschenwürde. Um die Frauengestalt trotz ihrer liegenden Stellung zu heben, wie ihr Sinnen und Dichten sie erhebt, wählte der Künstler die geschlossene Form des Kreises und einen Wasserspiegel. Der Kreis im Gegensatz zur eckigen Sockellinie, das Wasser gegenüber dem Stein geben den Linien und dem Material seine eigenste Bedeutung und strecken es durch das Widerspiel und die Spiegelung empor. Dadurch kommt in die Gestalt eine Gerafftheit, die in der Einzelabbildung fehlt, wo uns die Behandlung des Fleisches erfreut. Engelmann pflegt seine Figuren selbst



Mädchenfigur im Landhaus Stern in Geltow (Istrischer Marmor)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus dem Stein zu hauen, daher das Verständnis für die Bedingungen eines Materials. Sogar in der Abbildung fällt sofort ins Auge, daß das »Mädchen« (Landhaus Stern in Geltow) aus weicherem Gestein, aus Marmor, ist gegenüber den früher erwähnten.

Weicher schimmern die Formen, zarter werden alle Übergänge, und vor dieser Profillinie kann man das oben zitierte Winckelmannsche Wort erneut wiederholen. Trotz aller Mädchenhaftigkeit in der Form und Bewegung ist die Gestalt über alle Menschlichkeit erhaben. So wächst die Kunst über die Natur hinaus in das Wesen ihrer eignen Natürlichkeit.

In dem Entwurf zu einem Schlußstein (s. unten) will der Künstler nichts weiter geben als in geschlossener Form Bewegung innerhalb der Fläche. Daher wurde die Gestalt in die Diagonale gerichtet. Der Bestimmung aber des Steins entsprechend ist diese Bewegung wieder umschlossen von der Linie der Gewandung.

Zwei Versuche auf Neuland für den Künstler bedeutet die Jünglingsgestalt des Wildenbruch-Denkmals (siehe Einschaltbild). In ihr verkörpert Engelmann zum erstenmal »die Würde des Menschen« in einer Mannesfigur und ändert sein Material: an Stelle des Steins Bronze. Kein Künstler kann aus seiner Haut, und so hält auch das Metall die geschlossene Form der Steinbildwerke. Neu dagegen ist die Behandlung der Oberfläche. Die schimmernde, lichtfangende Haut der Bronze lockte den Künstler, möglichst viel Licht seiner Schöpfung zu verleihen. So zerlegte er die Oberfläche in unzählige kleine Flächen, die in ihrer Bewegtheit zu Trägern von Lichtstrahlen werden. Leider fehlt unsrer Abbildung der Sockel und das runde Brunnenbecken, aus dem der Streiter herausragt. Auch soll der Mut des Künstlers dankbar anerkannt werden, der mit dem altgewohnten Denkmalschematismus gebrochen hat und anstatt des Dichters uns in einer idealen Verkörperung die Kennzeichnung seines Schaffens schenkte. Dieser Kämpfer gibt Wildenbruchs streitbare Natur wieder, der in Begeisterung für edelste Werte sein Schwert zog. Durch diese Arbeit gewann Engelmann Freude an der Bronze, und schon steht eine trauernde Frauengestalt für Metall fertig in seinem Atelier, eine Gewandfigur, aus der Stimmung über viele Todesnachrichten während des Weltkrieges geschaffen.

Richard Engelmann steht nach seinen Jahren auf Lebensmitte, in seinem Werk auf Lebenshöhe. Reicher ist von Anbeginn in steter Entwicklung die Form seiner Werke, tiefer der Inhalt geworden; denn die Werte des eignen Menschentums finden in den Werken jedes Künstlers ihre Verkörperung.

Ein Weg zur Reife und zu innerer Vollendung war Engelmanns Schaffen, und so wird er mit dem Wachsen der menschlichen Werte den Künstler immer weiter und höher führen. Die strengste Selbstkritik wird dem Künstler dabei als Weggeleiterin dienen, aber auch fremde Kritik wird hindernd oder fördernd in den Weg treten. Für alle Laienkritik gelte jedoch das ewig wahre Wort Winckelmanns, das nicht oft genug wiederholt werden kann zu Nutz und Frommen der Künstler, deren Schild und Mundstück echte Kunstkritik: »Suche nicht Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne erkennen und finden gelernt.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das arme Seelchen

Von H. v. Beaulieu

Der Sommerwind spielte mit den weißen Vorhängen, und ganz fern, wie dumpfer Laut der Brandung, brauste der Lärm der großen Stadt.

Die kleine Kranke in dem weißen Bette betrachtete lächelnd ihre durchsichtigen Finger und ließ die Blicke mit mattem Behagen durchs Zimmer schweifen, über den weißbehangenen Tisch, auf dem ein Madonnenfigürchen stand und eine blühende Fuchsie. Nun vertiefte sich das träumerische Behagen ihrer Blicke zu weicher Zärtlichkeit. Denn die Blume war ja von ihrer »Dame«, der Patientin aus der ersten Klasse, der Eisenbahnprinzessin, die aber ohne Krone ging und es nicht verschmähte, die Kranken der dritten Klasse zu besuchen und mit Lilli Marowski aus der Ackerstraße Mühle und Salta zu spielen oder Modellierbogen auszuschneiden. Wenn Lilli zu müde war, um zu spielen, so erzählte Miß Mac Allen von ihrem großen Heimatlande jenseit des Ozeans, von den Riesenbäumen im Yosemitetal, von den Blumen und Früchten der heißen Sommer, von den purpurnen Wäldern des kanadischen Herbstes und den Wintern von trockener, strahlender Kälte.

Und Lilli lauschte atemlos, hingegeben, und nur ganz entfernt, wie ein böser Schatten, tauchte die Vision der Ackerstraße auf: der leichtsinnige Vater, die zänkische Stiefmutter, Szenen von wüstem Streit und noch wüsterer Lustigkeit.

Mit ihrer Krankheit und Unterbringung in St. Katharinen hatte sich für das Kind eine neue Welt aufgetan, eine Welt von Reinheit und Frieden, Heiterkeit und Güte. Leben und Tod trugen ein andres Gesicht innerhalb des kreuzverzierten Gitters als draußen. Wie friedlich schön war es doch gewesen, als ihre Zimmergenossin, eine Sechzehnjährige, starb! Die fremde Zeremonie hatte das Kind zwar nicht verstanden, aber das verklärte Gesicht von Schwester Beate, die die Hand der jungen Sterbenden hielt, hatte sich ihr tief in die Seele gegraben. Das Wort »Tod«, das sie in der Ackerstraße nur mit zynischer Gleichgültigkeit oder ängstlicher Scheu hatte nennen hören, hatte eine neue Bedeutung erhalten. Es war nicht schrecklich, zu sterben in Schwester Beates Armen.

Aber auch das Leben war gut in Sankt Katharinen. Gut war das weiße Linnen, die leichten, nahrhaften Speisen, die ruhigen Bewegungen und sanften Stimmen der Schwestern, der ganze Tagesgang mit seiner angenehmen Eintönigkeit. Der Höhepunkt des Tages war aber doch immer der Besuch vom Herrn Professor. Auch Herr Professor strahlte Güte und Heiterkeit aus, aber eine andre als die der Schwestern. Seine war eine frische, weltliche Heiterkeit, man fühlte sich schon beinahe gesund, wenn er fragte: »Na, was machen wir denn heute?« Oder wenn er seine warme, kräftige Hand väterlich gütig auf eine kleine, magere Schulter legte.

Schwester Beate, Miß Mac Allen, Herr Professor — diese drei Gestalten hoben sich leuchtend aus der Masse der freundlichen Gestalten von St. Katharinen. Ach, es war süß, so ganz still zu liegen und zu denken: Schwester Beate, Miß Mac Allen, Herr Professor.

»Herr Professor« war das Letzte, was die Kranke dachte — dann schlief sie ein.

Ein Ereignis in der stillen kleinen Krankenstubenwelt: Lilli bekam Besuch von ihren Eltern. Ziemlich still und beklommen saßen sie da; sie fühlten sich unbehaglich in dieser fremden Welt, in der sie nicht wagten, sich zu geben, wie sie waren. Die Stiefmutter hatte eine grüne Pleureuse auf dem kühn geschwungenen Hut und verbreitete einen durchdringenden Geruch von Moschusparfüm. Der Vater steckte Lilli eine Tüte Pralinés zu, weil sie im Krankenhause doch nichts Gutes zu essen bekäme, und versprach ihr, sie in den Kino mitzunehmen, wenn sie erst wieder zu Hause sei. Hoffentlich käme sie bald zurück, es ginge ihr doch schon sehr gut. Aber Schwester Beate bemerkte, so bald könne das noch nicht sein; leise und beiseite teilte sie ihnen dann mit, daß eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dame aus der ersten Klasse für Lilli bezahlen wolle. Da beruhigten sie sich einigermaßen.

Durch Lillis Glieder aber flog ein Schauder. »Schwester, wie lange muß ich noch hierbleiben?« lispelte sie, als Schwester Beate ihr gütig die Wange streichelte. Denn die wußte wohl, daß ein Kind sich nach einem Besuche von seinen Angehörigen immer etwas verlassen vorkommt.

»Nun, vierzehn Tage etwa,« sagte sie, »dann wirst du ganz gesund sein.«

Das Kind schloß mit beglücktem Lächeln die Augen. Vierzehn Tage! Das war ja noch eine lange, lange Zeit!

Die Schwester aber dachte: Sie hat es doch so gut hier, besser wahrscheinlich als zu Hause, und freut sich doch, daß sie bald nach Hause kann; die Bande des Blutes sind doch stark.

Und die Braut Christi sah in der Vision eines Augenblicks vor sich das Barockportal eines Schlosses, vor dem ein älterer Herr stand mit einem jungen Mädchen, beide im Reitanzug, während ein Stallknecht die Pferde vorführte. Als beide Hand in Hand die Freitreppe hinunterstiegen, rief eine vornehm aussehende Dame ihnen vom Fenster aus nach: »Ich bitte euch, reitet nicht so wild! Bedenkt, daß Gertraud kein Jockei ist, sondern ein junges Mädchen.« Und die beiden hatten beruhigend hinaufgelächelt und gegrüßt.

Dieses sah Schwester Beate in einem Augenblick. Aber im nächsten war sie wieder die Braut Christi, ohne andre Anverwandte als die Armen und Kranken.

»Ich soll noch vierzehn Tage hierbleiben!« erzählte Lilli triumphierend an Miß Mac Allen. »Ganze vierzehn Tage!«

»Ja? Das ist gut, dann werden deine Eltern eine ganz gesunde Tochter zurückbekommen.«

»Ich möchte mit Ihnen nach Amerika gehen!« sagte das Kind plötzlich.

Miß Mac Allen lächelte. »Das geht jetzt noch nicht, aber wenn du erwachsen sein wirst und etwas Nützliches gelernt hast, kannst du kommen. Bei uns ist nicht alles Spiel und Vergnügen, wie du vielleicht denkst.«

Das Kind senkte den Kopf, beschämt, einen schlechten Eindruck gemacht zu haben.

»Du hast es doch gut zu Hause, nicht wahr?« fragte die Amerikanerin, von einem plötzlichen Verdacht ergriffen.

Lilli dachte an die Pralinés und sagte: »Ja, Vater ist gut. Mutter auch.« Sie fühlte, daß sie dieser feinen Dame doch niemals würde sagen können, w i e es bei ihnen zu Hause war. Und die Eltern waren ja gut auf ihre Weise ...

Aber der Gedanke an zu Hause beunruhigte sie nur ganz von weitem, denn vierzehn Tage durfte sie ja noch hierbleiben, vierzehn lange Tage und Nächte!

Als die freundliche Laienschwester Franziska sie für die Nacht besorgte, fragte Lilli sie vertraulich — vor Schwester Franziska genierte sie sich nicht so sehr —: »Nicht wahr, Schwester Beate ist Schwester geworden, weil ihr Bräutigam gestorben ist?«

»Warum?« fragte Schwester Franziska erstaunt.

»Weil sie einen Verlobungsring trägt.«

»Aber, Kind! Das ist doch der Ring der Bräute Christi, das Sinnbild des heiligen Verlöbnisses! Du kennst doch das Bild der heiligen Katharina?«

Das Kind dachte ein Weilchen nach. Aus den Kissen zu der Schwester aufsehend, die ihr gute Nacht sagte, flüsterte sie: »Ich denke mir, Christus hat gerade so ausgesehen wie Herr Professor!«

Eine purpurne Glutwelle stieg der Schwester bis unter die weiße Stirnbinde. Sie wandte sich ab und antwortete nicht ...

Nun war Lilli schon so weit, daß sie Miß Mac Allen auf ihrem Zimmer besuchen konnte. Die Amerikanerin hatte einen Rückfall gehabt und saß, in einen blauen Seidenschlafrock gehüllt, auf dem sonnigen Balkon, von dem man über einen grünbepflanzten Hof zum Haupthause hinsah. Bei der Eisenbahnprinzessin gab es für das Kind viel zu bestaunen; die spinnwebfeine Wäsche, Toilettengegenstände aus Silber und Schildkrot, all den Luxus, den eine verwöhnte Dame auch im Krankenhause für unentbehrlich hält. Und es zeigte sich, daß Lilli für weltliche Dinge ebenso viel Sinn hatte wie für heilige; sie nahm die feinen Dinge mit zärtlicher Behutsamkeit in die Hand und roch an der französischen Seife mit wahrer Andacht.

Von dem Balkon aus sah man alle die, die gingen, und die, die kamen. Schwerkranke wurden auf Tragbahren eingeliefert,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Genesene wurden von ihren Angehörigen in Autos abgeholt.

»Da fährt ein kleines Mädchen mit seinen Eltern fort,« sagte die Miß und erzählte die Krankengeschichte dieses kleinen Mädchens. Sie sah nicht, daß das Kind an ihrer Seite erblaßte.

Die Hälfte von den endlos erscheinenden vierzehn Tagen war schon verflossen. In acht Tagen würden sie kommen und auch sie fortholen. Sie schauderte leise. —

Lilli durfte jetzt auch draußen spielen und Miß Mac Allen im Garten erster Klasse besuchen. Mit Andacht hielt sie den einer blauen Glasglocke gleichenden Schirm über die Lesende; eifrig lief sie, einen vergessenen Schal oder ein Buch zu holen. Einmal, als sie so allein in Miß Mac Allens Zimmer war, um einen mit zartfarbigen Blumen bestickten chinesischen Schal zu holen, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, sich mit dem Schal zu drapieren.

In dem Augenblick trat durch die unhörbar gehende Tür Schwester Beate ein.

Mehr Sorge als Tadel war in Schwester Beates Blick; sie dachte, daß so viel Sinn für schöne elegante Dinge gefährlich sei für ein Kind aus dem Volke. Sie legte ihr gütig, doch warnend die Hand auf die Schulter: »Hüte dich vor der Eitelkeit!« sagte sie. »Mit der Eitelkeit fängt das Böse an. Bleibe rein und gut! Bitte zur heiligen Jungfrau und den lieben Heiligen, daß sie dir helfen!« Sich besinnend, sagte sie betrübt: »Ach, du bist ja keine von den Unsrigen!«

»Wer sind die Heiligen?« flüsterte das Kind. »Was haben sie getan?«

»Sie waren besser, als es von den Menschen verlangt wird, zu sein. Sie schenkten ihre Habe den Armen, sie entsagten aller Eitelkeit, sie pflegten und trösteten Kranke und Unglückliche.«

»Oh, dann sind Sie eine Heilige!« rief das Kind strahlend.

Schwester Beate entsetzte sich geradezu über diese Folgerung des Kindes. Sie schüttelte halb unwillig, halb traurig den Kopf. »Ich bin ein armes, sündiges Menschenkind, selber der Fürbitte der Heiligen sehr bedürftig. Ich bemühe mich nur. Aber immer ist die Sünde stärker als der gute Wille.«

Fassungslos blickte das Kind in das reine, vergeistigte Gesicht. Wenn Schwester Beate sündig war — was waren dann die Menschen in der Ackerstraße?

Und in plötzlich ausbrechender Angst rief sie: »Lassen Sie mich hierbleiben! Bei Ihnen bin ich gut, hier könnte ich eine Heilige werden!«

Die Schwester lächelte. Sie kannte diese Exaltationen durch Krankheit geschwächter Kinder. Und ängstlich bemüht, den Schein zu meiden, daß sie Kranke bekehren wollte, sagte sie ziemlich strenge: »Du möchtest eine Heilige sein? Sollte das wohl der Geist der Eitelkeit dir eingegeben haben?« Doch als sie das bekümmerte und beschämte Gesicht des Kindes sah, sagte sie milder: »Wenn du groß bist, kannst du Krankenschwester werden und zu uns kommen, wenn du willst.«

Das Kind schwieg, ungetröstet. Wenn sie groß war! Ach, das war ja noch so schrecklich lange hin! Aber in acht Tagen holte man sie nach Hause!

Wenn sie Schwester Beate alles sagte? Warum sie hierbleiben, warum sie nicht nach Hause wollte — ob die sie dann nicht hierbehielte?

Aber es war unmöglich, alles zu sagen vor Schwester Beates reinem, strengem Blick. Unmöglich! Und zu dem Abendgebet, das Schwester Franziska sie gelehrt hatte, und das sie laut sprach, fügte sie leise und heimlich, aber mit tiefer Inbrunst hinzu: »Lieber Gott, ich bitte dich so sehr, laß mich nie, niemals wieder gesund werden, damit ich nicht in die Ackerstraße zurückbrauche.«

Und doch wurde sie gesund. Und es kam ihr letzter Tag in St. Katharinen und die letzte Nacht. Einmal noch sollte sie in dem lieben weißen Bette schlafen gehen, einmal noch von Schwester Franziska mit freundlichem Morgengruß geweckt werden; einmal noch sollte sie in Miß Mac Allens Zimmer stehen und Abschied nehmen von der gütigen Herrin und von den geliebten schönen Dingen; einmal noch würde Schwester Beatens Hand gütig segnend auf ihrem Scheitel ruhen; einmal noch würde Herr Professor ihre Wange streicheln — einmal noch!

Und es kam ihr: dem Professor selbst wollte sie es sagen, daß sie nicht nach Hause zurückkonnte. Miß Mac Allen und Schwester Beate hatten sie zurückgewiesen, aber er würde sie verstehen, er würde ihr helfen, er,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessen Bild für sie zusammenfiel mit dem Bilde dessen, der gesagt hat: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!« Er würde irgendein Plätzchen finden im Bereich der heiligen Katharina, wo sie bleiben durfte; sie konnte der Schwester Gärtnerin helfen oder der Schwester Apothekerin; wenn es sein mußte, wollte sie auch bei den Kranken helfen, obwohl sie einen Abscheu vor allem Häßlichen hatte.

Sie legte alles schön zurecht, was sie sagen wollte, aber dann kam es ganz anders, als sie gedacht. Unerwarteterweise kam der Professor schon am Nachmittag, statt am andern Morgen, weil er für den andern Tag zu einer erkrankten Fürstlichkeit nach auswärts gerufen war. Er hatte nicht viel Zeit für die Kinderstation, in der zurzeit nur leichte Fälle waren, aber er sagte Lilli doch ein paar freundliche Worte zum Lebewohl. Es waren andre Leute dabei, und sie war unglücklich und verwirrt, und ihre ganze schöne, wohlvorbereitete Rede blieb ungesagt. Der Professor war auch etwas eilig und ungeduldig, bald fortzukommen, das merkte sie wohl.

Aber in dem Moment, wo er aus der Tür ging, war es ihr, als ob sie laut aufschreien müsse vor Verzweiflung. Nun war der Augenblick verpaßt und alles vorbei.

Dann kam eine dumpfe Ergebung über das Kind, wie über den Spieler, der seinen letzten Einsatz gemacht und verloren hat.

Nur eine Nacht, dann fielen die Tore hinter der Welt des Friedens und der Reinheit, und die Welt des Schmutzes und des Unfriedens tat sich auf.

Aber sie ging nicht in diese Welt. Ihr war nicht klar, was sie tun würde, aber das e i n e stand ganz fest bei ihr: sie ging nicht zurück! Und mit dieser Gewißheit kam ein dumpfer Frieden über sie.

Sie schlief fest die ersten Stunden der Nacht, ihrer letzten Nacht. Dann lag sie mit offenen Augen still und erwartete den Tag.

Im Morgengrauen erhob sich Schwester Franziska, um zur Frühmesse zu gehen. Das Kind stellte sich schlafend. Als das leise Huschen eiliger Füße im Gange verstummt war, stand sie leise auf. Mit einem Blick des Abscheues streifte sie die Kleider, die auf dem Stuhl vor ihrem Bette lagen, und die sie heute zum erstenmal wieder anziehen sollte, die Kleider, in denen sie gekommen war.

Sie lief ans Fenster. Die letzte der schwarzen Gestalten mit weißer Stirnbinde verschwand eben in der Kapelle. Dort betete Schwester Beate. Und weiter, hinter der Platane das Weiße, das war die Markise von Miß Mac Allens Balkon. Die schlief wohl noch, träumte von ihren Eisenbahnen und ihrer Negerschule. Und Herr Professor — ein Schluchzen stieg in ihre Kehle —, der war ja mit dem Nachtzuge fortgefahren und war jetzt schon viele, viele Meilen weit.

Sie sah hinab in den Hof. Er war tief, und ihr junges Fleisch schauderte. Und ihr fiel ein, mit welchem Entsetzen die Schwestern neulich von der furchtbaren Sünde eines Selbstmörders gesprochen hatten, der mit zerschmetterten Gliedern eingeliefert worden war — hoffnungslos.

Es war schlimm, daß sie, die doch so gern gut sein wollte, mit einer so großen Sünde aus dem Leben gehen mußte. Aber der liebe Gott würde wohl einsehen, daß sie nicht anders gekonnt hatte; etwas war er ja selbst schuld, weil er sie hatte wieder besser werden lassen. Nun blieb ihr nichts andres übrig. Aber es war schwer; sie dachte mit Neid an die Else, die in Schwester Beatens Armen hatte sterben dürfen.

Sie erinnerte sich daran, daß Schwester Beate gesagt hatte: »Bete zu den lieben Heiligen!« Ob die Heiligen aber wohl Fürbitte taten bei einer so großen Sünde? In ihrer bitteren Not wandte sie das Gesicht der Kapelle zu. »Heilige Schwester Beate, bitte du für mich!« betete sie zitternd und sank am Fenster nieder. »Sieh, ich weiß ja, daß es eine große Sünde ist, aber du hast mich nicht hierbehalten wollen, und zurück kann ich nicht.«

Da klang die Glocke wieder. Nun kamen die Schwestern bald zurück, und es mußte getan sein ...

Sie schloß einen Augenblick die Augen. »Schwester Beate!« flüsterte sie mit zurückgelegtem Kopf, »Miß Mac Allen!«, und wie ein Hauch: »Herr Professor!«

Dann war es getan. Während die Schwestern vor dem Heiligen die Knie beugten und die blutrote Sonnenscheibe über der Riesenstadt emporstieg, flog ein armes Seelchen erlöst in den Himmel.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Brief Raabes

Veröffentlicht von Dr. S. L. Janko

Als Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts der Pegnesische Blumenorden in Nürnberg Fühlung mit der neuen Zeit zu erlangen suchte und auch erlangte, krönte er die neue Ära durch Ernennung der größten zeitgenössischen Dichter zu Ehrenmitgliedern. Der Orden gab sich so selber das schönste Geschenk zur Jubelfeier seines ein Vierteljahrtausend langen Bestehens, die er 1894 begehen durfte. Zu den neuen Ehrenmitgliedern zählte auch Raabe, den es außerordentlich freute, der großen, mit Harsdörffer, Klay und Birken einsetzenden Reihe deutscher Dichter, die vom Orden gefördert wurden und ihn so selbst förderten, mit anzugehören.

1897 bereitete der damalige und noch gegenwärtige erste Vorsitzende, Hofrat Wilhelm Beckh, einen Sammelband vor, der Originalbeiträge der Ehrenmitglieder und der korrespondierenden Mitglieder des Ordens enthalten sollte. Auch an Raabe erging die Bitte um freundliche Mitwirkung. Seine Antwort wird hier der Lesergemeinde Raabes übergeben. Nicht die Sucht, Unveröffentlichtes ohne Wertunterschied herauszugeben, bietet die Veranlassung hierzu, sondern die literarische und allgemeinmenschliche Bedeutung, die in Raabes Worten liegt.

Der »einzelne Band«, von dem Raabe in diesem Briefe spricht, ist wohl »Hastenbeck«, der 1899 erschienene geschichtliche Roman aus dem Siebenjährigen Kriege.

Heines Vergleich zwischen den jungen und alten Dichtern und den jungen und alten Indianern in der »Romantischen Schule« ist bekannt. Die Jungen sind ihres Lebens zu voll, um nicht gelegentlich den Respekt vor den Alten zu verlieren, und diese selbst entsinnen sich oft nicht mehr des prometheischen Trotzgefühls ihrer eignen Jugend.

* * *

Raabes Brief lautet:

Braunschweig, 12. Febr. 1897.

Hochgeehrter Herr! Selbstverständlich würde es mir eine Ehre und eine Freude sein, mich als Mitarbeiter an Ihrem schönen Buche zu betheiligen; wenn nur nicht so ein armer Prosaiker in dieser Hinsicht so übel daran wäre!

Die Versmacher haben es da leicht und haben auch in »ihren Mappen« stets etwas vorräthig, was sich vor den Menschen sehen lassen kann.

Unsereiner aber, wenn er es ernst nimmt mit seiner Kunst und sich nicht gerne blamieren will, muß sehr geduldig warten, daß ihm ein Stoff, der sich zu einem Kunstwerk gut aber auch kurz formen läßt, vom Himmel geschenkt wird. Unsere »Mappen« sind gewöhnlich leer. Meine ist es vollständig.

In das zweite Jahr hinein arbeite ich nun wieder an einem Werke, einem einzelnen Bande, der alle meine Kräfte in Anspruch nimmt und mich nicht nach rechts und nach links sehen läßt. Und man ist allgemach alt geworden, die Phantasie erlischt; und gerade in unserem deutschen Volke rufen leider am liebsten die litterarischen Gassenjungen hinter einem müde werdenden Propheten »Kahlkopf« her. Ich glaube ganz im Sinne des glorreichen Pegnesischen Blumenordens zu handeln, wenn ich ihm nicht mit einem Opus operatum kommen will. Die erste Dichtung, welche ich der erlauchten Gesellschaft, der anzugehören ich die Ehre habe, für würdig halte, wird ihr zur Verfügung stehen.

Mit den herzlichsten Wünschen für das Blühen und Fruchttragen des Ordens durch alle Zeiten Wilh. Raabe.

Im Trauerkleid

Dunkel sind deine Lieder,
Nacht, die du singst.
Dunkel auch deine Töne,
Turm, die du klingst.

Und der Bach zieht am Garten
Leise stöhnend.
Ach, einmal war alles das
Goldhell — goldtönend — —

E. Albrecht-Doussin

Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Soldat

Gedicht von Sophie Hoechstetter

Ich reite nun schon manchen Tag,
Und manche Nacht zog kühl herauf.
Ich sehe nachts der Sterne Lauf
Und seh' am Tag, im grünen Hag,
Den Feind zerbrochen und zerschellt.
Ich wink' dem Freund den letzten Gruß,
Kein Rasten — weiter, weiter muß
Der Reiter in das Feld.

Wie viele sind von meinem Zorn
Zuschanden und zu Tod' gehetzt!
Die Lanze helf' zu guter Letzt,
Ich geb' dem Gaul den scharfen Sporn.
Das bin nicht ich — und bin es doch,
Der euch verfolgt und euch erschlägt —
Und bin es nicht, ein Wille trägt
Mich über dieses harte Joch —

Ein Wille adelt all mein Tun,
Ein Wille über meinem Sein,
Ein Wille, wie ich ihn allein
Gefunden nie — und bin es doch!
Ich bin es nicht, der ruhig blickt
Auf wilden Flammenschein,
Und bin es doch, der Qual und Pein
Aus seiner Hand verschickt.

Mir ist's, als wär' es lange tot,
Daß ich ein sanftes Wort gesagt.
Die Nacht ist still, von ferne klagt
Die Stimme grauser Menschennot.
Von meinen Brüdern heute fiel,
Der mir der liebste lebenslang.
Ja, Feinde, euer Untergang
Ist meine Sehnsucht und mein Ziel.

Ich reite nun schon manchen Tag,
Und manche Nacht zog kühl herauf.
Ich sehe nachts der Sterne Lauf,
Ich sah, wie Liebstes mir zerbrach.
Fern liegt mein Vaterland —
Du Heimat, der mein Herz entbrennt,
Weiß keinen, der dich schöner kennt.
Fern liegst du, Vaterland.

In deinen weiten Wäldern schweigt
Die Stille eines alten Glücks,
Und Unerhörtem des Geschicks
Ist deine Seele zugeneigt.
Von junger Zukunft Morgenglanz
Seh' ich dein Erdreich überglüht
Und seh', wie ferne dir erblüht
Des Friedens Erntekranz.

Ich bin es nicht, der Qual und Tod
Aus seiner Hand verschickt.
Und bin es doch! Mein Herz erblickt
Der Heimat Morgenrot.
Ich bin es nicht — Blut trägt die Hand —
Und bin es doch! Mein Herz ist voll,
Weiß nicht, wie es Gott danken soll —
Fern ruft mein Vaterland.

Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

August Lübecke · Cleve: Tulpenfracht

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg im altdeutschen Epos

Von Prof. Dr. Otto Behaghel

Ich habe nicht die Absicht, zu untersuchen, was wir aus den altdeutschen Epen an geschichtlicher Erkenntnis für unser altes Kriegswesen gewinnen können. Etwas andres wollen wir wissen: Wie haben die alten Dichter den Krieg geschaut? Mit welchen Bildern vom Kriege haben sie die Einbildungskraft ihrer Zeitgenossen gefüllt?

Die Quellen, aus denen wir bei Beantwortung dieser Fragen zu schöpfen haben, sind freilich nicht alle von gleicher Beweiskraft, denn viele von ihnen sind nach französischer Vorlage gearbeitet. Aber die deutschen Dichter bewegen sich doch mit großer Selbständigkeit; sie lassen weg und tun hinzu; Dinge, die der heimischen Vorstellung widersprochen hätten, würden sie nicht aufgenommen haben.

Unsre altdeutsche Dichtung hat ihre höchste Vollendung erreicht um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts, zu einer Zeit hoher Geistesbildung, ausgesuchter Verfeinerung des höfischen Wesens, in der Blütezeit des Rittertums und des Frauendienstes. Aber es war zugleich eine Zeit schweren Ringens, die Zeit der Kreuzzüge, der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Welfen und Hohenstaufen. Doch der Lärm der großen Welt dringt nicht hinein in die Dichtung; sie bleibt weltfremd wie die Dichtung Goethes und Schillers in den Tagen erschütternder Zeitbewegungen. Nur Wolfram von Eschenbach, der große Realist, verrät gelegentlich, daß er wirklich in seine Zeit hineingeschaut hat: aus Anlaß einer Belagerung mit ihrer Verwüstung der Felder verweist er auf die Weinberge von Erfurt, wo mancher Pferdehuf seine Spur hinterlassen habe. Das deutet auf die Belagerung von Erfurt im Jahre 1204, wo König Philipp sich gegen die Verbündeten des Landgrafen von Thüringen verteidigte.

Ganz andre Dinge stehen für unsre altdeutschen Erzähler im Mittelpunkt ihres Schauens und ihrer Darstellung: Liebesabenteuer und Geschichten von gefahrvoller Brautwerbung, allgemeine Fragen des Seelenlebens, das Spiel der Leidenschaften von Mensch zu Mensch. Wenn dabei auch Geschehnisse des Krieges eine Stätte finden, so sind sie meist nicht um ihrer selbst willen da; sie dienen der Verflechtung und Ausgestaltung der menschlichen Einzelschicksale. So wird in Wolframs Parzival zweimal die Burg einer jungfräulichen Königin belagert, einzig zu dem Zwecke, daß der Ritter als Retter auf dem Plan erscheinen kann. So gewinnt Gahmuret, Parzivals Vater, die Hand der Mohrenkönigin Belakane, und so wird Parzival selbst der Gemahl der süßen Kondwiramur, der Vater Lohengrins. Und schließlich ist es kaum anders im Nibelungenlied und in der Kutrun. Die Heerzüge der Kutrun stehen im Dienste des Frauenraubes, und der erschütternde Untergang der Nibelungenhelden ist tatsächlich nichts als der Abschluß einer Familientragödie; er vollendet die Rache einer Gattin, der man den herrlichen Gemahl verräterisch gemordet hat.

Aber nicht nur als unmittelbar wirkende Gewalttat, wie in der Kutrun, dient der Krieg der Gewinnung eines schönen Gemahls. Auch auf Umwegen wird er als Ehestifter benützt. Im Nibelungenlied muß Siegfried in den Sachsenkrieg ziehen, um durch die Hilfe, die er den Burgunderkönigen gewährt, das Anrecht auf die Hand ihrer Schwester Kriemhild zu erhalten. Im Gedicht von König Rother wirbt der Held um die Tochter des Königs von Konstantinopel; doch dieser weist seine Werbung zurück. Um den widerspenstigen Vater vom Schauplatz zu entfernen, muß Imelot von Babilonie mit einem großen Heer hereinbrechen. Rother zieht selbst mit ins Feld; nach dem Siege eilt er voraus in die Hauptstadt und entrinnt mit der Königstochter in die Heimat.

Allerdings, beim Sachsenkrieg wie im König Rother, spielt noch etwas andres mit herein: die Fürsten erhalten so Gelegenheit, als Helden sich ruhmvoll zu betätigen. Und selbstverständlich gehört die kriegerische Tat zum Bilde des Eroberers Alexander, den uns der Pfaffe Lamprecht um 1140 geschildert hat.

Auch das Rolandslied des 12. Jahrhunderts ist zunächst und vornehmlich der Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrlichung des einzelnen Helden gewidmet. Aber die gewaltige Roncevalschlacht, sie weitet sich aus zum Kampf zweier weltgeschichtlicher Mächte, zum Kampf zwischen Christen und Heiden. Das gleiche gilt von der Schlacht bei Alischanz, von der Wolframs Willehalm uns berichtet.

Der Krieg an sich, nicht die Rücksicht auf einen führenden Helden oder einen leitenden Gedanken, steht im Vordergrund im Gedicht vom Trojanerkrieg, das der Hesse Herbort von Fritzlar um 1190 geschrieben hat, und im Liede von der Rabenschlacht, der Schlacht bei Ravenna, einem Ausschnitt aus den großen Kämpfen, in denen der landflüchtige Dietrich von Bern mit König Ermenrich ringt um sein angestammtes Reich.

Man kann nach diesem flüchtigen Überblick nicht sagen, daß die Bedeutung des Krieges im Leben selbst seiner Rolle in der Dichtung auch nur einigermaßen entspräche. Trotzdem vermag uns die Dichtung ein ziemlich ausreichendes Bild davon zu geben, wie sich die Dichter den Krieg in seinen Einzelheiten vorgestellt haben, vom Aufruf zum Kampfe bis zum guten oder bitteren Ende. Alles ist vorhanden, Kriegslist und offener Kampf, Zusammentreffen bei Tage und Überfall in der Nacht, Belagerung und Feldschlacht, Kämpfe im brennenden Saal, wie sie im Nibelungenlied eine so verhängnisvolle Rolle spielen. Die eigentliche Seeschlacht ist freilich nicht vertreten, wohl aber Landungsgefechte, die uns die Kutrun bezeugt. Und in Veldekes deutscher Aneis greift die Flotte sogar in den Kampf auf dem Lande ein, bei der Belagerung von Albalonga: vom Schiffe kommt der Schuß, der Turnus verwundet; dieser springt ins Schiff, und der Wind treibt das Fahrzeug samt dem Feldherrn hinaus ins weite Meer.

Der Feldzug beginnt mit der Kriegserklärung und der Mobilmachung. In der Kutrun gilt russische Sitte, die den Krieg im tiefsten Frieden bereitet. Als Siegfried von Morlant Kutrun gewinnen will, da rüstet er eine Flotte und gebietet seinem Heer, in aller Heimlichkeit sich zu versammeln; dann erst erfolgt die Absage an den Fürsten von Seeland. Anders im Nibelungenlied bei Ausbruch des Sachsenkrieges. Die Boten des Sachsenkönigs erscheinen in Worms mit der Ansage des Krieges, der binnen zwölf Wochen beginnen werde. So lange Zeit also glauben die Sachsen für ihre Mobilmachung zu bedürfen, und die Burgunder bezweifeln, ob es ihnen möglich sein werde, »in so kurzen Tagen« ihre Völker zu versammeln. In Wolframs Willehalm sollen die Truppen zehn Tage nach dem Aufruf zur Stelle sein; in der Kutrun erscheinen die Mannen teils am dritten, teils am siebenten Tage; im König Rother endlich stehen dem König Konstantinus bereits drei Tage nach dem Aufgebot fünfzigtausend Mann zur Verfügung.

Die Gründe für die Kriegserklärung sind auch damals oft fadenscheinig genug gewesen. Die Abgesandten der Sachsenkönige wissen nur dies eine von ihren Auftraggebern an die Burgunderkönige zu melden: »Ihr habt ihren Zorn verdient; wir haben gehört nur das, daß euch die Herren tragen großen Haß.« Und Herwig von Seeland weiß in der Kutrun überhaupt nicht, weshalb er mit Krieg überzogen wird.

Was nun bei der Mobilmachung aufgeboten wird, das sind im wesentlichen die Scharen der Ritter, in der üblichen Ausrüstung, hoch zu Roß, nicht feldgrau gedämpft, sondern weithin leuchtend. Im Rolandslied strahlt das Heidenheer solchermaßen im Goldesglanz der Rüstungen, daß Roland geblendet wird und unfähig ist, die Stärke des Heeres zu schätzen; schneeblank, nicht grün angestrichen wie die russischen Pferde, sind die Rosse von Rothers Helden, und in Wolframs Willehalm heißt es, daß unverdeckt die Helme geleuchtet. Wenn im König Rother die Riesen den Befehl erhalten, sich mit ihren hellen Halsbergen nicht aus der Masse zu heben, damit sie nicht zu weithin leuchten, so hat das seinen besonderen Grund, denn es handelt sich um die Überraschung durch einen Überfall.

Von eigentlichem Fußvolk ist kaum die Rede; doch werden da und dort Bogenschützen genannt, so im Heere des Marsilie, des heidnischen Gegners von Roland, und im Heere des Darius. Gelegentlich aber müssen sich in der Rabenschlacht die Ritter selbst zum Fußkampf bequemen, nachdem ihnen die Pferde getötet sind.

Neben den leichten Truppen der Bogenschützen ist im Heere des Darius die schwere Reiterei in merkwürdiger Weise vertreten, nämlich durch die Elefanten. Diese wer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den mit Rotwein und Blut genährt, und sie werden von Alexander mit ehernen Bildsäulen bekämpft, die glühend gemacht werden, und an denen die Elefanten lecken, so daß sie elend zugrunde gehen.

Ein Gegenstück zu den grauen Ungeheuern sind die Riesen im Heere König Rothers und im Heere des Aneas. Die Riesen Rothers tragen eine seltsam gemischte Bewaffnung: Schwerter, stählerne Stangen und Geißeln mit eisernen Ketten statt der Riemen, an denen große Knöpfe hängen.

Von besonderen technischen Truppen, von Pionieren und Eisenbahnern, erfahren wir nichts; doch wird uns allerlei Belagerungszeug genannt, und Alexander schlägt über den Euphrat eine Brücke aus großen Bäumen, über die freilich das Heer erst dann zu ziehen sich getraut, als der König selber darübergejagt ist. Nach dem Übergang der Truppen zerstört er, wie es heißt, »all die Spangen, daran die Brücke was gehangen«: gewiß ein wenig deutliches Bild von der Zurüstung des Bauwerks. Vom Train, von der Verpflegung wird fast gänzlich geschwiegen: nur der Realist Wolfram ist es wieder, von dem wir etwas von der Fütterung der Pferde erfahren, wenn Willehalm seinem Rosse Wicken, Haber, Erbsen, Gerste und zartes Heu verspricht. Bei der Einnahme einer Festung läßt Wolfram reiche Proviantvorräte in die Hand der Eroberer fallen. Drei römische Kaiser, so heißt es, hätten mit ihren Heeren da reichliche Nahrung gefunden.

Auch vom Sanitätswesen ist wenig zu melden. In der Kutrun tritt Wate, einer der vornehmsten Helden des Königs, in eigner Person als Militärarzt auf. Er verbindet zunächst sich selbst, dann bringt er allen andern Hilfe mit Pflastern und heilenden Kräutern, den Feinden freilich erst nach Erfüllung gewisser Bedingungen. Und seine Kunst, die er von einem wilden Weibe gelernt hat, ist von glänzender Wirkung: kaum hat er dem König die Wunden mit Pflaster bestrichen, so findet diesen seine Tochter bereits gesundet.

Als im Nibelungenlied der Feldzug gegen die Sachsen beendet ist, werden zahlreiche Gefangene eingebracht, dazu achtzig Bahren mit Schwerverwundeten, die zumeist Siegfrieds Schwert getroffen hat. Das soll natürlich vor allem Siegfried als gewaltigen Helden erweisen, aber es ist zugleich ein Zeugnis sorgenden Königssinnes: Gunther gebietet, die Verwundeten wohl zu pflegen, und der Dichter rühmt, daß er seine Trefflichkeit an seinen Feinden betätigt habe.

Genauere Angaben über bestimmte Heilmittel macht wieder Wolfram. Pfeilwunden weiß die Königin Gyburg bei ihrem Gemahl zu heilen, indem sie blauen Dictam mit Essig und dazu Bohnenblüte anwendet. Und es fehlt selbst nicht an den Anfängen der Asepse: die Wunden von Willehalms Genossen werden mit einem Pflaster aus Ambra, Terebinthen und andern wohlriechenden Stoffen behandelt, und es wird diesem Balsam nachgerühmt, daß er die Wunden nicht faulen lasse. Oder es heißt hochpoetisch von der jungfräulichen Alice, sie sei so rein gewesen: man hätte ihre Reinheit auf eine Wunde binden können, die der Brand befallen hat.

Gelegentlich tritt auch die Feldgeistlichkeit hervor. Mit dem Heere Dietrichs zum Beispiel ziehen zahlreiche Kapläne und ein Bischof. Von ihrer Tätigkeit erfahren wir nicht etwa, daß sie Verwundete getröstet oder Tote eingesegnet; man bedarf ihrer vielmehr *vor* dem Beginn der Schlacht. Im Rolandslied beichten da die Helden und empfangen das Abendmahl, und in der Rabenschlacht sind vor Eintritt in den Kampf vierhundert Kapläne tätig, dem Heer die Beichte abzunehmen.

Eine Feldpost gibt es nur in der Richtung von der Kampfstatt zur Heimat; die zu Hause geblieben sind, müssen erfahren, was draußen geschehen ist. So sendet Gunther Boten nach Worms nach dem Siege über die Sachsen. Ein andermal ist es der Fürst selber, der Botendienste verrichtet, denn die Botschaft wird in den Dienst der Handlung gestellt. Rother wird von Konstantin nach der Hauptstadt entsendet, um den großen Sieg über Imelot zu melden. Aber er bringt falsche Kunde: der König sei geschlagen, und Imelot dringe heran. So erscheint die Flucht als das einzige Heil: er bringt die Königstochter auf sein Schiff, und dort erst erfährt sie die Wahrheit.

Nur eins fehlt gänzlich, die Presse. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung hat man das fahrende Volk, die Spielleute des Mittelalters, als die Journalisten jener Tage bezeichnet. Aber gerade als die Träger kriege-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rischer Kunde spielen sie in unsern Epen kaum eine Rolle. Und das »Lügen« besorgen die Kämpfer selber. Aber es ist bezeichnend für das Urteil der Dichter: die Lügner, die Großmäuler stehen jeweils auf der Gegenseite, bei den Feinden des Helden, bei den Feinden derer, denen des Dichters Anteil gilt.

Nachdem in der Roncevalschlacht eins der heidnischen Heere vernichtet ist, kehrt als einzig Überlebender einer der Fürsten zu Marsilie zurück. Prahlend verkündet er, Roland und seine Gesellen seien erschlagen; er selbst habe zwei ihrer besten Helden im Kampfe gefällt. Wenn trotzdem die Heiden überwunden sind, so trägt die Schuld ein Hinterhalt, den die Feinde gelegt haben, und auch das letzte fehlt nicht, seine Schlußworte sind: Genelun hat uns verraten. Im Alexanderlied wird berichtet, daß Darius von zweien seiner eignen Leute erschlagen worden ist. Als aber in der Schlacht die Leute des Porus wankend werden, da reizt er sie auf mit der Erinnerung an Darius, den Alexander habe ermorden lassen, und ganz modern stellt er ihnen weiter vor: Wenn ihr nicht wie Helden fechtet, so glaubt mir, sie werden vor euren Augen eure lieben Kinder schänden und uns in die Fremde treiben, fort aus unserm Lande.

Wie kommen nun diese Heere zustande, und wie groß ist ihre Stärke? Von einer eigentlichen Aushebung, von dem Aufgebot einer bestimmten Zahl von Mannschaften, ist nirgend die Rede. Ein einziges Mal erfahren wir die Größe der Truppenkörper, die sich zum Kriege stellen sollen. Als Darius seine Fürsten in das mesopotamische Feld entbietet, da fügt der Dichter hinzu: Nun will ich euch verkünden, wieviel Mann eine Schar haben soll: 6000 sollen es sein.

Im allgemeinen sind es bestimmte, abgeschlossene Kontingente, die dem Herrscher zuziehen; das Heer besteht aus den großen Gefolgschaften, den Aufgeboten von Lehnsmannen, über die der einzelne Große verfügt. Dieser Zuzug erscheint durchaus als eine freiwillige Leistung der einzelnen Herren, die zum Beispiel im Gedicht von der Rabenschlacht einer nach dem andern erklären, wieviel Truppen sie stellen wollen und können. Wie lose das Band ist, das den Herrscher mit den einzelnen Aufgeboten verknüpft, zeigt anschaulich ein Zwischenfall im Willehalm: angesichts des furchtbaren Feindes stellt es Willehalm den einzelnen Scharen frei, dem Kampfe fern zu bleiben, und von diesem Angebot wird mehrfach Gebrauch gemacht, freilich unter lebhafter Mißbilligung durch den Dichter.

Es gibt aber noch ein andres Mittel, die Streitkräfte zu verstärken: das erprobte Verfahren der Zwangsanleihe bei den Neutralen. Als in der Kutrun König Hetel der Schiffe bedarf, da meldet ihm Wate, daß in der Nähe siebzig Schiffe mit Pilgern ankern. Die Schiffe werden in Beschlag genommen samt den Vorräten an Lebensmitteln; die sollen den Pilgern bezahlt werden, wenn das Heer wieder zurückkehrt. Die Pilger selbst werden ausgeschifft, jedoch über 500 der kräftigsten zum Eintritt in das Heer gepreßt.

Wie stark sind nun diese Heere gewesen? Auf zweierlei Weise erhalten wir darüber Auskunft: durch Mitteilungen über die Größe der einzelnen Aufgebote und durch Angaben über den Gesamtbestand. In bescheidenen Grenzen bewegen sich die Einzelzahlen in der Kutrun: vier von Hetels Helden bringen 1000, 2000, 4000, 4000 Mann. Ganz anders lauten die Zahlen beim Heere Dietrichs von Bern. Etzel selber, an dessen Hofe Dietrich landflüchtig weilt, stellt ihm 1000 Mann zur Verfügung; außerdem werden ihm noch 23 Aufgebote zugeführt, im ganzen, wenn wir zusammenzählen, 190 500 Mann. Im Heere seines Gegners Ermenrich erscheinen Scharen von 30 000, 36 000, 40 000 Mann, und 54 Fürsten sind es, die sich ihm zur Verfügung stellen. Im Heere des Darius sind einzelne Völker 50 000, 70 000, 80 000 Mann stark angerückt.

Die Gesamtzahl beträgt beim Heere Willehalms 20 000, bei dem Alexanders 120 000, bei Darius 630 000 Mann, bei Ermenrich 1 100 000. Aber die nackte Zahl ist wenig anschaulich; so greifen die Dichter zu Angaben allgemeinerer Art. Imelots Kriegszug ist die allergrößte Heerfahrt, die je geritten ward. In der Rabenschlacht ist das Gefilde zwei Tagereisen weit mit Kriegern bedeckt. Von Marsilies Heer wird gesagt: sie füllten Berg und Tal und all das Gefilde; die Vögel unter dem Himmel fallen tot nieder von dem ungeheuren Lärm.

Mit Vorliebe richten die Dichter ihre Angaben so ein, daß die Helden gegen die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übermacht kämpfen. Den 40 000 Mann der Sachsenkönige stellt Siegfried nur 1000 gegenüber; im Rolandslied kommen auf je 12 000 der Heiden nur 1100 oder 1500 von Rolands Mannen. So sind denn auch bei den Verlusten die Feinde überstark beteiligt; läßt doch bei Veldeke Turnus zwanzigmal mehr Tote zurück als Äneas.

Jene Gesamtzahlen kommen beim Dichter nicht etwa durch Zusammenzählen der Einzelposten zustande. Schon deshalb nicht, weil nicht jedes Aufgebot mit Zahlen versehen wird. Nach längerem Aufzählen merkt etwa der Dichter, daß es des Guten zuviel wird, und er erklärt, daß er kaum den dreißigsten Teil der Leute benennen könne. Veldeke nennt 140 000 Mann als die Stärke von Turnus' Heer, aber nur von sechs Abteilungen wird die Stärke gemeldet. Bogenschützen und andres mindere Volk werden überhaupt kaum des Zählens wert erachtet; sehr bezeichnend ist eine Stelle in Veldekes Eneide: sollte man Schildknechte klagen, so möchte da großer Jammer ertönen. Der Hauptgrund aber ist noch ein andrer. Die neuere geschichtliche Forschung hat uns gelehrt, daß das Mittelalter nur mangelhaft gerechnet hat und zumal mit großen Zahlen nicht umzugehen wußte. Daher sind zum Beispiel die gewaltigen Angaben der mittelalterlichen Jahrbücher über die Bevölkerung großer Städte reine Erzeugnisse der Einbildunskraft.

So stimmt denn auch in unserm Falle nirgend die Rechnung, wo wir Gelegenheit haben, verschiedene Angaben über dieselbe Größe einander gegenüberzustellen. In der Rabenschlacht kommen auf 300 000 Mann 400 Kapläne, die vor der Schlacht die Beichte abzunehmen haben, also auf einen Geistlichen etwa 7500 Beichtende; in der Kutrun werden 80 000 Mann auf zwanzig Schiffen befördert, danach müßte ein Schiff durchschnittlich 4000 Mann aufgenommen haben. Im Rolandslied werden 20 000 Mann in zwölf Teile geteilt: ein Zwölftel von 20 000, das wären 1660 Mann, aber die Zahlen, die der Dichter tatsächlich nennt, sind bald 1100, bald 1500. Wenn wir die Aufgebote des Darius zusammenzählen, so ergeben sich 313 000 Mann, abgesehen von einer unbestimmten Summe, die auf die nicht gezählten Meder fällt; aber des Dichters eigne Gesamtzahl lautet 630 000 Mann.

Die strategische Gliederung dieser Massen hat unsern Dichtern wenig Kopfzerbrechen bereitet. Wie sie eingerüst sind, so ziehen sie auch in den Kampf, als selbständige Heerhaufen, unter der Führung ihrer angestammten Herren, die zugleich ihre Fahnenträger sind. Nur selten erfahren wir von andern Anordnungen. In Veldekes Eneide hat Turnus 3000 Ritter zu sich genommen, die er in drei Scharen zerlegt. Im König Rother werden zwei Heere gebildet für den Kampf gegen Imelot; das eine führt Rother selbst, das andre König Konstantinus. Im Rolandslied zerfallen die Christen, den zwölf Paladinen entsprechend, in zwölf Heerhaufen; demgegenüber läßt Marsilie seinerseits zwölf Armeekorps bilden von je 12 000 Mann, und diese wieder schließen sich zu vier größeren Massen von je 36 000 zusammen. In der großen Racheschlacht nach Rolands Untergang bildet Karl der Große zwei Körper von je 30 000 und sechs von je 20 000 Mann unter Führern, die er für diesen Zweck eigens bestimmt; 100 000 behält er zu seiner persönlichen Verfügung. Gleichfalls im Rolandslied wird berichtet, daß eine Reserve von 2000 Mann bereitgestellt war, die helfen sollte, wo eine Schar in Bedrängnis käme.

Bei den Berichten über den Verlauf des Krieges müssen wir zweierlei unterscheiden: die offene Feldschlacht und den Belagerungskampf, die nicht wie heute eng verknüpft sind. Wir haben sogar ein merkwürdiges Zeugnis, das die Verbindung beider ausdrücklich ablehnt: drei Feldstürme, so heißt es in der Kutrun, stritten sie mit den Mohren; da hatten die Burgen Frieden »nach ritterlicher Sitte«.

Dem eigentlichen Kampfe geht die Aufklärung voraus. Hartmut will Hetels Tochter entführen, der gerade in der Ferne Krieg führt. Hartmut sendet Kundschafter auf den Schauplatz des Kampfes, um zu erfahren, wie lange etwa Hetel von Hause ferngehalten wird. Vielfach sind es aber die Fürsten selbst, die Patrouille reiten, im Einklang mit der Neigung der Dichter, ihre Helden überall in den Vordergrund zu stellen. So reitet Roland, so reitet Willehalm auf einen Berg zum Zwecke der Ausschau. Zugleich aber kann ein solcher Ritt entscheidend in die Handlung eingreifen: Siegfried und Liudegast reiten vor ihren Heeren auf Kund-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft; die beiden treffen zusammen, der Sachsenkönig wird schwer verwundet und gefangengenommen.

Vom Verlauf der Schlacht erfahren wir im ganzen nur wenig. Von den Maßnahmen der Führer, von den Bewegungen der großen Massen ist so gut wie gar nicht die Rede. Und das liegt schließlich im Wesen der Sache selbst. Eine Schlacht ist ungemein schwer zur Anschauung zu bringen. Auch die Dichtung späterer Zeiten hat hier ziemlich versagt. Selbst einem Zola ist es nicht gelungen, die Schlacht von Sedan wirklich in uns erstehen zu lassen; Frenssen und Bloem erringen einen vollen Erfolg nur in der Zeichnung des kleinen Einzelbildes. So wissen auch die Dichter des Mittelalters kaum etwas andres zu tun, als daß sie den Gesamtkampf in eine Fülle von Einzelkämpfen auflösen, die sich wenig voneinander abheben. Wieder entspricht das zugleich dem allgemeinen Bedürfnis der Dichter; sie brauchen einzelne Helden, nicht Massen. Die Fürsten, die Herrscher entscheiden die Schlacht. Alexander und Porus werden eins, durch ihren Zweikampf das Los des Krieges zu bestimmen. Als Liudegast sich Siegfried ergibt, hat der Streit sein Ende gefunden, ebenso wie im Rolandslied der Fall des obersten Heidenkönigs die Entscheidung bringt.

Bestimmte einzelne Züge bietet uns namentlich das Rolandslied. Roland läßt von 1000 Mann eine Höhe besetzen und kommt so dem Gegner in der Gewinnung dieses Punktes zuvor. Als er merkt, daß er von vier Seiten zugleich angegriffen wird, läßt er die Seinen Karree bilden: »Kehrt die Rücken aneinander!« Die Heiden decken sich hinter einem Graben. Als ihr Heer ins Wanken gerät, da bedroht Marsilie die Fliehenden mit dem Tode. Im letzten Verzweiflungskampf ist Karl beinahe schon von Feinden umringt. Vier Heere nacheinander führen die Heiden in die Schlacht.

Wolfram erzählt, daß der eine König streitet, bis der andre zum Kampf bereit ist, und daß müde Scharen aus dem Felde scheiden, frische Truppen für sie einrücken. Als die von Willehalm besiegten Krieger die Flucht ergreifen, gerät ein Teil von ihnen in die Sümpfe. In der Kutrun trifft es sich, daß die Truppen ins eigne »Feuer« geraten, indem Horant einen der Seinen im Dunkel der Nacht erschlägt. Die Kutrun erzählt auch, daß eine Schlacht zwölf Tage dauert; dann zieht sich das eine der Heere in eine Feste zurück, um sich dort zu erholen; mancher freilich wäre lieber gleich daheim gewesen.

Mit Vorliebe werden Dinge gemeldet, bei denen die List, die Überraschung eine Rolle spielt. Alexander geht zu den Feinden, als sein eigner Bote verkleidet, König Rother in Pilgrimsgestalt hinein nach Konstantinopel. Ein Perser, in das Gewand des Griechen gehüllt, verwundet Alexander von hinten. Als Roland bereits schwer getroffen ist, da will ein Heide sich an ihn machen; er bestreicht sich ganz mit Blut und schleicht ihm heimlich nach. Beliebt ist Hinterhalt und Überfall. Ehe Rother verkleidet in die Stadt hineingeht, verdeckt er sein Heer im gebirgigen Walde nahe dem Strand. Als er erkannt ist und am Galgen sterben soll, erbittet er sich jene Stelle als die Stätte seines Todes; sein Heer bricht los und bringt die Befreiung. In der Nacht fahren Ortwin und Herwig vor Hartmuts Burg, und am Morgen sieht sich dieser vom Feinde umlagert. Eine nächtliche Umgehung meldet die Rabenschlacht. 20 000 Mann von Dietrichs Truppen marschieren in der Nacht in den Rücken von Ermenrichs Heer, wo sie bei Tagesanbruch eintreffen und sich in einem Tal verbergen. Als dann Ermenrichs Macht sich in Bewegung setzt, da rücken sie hinter ihm her. Sie führen Ermenrichs eigne Fahne, so daß niemand Verdacht schöpft. Dann brechen sie endlich los. Aber es war kein großer Stratege, der diesen Bericht geschrieben hat. Man spürt nichts von einer Überraschung, von einer besonderen Wirkung dieses Überfalls; ja, es wird kaum deutlich gesagt, daß der Angriff zugleich von vorn und im Rücken erfolgt. Spät erst erfahren wir, daß auch Dietrichs Hauptmacht den ganzen Tag gekämpft hat, und daß die beiden Heeresteile am Mittag zusammentreffen. Aber nach dieser Vereinigung, die doch vernichtend sein müßte, geht der Kampf noch immer weiter.

Wirksamer, aber zugleich phantastischer ist der Überfall, der im König Rother ausgeführt wird. Als Konstantins und Imelots Heere sich gegenüberliegen, da rüstet sich nächtlicherweile Rother zum Aufbruch; eine Demonstration der Zurückbleibenden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muß den Abzug verdecken. Rother umreitet die Heidenschaft und stellt sich, als ob er Imelot neuen Zuzug brächte. Man weist ihn nach Imelots Zelt. Asprian, einer von Rothers Riesen, zückt das Schwert gegen Imelot, und »gefangen war der mächtige Mann«. In wenigen Zeilen wird dann berichtet, wie die Heiden in die Flucht geschlagen werden, und der Krieg ist zu Ende.

Ziemlich viel wird uns von Belagerungen erzählt. Im Herzog Ernst wird Regensburg belagert. In Veldekes Eneide spielen Belagerungen wiederholt eine Rolle. Wir hören hier von Raubzügen durch das flache Land, die die Aufgabe haben, die Burg für ein Jahr mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Fremden werden aufgefordert, die Feste zu verlassen, um ihr Leben zu retten. Die Mannschaft wird in Wachen eingeteilt. Bei einem Ausfall werden die Leute des Aneas in die Burg zurückgeschlagen. Mit den Zurückgehenden dringt Turnus in die Burg; aber das Tor wird hinter ihm geschlossen. Nur dadurch wird er gerettet, daß eine Anzahl der Verteidiger ausgesperrt ist und ihnen zuliebe das Tor wieder geöffnet wird.

Im Parzival werden zweimal feste Städte belagert; den Eingeschlossenen erwächst große Bedrängnis und schlimme Hungersnot. Trotzdem zieht der hilfreiche Ritter in die Burg ein, und kein Wort verrät uns, daß es für ihn schwierig gewesen sei, durch den Ring der Belagerer zu gelangen. Breiten Raum beansprucht im Alexanderlied die Belagerung von Tyrus, dessen Mauern aus Quadersteinen gewirkt sind, gefestigt durch Mörtel, Blei und eiserne Klammern. Aber Schleudermaschinen werden gegen die Stadt errichtet, die Mauern mit Hämmern zerschlagen, griechisches Feuer in die Stadt geworfen, das auch den harten Stein durchbrennt. Ein Sturm zerstört hierauf Schiffe der Belagerer. In Abwesenheit Alexanders machen die Tyrer einen Ausfall. Aber dieser führt mächtige Türme an die Stadt heran, von denen er mit 4000 seiner Mannen auf die Zinnen der Stadt herabspringt. Trotz alledem ist von einem übersichtlichen Bilde der militärischen Maßnahmen auch hier keine Rede.

Anschaulicher wird die Belagerung von Orange geschildert, wo Willehalms Gemahlin Gyburg sich gegen ihren Vater Terramer verteidigt. Dicht wird die Stadt umlagert, als ob ein wochenlanger Regen nichts als Ritter niedergegossen hätte. Zur Verteidigung trägt der Landsturm, d. h. Weiber und Kinder, Steine auf den Wehrgang. Aber Gyburg erkennt, daß die Feste auf die Dauer kaum zu halten ist; so entsendet sie ihren Gemahl, der ein Entsatzheer herbeiführen soll. Es gelingt ihm, durch die Belagerer hindurchzukommen, und hier fehlt es nicht an sorgfältiger Begründung: Willehalm trägt den Schild von Terramers Bruder, den er erschlagen hat, und wird so für diesen gehalten, und der Dichter fügt noch hinzu: »Ihm half auch, daß er heidnisch sprach.« Als dann Terramer erkennt, daß alle Stürme vergebens sind, da läßt er Batterien um die Stadt errichten, alle Arten von schwerem Geschütz auffahren, so daß das kleine Heer Gyburgs schwere Verluste erleidet. Da muß die List helfen: den Toten auf den Zinnen werden die Helme festgebunden, sie werden an die Zinnen gelehnt und so künstlich in Bewegung gesetzt, daß die Belagerer Furcht ergreift. Die Luft wird verpestet vom Geruch der Leichen; das Heer der Belagerer wird mißmutig, sie verlangen, daß die Belagerung unterbrochen werde, daß man im benachbarten Hafen frische Luft schöpfe und neue Lebensmittel heranhole. Ein letzter nächtlicher Sturm bleibt ohne Erfolg. Zwar steht die äußere Stadt in Flammen, aber Gyburg hält sich in der inneren Stadt. Als dann Terramer abzieht, rückt Willehalm mit dem Entsatz heran.

Neben diese immerhin wenig ausgiebigen Versuche der Erzähler, uns eigentlich militärische Vorgänge vor die Augen zu stellen, treten dann aber allgemeinere Züge, mit denen der Dichter als wirklicher Dichter auf dem Plan erscheint, mit denen er auf unsre Einbildungskraft wirkt, Bilder und Vergleiche, Steigerungen und Übertreibungen. Mit Schmieden, mit Zimmerleuten werden die Kämpfenden verglichen. Sie sind wie in einer Glut außen und innen. Sie mähen die Feinde nieder wie Stroh; wie einer, der das Gras niederschlägt, so streut Alexander die Feinde. Die Geschosse, die Pfeile fliegen so dicht wie der Schnee, dichter als der Regen; die Bogen schnattern wie die Störche im Nest. Gedüngt wird die Heide, gefüllt manche Furche mit dem roten Blut; die Heiden waten im Blut bis an die Knie. Seht, wie des Meeres Wellen wogen: so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fuhr der Streit überall; hier die Ebene, dort der Hügel.

Mit einem Schlage werden im Rolandslied mehr als 6000 Mann gefällt. Alexander schlägt einen seiner Feinde von den Zähnen durch die Lenden und macht so zwei halbe Mann; Karl schlägt Paligan mitten durch den Helm: »das Haupt zerteilte er ihm in vier Stücke«, ein seltsam kunstvoller Schlag. Dem jungen Vivianz, Willehalms Neffen, wird durch den Leib gestochen, daß ihm die Eingeweide über den Sattel hängen; aber er zwängt sie mit dem Gürtel ein und stürzt sich weiter in den Streit.

Doch der Kampf (und unsre Betrachtung) geht zu Ende. Der Sieg ist entschieden, der Gegner in die Flucht geschlagen, alle Bande aufgelöst: »da huben sich die Heiden in die Flucht«, so heißt es im Rolandslied, »da ward böse Mannszucht«. Im Willehalm geht die wilde Flucht zu den Schiffen: »wer da zuerst zu der Barke kam, der wartete des Bruders nicht«; keine Schiffsleute stehen zur Verfügung; Könige müssen selbst Fährleute sein, wollen sie das Leben retten. Noch 900 Mann werden Ermenrich auf der Flucht erschlagen; freilich eine seltsam kleine Zahl bei dem Riesenheer von 1 100 000 Mann. Die Gefangenen, die der Gegner gemacht hat, werden befreit: so werden im Willehalm die Schiffsleute gezwungen, die eisernen Bande aufzuschließen, mit denen die gefangenen Fürsten gefesselt waren. Die Toten werden an Ort und Stelle begraben, wenn es geringe Leute sind; die Vornehmen werden auf Bahren in die Heimat übergeführt.

Das Los der Überwundenen ist bitter genug. Brand und Plünderung, Vernichtung der Besiegten erscheinen als herkömmlich und selbstverständlich. So wird Theben von Alexander ohne weiteres verbrannt. Als in der Kutrun Hartmuts Burg gefallen ist, da ruft Wate schleunig nach den Knechten mit den Säcken; manches reiche Gemach wird aufgebrochen, während die andern noch kämpfen, mehr als zwei Schiffe voll Beute von dannen geführt. Als Herzog Ernst die Burgen der Feinde gebrochen hat, verstümmelt er die Dienstmannen seiner Gegner. Nach der Eroberung von Tyrus läßt Alexander 3000 der reichsten Bürger blenden und an den Galgen hängen, weil die Tyrer an den Gesandten Alexanders sich vergriffen haben.

Aber in manchem einzelnen Falle werden doch Gründe gesucht und gefunden, um das Furchtbare zu vermeiden. Als Hartmut Matelane, Hetels Burg, eingenommen hat, da hat er Eile, das Land zu verlassen. Darum läßt er die Burg unverbrannt und verbietet das Plündern; er verspricht dafür den Seinen Ersatz in der Heimat. Als Rother zu guter Letzt über Konstantin gesiegt hat, da will ein Teil der Riesen Konstantinopel mit allen Bewohnern verbrennen. Aber es wird geschont, weil sieben Apostel und die heilige Helena sich dort niedergelassen haben.

Daß in der Kutrun am Schluß geplündert wird, ist ein starkes Zeugnis für die härtere Anschauung, denn im Grunde endet hier der Krieg in Minne; mehrere Hochzeiten geben den Abschluß, bei denen die Verbundenen den verschiedenen Lagern angehören.

Von einem förmlichen Friedensschluß ist freilich hier sowenig die Rede wie in den meisten andern Dichtungen. Dafür wird von einem solchen ausführlich berichtet in einer Dichtung, die um fast zwei Jahrhunderte zurückliegt hinter denen, die uns hauptsächlich als Quellen dienten, in dem Gedicht von Ruodlieb, das ein Tegernseer Mönch um 1024 geschrieben hat, zwar in lateinischer Sprache, aber doch ganz in der Weise des altdeutschen Epos. Ein Einfall ins Nachbarreich ist zusammengebrochen, aber der siegreiche König läßt Großmut walten, und ein feierlicher Friedensschluß wird verabredet. Die beiden Könige treffen sich auf der Brücke des Flusses, der ihre Reiche trennt; die Gefangenen werden zurückgegeben, der Friede beschworen. Man hat erkannt, daß eine Tatsache der Geschichte sich hier spiegelt: die Zusammenkunft Heinrichs II. von Deutschland und Roberts von Frankreich, die im Jahre 1023 an der Maas stattgefunden hat.

Die Maas als Grenzfluß, das ist einer der wenigen Punkte, in denen die Übereinstimmung zwischen einst und heute noch fehlt, die sonst so überraschend waltet in dem kriegerischen Treiben alter und neuer Zeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Autopark der Obersten Heeresleitung

Ein Gedenkblatt zur Geschichte des Krieges 1914/15

Von Dr. Paul Grabein,

dz. Adjutanten des Oberleiters des Freiw. Autoparks der Obersten Heeresleitung

Die Verwendung des Automobils als eines Hilfsmittels im modernen Kriege stammt schon aus dem Russisch-Japanischen Feldzuge und aus dem Balkankrieg. Aber recht erst der jetzt entbrannte große Weltkrieg hat die Bedeutung des Kraftwagens für die moderne Kriegführung dargetan. Die Verwendung des Automobils im Felde war von der deutschen Heeresleitung schon in Friedenszeiten vorgesehen durch die Aufstellung zweier besonders hierfür geschaffener Formationen, des Kaiserlich Freiwilligen-Automobilkorps und der Kraftfahrtruppen. Beiden waren besondere Aufgaben zugedacht. Das Automobilkorps sollte nicht als geschlossene Formation arbeiten, sondern die ihm angehörigen Herrenfahrer im Offiziersrang waren dazu bestimmt, bei den höheren Stäben Dienst zu tun. Ihre Aufgabe war demnach die Beförderung höherer Offiziere, Generalstäbler, Kommandeure usw. sowie die Übermittlung wichtiger und dringlicher Meldungen. Anders dagegen die Kraftfahrtruppen, wie sie einer jeden Armee im Felde zugedacht waren. Ihre Ausrüstung erfolgte damals hauptsächlich mit Lastwagen, da ihre Aufgabe in der Beförderung von Munition, Proviant und Mannschaften von den Bahnstationen hinter der Front zu den kämpfenden Truppen hin bestehen sollte. Diesen beiden bereits in Friedenszeiten vorhandenen Formationen gesellte sich nun mit Ausbruch des Krieges, unvorhergesehen und ganz unvorbereitet, eine dritte hinzu, eben der Autopark der Obersten Heeresleitung. Gerade dieser Truppe aber fiel durch die Umstände eine besondere Aufgabe und Bedeutung zu, so daß es recht eigentlich ihr beschieden war, die vielseitige Möglichkeit der Verwendung des Autos im Felde wirklich darzutun. Eine besondere Beachtung darf der Autopark aber auch noch insofern beanspruchen, als er das einzige Freiwilligenkorps war, das als geschlossene militärische Formation, und zwar fast acht Monate lang, den Feldzug auf deutscher Seite mitmachte.

Über die Gründung des Autoparks und ihre Ursachen ist folgendes zu sagen. Die besonderen Umstände, unter denen der Krieg im August ausbrach, machten einen schnellen Einmarsch in Belgien notwendig. Dazu war ein ebenso schneller Nachschub von Munition und Proviant erforderlich. Die Eisenbahnen jenseit der belgischen Grenze kamen aber hierfür nicht in Frage, da sie von den Belgiern durch Sprengung sämtlich zerstört waren und ihre Wiederherstellung immerhin geraume Zeit erforderte. Es blieb also zur Erreichung des Ziels nur das Automobil übrig. Die Kraftfahrtruppen standen aber in den ersten Mobilmachungstagen hierfür noch nicht zur Verfügung, da sie erst in Berlin für den Ausmarsch in Bereitschaft gesetzt und dann zur belgischen Grenze befördert werden mußten. Somit ergab sich die Notwendigkeit, eine neue Autoformation zu gründen, um die Ziele der Heeresleitung zu verwirklichen. Hierbei ergab sich aber noch ein besonderer Gesichtspunkt, der die Gründung einer leichtbeweglichen Formation bedingte, die im Gegensatz zu den Lastwagenzügen der Kraftfahrtruppen aus schnellfahrenden Personenwagen bestand, die dem geplanten schnellen Vordringen unsers Heeres und den ihr dabei zufallenden besonderen Aufgaben zu entsprechen vermochten. So wurde denn in den ersten Augusttagen in Aachen von Hauptmann Geyer im Auftrag des Großen Generalstabes durch Einstellung von freiwilligen Führern (Herrenfahrern), Fahrern und Wagen aus Aachen und seiner weiteren Umgebung eine Kraftwagenformation unter dem Namen »Freiwilliger Autopark der Obersten Heeresleitung« ins Leben gerufen, die außer einem Oberleiter, dem Fabrikbesitzer de Bruyn (Düsseldorf), Mitglied des Kaiserlich Freiwilligen-Automobilkorps, und den Herren der Leitung, alles erfahrenen Automobilisten, damals aus etwa 350 Wagen und ebenso viel Fahrern bestand. Bei der Gefahr aber, die namentlich durch den Franktireurkrieg in Belgien erwuchs, war eine militärische Bedeckung der Wagen

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nötig; so wurde denn bald jedem Wagen noch ein bewaffneter Begleiter, ein ausgebildeter Soldat, mitgegeben.

Die Hauptaufgabe des Autoparks während des ersten Teils des Feldzuges, besonders bis zur Einnahme Lütticks, bestand nun darin, der kämpfenden Truppe Munition und Verpflegung für Mannschaften und Pferde nachzubringen. Dies geschah unermüdlich, Tag und Nacht, von Aachen aus, wo der Park damals sein Standquartier hatte. Diese Fahrten waren, wie gesagt, nicht gefahrlos, namentlich da, wo Einzelfahrten gemacht werden mußten, und mancher unsrer Leute ist damals verwundet worden. Auch tödliche Verluste waren zu beklagen. So wurde zum Beispiel einer unsrer Fahrer gleich in den ersten Tagen auf offener Straße beim Montieren eines Reifens aus dem Hinterhalt erschossen. Auf ihrer Rückfahrt nach Aachen nahmen die Wagen dann stets Verwundete mit. Sodann aber hatte der Autopark in jenen Tagen auch eine taktisch wichtige Aufgabe zu erfüllen. Die Belgier hatten nicht nur ihre Eisenbahnen von der Grenze ab zerstört, sondern ebenso auch alle Fahrstraßen, um den Vormarsch unsrer Truppen aufzuhalten. Alle fünfzig Meter breit waren die Chausseen aufgerissen, tiefe Gräben gezogen und außerdem noch die gefällten großen Bäume quer über die Straße gelegt worden. Um diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, mußten schleunigst Pioniere vorangeschickt werden, und es fiel diese Aufgabe dem Autopark zu. Das gleiche geschah, als es an die Eroberung der Forts von Lüttich ging, wo ebenfalls wieder Pioniere zur Beseitigung der Drahthindernisse, zum Legen von Minen usw. benötigt wurden. Ferner sind durch den Autopark, unter dessen Leuten sich ja viele Mechaniker und Elektrotechniker befanden, auch die ersten Feldtelegraphenlinien in Belgien mitverlegt worden. Auch diese Arbeit erforderte Opfer; ein Herr der Leitung des Autoparks wurde dabei erschossen. Man darf also ohne Übertreibung sagen, daß bei dem schnellen Handstreich auf Lüttich der Autopark, vorbereitend und mithelfend, verdienstvoll mitgewirkt hat.

Das gilt auch weiter noch von dem Vordringen in Belgien, wo der Autopark überall seine Arbeit leistete. Auch bei dem Überfall in Löwen wurde er daher in Mitleidenschaft gezogen, ja, war sogar in einer besonders gefährlichen Lage. Unter den deutschen Truppen nämlich, die schon am Tage vor dem Überfall in Löwen eingezogen waren, befand sich auch eine große Kolonne des Autoparks, die dessen weitaus größtes Wagenmaterial umfaßte. Diese Wagen waren in der zum Bahnhof führenden Straße aufgefahren worden, und nach Aufstellung der nötigen Wachen konnten die Herren der Leitung wie die Mannschaften sich in der Stadt umsehen. Man lag in Bürgerquartieren, da die Hotels stark besetzt waren. Hierbei fiel einigen unsrer Herren bereits die Tatsache auf, daß in den Hotels, die zu beiden Seiten die Bahnhofsstraße flankierten, nach Angabe der Wirte sämtliche straßenwärts gelegenen Zimmer besetzt waren, so daß man sich mit rückwärtigen Zimmern oder Mansardenstuben hätte begnügen müssen. In Kriegszeiten war zum mindesten eine so starke Belegung der Hotels recht auffällig. Später wurde diese merkwürdige Erscheinung freilich klar. Gerade aus diesen Hotelfenstern wurde in erster Linie auf unsre Truppen gefeuert. Verschiedentlich versuchte man auch in den Bürgerquartieren Offiziere und Burschen zu trennen. Dies alles deutet darauf hin, daß zum mindesten ein großer Teil der Bürgerschaft von dem niederträchtigen Plan unterrichtet war, der eine zweite Sizilianische Vesper mit den Deutschen in Löwen zu veranstalten gedachte.

Mit einigen Offizieren und Ärzten befanden sich auch mehrere Herren von unserm Autopark in den späteren Nachmittagsstunden in einem Café am Marktplatz in Löwen, gerade dem Rathaus gegenüber. Dieses Lokal war erst gut besucht, auch von Bürgern der Stadt, die sich völlig harmlos unter den deutschen Gästen bewegten, ja wohl gar mit ihnen plauderten und scherzten. Wie denn überhaupt die Einwohner Löwens die in der Stadt befindlichen Deutschen ebenso wie die schon am Tage vorher durchziehenden Truppen mit anscheinend großer Freundlichkeit aufnahmen, sie gut bewirteten und nichts Böses im Schilde zu führen schienen. Ja, hier und da tat man wohl gar einen festen Trunk mit den Landesfeinden. So erzählten später einige von unsern Chauffeuren, daß ihr Quartierwirt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es ebenso mit ihnen gemacht hätte. Ja, er hätte sie förmlich mit Gewalt zum Trinken genötigt und gar nicht genug Wein und Schnaps heranschaffen können. Hinterher sei es ihnen dann freilich ganz klar geworden: dies alles wäre nur in der niederträchtigen Absicht geschehen, sie betrunken zu machen und dann mit Hilfe von Helfershelfern im schweren Schlaf abzutun. Aber deutsche Trunkfestigkeit hatte sie vor diesem Schicksal bewahrt. Es war umgekehrt gekommen: sie hatten ihren Gastgeber unter den Tisch getrunken, der schließlich derartig in Stimmung geriet, daß er mit ihnen allen Brüderschaft trank, »Deutschland, Deutschland über alles« sang und alle paar Minuten ein Hoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte!

Den in dem erwähnten Café befindlichen Herren fiel es nun auf, daß kurz vor acht das Lokal sich leerte, und daß auch die Straßen und der Platz, die vor wenigen Minuten noch einen regen Verkehr der Zivilbevölkerung zeigten, mit einem Male wie ausgestorben waren. Noch sprachen sie darüber, als auch schon plötzlich ein peitschender Knall die abendliche Stille aufriß und im nächsten Augenblick ein wahrhaft furchtbarer Lärm sich in der Stadt entfesselte. Es knatterte, prasselte und krachte — ein höllisches Hagelwetter: Tausende von Schüssen aus Revolvern, Flinten und Maschinengewehren aus allen Häusern ringsum, namentlich aus der zum Bahnhof führenden Straße, in der der Autopark seine Aufstellung genommen hatte und wo jetzt gerade eine abrückende Kolonne und Bagage durchmarschierte. Dies war offenbar der Augenblick gewesen, auf den man nur gewartet hatte, wo die eigentliche Truppe schon vorüber war und sich nur noch die Wagen in dem Engpaß befanden. Das mußte natürlich eine heillose Verwirrung geben und ein Eingreifen unsrer Truppen äußerst erschweren.

In dem Café war alles von den Sitzen aufgesprungen und starrte hinaus auf den freien Marktplatz, auf dem mit hartem metallischem Aufprall die Geschosse ununterbrochen niedergingen. Hier galt der Angriff offenbar dem Rathaus, wo unsre Kommandantur sich befand. Längere Zeit, wohl über fünf Minuten, währte dieses höllische Ungewitter, dann verstummte es allmählich. Die Gäste des Cafés hatten schon vorher versucht, zum Rathaus hinüberzugelangen, aber der Kugelregen hatte sie wieder zurückgetrieben, und so hatte man denn eilends Fenster und Türen des Lokals verschlossen und verrammelt, so gut es eben ging. Mit angehaltenem Atem lauschte jetzt ein jeder in die Stille draußen hinaus. Was würde nun kommen? War es nicht etwa nur die Stille vor dem Sturm?

Eine Weile ein bleiern lastendes Schweigen. Dann kommt es plötzlich über das Pflaster des Marktes, eilige, schwere Tritte — etwa eine Rotte von Franktireuren, die nun die Lokale absuchen will nach den verhaßten Deutschen? Dumpf dröhnt es draußen an die Tür. Unwillkürlich stockt das Herz, aber da — eine Erlösung! Plötzlich Laute in deutscher Sprache: »Sind Deutsche hier drinnen?« Schnell wird geöffnet, und man sieht sich einer Patrouille gegenüber, ausgesandt aus dem Rathaus drüben, die nun auch die hier versammelten Landsleute in ihren Schutz nimmt. Die Herren vom Autopark gehen jetzt zu ihren Leuten und Wagen. Kurz nur ist der Weg, aber dennoch erfordert jeder Schritt Überwindung. Hinter all den hundert Fenstern und Türen lauert ja der Tod. Im heimtückischen Schweigen, aber er kann jeden Augenblick von neuem hervorbrechen mit höllischem Knallen und Prasseln wie vorhin. Doch merkwürdigerweise läßt man den kleinen Trupp unbehelligt, der so glücklich zu den Seinen kommt.

Hier fanden sie die Leute, wie nur zu begreiflich, in höchster Erregung vor. Völlig ahnungslos waren die bei ihren Wagen befindlichen Fahrer ja von dem furchtbaren Geschieße überrascht worden, das plötzlich von vorn und hinten, von rechts und links auf sie und die vorüberziehende Bagage aus allen Fenstern ringsum niederging. Wie erstarrt war da zunächst ein jeder gewesen, wo er gerade stand oder saß. Aber dann suchte man Deckung, im oder unter dem Wagen, wie es gerade anging. An eine Abwehr des Angriffs war ja in diesem höllischen Wirrwarr nicht zu denken, wußte man doch gar nicht, wohin zielen, und lief man doch Gefahr, den eignen Freund zu treffen. Grausig und nervenaufpeitschend war dies Bild, die vorbeiziehende Bagage in dem höllischen Geprassel. Pferde stürz-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten zu Boden und schlugen wild um sich, unter entsetzlichem, schrillem Gewieher. Einige der Tiere hatten sich losgerissen und rasten nun, toll vor Aufregung, zwischen der Bagage und den Autos umher. Jeden Augenblick war man so in Gefahr, von den sinnlos gewordenen Tieren überrannt und zerschmettert zu werden, sofern die Kugeln nicht schon dies Geschäft besorgten.

Nach dem ersten Feuerüberfall war auch hier eine Zeit der Ruhe eingetreten. Aber dann ging der Spektakel von neuem los, als das auf dem Bahnhof befindliche Bataillon, das schon mit dem Verladen beschäftigt war, durch das Schießen in der Stadt aufgestört, zurückkam. Da richteten sich auf die Ankömmlinge von neuem die Hunderte von Feuerschlünden und spien ihr Verderben. Die Deutschen aber eröffneten jetzt ihrerseits vom Bahnhof aus ein wütendes Feuer auf die Straße, von wo dieser heimtückische Überfall kam. So geriet der Autopark in das heftigste Kreuzfeuer von Freund und Feind — eine Situation, wahrlich nicht zum Lachen. Ein wahres Wunder muß es unter diesen Umständen genannt werden, daß bei diesem Höllenwirrwarr kein Menschenleben von den Unsern verlorenging, sondern daß wir nur einige Verwundete hatten. Nicht zuletzt ist dies wohl dem tapferen Verhalten des uns damals beigegebenen Führers unsrer militärischen Begleitmannschaften, des Oberleutnants von der S., zu danken, der, ein hochgewachsener Mann, zu seiner vollen Höhe aufgerichtet, säbelschwingend über die freie Straße lief, nach vorn zu unser feuernden Infanterie, und ihr zurief: »Halt! Nicht schießen! Hier deutsche Truppen!« So verstummte denn endlich das Feuer in der Richtung des Autoparks, und diese Gefahr war abgewandt. Es blieb aber noch Gefahr genug in dieser Situation. Wollte es das Unglück, daß nur ein einziger Benzinbehälter an einem der Autos durch einen Schuß zum Entzünden gebracht wurde, so sprang das Feuer unfehlbar bei dem dicht zusammengedrängten Park von Wagen zu Wagen über, und mit dem überaus wertvollen Wagenmaterial, mit Hunderten von Autos, die für den schnellen Durchmarsch durch Belgien nach Frankreich geradezu unentbehrlich waren, wären sicher auch viele der Unsern zugrunde gegangen. Wir haben es nachher, im weiteren Verlaufe des Feldzuges, ja wiederholt erlebt, wie schnell, geradezu im Handumdrehen, auf solche Weise ein Auto in Flammen stehen kann, so daß unter Umständen für die Insassen nicht einmal mehr die Zeit bleibt, sich noch durch einen Sprung zu retten.

Aber auch diese Gefahr ging vorüber, und nun begann der Gegenangriff von deutscher Seite, der rettende und rächende Ansturm empörten Zorns gegen die feigen Meuchelschützen, die Vernichtung ihrer Schlupfwinkel — Dinge, die ja aber genugsam bekannt geworden sind.

Bei dem der Niederwerfung Belgiens folgenden schnellen Vorstoß der 1. Armee (von Kluck), der der Autopark für die ganze Dauer seines Bestehens zugeteilt war, nach Frankreich hinein, fiel dem Park im besonderen die wichtige Aufgabe zu, der weit vorgeschobenen und daher in Verpflegungsschwierigkeit geratenen Heereskavallerie Munition und Verpflegung, besonders Hafer, nachzuführen und sie dadurch wieder aktionsfähig zu machen. Diese Aufgabe mußte bis in die erste Septemberhälfte hinein erfüllt werden, und der Autopark kam so mit der Spitze unsrer Armee bis in das Vorgelände des Festungsgürtels von Paris. In jenen Wochen haben Fahrer und Wagen des Parks ganz Außerordentliches geleistet. In großen Kolonnen, oft mehrmals täglich, wurden Millionen von Patronen, ja selbst Artilleriemunition in den offenen Wagen zur Front befördert, zu den kämpfenden Truppen hin, denen, wenn sie sich verschossen hatten oder ohne Verpflegung für Menschen und Tier waren, unser Autopark damals oft als Retter in der Not erschien. Unsre Leute kamen so oft unmittelbar aufs Gefechtsfeld, aber niemals schraken sie vor Gefahr und Mühsal zurück. Die Leistungen unsrer Fahrer waren bisweilen geradezu erstaunlich. Wiederholt mußten sie an vierzig Stunden oder gar länger noch am Steuer sitzen. Da fiel wohl manchmal dem einen oder dem andern ein Auge zu, so daß der Begleitmann neben ihm, selber wohl eben erst aus dem Nicken auffahrend, ihm mit einem freundschaftlichen Rippenstoß wieder die Lebensgeister wachrufen mußte.

In jenem zweiten Abschnitt des Krieges gab es aber für das Auto noch andre wichtige Aufgaben. Wiederholt wurden In-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fanterietruppen ins Gefecht geworfen, da, wo schnellstes Eingreifen nötig war. So wurden zum Beispiel wiederholt Mannschaften von der Brigade Lepel zu den Gefechten im Walde von Compiègne durch unsre Autos gebracht. Ebenso wurden kleinere Kommandos von Pionieren und Jägern schnell hier- und dorthin geschoben, so namentlich bei den wiederholten heftigen Durchbruchsversuchen der Franzosen bei Noyon in der ersten Septemberhälfte. Dazu gesellten sich Aufklärungsfahrten, die über die Bewegung der feindlichen Truppen Aufschluß ergeben sollten, sowie Sprengkolonnenfahrten, wobei es sich darum handelte, im Rücken des Feindes wichtige Bahnverbindungen, Brückenbauten usw. zu zerstören. Diese Unternehmungen waren natürlich nicht gefahrlos und brachten die Teilnehmer häufig genug ins feindliche Feuer, wobei wir mehrfach auch ernste Verluste zu verzeichnen hatten. Besonders gilt dies von den Sprengkolonnenfahrten, die in Gemeinschaft mit Pionieren ausgeführt wurden. Bei Nacht und ohne Licht, oft auf geradezu halsbrecherischen Wegen, querfeldein, wurden die feindlichen Vorposten und Vortruppen durchbrochen, bis man ans Ziel kam, an die zu sprengende Brücke oder den betreffenden Bahnübergang. Inzwischen graute aber schon der Morgen, da mußten denn Autos und Mannschaften den Tag über und mitunter wohl gar die Nacht und wieder einen Tag sich im Gehölz verborgen halten, die Wagen mit Zweigen so gut wie möglich verdeckt, während beständig starke feindliche Kräfte in nächster Nähe vorüberzogen, ahnungslos, daß unsre Leute sich nur wenige Meter abseits verbargen, bis wieder die Nacht kam. Dann ging es ans Werk. Im Schutz der Dunkelheit vollzogen die Pioniere die Vorbereitungen zur Sprengung. Sobald diese aber vor sich gegangen war, hieß es eilends wieder zurückgehen, denn in der Stille der Nacht wurde das Getöse der Sprengung natürlich meilenweit gehört und lockte den Feind heran. Oft genug kam es dabei zu ernsten Zusammenstößen, und es ereignete sich dann wohl, daß das Sprengkommando gänzlich vernichtet wurde. So bemerkt die Verlustliste des Autoparks bei vierzehn unsrer Leute an den Tagen vom 20. bis 25. September: »Von einer Fahrt mit einem Sprengkommando nicht wieder zurückgekehrt.« Von ihrem Schicksal, ihrem Ende ist nie eine Kunde zu uns gedrungen und wird nun wohl auch keine mehr kommen.

Aber auch noch wichtige Aufgaben andrer Art wurden dem Autopark übertragen. So war zum Beispiel das schnelle Vorrücken des Feld- und Etappentelegraphen, der doch mit der vorstoßenden Armee immer Schritt halten mußte, nur mit Hilfe des Parks möglich, ebenso wie er in den ersten Wochen, als bei dem schnellen Vorstoß die Feldpost noch nicht ihre Tätigkeit entwickeln konnte, auch Brief- und Telegrammbeförderung übernahm. Und endlich — aber nicht an letzter Stelle — ist hier der Verwundetentransporte zu gedenken, die nunmehr durch große geschlossene Kolonnen erfolgten. Als höchste Tagesleistung wurde hierbei einmal die Beförderung von rund 1200 Verwundeten vom Gefechtsfeld zu den rückwärtigen Lazaretten verzeichnet. In der Zeit vom 31. August bis Anfang Oktober wurden auf diese Weise rund 8500 Verwundete befördert. Für den Sanitätsdienst hat damit der Autopark gleichfalls verdienstvoll gearbeitet und mit dazu beigetragen, daß manch Verwundeter durch schnelle Behandlung und gute Unterkunft gerettet wurde. Auch die Beförderung von Sanitätspersonal und Verbandzeug wurde vom Autopark übernommen.

Mit dem Stillstand der Vorwärtsbewegung in Frankreich und der Entwicklung des Stellungskrieges an der ganzen Westfront von Mitte September ab erfuhr die Tätigkeit des Autoparks, wie nicht ausbleiben konnte, eine starke Einschränkung. Seine Hauptaufgabe blieb von da ab der Transport von Verwundeten in großen Kolonnen von der Front zu den Etappenlazaretten. Nur zweimal noch betätigte sich der Park in größerem Umfange auch taktisch. Dies war Ende Oktober und Anfang November, wo er mit seinen Kolonnen viermal Offiziere, Unteroffiziere und Nichtkanoniere von der Front an der Aisne aufs schnellste zum Yserkanal hinaufbeförderte, um dort bei den heftigen Kämpfen mitzuwirken; und sodann in jenen Januartagen, wo die erbitterte Schlacht bei Soissons tobte und der Autopark im Verein mit den Kraftfahrtruppen der 1. Armee Infanterie ins Gefecht zu bringen hatte. Beide Male war es mir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergönnt, als Führer einer Kolonne hieran teilzunehmen.

Unvergeßliche Eindrücke namentlich empfing ich auf meinen beiden Fahrten zum Yserkanal, die mit zu meinen interessantesten Feldzugserinnerungen gehören. Interessant allein zunächst schon automobilistisch, denn es handelte sich darum, in kürzester Zeit mit einer großen Autokolonne die beträchtliche Strecke von fast 400 Kilometer zurückzulegen. In einem Falle gelang mir dies mit einer wirklichen Fahrzeit von nur neun Stunden, eine Leistung, die nur der Fachmann richtig einschätzen kann. Für eine Einzelfahrt will das zwar nicht viel besagen, aber wer jemals eine Autokolonnenfahrt mitgemacht hat, wo für gewöhnlich alle halbe Stunde einmal ein Wagen versagt, der weiß wohl, was das heißen will. Der Artilleriekommandeur, den ich damals als rangältesten Offizier bei mir im Führerwagen hatte, war denn auch über diese Leistung unsers Autoparks höchst erstaunt und sprach seine wärmste Anerkennung dafür aus, die natürlich nicht mir, sondern vielmehr unsern wackeren Fahrern galt, die eben durch sorgfältigste Pflege und Führung ihrer Wagen diese außerordentliche Leistung ermöglichten, eine Leistung, die so recht zeigte, ein wie wertvolles Werkzeug das Auto im Felde zu sein vermag.

Aber auch in andrer Hinsicht waren jene Fahrten voll der tiefsten Eindrücke. Man weiß es ja heute allgemein: jene Kämpfe in den Herbsttagen da oben am Yserkanal gehörten zu den härtesten und erbittertsten des ganzen Feldzuges. Unsre eben ausgebildete Jungmannschaft, die Kriegsfreiwilligen aus Berlin, stand da ohne allmähliche Schulung im Felde plötzlich einem überlegenen und kriegserprobten Gegner mit seinen Kerntruppen gegenüber, unter denen sich zum Teil auch wilde, exotische Völker, besonders Indier, befanden. Hierzu gesellte sich noch die große Schwierigkeit des Geländes zwischen See und Kanälen: ein Überschwemmungsgebiet, wo bei jedem Spatenstich im Schützengraben gleich ein Wasserbach hervorquoll.

So also war der Kampf hier oben sehr schwer, die ganze Situation sehr ernst. In dunkler Nacht kam ich da mit meiner Kolonne in der Gefechtsstellung an. Schon vorher boten sich düsterschwere Bilder: auf der nachtdunklen Straße unabsehbare Kolonnen, die sich aneinander vorüberdrängten auf den grundlosen, aufgeweichten Wegen, wir mitten hindurch mit unsern Automobilen, oft nur haarscharf an Wagen und Geschützen vorüber — ein wahres Wunder, daß man überhaupt noch durchkam. Und dies alles ohne Laternen, denn der gleißende Lichtkreis der Scheinwerfer hätte uns ja alsbald das feindliche Artilleriefeuer auf den Hals gezogen. Zwischen den schiebenden und drängenden Kolonnen kamen uns kleine Trupps von Einwohnern entgegen, weinende Frauen und wimmernde Kinder, die Männer ein armseliges Bündel auf dem Rücken — Bewohner der belgischen Dörfer da vorn an der Front, die von der Artillerie ihrer eignen Landsleute in Grund und Boden geschossen waren. Heimatlos geworden, ohne Hab und Gut, irrten sie nun durch die Dunkelheit; ihnen nach herrenloses Vieh: meckernde Ziegen und grunzende Schweine, um die sich hier kein Mensch mehr kümmerte.

So kamen wir wiederholt in ein Dorf, das noch rauchte und qualmte und eben noch Zeuge eines erbitterten Nahkampfes gewesen war. Wohl war der Feind jetzt aus seinen Mauern gewichen, aber um so ergrimmter funkte seine Artillerie nun hinein, um uns das Festsetzen in dem Ort zu verleiden. Unvergeßliche Bilder boten sich da dem Auge. So, als ich das eine Mal den Divisionsstab suchte und ihn endlich in dem nur noch einer Ruine gleichen Dorf in dem letzten erhaltenen Hause fand, einer armseligen Spelunke von Wirtshaus, wo zugleich der Stabsarzt seinen Verbandplatz eingerichtet hatte. Bei trübem Lichterschein lagen die Verwundeten auf dürftiger Strohschütte, und in einer Ecke stand die Gruppe des Stabes, bei dem unausgesetzt Meldungen eingingen, die von dem schweren Ernst der Stunde zeugten. Und dann jene eine Nacht droben auf dem einsamen Gehöft, der letzten Zufluchtstätte des Stabes, der schon viermal an diesem Tage das Quartier hatte wechseln müssen. Jedesmal, kaum daß er eingezogen, wurde es durch Leuchtraketen oder Glockensignale verräterischer Zivilisten dem Feinde verraten, und alsbald krachten die Granaten herein. Da saß man nun da oben in der armseligen Stube des Bauernhofes beieinander, im ständigen Dröhnen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Schüttern der Granaten, die immer näher kamen wie in einem heimtückischen Suchen — wann würden sie ihr Ziel erreichen? Und draußen tobte indessen der Entscheidungskampf: schwere Umgehungs- und Durchbruchsversuche des Feindes, der nur noch zwei Kilometer von uns ab war. Stundenlang ein unaufhörliches Prasseln der Maschinengewehre drüben aus Dixmuiden, das Krachen der Granaten und zerspringender Minen, alle Augenblicke das taghelle Aufleuchten der Leuchtraketen, die uns suchten und der feindlichen Artillerie ausliefern wollten — ein Nachtbild von so grausiger Größe, daß es jeder Schilderung spottet. Und dazu unser Gehöft noch umschlichen von Heimtücke und Hinterlist. In dem dunklen, nächtlichen Walde um uns lauerte auch der Tod. Ein Mann, der unvorsichtig sich nur für eine Minute vor das Gehöft wagte, brach alsbald mit einem Aufschrei zusammen, von der Kugel eines Heckenschützen niedergestreckt.

Das waren so die Eindrücke von jenen Tagen am Yserkanal.

Aber noch ein ganz andres Erlebnis hatte ich da oben: ich durfte auch Bekanntschaft mit der »Dicken Berta« schließen, sie bei ihrer Arbeit bewundern. An einem jener Tage war es — ein dienstlicher Auftrag führte mich ein Stück rückwärts hinter unsre Front —, da sah ich auf einer Waldlichtung an einer Straßenkreuzung sich ein merkwürdiges graues Riesenungeheuer erheben. Gewaltige Kräne und Hebearme waren an der Arbeit, irgendeine monströse Maschine aufzubauen. Was konnte das nur sein? Näher fuhr ich heran. Auf einmal aber durchzuckte mich ein Ahnen: das mußte eins unsrer berühmten 42-cm-Geschütze sein, die Riesenkanone von Krupp, die »dicke Berta«! Ich sprang vom Auto und ging zu der Gruppe von Offizieren, die dem Aufbau des stählernen Ungeheuers dort zuschauten, und alsbald wurde mir die Gewißheit: Ja, sie war es! Und eine Schwester von ihr stand drüben über der Straßenkreuzung, gleichfalls durch rundherum eingepflanzte Tannenbäume und übergelegtes Gezweig gegen Fliegerblicke wundervoll gedeckt. Um drei Uhr nachmittags sollten die beiden Riesengeschütze hinüberfunken nach Dixmuiden. Punkt drei fiel der erste Schuß. Es war ein Erleben für mich. Von dem leitenden Ingenieur mit Watte versehen und den Mund geöffnet, trotzdem wir uns schon in respektvolle Entfernung zurückgezogen hatten, sahen wir nun dem Abfeuern zu, das ein Kanonier mittels einer langen Schnur bewirkte. Eine furchtbare Entladung, daß uns die Knie zitterten und uns der Boden unter den Füßen schütterte; tief senkte sich das riesige Rohr des Geschützes wie in plötzlicher Verbeugung zur Erde nieder und richtete sich dann wieder zu seiner Steillage auf. Seiner Mündung entquoll indessen ein gewaltiger, massiger Rauchkranz, und oberhalb dieses Kranzes, anscheinend nur ein paar Meter höher, sah man nun auch das Geschoß — eine riesige schwarze Granate, die jetzt in steilem Bogen zum Himmel aufstieg mit unheimlich dumpfem, heulendem Sausen. Deutlich konnte man sie verfolgen, wie sie, immer kleiner werdend, hoch und höher stieg, dreitausend, viertausend Meter, die Höhe eines Alpengipfels — nun war sie droben in den Wolken verschwunden. Aber immer noch hörte man, wenn auch schwächer allmählich, das Sausen, bis endlich ein dumpfes Krachen aus weiter Ferne den unsichtbaren Einschlag meldete.

So feuerten die beiden Geschütze umschichtig alle zehn Minuten, Tod und Verderben dort drüben in die Reihen der Feinde speiend. Dann sah ich mir die Einschlagwirkung an. Ich fuhr nach vorn bis zum Dorfe B., von wo aus man freien Blick nach Dixmuiden hatte, das mit seinen Türmen und Giebeln durch den klaren Herbsttag herüberwinkte. Da stand ich und spähte, bis daß es einen Volltreffer gab. War das ein Anblick! Wie wenn ein Riesenkrater plötzlich ausbrach, so stob im nächsten Augenblick eine gigantische schwarze Wolke zum Himmel auf, verfinsterte für Minuten den ganzen Horizont, bis daß sie allmählich wieder zu Boden sank. Das tat wohl und machte das Herz wieder froh, voll Hoffnung und Gewißheit, nach den ernsten Stunden, die man droben während des Nachtkampfes verlebt hatte. Nun wußte man es wieder, sah man es ja mit eignen Augen: alle verzweifelten Anstrengungen würden dem Feinde nichts nützen, er würde uns nicht zurückwerfen, keinen Zollbreit Bodens gaben wir hier oben wieder preis! Die Feuerschlünde da hinter uns setzten das eherne Siegel unter dies Wort.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

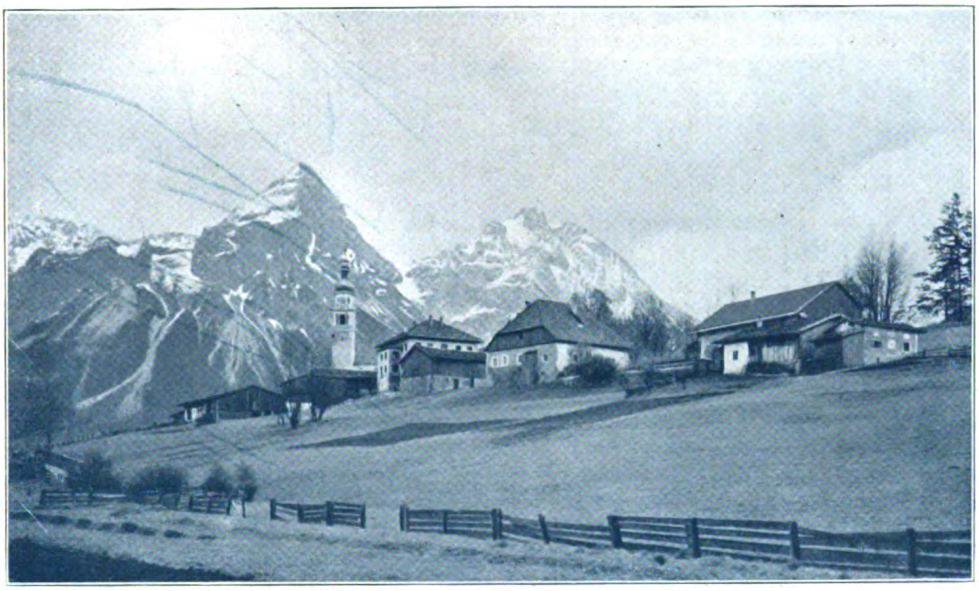
Und dann jene Nachtfahrt zur Schlacht von Soissons im Januar! Seit Tagen schon wußten wir: es war da etwas im Gange. Mit unerhörter Heftigkeit war der Artilleriekampf wieder aufgeflammt. Dumpf brüllten die Geschütze zu uns herüber von der Aisne, ununterbrochen Tag und Nacht. Da wußten wir, es gab Arbeit auch für uns. Seit Tagen waren wir in erhöhter Marschbereitschaft, warteten stündlich, minütlich auf den Befehl zum Eingreifen für uns. Und endlich kam er, eines Abends, als die frühe Dunkelheit des Wintertages sich schon über das Land gesenkt hatte. In einer Stunde mußten wir ausrücken, der gesamte Park mit all seinen verfügbaren Wagen. Zusammen mit den Kraftfahrtruppen sollten wir eine Infanterieabteilung von ihrem Standort an der Front hinaufbringen aufs Schlachtfeld von Soissons.

Das war ein Leben im Park, das ohrenbetäubende Fauchen und Rattern der anspringenden Motore, die aufqualmenden Benzindämpfe, phantastisch beleuchtet vom grellen Licht der Scheinwerfer, und dann die Abfahrt in langer, endloser Kolonne, die sich viele Kilometer weit die Straße hinstreckte. Namentlich von der Berghöhe aus gesehen ein ganz wunderbarer Anblick: diese feurig schimmernde Riesenschlange der vielen Hunderte von Wagenlichtern, die sich durch das nachtdunkle Tal auf den Krümmungen der Chaussee hinwand. Durch totenstille Dörfer ging der Weg, wo die Bewohner sonst längst um diese Stunde im Bett lagen. Der Lärm unsrer Kolonne hatte sie aber aufgescheucht. Nun standen sie vor der Haustür und starrten uns nach mit seltsam erregten Zügen. War das vielleicht die Stunde der Entscheidung? Würde die Wage des Kriegsglücks noch einmal emporschnellen zu Frankreichs Gunsten? Und dann luden wir an dunkler Straßenkreuzung die Mannschaften auf. Festes, kerniges Volk von der Waterkant — prächtige Jungen mit echt niederdeutschem Humor. Scherzend und lachend gingen sie zum blutigen Reigen, daß einem das Herz weinte und lachte in einem. Unser herrliches deutsches Volk! So brachten wir sie hinauf aufs Schlachtfeld, wo die Donner grollten und die Scheinwerfer blitzten. Möchte das Schicksal ihnen hold gewesen sein! —

Jener dritte Abschnitt des Feldzuges, die Periode des Stellungskrieges, gab dem Autopark aber auch die Gelegenheit, seine Organisation endgültig durchzubilden, wozu bei dem schnellen Vorwärtsbringen vorher nur teilweise Zeit gewesen war. Jetzt erst wurde recht eigentlich aus der damals schnell zusammengewürfelten Schar von Menschen eine einheitlich durchgebildete, gut disziplinierte Truppe gemacht. Die als Freiwillige nur im Dienstvertrag stehenden Fahrer wurden militärisch, auch im Schießen, ausgebildet, während umgekehrt die militärischen Begleitleute mit dem Wesen des Automobils vertraut gemacht wurden, so daß sie bei Reparaturen Hand mit anlegen und zum Teil auch als Reservefahrer herangeholt werden konnten. Gerade bei der Lösung dieser Aufgaben fand der Oberleiter des Parks wertvolle Unterstützung durch die Herren der Leitung, die — wie schon erwähnt — erfahrene Automobilisten waren, sowie durch die beiden Feldwebel und etwa dreißig Unteroffiziere des Parks, die sich um die militärische Ausbildung der Mannschaften besonders verdient machten.

So geschah denn alles, was geschehen konnte, und daß diese Formation von Freiwilligen und Nichtmilitärs im vollsten Umfange und jederzeit das geleistet hat, was von ihr erwartet wurde, das wurde ihr bei ihrer Auflösung im März denn auch durch den Mund von Exzellenz v. B. bestätigt, der als Etappeninspekteur der 1. Armee der oberste Chef des Autoparks war. Auch die Unerschrockenheit vor dem Feinde wurde dem Park bei dieser Gelegenheit mit warmen Worten bezeugt, für die ja auch die 26 Namen sprechen, die auf der Verlustliste des Autoparks stehen (darunter drei Herren der Leitung), anderseits aber auch die große Zahl Eiserner Kreuze, die den Leitern wie Unteroffizieren und Mannschaften verliehen worden sind. Wenn dann also auch die Auflösung des Autoparks erfolgen mußte, weil mit dem gegenwärtigen Stellungskrieg eine volle Ausnutzung der Formation nicht mehr stattfinden konnte, so hat der Autopark doch in den rund acht Monaten seines Bestehens in durchaus beachtenswerter Weise gezeigt, was das Automobil bei voller Ausnutzung in berufener Hand im Felde zu leisten imstande ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Lermoos gegen die Sonnenspitze

Die Tiroler Nordalpenbahn

Von Ernst Warburg

Mit fünfzehn Abbildungen nach Aufnahmen von Richard Müller in Innsbruck

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Täler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft!
Anastasius Grün

Ist es wirklich nötig, daß zwischen Wanderlust und Eisenbahn ewige Feindschaft gesetzt sei, wie seit Paradieseszeiten zwischen Weib und Schlange? Dürfte man den Herren Poeten glauben, so scheint es ganz so, obgleich schon vor siebzig Jahren Gottfried Keller und bereits lange vor ihm Chamisso, der Nachromantiker, das Lob des Dampfrosses und der blanken Schienenwege gesungen haben. Nun gar wenn es sich um ein Attentat auf die Berge handelt, schäumt der Zorn der Naturfreunde jedesmal von neuem auf, sobald nur der Plan zu einem neuen Bahnbau bekannt wird.

Seht, dort blinkt sie schon, die Doppelzeile,
Über Fels und Matten läuft die Spur.
Ach, sie machen uns — verdammte Eile! —
Wieder einen Strich durch die Natur.

Ich weiß nicht, von wem die Verse stammen, aber ungefähr ist das der Kehrreim aller poetischen Fremdenbuchergüsse, die sich mit dem Thema »Wanderfreude und Eisenbahn« befassen. Die so die volle Schale ihres Zorns über die »Zerstörerin der Poesie« ausgießen, bedenken gar nicht, daß sie selbst, die Wanderlustigen, am Anfang jenes Zerstörungsfeldzuges gegen die »idyllische Ruhe der Natur« stehen, der seinen letzten und mächtigsten Trumpf mit dem Eisenbahnbau ausgespielt hat. Denn Berthold Auerbach, der gewiß nicht zu den wilden Naturzerstörern zählt, hat so unrecht nicht, wenn er die Reihenfolge, die zur Legung der Eisenbahn geführt hat, mit jener Stunde beginnen läßt, da der erste Fußweg durch den Wald getreten ward. Gewiß, den Träumen und Einsamkeitsgedanken ist das Rasseln der Maschinen nicht hold. Aber finden sich nicht immer noch Orte, wo der Mensch mit sich selbst allein sein kann? Und sind solche Orte jetzt nicht öfter und leichter zu erreichen als früher und daneben begleitet von dem Wohlgefühl, nicht von den Stätten der Kultur abgeschnitten zu sein? »Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch im Reiche der Phantasie, der Umsatz in andre Erscheinungsformen ist nicht Zerstörung.« Im Gegenteil! Schafft nicht die Eisenbahn ein Stück einer neuen sittlichen Weltordnung, so eindringlich und fest, wie keine Zeit vorher ahnen konnte? »Über dem eisernen Netz strahlt ein goldenes, ein Netz von Ordnung und Pünktlichkeit, von

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Loisachbrücke bei Ehrwald mit der Sonnenspitze

Halten auf die Minute; das spannt sich über die ganze Erde, klingt in allen Sprachen. Ist das nicht ein Aufleuchten der alle Realitäten beseelenden Ideen? Und das soll nicht schön und groß sein, nicht eine Erscheinung, wie sie kein Apostel und kein Dichter vorausschauen konnte?« ...

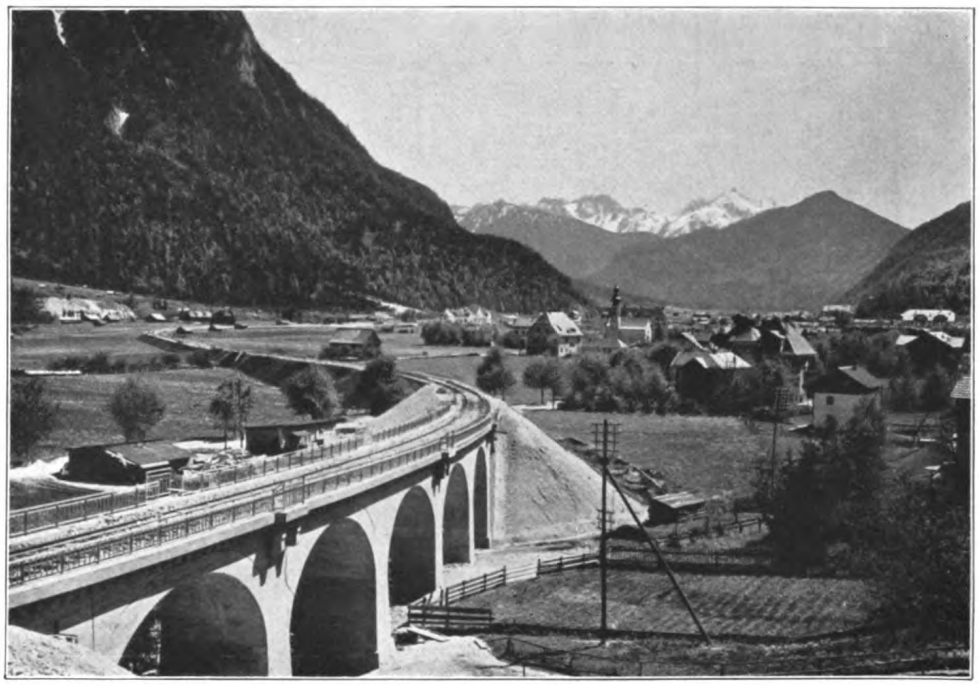
Auch als im Spätherbst 1904 zwischen Österreich und Bayern durch Staatsvertrag das Übereinkommen für eine durchgehende Linie Innsbruck—Mittenwald—Garmisch—Lermoos — Reutte — Pfronten geschlossen wurde, erhob sich das alte Wehklagen. Das Gedächtnis Hermann von Barths, des

Die Zugspitze am Wege nach Garmisch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kühnen Hochgebirgsteigers, wurde beschworen, der vor Jahrzehnten als Pionier die touristische Erschließung dieser Kalkalpengebiete begonnen hatte, und auf dessen Spuren seitdem Tausende den verborgenen Schönheiten des Karwendels und Wettersteins nachgegangen waren, Dankbarkeit im Herzen für den mutigen Bahnbrecher, aber doch auch glücklich, daß hinter den Schutzhütten und geebneten Wegen der eigentliche Kern dieses bayrisch-tirolischen Grenzgebirges genau so schwer zugänglich geblieben war wie zuvor. Und doch reichte der ungestanden, und ihr Bund hat sich verkehrspolitisch und touristisch als segensreich erwiesen.

Über den Namen der neuen Bahnstrecke will es noch immer zu keiner Einigung kommen. Es geht ihr wie einem verhätschelten Kinde in der Familie, das der Vater anders ruft als die Mutter und die Geschwister wieder anders als die Eltern. Im Volke sagt man Karwendelbahn, weil die Linie das Gebiet des ob seiner Wildheit und seines Reichtums an kühnen, seltsamen Formen in Alpinistenkreisen schon lange berühmten Karwendelgebirges erschlossen hat; amtlich



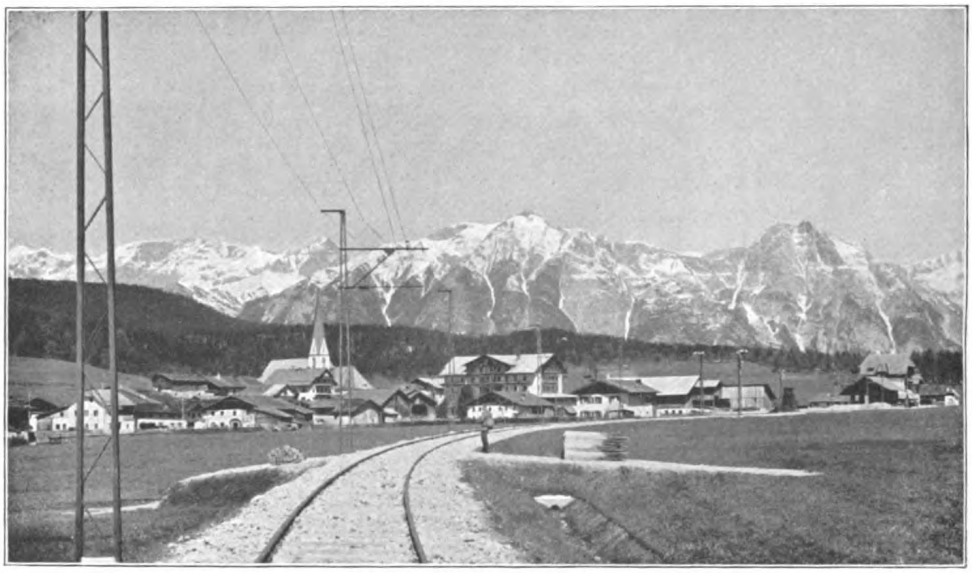
Mittenwald mit Viadukt

erschrockene Alleingeher Barth, der den ersten Karwendelgipfel bezwungen und dann in jahrelanger unermüdlicher Arbeit ein vordem allein den Jägern, Holzknechten und Sennern gehörendes Gebiet erschlossen hatte, seine Hand unmittelbar dem nicht minder kühnen und zähen Innsbrucker Dr.-Ing. Joseph Riehl, der als erster den Gedanken der Tiroler Nordalpenbahn faßte und sich durch keine Hindernisse und Schwierigkeiten entmutigen ließ, ihn auch durchzuführen bis ans Ende. Die man immer noch für Feinde und Widersacher hält: Naturfreude und Technik, sie haben an der Wiege dieses Plans in friedlicher Eintracht als Paten

heißt sie Mittenwaldbahn nach der Grenzstation zwischen Österreich und Bayern; von Rechts wegen aber müßte und sollte man »Tiroler Nordalpenbahn« sagen, weil die neue Strecke nicht einem einzigen Orte oder einer einzigen Gebirgsgruppe zuliebe erbaut worden ist, sondern ihr Schienenweg, der zum erstenmal die nördlichen Kalkalpen zwischen Arlberg und Kufstein durchbricht, und dessen nordwestliche Verzweigung hinübergreift in das Lechtal, nach Reutte und zum Plansee, mit einem Schlage drei Kalkalpengruppen dem großen Verkehr öffnet: das Karwendel, den Wetterstein und die östlichen Lechtaler Berge.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um die verkehrspolitische Wichtigkeit der im Mai 1913 in vollen Betrieb genommenen Linie zu erkennen, braucht man nur einen Blick auf die Karte Nordtirols und Südbayerns zu werfen. Da findet man, daß die »Mittenwaldbahn« (um amtlich zu sprechen), deren natürliche Fortsetzung nach Süden die Brennerbahn bildet, sich mit ihrem Schwerpunkt nach dem Verkehrsgebiet von Augsburg neigt, für Tirol also als Nordbahn aufzufassen ist oder auch, wenn man ihre Zweiglinien nach Reutte und die Anschlußstrecken nach Kempten-Ulm in Betracht zieht, als Nordwestbahn. Dem Vergnügungsreisenden freilich erscheint sie zuerst und vor allem als neue reizvolle Verbindung zwischen München und Innsbruck wichtig: mag die alte Linie über Kufstein ungleich leistungsfähiger sein, für ihn entscheiden die am Wege liegenden Naturschönheiten und die Ausblicke, und darin gebührt der neuen Strecke zweifellos der Vorrang.



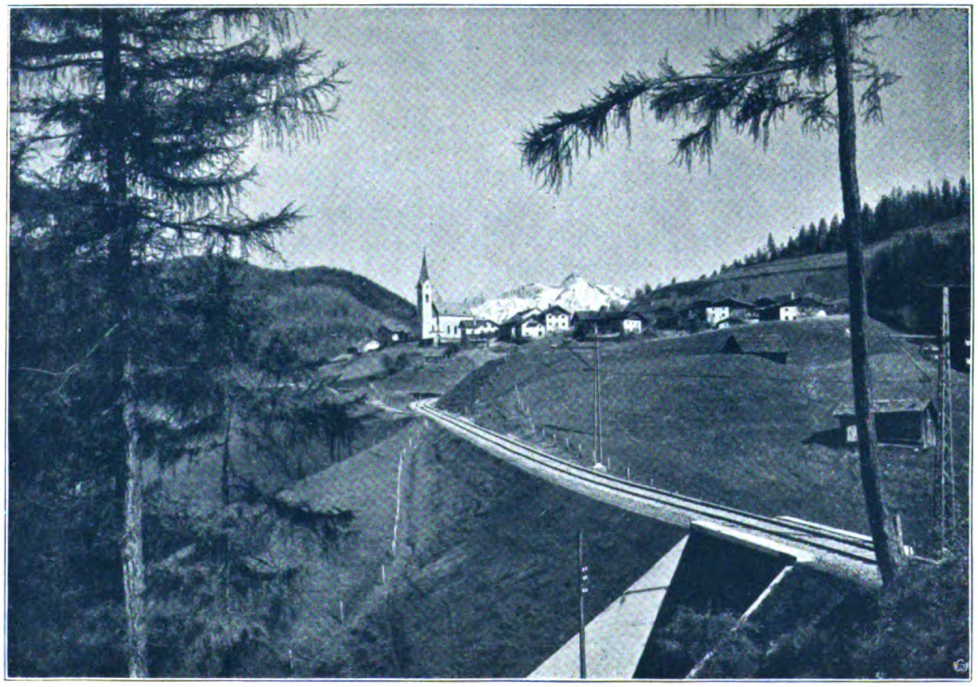
Seefeld mit dem Wetterstein

Bis Garmisch-Partenkirchen war die Bahn (rund 100 Kilometer) dem Alpenreisenden ja lange schon bekannt und vertraut. Bis dahin zog uns das Dampfroß; jetzt wird eine elektrische Lokomotive vorgespannt, die sich ihre Kraft — Einphasenwechselstrom mit 15 Perioden und 10 000 Volt Spannung — aus dem eignen, am Ruetzbach nahe der Stephanbrücke bei Innsbruck gelegenen Elektrizitätswerk holt. Während der Wechsel vor sich geht, haben wir Zeit, die stattliche, zweckbewußte Schönheit des neuen Garmischer Bahnhofs zu bewundern und einen Blick in das immer näher zueinander wachsende Doppeldorf zu tun, das seit Eröffnung der Bahn einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, ohne der Bodenständigkeit seiner Architektur auch in den stolzesten Neubauten untreu zu werden. Dann heißt es »Einsteigen!«, und nun uns die Elektrizität mit der ihr eignen sanften Sicherheit und Ruhe zunächst ostwärts dahinträgt, genießen wir mit freiem Blick nach rechts und links durch die breiten Glasfenster noch einmal die ganze malerische Talrunde in ihrer heiteren Erhabenheit wie ein immer wechselndes Wandelbild. Noch einen letzten Blick auf die von den Hängen des Kramer zu uns herniedergrüßende Ruine Werdenfels — dann, bald nachdem wir den ganz in Grün gebetteten kleinen Kurort Kainzerbad passiert haben, übersetzt die Bahn auf einer eisernen Brücke von fünfzig Meter Länge die Kanker und fährt, in mehreren Windungen leicht ansteigend, weiter durch die wilde Kankerschlucht und hügeliges Mattenland zur Station Kaltenbrunn. In der Fahrtrichtung tauchen die wildzerrissenen Felsgrate des Karwendels auf, aber auch nach rückwärts entfaltet sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auland mit dem Wetterstein

ein Bergbild von stolzer Schönheit: zum letztenmal zeigt sich uns die Zugspitze, das Wahrzeichen des Garmisch-Parten-kirchener Tals, das Sehnsuchtsziel und der Triumph so manches Hochtouristen. Aber merkwürdig! Diesmal drängt sich vor den



Dorf Reith mit dem Wetterstein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Fragensteintunnel mit Blick auf die Erlspitzen

Gedanken an den Weg nach oben ein andrer: dort auf dem Gipfel hauste der brave Josef Rieger, der, als ihm am 1. August vorigen Jahres der Fernsprecher die Kunde vom Kriegsausbruch und von seiner Einberufung zutrug, nichts weiter antwortete als »I kimm glei!« — Worte einer so schlichten, gelassenen Selbstverständlichkeit und so bezeichnend für den Geist des deutschen Volkes in jenen Tagen, daß sie verdienen, weit hinaus über das in französischer Erde geschaufelte Grab des tapferen Burschen sein Gedächtnis bei uns zu bewahren.

Mittlerweile haben wir uns, nach Überquerung der alten Reichsstraße und einer Wendung nach Südostsüd, dem herrlichen Bergkranz genähert, der die Landschaft im Süden umschließt und den Eingang ins Tiroler Land beschirmt: Schöttlkarspitze, Wörner, Tiefkarspitze, Karwendelspitze, Arnspitze und Wettersteinwand. Während wir die Riesen noch aneinander messen, hat sich unser Weg ins Isartal hinabgesenkt, und vor uns liegt Mittenwald, der altehrwürdige oberbayrische Markt- und Grenzort.

Hier lohnt es sich wohl, eine Weile Rast zu halten. Auch Goethe hat es getan, als er 1786 auf seiner ersten italienischen Reise den Ort berührte, obgleich ihm das Wetter unhold war und ihn hier — am 7. September! — eine Kälte wie im Februar empfing. Der Geschichte des Ortes, wie er's sonst so gern tat, ist er nicht weiter nachgegangen. Sonst hätte er von den staffelförmig gebauten, altertümlich-stattlichen und malerischen Häusern am Markt und in der Hauptstraße die Bedeutung des Ortes in ferner Vergangenheit abgelesen, als Mittenwald auf der über den Seefelder Sattel führenden Handelsstraße zwischen Bozen und Augsburg noch ein wichtiger Stapel- und Umlegeplatz war; oder er hätte dem Geigenbau nachgespürt, der damals, vierzig Jahre nach dem Tode seines Begründers Michael Klotz, des Amati-Schülers, dem inzwischen die dankbare Nachwelt in der Mitte des Ortes ein anmutiges Bronzedenkmal gesetzt hat, noch in seiner vollen Blüte stand. Machte uns der Himmel ein gleich garstiges Gesicht wie dem Dichter, wir wüßten wohl, was wir täten: wir lüden uns auf ein Stündchen oder zwei in einem der freskengeschmückten Häuser bei irgendeinem alten Geigen- oder Zithermacher zu Gast, und die Zeit sollte uns beim Plaudern und Zusehen nicht lang werden. Auch zu einem Besuch der Leutaschklamm reicht es wohl, wenn der auch nur einen bescheidenen Vorgeschmack von all den köstlichen Spaziergängen und bald zahmeren, bald kühneren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bergtouren zu geben vermag, an denen die Umgebung von Mittenwald Überfluß hat. Aber dazu gehörten Wochen, und wir sind doch nur Bahnreisende, die der Fahrplan zur Eile treibt.

Bald hinter Mittenwald nähern wir uns dem Tirolischen. Wir kommen nach Scharnitz-Paß, wo wir zugleich mit der Paßhöhe (957 m) auch die bayrische Grenze überschreiten und auf österreichischen Boden gelangen. Die Landschaft wird wilder und gewaltiger; wir befinden uns bereits im Reiche des Karwendels. »Nun aber,« schreibt Goethe in seiner »Italienischen Reise«, »bei dem Glanz der aufgehenden Sonne, die dunklen, mit Fichten bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen und dahinter die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau — das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.«

Scharnitz! Zollrevision!« Der erste Aufenthalt auf tirolischem Boden. Ein Dorf mit noch nicht 600 Einwohnern, aber ein wichtiger und beliebter Ausgangspunkt für Wanderungen und Hochtouren ins Herz des Karwendelgebietes, münden hier doch die drei für den Alpenwanderer ergiebigsten Karwendeltäler: das Karwendeltal, das Hinterautal und das Gleirschtal. Doch auch geschichtlich hat der Ort seine Bedeutung. Es ist ein oft und hart umkämpftes Gebiet, durch das der Zug jetzt gleitet. Namentlich in den Tiroler Sturmjahren 1805 und 1809 ist hier viel Blut geflossen. Am meisten wohl in jener Nacht des Jahres 1805, als 13 000 Franzosen unter Marschall Ney und General Loison ein kleines Häuflein von 600 bis 700 Österreichern umgingen, es zwischen zwei Feuer nahmen und so vollständig niedermachten. Von der Porta Claudia, der starken Befestigung, die die Erzherzogin Claudia von Medici, die Witwe des Erzherzogs Leopold V., zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte errichten lassen, und die gegen Ende des 18. Jahrhunderts der drohenden Feindesgefahr wegen neu in Verteidigungszustand gesetzt worden war, stehen seitdem nur noch ein paar malerische Ruinen. Goethe fand die Grenze noch mit einem Wall geschlossen, der das Tal verriegelte und sich an die Berge anschloß. »Es sieht gut aus,« verzeichnete er, »an der einen

Blick vom Schloßbachtal auf Zirl mit der Ruine Fragenstein und den Kalkkögeln

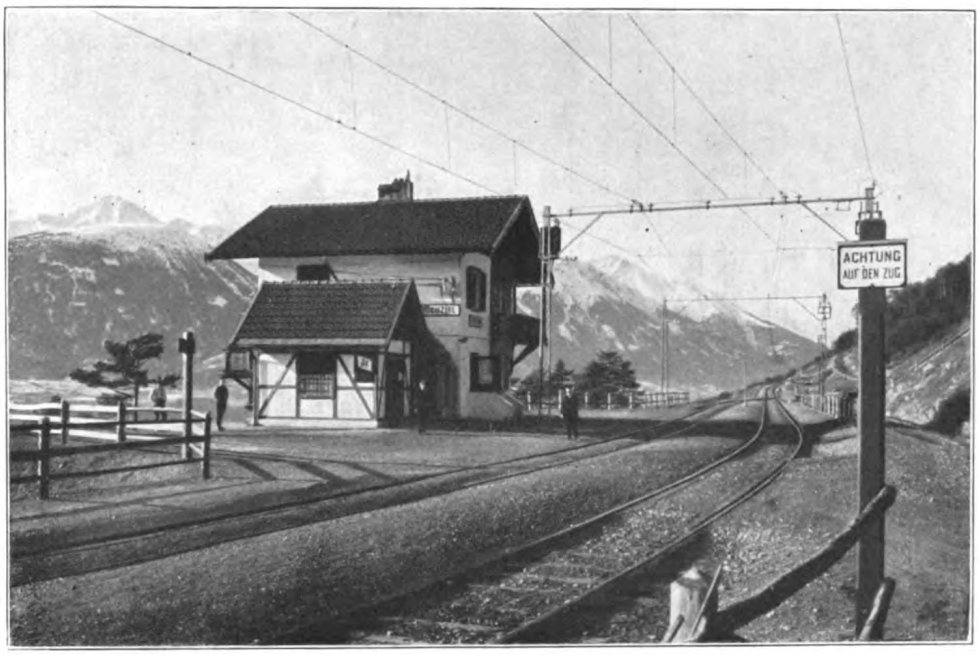
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite ist der Felsen befestigt, an der andern steigt er senkrecht in die Höhe.« Von jenen kriegerischen Ereignissen der Vergangenheit hat die Gegenwart den Bewohnern dieses jetzt eben von strahlendstem Sonnenschein überschütteten sauberen Dorfes nur die Jagdleidenschaft gelassen. Manches Marterl im Hochwald erzählt von blutigen Begegnungen zwischen Jägern und Wildschützen; ringsum die Täler, aus denen die Zuflüsse der Isar kommen und die ostwärts hineinführen in das Karwendelgebirge, sind weithin berühmte Jagdgründe, wo hohe Herren dem Weidwerk auf Gemsen und Hirsche obliegen und sich nicht einmal des Jägerlateins zu bedienen brauchen, wenn sie abends im Wirtshaus von einem vierzig- bis fünfzigköpfigen Gemsenrudel erzählen und die Hirsche, die sie angesprochen haben, gar nach Hunderten rechnen.

Die Schloßbachbrücke

Hinter Scharnitz, dessen Bahnhof hoch über dem Dorfe liegt, geht es bald stark aufwärts, über Gießenbach und Seefeld, dessen wiesengrüne, mit dunklen Tannen umstandene, von glitzernden Bächen durchwundene Hochfläche die Wildheit der Gebirgszüge lieblich unterbricht, bis die Bahn bei dem Weiler Aulanд ihren höchsten Punkt erreicht (1185 m). Auch in Seefeld könnte es uns gelüsten, ein Weilchen Rast zu halten; aber gerade dieser Ort warnt uns mit seiner Sage vom Ritter Oswald Milser, der beim Abendmahl eine extra große Hostie für sich verlangte, vor Übermut und Begehrlichkeit. So bleiben wir hübsch artig im Zuge, wissen wir doch auch, daß jetzt erst — hinter Reith, das wie ein Vogelnest am Rande der Hochfläche klebt — die größten landschaftlichen Schönheiten der Bahnlinie beginnen. Hingerissen eilt das entzückte Auge dem zu Tal gleitenden Zuge voraus. Der Ausblick in der Fahrtrichtung wird von Minute zu Minute schöner. Wohl ist der Blick begrenzt und durch waldige Berghänge und trotzige Felswände abgeschlossen, aber von fern grüßen schon die Oetztaler und Stubaier Bergketten, vor allem die schöngeformten, zierlichen Kalkkögel, die Dolomiten Nordtirols, in tiefem Blau herüber. Und jetzt — was sich da vor uns so frei und weit entfaltet wie ein grünes, saftiges Laubblatt, das eben seine Knospe gesprengt hat: es ist das Inntal mit lachenden Dörfern und Siedlungen auf seinem Boden und mit einem Mittelgebirgszuge zur Seite, auf dessen grüner Hochfläche sich nach und nach

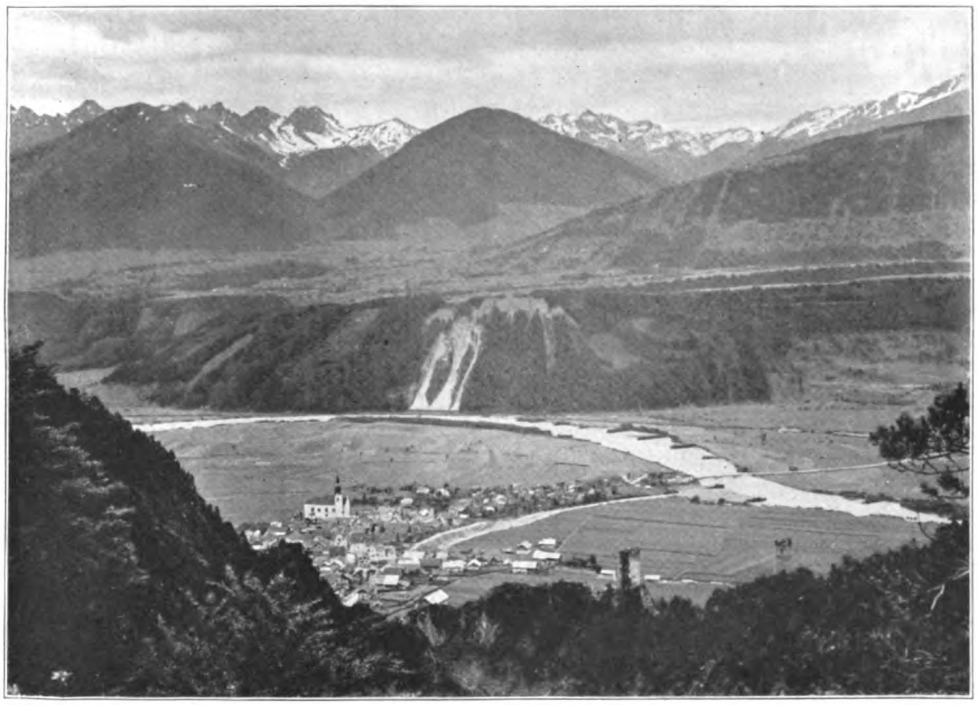
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Station Hochzirl

eine ganze Reihe von Ortschaften wie blinkendes Kinderspielzeug aufbauen.

Als wollte sich die Technik von der Natur nicht beschämen lassen, beginnt auch sie jetzt ihre Künste und Wunder zu zeigen. Nachdem die Bahn eben erst auf einem 90 m langen Viadukt den Gurglbach übersetzt hat, durchfährt sie den 105 m langen Leithener



Blick auf Dorf Zirl mit den Kalkkögeln

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Innsbruck, von der Weiherburg gesehen

Tunnel, den ersten von den siebzehn, die auf der kurzen Strecke bis Innsbruck zu passieren sind. Bald darauf wendet sich der Zug in scharfer Kehre nach Norden und rattert dann über den 19 m hohen Kaiserstandviadukt, so geheißen nach dem Kaiser Maximilian, dem letzten Ritter, der hier sein bevorzugtes Jagdrevier hatte. Immer wilder, immer malerischer gestaltet sich nun unsre nächste Umgebung. Der 400 m lange Fragensteintunnel führt uns tief in das Innere des Kalkgesteins, eine ganze Reihe schnell aufeinanderfolgender Viadukte und eine 56 m weite Eisenbrücke bringen uns über die wilde Schloßbachklamm, ehe wir in den 772 m langen Schloßbachtunnel und gleich darauf in die vier Vorbergtunnels tauchen.

Sollen wir ihnen zürnen, daß sie uns so oft den Ausblick auf die sich immer wieder leise verschiebenden Tal- und Bergschönheiten versperren? Oder sollen wir dankbar sein, daß sie uns mit ihren Unterbrechungen die Empfänglichkeit bewahren? Wenn wir bei Hochzirl halten, entscheiden wir uns für die Dankbarkeit. Denn ohne jene Unterbrechungen — woher hätten wir die frische Aufnahmefähigkeit genommen für den unvergleichlichen Talblick, der sich da plötzlich vor uns öffnet. Dreihundert Meter tief zu unsern Füßen liegt, überragt von den Überresten der auf stolzer Höhe thronenden Burg Fragstein, mit seinen weitleuchtenden roten Ziegeldächern das stattliche Dorf Zirl im Grün der Obstbäume begraben, ehedem ein schöner altertümlicher Ort, dann nach dem verheerenden Brande von 1908, der an einem einzigen Sonntagnachmittag 164 Wohnhäuser einäscherte, als Musterdorf neu wieder aufgebaut. »Die Lage ist unbeschreiblich schön,« bekennt auch Goethe, »und«, setzt er hinzu, als wäre er bei gleich prächtigem Wetter und zu gleicher Tagesstunde mit seinem Postillion zu Tal gefahren wie wir, »der hohe Sonnenduft macht sie ganz herrlich.« Ja, weit schweift der Blick über die freundlichen Fluren des Inntals und seine Ortschaften, hinter denen sich die gipfelreiche Stubaier Gruppe aufbaut, sie, deren vergletscherte Häupter mit dem duftigen Blau des leuchtenden Himmels fast in eins verrinnen. Schöner kann das Bild auch dem vor vier Menschenaltern gen Italien fahrenden Götterliebling nicht geglänzt haben!

Tief unten ein grüner Teppich, das schöne Tal des Inn,
Wie Fäden durchs Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin;
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zuhauf
Und schaun wie Friedhofhügel zu — Maxen mahnend auf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ja, wir sind im Bereiche der sagenumwobenen Martinswand, an der sich einst, am Ostermontag 1490, Kaiser Maximilian, der edelste Weidmann der Geschichte, auf der Jagd verstiegen hatte und tagelang, »Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand«, zwischen Tod und Leben schwebte, bis ein Engel, von Gott gesandt — ungläubige Gemüter freilich, darunter auch Anastasius Grün, meinen, es sei ein Zirler Gemsjäger oder ein Bergmann gewesen —, ihn sicher zu Tal geleitete.

Wir alle haben sie wohl aus der Schule noch im Gedächtnis, die Verse aus dem »Letzten Ritter«, und erinnern uns noch des Schauers, den sie uns über den Leib gejagt haben:

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittichs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt.
Wollt' einer von hier zum Tale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behau'n.

Sind wir inzwischen waghalsiger oder sind wir schwindelfreier geworden? Uns

Innsbruck: Herzog-Friedrich-Straße und Goldenes Dachl

Innsbruck: Altstadt mit Stadtturm

will es dort oben, auch wenn wir nicht an die künstlichen Drahtseile und Geländer denken, die man neuerdings auf dem Wege angebracht hat, gar nicht mehr so todesgefährlich scheinen. Schon Goethe meinte, er »getraute sich wohl ohne Engel zu dem Platze hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre«.

Der Wildreichtum dieser Gegend war im 14. und 15. Jahrhundert weithin berühmt. Selbst dem braven Nürnberger Handwerksmeister und Meistersinger Hans Sachs ist er zu Ohren gedrungen, und treuherzigbieder wie alles, was ihm kund ward, hat er ihn besungen:

Der Zirelberg mit nam genendt,
Auf dem hatten in steineswend
Ir wonung steinböck und die gembsen.
Die sah ich aus klüften und klemsen
Auf dem stechligen Felsen klebern
Aintzig in dem gebirg umb webern.

Wir durchqueren die Wand auf die verwegenste und zugleich gefahrloseste Art: in einem Tunnel, dem Martinswandtunnel, dem längsten der ganzen Bahnstrecke (1809 m). Seine Sohle liegt 260 m über der Zirler Reichsstraße und führt 50 m über der Kaiser-Max-Grotte durch den Fels. Entläßt uns der Tunnel wieder ans Tageslicht, so breitet sich vor unsern über-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

raschten Augen am blitzenden Band des Flusses die Landeshauptstadt Tirols aus; und nachdem wir noch einmal zwei kürzere Tunnel durchfahren haben, grüßen uns schon die Türme und Kuppeln Innsbrucks, ja sogar einzelne Häuser mit ihren in der Abendsonne glitzernden Fenstern, im Südosten umsäumt von den schneeigen Gipfeln der Zillertaler Gruppe, ganz im Osten überragt von der duftig umblauten zierlichen Doppelspitze des Kellerjochs.

Noch ein langes Stück fahren wir so dahin zwischen der wilden, aber höchst malerischen Einsamkeit der Felsenwelt hier oben und dem lachenden Grün des geselligen Tals. Tief und tiefer senkt sich die Bahn durch neue Tunnel, über neue Viadukte, und immer neue Blicke gönnt uns der Weg. Hinter Kranebitten kommt der letzte Tunnel der Strecke, der 208 m lange Kerschbachtunnel, mit dem die Bahn vom Berghang Abschied nimmt, um sich dem sanfteren Hügelgelände zuzuwenden und alsbald, hinter der Haltestelle Allerheiligenhöfe, auf einem langen Damm ins Tal hinabzugleiten.

Das Landschaftsbild erfährt noch einmal eine jähe Wandlung. Während wir uns bisher, an der Berglehne entlang fahrend, an dem Talblick freuten, wächst jetzt das gewaltige Bergmassiv vor uns auf, das wir eben verlassen haben: nun erst, da wir auf der Talsohle sind, gewahren wir seine großartigen Formen und lernen seine mächtigen Maße richtig schätzen. Und allmählich steigt nun auch die ganze Nordkette, an deren Fuß Innsbruck liegt, vor uns empor, Gipfel reiht sich an Gipfel, Wand an Wand, und staunend ermessen wir, rückschauend, welche Höhen wir überwunden haben.

Noch einmal hält der Zug, ungefähr in der Talmitte bei Hötting — dann geht es über eine imposante eiserne Brücke auf das andre Ufer des Inntals und weiter auf dem 360 m langen Inntalviadukt zur Station Innsbruck-Westbahnhof, wo uns schon der Stadtbezirk aufnimmt. Und da ist ja auch, dicht vor unsern Augen, schier zum Greifen nahe, Innsbrucks Wahrzeichen, der Berg Isel mit seiner düster bewaldeten Kuppel. So drohend erhebt er sein Haupt, als wollte er immer wieder an das »derb-rote Bauernblut« gemahnen, das er in den Tiroler Freiheitskämpfen getrunken hat. Begütigend wie der sanfte Druck einer friedespendenden Hand legt sich auf unsre kriegerischen Erinnerungen der Anblick des zu Füßen des Berges gelagerten Klosters Wilten; ehe wir uns aber noch des sinnvollen Gegensatzes recht bewußt geworden sind, rufen die Schaffner: »Innsbruck-Hauptbahnhof!«, und die Tiroler Hauptstadt, die wie keine andre Gebirgssiedlung den Namen der »idealen Alpenstadt« verdient, nimmt uns in ihre Arme.

Wir sind am Ende unsrer Fahrt, die wie ein lyrisch-idyllisches Gedicht begann, zum Epos aufwuchs und dann sich steigerte zum schroff und steil gegipfelten Drama, um uns endlich wieder der lebendigen Geselligkeit von Natur, Kunst und Geschichte zurückzugeben, in der sich unsre Freiheit zu tausend neuen Möglichkeiten entfalten darf.

Kleine Ballade

Hans Jürgen, Ritter auf Falkenstein,
War Junker bei den Husaren.
Sie lagen in einem Chateau beim Wein,
Hans Jürgen mit siebzehn Jahren.

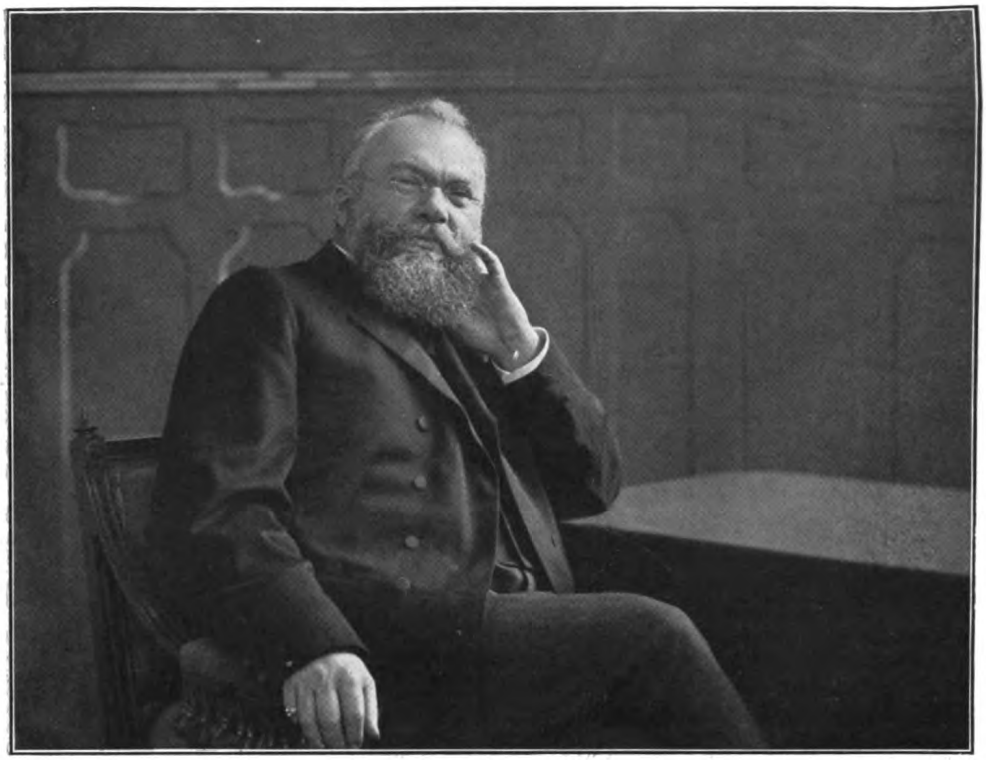
Und prahlten gar sehr mit Liebelein —
Ein Schuß fiel ab und zu.
Hans Jürgen, Ritter auf Falkenstein,
Der hörte schweigend zu.

Bis daß auch an ihn die Reihe kam —
Was der wohl von Liebe weiß!
In beide Hände den Degen nahm
Hans Jürgen stumm und heiß:

„Ich lieb' meinen Kaiser und mein Land!" ...
Gar still war's um ihn her.
Zwei Tage drauf den Junker man fand —
Er reitet längst nicht mehr.

Heinrich Zerkaulen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karl Lamprecht

Karl Lamprecht

Ein Wort des Gedächtnisses. Von Dr. Peter Petersen (Hamburg)

Die Leipziger Universität beklagt den Verlust eines ihrer besten Söhne. Von einer auf Wunsch leitender Kreise unternommenen Fahrt nach den von uns besetzten Teilen Belgiens und Nordfrankreichs kehrte der Historiker Karl Lamprecht schwerkrank zurück und verschied am 13. Mai nach kurzer Krankheit. Am Himmelfahrtstage gab man dem Toten das letzte Geleit und ehrte mit menschlich höchstem Maß diesen Gefürsteten unter den Gelehrten.

Die große Bedeutung Lamprechts liegt gewiß zuerst auf seinem Fachgebiete der Geschichtswissenschaft, allein der Einfluß seiner Forschungen wie seiner rastlos schöpferischen und gewinnenden Persönlichkeit ist über den Rahmen des Lehrfaches beträchtlich hinausgegangen. Wie wenige Gelehrte, hat er nachhaltig und tief auf das historische Denken der Zeitgenossen überhaupt eingewirkt, ihnen neue Fragestellungen, Zusammenhänge und Deutungen aufgenötigt. Er beherrschte mit seinen jugendlich hellen Augen und den nie ruhenden Gedanken der breitgebauten Stirn weithin Denken und Schaffen vor allem des jüngeren Geschlechts und gehört somit unzweifelhaft zu den Kulturgestaltern der letzten Jahrzehnte.

Für Wissende war diese Wirkung Lamprechts stets allem Scheine fern; denn sie beruhte auf der gewaltigen Fülle eignen Wissens, eigner Ansichten und Urteile und entströmte einer kernharten, echt deutschen Persönlichkeit. Der kaum Sechzigjährige hat in der doch beschränkten Schaffenszeit von dreieinhalb Jahrzehnten eine Arbeit geleistet wie kaum ein deutscher Gelehrter vor ihm im gleichen Zeitraum.

Lamprecht (geb. 25. Februar 1856) leitete seine wissenschaftliche Betätigung mit einer Geschichte des französischen Wirtschaftslebens im 11. Jahrhundert ein; 1882 erschien »Initial-Ornamentik des 8. bis 13. Jahrhunderts«, 1885/86 »Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter« in drei Bänden und 3031 Seiten stark, das Ergebnis eines jahrelangen Studiums tausender Urkunden des Rhein- und Mosellandes. Im Anschluß hieran schrieb Lamprecht Skizzen zur rheinischen Geschichte, arbeitete in zwei Bänden die niederrheinisch-westfälische Städtechronik aus, erläuterte eine wertvolle Trierer Handschrift und fand dabei noch Zeit, die römische Frage bis auf Ludwig den Frommen zu verfolgen. Nun erst — so daß der leichtfertige Vorwurf des Dilettantismus diesem in sachlicher Kleinarbeit wahrhaft erprobten Gelehrten nie hätte gemacht werden dürfen — begann er die Herausgabe der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Deutschen Geschichte«, die heute mit sechzehn Bänden und drei Ergänzungsbänden abgeschlossen vorliegt und seit 1912 in fünfter Auflage erscheint.

Daneben war Lamprecht Herausgeber der beiden ersten Abteilungen der »Allgemeinen Staatengeschichte«, tätiges Mitglied der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte, insbesondere aber umsichtiger und tatkräftiger Direktor des Königlich Sächsischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte. Dieses Institut hatte er bereits im Sinne moderner »Forschungsinstitute« ausgebaut und betrieb nun im letzten Jahrfünft lebhafter den Zusammenschluß aller Kultur- und historischen Wissenschaften der Leipziger Universität zu einem großen Forschungsinstitut für Geisteswissenschaften. Ein halbes Jahr vor seinem Tode, am 1. November 1914, hat er die Eröffnung der »König-Friedrich-August-Stiftung« erleben dürfen, die zwölf staatliche, den Universitätsinstituten als besondere Abteilungen angegliederte Forschungsinstitute umfaßt. Lehre und Forschung sind hier innig verbunden, und damit ist ein wichtigster Antrieb zur Fortbildung unsrer Universitäten überhaupt gegeben, wird der Weg zu ihrem Ausbau im Sinne von Lehr- und Forschungsanstalten gewiesen. Dazu beanspruchten Lamprecht die mannigfachen Pflichten eines Lehrers und Beamten einer staatlichen Universität, die er stets mit voller Hingebung und oft unter den schwersten persönlichen Kämpfen erfüllt hat. Er stand ja immer im literarischen Kampf und zu unerschrockener Gegenwehr gerüstet, seit kurz nach Erscheinen des ersten Bandes der »Deutschen Geschichte« der heftige Streit um die neue Methode einsetzte, der in fast allen europäischen Sprachen geführt worden ist. In dieser langen Fehde festigten sich seine Anschauungen zunehmend, klärten und entwickelten sich jedoch auch in nicht unerheblichem Grade.

Worum ging der Kampf?

Lamprecht hatte es, als Historiker vom Fach, zum erstenmal gewagt, den Begriff der »Geschichte« über die Betrachtung der großen Männer und des Staatlich-Politischen auf das Ganze der Kultur auszudehnen. So stellte er die wirtschaftlichen Faktoren geschichtlichen Lebens ein, in der Erkenntnis, daß sie nicht »Schein« seien, sondern »ein lebendiger, verursachender, gleichberechtigter Teil der Geschichte selbst«. 1903 gab er als erster, im zweiten Bande »Zur jüngsten deutschen Vergangenheit«, eine Darstellung von Wirtschaft und Gesellschaft vom allgemein geschichtlichen Standpunkt aus und nach sozialpsychischer und entwicklungsgeschichtlicher Methode. Lamprecht hatte den wirtschaftlichen Faktoren von Anfang an die ganze Reihe der »sozialpsychischen« angeschlossen: Gesellschaft, Recht, Verfassung, Sprache, Sitte, Kunst, Mythus, Religion. Was seit Aristoteles' Zeiten als Kanon gegolten hatte, daß die Geschichte dem Einzelnen, dem Singulären nachzugehen habe, das durchbrach ein Historiker vom Fach. Lamprecht besaß ein starkes Empfinden dafür, daß menschliches Handeln nicht nur singular, sondern auch typisch ist, und besonders für das typische Geschehen hatte er einen scharfen Blick, für die »Art- und Zeiteigenschaften«, die allgemein-menschliches Handeln bedingen.

Damit änderte sich notwendig auch die Methode der Geschichtsforschung. An die Stelle der beschreibenden setzte Lamprecht die entwickelnde Methode. Der Historiker solle nicht nur aufzählen, aneinanderreihen, womit nur ein äußerlicher Zusammenhang erzielt würde, sondern »von der kleinsten Zelle geschichtlichen Lebens her entwickeln«. Erst wenn alle leitenden Kräfte des geschichtlichen Geschehens einer Epoche aufgedeckt sind, läßt sich das geistige Gesamtverhalten, d. i. die »Kultur« dieser Zeit, feststellen. Unter den mannigfaltigen seelischen Erscheinungen hat der Historiker dann denjenigen seelischen Zustand aufzusuchen, der diese Zeit gleichsam beherrscht, belebend durchdringt und sich als »psychische Dominante« in Wirtschaft und Recht, in Kunst und Wissenschaft, in Glaube und Kultus wie in jeglicher Äußerung der Kultur kundgibt. Das höchste Merkmal eines »Kulturzeitalters« ist somit gewonnen, und die gesamte geschichtliche Entwicklung verläuft in solchen Zeitaltern, die langsam, in bestimmter Regel und in einer notwendigen Reihenfolge ineinander übergehen. Die deutsche Geschichte gliederte Lamprecht zuerst in ein symbolisches, typisches, konventionelles, individuelles und subjektives Zeitalter und glaubte später, sie als Epochen der Weltgeschichte überhaupt bezeichnen zu können.

Die stete seelische Zergliederung geschichtlicher Zustände und Persönlichkeiten forderte von selbst enge Fühlung mit der Psychologie. Die Geschichte ward mehr und mehr zu einer Art »angewandter Psychologie«, zur »Psychogenesis«, trat aber zugleich anregend und wegweisend der Psychologie gegenüber auf. Lamprecht hat als erster den großen Wert der Kinderzeichnungen* erkannt. Sie sollten das durch keine historische Quellen erschließbare erste Zeitalter aller geschichtlichen Entwicklung, das sogenannte »phantastische«, erschließen helfen. Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte birgt heute ungefähr zweihunderttausend Kinderzeichnungen aus wohl allen Erdteilen.

* Vgl. den Aufsatz »Internationale Kinderzeichnungen im Dienste der Geschichtswissenschaft« von Joh. R. Kretzschmar (Juliheft 1909).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit 1900 trieb es Lamprecht immer stärker zur Universalgeschichte. Er hatte gefunden, daß in der deutschen Geschichte durch Rezeptionen und Renaissancen fremder Kulturen eigenartige Verschmelzungen und Entwicklungen verursacht wurden. Erscheinungen unsrer völkischen Geschichte konnten oft nur in ihrem Zusammenhang mit der gesamteuropäischen Geschichte, häufig nur im Rückgang auf die alte Kultur von Rom und Hellas verstanden werden. Das führte ihn schließlich zu der Erkenntnis, daß die für die deutsche Geschichte aufgefundenen Kulturzeitalter von allen Völkern, wenn auch nicht in derselben Weise und Ausdehnung, durchlaufen würden, und daß eine Durchdringung und Befruchtung der Kulturen allgemein stattfinde. Sodann wurde die universalgeschichtliche Forschung nötig zur Kontrolle für die Wahrheit aller historischen Erkenntnis, ihre Sicherheit zu verbürgen und Aussicht auf eine ständiger währende Haltbarkeit historischer Urteile zu erlangen. Diese letzte und höchste geschichtliche Forschung konnte nur kulturgeschichtlich sein, wie schon in Rankes »Weltgeschichte« das Politische vor dem Kulturgeschichtlichen von selbst zurücktrat. Denn »ob das kaiserliche Haus von Japan von der Amaterasu abstammt, oder wann Kaiser Wuti lebte, und selbst wann er Eroberungen gemacht hat«, kann uns völlig gleichgültig sein. Alles Individuelle hat vor dem Gemeinsamen auszuscheiden. Das weltgeschichtlich Zusammenschließende sah Lamprecht vielmehr »in den flüssigen, gleichsam erbleichten Elementen, die universalgeschichtlich an erster Stelle fortzuleben bestimmt sind. Es sind dies die Elemente höchster geistiger Betätigung: die Elemente der Sittlichkeit und Religion, noch mehr der Kunst, Dichtung und Wissenschaft; sie erst recht konstituieren den weltgeschichtlichen Zusammenhang«.

Diese neue methodische Durchdringung der geschichtlichen Überlieferung hat zu einer neuen Gesamtansicht der Geschichte geführt. Die Geschichte sieht nicht mehr vornehmlich auf die »Blüten der Menschheit«, sie ist nicht mehr Biographie der großen Persönlichkeiten. Die Fürsten und ihre Staatsmänner treten zurück und in die Mitte ihrer Völker; sie alle werden von gleichen Wogen getragen. Der große Mann, der »Held«, meistert nicht mehr kraft seines Genies die mehr oder minder passive Masse der Gesellschaft, sondern dieser wird ein reiches Eigenleben zugeschrieben. Der Held erscheint zunächst als Erzeugnis seiner Zeit und seines Volkes, abhängig von ihrer Kultur. Doch hat Lamprecht nie jener blassen Umwelttheorie gehuldigt, die das innere Heiligtum der Persönlichkeit aus den Strebungen der jeweiligen Umwelt wähnt restlos erschließen zu können; eine »Willensknechtung der Kultur« lehnte er mit Entschiedenheit ab. Held im Sinne seiner Geschichtsauffassung ist vielmehr jeder, der zum Meister seiner Zeit in der von ihm betätigten Richtung wird. Die Zustände sind gleichsam elastisch, und große Männer sind die, »welche die mit dieser Elastizität gegebenen Spannungsweiten in der dem ganzen historischen Körper, um den es sich handelt, immanenten Richtung am erfolgreichsten ausdehnen«. Auch der Staat wird dem Brennpunkte des historischen Interesses entrückt, die politische Geschichte zu einem Teilgebiet neben Wirtschafts-, Literatur- und Kunstgeschichte. Staatsform und Staatskunst müssen psychogenetisch begriffen werden.

Der Gewinn liegt im Zusammenschluß aller Faktoren des geschichtlichen Geschehens, der natürlichen, individuellen und sozialpsychischen. Den ganzen Reichtum des Schaffens einer Zeit muß der Historiker heben; nichts Menschliches darf ihm fremd bleiben. Palast und Hütte, Park und Flur, Staatsrat und Gemeindething, Tragödie und Volkslied, Kupferstich und Kinderkunst — in allem bewundert er die Äußerungen menschlichen Geistes, geht den inneren Zusammenhängen nach und bringt in die Gesetzmäßigkeiten ein, welche sich hier offenbaren.

Zersetzend und klärend haben diese Gedankenreihen in den Jahrzehnten nach 1891 gewirkt. Unbestreitbar hat sich jeder wertvolle methodische Fortschritt innerhalb der Geschichtswissenschaft seitdem an der Kritik Lamprechtscher Sätze oder im Bunde mit ihnen vollzogen. Alle Historiker von Namen sind zum Bekenntnis genötigt worden; schon die dritte Auflage des ersten Bandes der »Deutschen Geschichte« konnte dem Vorwort ein Verzeichnis von 110 Streitschriften anfügen, das Ergebnis achtjähriger Kämpfe!

Auch die schriftstellerische Leistung dieses Historikers regte an wegen der staunenswerten Architektonik seiner Gedankenwelt, der Kühnheit und Neuartigkeit seiner Ideen, der fast prophetischen Kraft im Ahnen und Durchschauen historischer Begebenheiten. Und doch blieb, bei der festen Begründung im selbsterarbeiteten Stofflichen, das Gefühl des Phantastischen fern, selbst da, wo leichte Verzeichnungen hervortraten oder vorläufige Brücken geisteskühn errichtet waren. Dazu zwang der herb-persönliche Stil seiner Schriften zur Stellungnahme. Sprache und Satzbau waren nicht schlicht und anspruchslos wie bei Niebuhr und Giesebrecht, nicht diplomatisch-feierlich und abgewogen wie bei Ranke, sondern lebhaft, gelegentlich stark barock, immer reich durchsetzt mit Bildern und aus andern Wissenschaftsgebieten, besonders der Kunst und Naturwissenschaft, zum Vergleich und zur Veranschaulichung entlehnten Begriffen. Ein echt impressionistischer Stil! Die den Menschen ganz erfüllenden Eindrücke, das im starken Erleben innerlich Erschaute ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

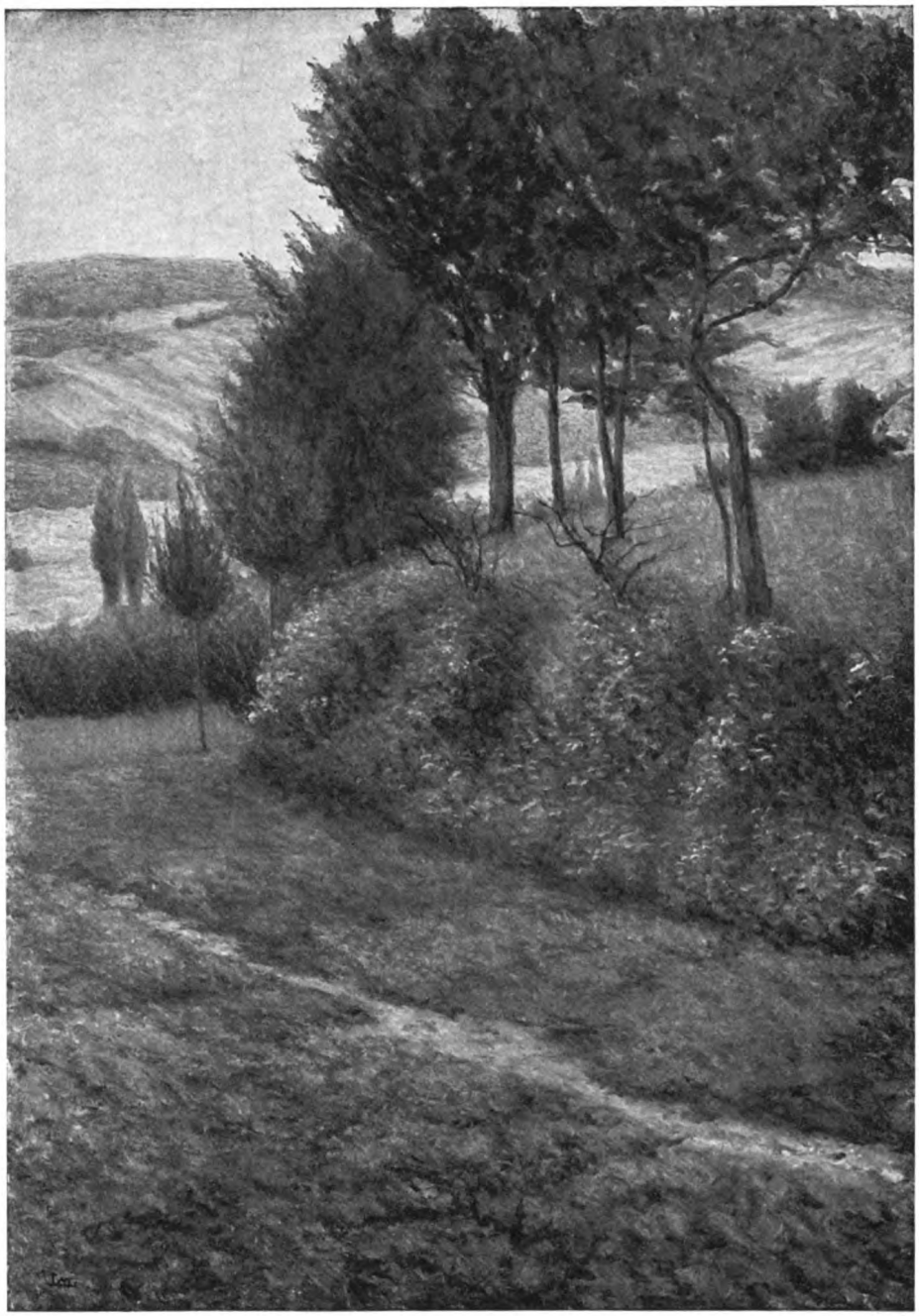
schmähten gern die Abklärung und letzte Reife, vor allem die fremde Hülle klassischer Sprachrhythmik. Galt es nachempfindend das Leben der Vergangenheit wiederzugeben, so schmiegten sich Abschnitte wohl den Ausdrucksmitteln jener Zeit an. Für Teile der älteren deutschen Geschichte ward die Sprache der alten Epen, auch Tacitus, Vorbild; Kapitel über Verfassung und Recht wurden belebt durch die Symbolik und Bildersprache der Quellen. Auf die Charakteristik Luthers, die viel umstrittene Zeichnung Bismarcks und Wilhelms II., nach ihrem Gegensatz als reizsamer Naturalismus, hier reizsamer Idealismus, sei hingewiesen* und dann auf die »Amerikaner«, die Eindrücke von der Reise durch Kanada und die Vereinigten Staaten im Jahre 1904 wiedergibt. Was der Reisende im Fluge sah und hastig ergriff, ist in blitzartig aufleuchtenden Skizzen festgehalten und mit aller Frische und Voreingenommenheit eines ersten Urteils rücksichtslos hingestellt, so daß es die Gemüter jenseit des Wassers ungewöhnlich stark erregte. So konnte Lamprecht nicht anders, als in jedem Werke sich selbst zu geben, ohne das Urteil der Zeitgenossen zu fürchten, das sich gern an ihm ausließ.

Diese leidenschaftliche Persönlichkeit mußte es drängen, nach außen zu wirken, ihre Ansichten in kurzen Abhandlungen, Flugschriften und offenen Briefen, nicht zuletzt als Redner der deutschen Öffentlichkeit vorzulegen. Unzähligemal hat Lamprecht so in Zeitfragen eingegriffen, hat vor vielen Tausenden gesprochen. Der Historiker sollte nach seinem Bekenntnis nicht nur »Archivar seiner Zeitgenossen« sein, sondern die Gegenwart erhellen helfen, nicht nur mit Licht aus der Vergangenheit her, vielmehr sie durch Urteil und Vergleichung zersetzen; er sollte Gärungsmittel und Fermente liefern. Das bildete ein Hauptziel der Ergänzungsbände zur »Deutschen Geschichte«, die mit viel gewaltsamem Urteil und herausfordernder Sprachkunst die seelische Entwicklung unsers Volkes in der jüngsten Vergangenheit durchprüften. Der Gegenwart zu dienen, wagte Lamprecht 1913 eine Biographie unsers Kaisers, die den Gegensätzen, aber auch der Entwicklung dieser widerspruchsvollen hohen Persönlichkeit feinfühlig nachging. In den Kriegsmonaten wandte er sich nicht aufklärend an das Ausland, wie es so mancher deutsche Professor in bester Absicht, aber in größter Weltunkenntnis getan hat. Er hatte alle Achtung vor dem guten Willen, aber der Erfolg konnte nur »grausig« sein. Was er zu sagen hatte, das ging unmittelbar ans deutsche Volk, dem seine ungeteilte Liebe lebenslang gehörte. In einem Schriftchen würdigte er den »Deutschen Aufstieg 1750—1914«; seine Kriegsvorträge erschienen in der Hirzelschen Sammlung »Zwischen Krieg und Frieden« unter dem Titel »Krieg und Kultur«.

Tiefste Verehrung und Liebe fand Lamprecht allezeit in seinem großen Schülerkreise, dem er sich in seiner natürlichen Freundlichkeit und Güte ganz hingab. Das Geheimnis seiner Wirkung auf die studierende Jugend lag nicht in dem stets jugendliche Gemüter anziehenden Neuen oder in Rede- und Lehrtalent allein, sondern darin vor allem, daß er die Jugend verstand und mit ihr fühlte, und daß er den Interessen jedes Einzelnen nachging, lieber weckte und anspornte als vorschrieb. Mit bewundernswerter Selbstlosigkeit ließ er in seinem Institut jüngeren Dozenten völlig freie Hand, selbst solchen, die seine Anschauungen nicht teilten. Auf solche großherzige Weise bewies er die Wahrheit jener Worte, die er bei Eröffnung des kulturhistorischen Instituts seinen Schülern zurief: »Seien Sie Ihr eigner Bischof und Ihr eigner Fürst in allem, was Sie zu denken haben!« Es ist wohl ohne Beispiel in der Universitätsgeschichte, daß ein Mann von so starken Überzeugungen und solchem Einfluß den Begriff einer »Schule« im Sinne wissenschaftlicher Machtpolitik nicht kannte, sich auch darum nicht sorgte. Mit hohem Recht hat er einem Gegner vorgehalten: »Ich kenne keine Schule, sondern nur eine Erschließung neuer, unendlich reicher historischer Arbeitsgebiete, und freue mich über jeden, der auf diesen Gebieten arbeitet, gleichviel ob für oder gegen meine sogenannte ‚Lehre', die ja selbst in stetiger Entwicklung ist. So gehen wir völlig getrennte Wege.« Immer wertete Lamprecht nach dem persönlichen Geist, der im Schüler trieb, wenig nach dem Grad des Verhältnisses zu seinen Anschauungen. Des sind unanfechtbare Zeugen die »Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte«, zumeist Arbeiten, die aus dem Leipziger Institut hervorgingen, mehr noch die fernere wissenschaftliche Betätigung ehemaliger Schüler, die auf eignen Wegen in scheinbar losester Fühlung mit den Gedanken des Lehrers vorwärtsschreiten. Gegner freuten sich bereits dieser »Auflösung« der Schule, allein es ist überaus wahrscheinlich, daß nun nach dem Tode ein enger Zusammenschluß aller derer erfolgen wird, die von Lamprecht ausgegangen sind. Auch hier wird der Tod eine verbindende Macht werden; Gedächtnis und Geist des großen Mannes werden weit übers Grab hinaus stärken und lebendig bleiben.

* Dem weitesten Kreise zugänglich in der von Dr. Hans Helmolt herausgegebenen »Porträtgalerie aus Lamprechts deutscher Geschichte«, erschienen in Reclams Universal-Bibliothek.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Max Lieber: Am Hang

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Alten von Gerschauen

Erzählung von Artur Brausewetter

I

Der Abend dämmerte auf. Der Zug, der eine Anhöhe zu überwinden hatte, fuhr langsamer. Über die Berglehne voll jungen Waldes krochen weitgedehnte Schatten, nichts hörte man als das Fauchen der Maschine, die alle Kraft anstrengte, das Hindernis zu nehmen.

Der Zug war anfangs stark besetzt gewesen, denn die Pfingstferien, die in diesem Jahre früh fielen, hatten begonnen. Je weiter der Abend vorschritt, um so mehr leerten sich die Abteile. Frische junge Mädchen mit blühenden Augen und Wangen sprangen vom Trittbrett, einer Mutter oder Geschwistern entgegen, die auf dem Bahnsteig ihrer harrten. Ein freudiges Begrüßen und Umarmen, ein lebhaftes Fragen und Erzählen, dann wurde der Wagen bestiegen, der auf der kleinen Station harrte, und hinaus ging es mit pochendem Herzen in die Freiheit, in die Heimat, in das Leben.

Mehrere Male schon hatte Camilla das Bild beobachtet, denn der Zug, der es wohl nie sehr eilig hatte, weilte heute auf jeder Station eine kleine Ewigkeit. Ihre eignen Kindheitstage waren mit ihm wach geworden, wo sie auch an solch einem Abend in die Ferien fuhr, wenn auch nicht ins Elternhaus, so doch zu einem entfernten Verwandten, der sie aus der Pension der dumpfen Stadt auf sein schönes Gut, in sein lichtes Haus lud.

Jetzt machte sie nach langer, sehr langer Pause wieder eine Reise aufs Land. Eine Freundin, deren Mann im Felde stand, hatte sie auf ihr großes Gut gebeten, aus dem sie im Herbst hatte fliehen müssen, und auf dem sie jetzt wieder friedlich und sicher wohnte.

Ihr war diese Einladung gerade recht gekommen. Ihr Gastspiel als Mariamne und Judith in dem Neuen Schauspielhause der Provinzialhauptstadt, das einen dieser Zeit angemessenen ernsten Spielplan pflegte, war beendet, und die schönen Frühlingstage sollten ihr eine kurze Erholungsfrist gewähren. Wie freute sie sich auf die Stille und auf die erquickende Luft des Landes, die sie wer weiß wie lange nicht geatmet hatte, und die sie nach mancher Arbeit und inneren Erregung wieder jung und stark machen sollte!

Sie sah aus dem Fenster. Alles um sie her so still und geborgen, verheißendes Keimen, fleißiges Arbeiten, jetzt noch zu so später Stunde, vor der Pflugschar die dampfenden Pferde — man sollte es nicht glauben, daß hier in der nächsten Nähe einmal der Feind gewütet. Aber bis an diesen Strich des gesegneten ostpreußischen Landes konnte er nicht gedrungen sein. Keine leise Spur der Verwüstung, nicht einmal der Unordnung war zu sehen.

Langsam wie der Zug kroch die Zeit. Trübe und regenschwer hing der Himmel über der dunkelnden Erde. Das Abendrot verblaßte, die ersten Tropfen fielen, wie harte Finger pochten sie an die Scheiben. Die Nacht herrschte, der Zug stampfte durch ihr dunkles Reich.

Camilla hatte sich in die Kissen zurückgelehnt. Draußen war nichts mehr zu sehen als einige Funken, die durch den dichten Rauch der Lokomotive sprühten, hier und da das Licht eines vorübergleitenden Wärterhäuschens oder die bunten Laternen der nahenden Station. Nur kurze Zeit noch, dann war auch ihr Ziel erreicht.

Sie war müde. Halbwach blinzelte ihr Auge in die Flamme da oben in dem runden Glase, die in ihrem Gefängnis unruhig hin und her flackerte. Allerlei Bilder zogen durch ihre Seele: die verschiedenen Rollen, in denen sie in der letzten Zeit aufgetreten war, dann waren es wieder Verwundete, vor denen sie so manches Mal ihre Kunst gezeigt, oder einige Schreckensszenen aus dem Kriege, von denen sie eben in der Zeitung gelesen. Nun schoben sich die verschiedenen Bilder eins in das andre, verwirrten sich in dem regelmäßigen, einschläfernden Stampfen der ratternden Räder und lösten sich schließlich in lauter wirre, bald komische, bald verzerrte Gestaltungen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Perditten!«

Sie fuhr auf, ganz laut und deutlich hatte sie es rufen hören — richtig, der Zug hielt; sie mußte eingeschlafen sein, denn sie hatte nicht gemerkt, daß er langsamer gefahren war.

Es war die allerhöchste Zeit. Sie raffte ihre Sachen zusammen, die glücklicherweise alle geordnet waren, und stand nun im feuchten, dunklen Abend auf einem einsamen Bahnsteig, indes der Zug sich langsam entfernte.

Kein Mensch war zu sehen, außer einem Postschaffner, der einen kleinen Gepäckwagen, der kaum halb gefüllt war, davonschob, und dem Stationsbeamten mit der roten Mütze, einem älteren Manne, der sich aus dem unwirschen Wetter so schnell wie möglich in sein schützendes Verlies zu flüchten suchte. Sie hatte ihn eingeholt.

»Können Sie mir vielleicht sagen, ob ein Wagen aus Alt-Drosseln für mich da ist?«

»Altdrosseln?« fragte der Beamte und sah sie erstaunt an. »Alt-Drosseln? Solch ein Gut kenne ich gar nicht.«

»Kennen Sie gar nicht? Es soll doch nur eine Stunde von der Bahnstation entfernt liegen.«

»Das ist unmöglich. Ich bin seit fünf Jahren hier und kenne jedes Gut in der ganzen Umgebung — ein Alt-Drosseln gibt es wohl. Aber es liegt bei Perditten.«

»Nun ja, das meine ich; wir sind doch hier in Perditten.«

Der Alte sah sie noch erstaunter an. »Wir sind in Mellbitten. Perditten kommt erst drei Stationen später.«

»Kommt erst drei Stationen später —?«

Sie konnte die Worte kaum herausbringen, ein tödlicher Schrecken lähmte ihr die Zunge. Nun war ihr alles klar. Sie war gerade ein wenig eingeschlummert, als der Schaffner den Namen der Station rief, hatte das ähnlich klingende Mellbitten als Perditten verstanden und war in aller Eile aus dem Zuge gestürzt — drei Stationen zu früh. Herrlich!

Der Regen, der ein wenig nachgelassen, setzte jetzt mit erneuter Stärke ein, mit ihm wuchs der Sturm und heulte um das freiliegende Stationsgebäude, in dessen Halle sie mit dem Vorsteher getreten war. Am fernen Horizont zuckten hastende Lichter auf, die schnell emporsprangen und wieder verschwanden, dazu grollte ein dumpfer Donner, obwohl die Luft frisch, ja kalt war.

»Geht noch ein Zug nach Perditten?«

»Es war der letzte.«

»Wie weit wäre es für einen Wagen von hier bis Alt-Drosseln?«

»Mindestens vier Stunden.«

»Würde man hier oder in der Nähe ein Fuhrwerk bekommen?«

»Es ist ausgeschlossen. In dieser Zeit gibt Ihnen niemand Wagen und Pferde, noch dazu bei diesem Wetter und in der Nacht.«

»Könnte man nicht nach Perditten drahten, daß der Wagen aus Alt-Drosseln, der dort auf mich wartet, hierherkäme.«

»Er würde fünf Stunden brauchen. Perditten liegt eine kleine Meile jenseit von Alt-Drosseln.«

Camilla war in ihrem bewegten Leben in manche unbehagliche Lage gekommen. Sie hatte nie den Mut verloren und war durch ihre Klugheit und Tatkraft immer Siegerin geblieben. Dies aber war zuviel. Fremd und allein in der dunklen Nacht auf einer kleinen Haltestelle im strömenden Regen zu stehen und keinen Ausweg zu wissen!

Sie kämpfte mit den Tränen. Der Beamte merkte es nicht; seine Arbeit war getan, er erledigte schnell die abgegebene Post und wollte in sein Bett oder an sein Glas wärmenden Tees.

»Ist hier ein Gasthaus, in dem ich unterkommen könnte?«

»Ein kleines — aber ob es zur Aufnahme für eine Dame geeignet ist, weiß ich nicht. Es sind einige Soldaten dort einquartiert.«

»Wo liegt es?«

»Gerade über die Straße, zur linken Hand.«

»Und kein Gut in der Nähe, auf dem ich wenigstens für die Nacht bleiben könnte?«

Der Beamte zuckte die Achseln. »In der Nähe ist nichts.«

Camilla horchte auf; ihr war, als hörte sie das Rattern eines Wagens über den holprigen Damm auf der andern Seite des Stationsgebäudes.

»Der Gerschauer Wagen,« sagte der Beamte, »er brachte einen Besucher zur Bahn.«

»Und fährt jetzt nach Hause?« fragte Camilla schnell. Und dann: »Rufen Sie ihn zurück!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Beamte machte eine bedenkliche Miene. »Das kann ich nicht. Aber der alte Ludwig kehrt erst da drüben ein und nimmt seinen Korn.«

Camilla merkte, daß mit dem Manne nichts anzufangen war, sie mußte auf eigne Faust handeln.

»Ich will sehen, ob ich da drüben eine Unterkunft finde,« sagte sie.

Der Beamte, froh, so leichten Kaufs von der Fremden loszukommen, der er beim besten Willen nicht helfen konnte, winkte dem Manne, der vorhin die Post vom Zuge geholt, daß er die Sachen der Dame nehme und sie zum Krugwirt führe. Sie drahtete nach Perditten, daß sie den Anschluß verfehlt und der Wagen nicht warten sollte. Dann machte sie sich auf den Weg.

In der niedrigen Gaststube saßen beim trüben Licht einer von der Decke herabhängenden schwelenden Petroleumlampe einige Bahnarbeiter und bliesen dichte Wolken starkduftenden Tabaks aus kurzen Pfeifen, während eine Anzahl von Soldaten in feldgrauer Uniform an einem Tische, der zur Auszeichnung mit einer geblümten, wenig sauberen Decke belegt war, ihre Flasche Bier tranken.

Mit großen Augen starrten jetzt sowohl die Arbeiter wie die Soldaten die eintretende vornehme Dame an, so daß Camilla hier noch unbehaglicher zumute wurde als vorhin bei dem unzugänglichen Beamten.

»Kann ich die Wirtin sprechen?« fragte sie einen Mann, der, ein großes Seidel mit Bier neben sich, am Schenktisch stand.

»Marieke!« rief der.

Eine behäbige Frau mit runden Wangen und wässerigen, gutmütigen Augen erschien, und Camilla äußerte ihre Bitte nach einem Zimmer.

»Es wird sich schwer machen lassen,« meinte die Frau. Aber sie schien nachzudenken, tauschte ein Wort mit ihrem Manne und stieg dann eine knarrende Treppe mit rohgezimmertem Gelände nach oben hinauf.

Da erhob sich von einem kleinen Tische, der ganz im Dunkeln in einer Ecke gestanden, ein alter grauhaariger Mann in einem vom Regen durchnäßten Kutscheranzug mit blanken Knöpfen, legte seinen Nickel auf den Schenktisch, wünschte gute Nacht und verließ die Stube.

Aber schon war ihm Camilla gefolgt. »Sie sind der Kutscher aus Gerschauen?« fragte sie.

»Das bin ich.«

»Wie heißt Ihr Herr?«

»Major Bendemann.«

»Wie weit ist es bis Gerschauen?«

»Bei den Wägen eine Stunde — aber eine chute.«

»Sie werden mich mitnehmen.«

Der Alte sah sie mit einem halben Blicke an und schüttelte den Kopf. »Dazu hab' ich keinen Auftrag.«

»Sie werden es dennoch tun!«

»Ich wärd's nich tun.«

»Dachten Sie, ich würde hier auf der Straße übernachten? Oder in dieser elenden Baracke?«

»Das könne Se halten, wie Se wolle. Das is meine Sach nich. Aber mitnähme is nich. Der Herr Major habe mir ein für alle Male gesagt: ‚Ludwig, du nimmst nie einen Mänschen von unterwägens mit!'«

Trotz dem Ernst ihrer Lage mußte Camilla lächeln. »Ich bin kein Mensch von unterwegens. Ich bin eine Dame gerade wie Ihre gnädige Frau auf Gerschauen. Und nun, Ludwig, keine Umstände! Öffnen Sie den Schlag, und dann vorwärts! Alles andre wird meine Sache sein.«

Sie sprach es so bestimmt, ein so starker Herrenwille glühte durch ihre Worte, daß Ludwigs Gegenwille versagte. Ärgerlich und knurrend, aber doch gehorsam öffnete er den Schlag des alten Halbwagens, nahm den Koffer der Dame auf den Bock, verpackte ihre kleineren Sachen unter den großen ledernen Tambour, schloß diesen sorgsam, knüpfte ihn an beiden Seiten fest, kletterte auf seinen Kutschersitz und ergriff die Leine.

Just in demselben Augenblick, als die behäbige Wirtin erschien, um zu melden, daß sie, falls die gnädige Frau vorliebnehmen wollte, noch ein Lager schaffen könnte, rollte das altmodische, mit zwei starken Braunen bespannte Gefährt aus dem Schuppen des Gasthauses hinein in die Nacht.

Der Regen hatte immer noch nicht aufgehört. Er trommelte seinen eintönigen Marsch auf das Gedeck, rann in kleinen Bächlein von ihm herab und sandte ab und zu auch der Dame da drinnen einen frischen Spritzer in das Antlitz.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den alten Ludwig kümmerte weder der Regen noch die undurchdringliche Finsternis, die sich, einem schwarzen Tuche gleich, immer dumpfer und schwerer herniedersenkte, und in die die beiden Laternen am Kutscherſitz wie zwei feurige Augen hineinglotzten. Camilla wunderte sich, wie aufrecht und gerade der Alte für seine Jahre, deren er nach ihrer Schätzung wohl sechzig zählen mußte, auf seinem Bocke saß. Ab und zu versuchte sie eine Frage, nach der Herrschaft, nach dem Gute, auch nach seinen persönlichen Verhältnissen — aber alles ohne Glück. Entweder tat er, als hätte er nichts gehört, und schwieg; oder er murmelte etwas in seinen eisgrauen Schnurrbart hinein, das sie bei der Entfernung nicht verstehen konnte, vielleicht auch gar nicht verstehen sollte. Er schien an Unterhaltungen nicht gewöhnt — besonders nicht mit Leuten »von unterwägens«.

»Wie alt sind Sie eigentlich?« fragte sie schließlich, um ihn zu einer Antwort zu zwingen.

»Fünfundsiebzig.«

»Fünfundsiebzig?« gab sie voller Erstaunen zurück.

Er nickte mit dem Kopfe, sagte aber gar nichts mehr. Für so alt hatte sie ihn nicht gehalten. Fünfundsiebzig Jahre! Und konnte noch so sicher durch die Nacht und das Dunkel fahren und so kerzengerade auf seinem Bock sitzen! Hierzulande mußten sich die Leute gut halten. Es paßte alles so harmonisch zusammen: der alte Kutscher und das altmodische Gefährt aus der Väter Zeiten, das schneckengleich über die von hohen Bäumen eingeschlossene Kunststraße dahinrumpelte. Sie war die Fahrt mit Autos gewöhnt, wo jede Minute zählte. So langsam wie heute war sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gefahren.

Aber sie hatte ja auch nichts zu versäumen, sie saß ja hier ganz gut und geborgen in der alten behaglichen Kutsche, sie kam immer noch zur Zeit.

Wunderlich war doch die ganze Geschichte. Wenn sie an den Augenblick dachte, wo der alte Ludwig diese Kunststraße verlassen, auf einen Gutshof fahren, den ihr Fuß noch nie betreten, vor einem Herrenhause halten würde, das ihr Auge noch nie erblickt, dann war ihr doch ein wenig bekniffen zumute. Ein Empfinden überkam sie, gar nicht unähnlich dem, wenn sie in einer neuen Rolle vor ein fremdes Publikum treten sollte. Dann war es auch mit all ihrer Gewandtheit und Sicherheit zu Ende, dann fühlte sie nichts als das Bangen eines armen Menschenkindes vor dem Unbekannten, Geheimnisvollen. Was für Leute würden es sein, zu denen der Alte sie fahren würde? Wie würden sie sich der Fremden gegenüber stellen, die in später Nacht und ohne jedes Recht ihre Gastfreundschaft beanspruchte? Denn was war den Menschen dieser abgelegenen Welt, in der nichts galt als der Besitz und die Scholle, ihre Kunst! Was wußten sie von Camilla Normann, der Tragödin, die, kurze Zeit am Königlichen Schauspielhause in Berlin seßhaft, von ihren Erfolgen zur Nomadin gemacht war und jetzt nur auf Gastspielreisen lebte — wahrhaftig, eine rechte Frau von unterwegs, der Alte hatte sie ganz richtig bezeichnet! Das Unbehagen in ihrer Seele stieg. Sie hätte gewünscht, diese Fahrt hätte trotz dem abscheulichen Wetter noch viel länger gedauert.

Der Wind hatte sich gedreht, oder der Wagen eine Wendung ihm entgegen gemacht: er peitschte den Regen, den sie bis dahin nur zeitweise gespürt, mit einem Male mit ganzer Heftigkeit in das Innere des Gefährts, und da er jetzt von vorn kam, bildete das Halbdeck nur einen schwachen Schutz.

»Purr!« rief Ludwig. Wie auf einen Ruck standen die Braunen. Gemächlich und doch nicht ohne eine gewisse Behendigkeit stieg der Alte von seinem Bock, trat an den Wagen und machte sich an einer mehrfach zusammengelegten Glastäfelung zu schaffen, die, oben im Inneren des Halbdecks angebracht, Camilla schon den ganzen Weg durch ihr Klirren und Klappern aufgefallen, deren Zweck ihr jedoch unklar geblieben war.

Jetzt sah sie ihn unter Ludwigs Händen sich offenbaren: ein großes Fenster mit lauter kleinen Scheiben in hölzernen Rahmen entfaltete sich und wurde an der Querleiste des Tambours befestigt. Nach getanem Werk erklomm der Alte seinen Bock, schnalzte mit der Zunge den Braunen zu, die wohlerzogen bis dahin wie die Lämmer gestanden hatten, und weiter ging die Fahrt.

Sie aber saß da drinnen wie in einem gläsernen Käfig, sah den Regen in dichten Strähnen an den Fenstergläsern herunter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rinnen und hing ihren Gedanken nach, die sich mit Gerschauen, seinem Herrenhause und seinen Insassen mit einer gewissen zagenden Neugierde beschäftigten.

Mit einem Male bog der Wagen von der Kunststraße ab, fuhr in noch langsamerem Tempo einen Landweg entlang, in dessen Tiefen die Räder oft einsanken; nun ging es über einen holprigen Damm — dann hielt Ludwig, stieg wiederum vom Bock und öffnete, ohne ein Wort zu sagen, die kleine Wagentür.

»Sind wir in Gerschauen?«

»Nein, in Malischken erst. Ich hab' hier den Här'n abzuhol'n.«

In demselben Augenblick trat, von einem älteren geleitet, ein junger, auffallend schlanker Mann, in einen Lodenmantel gehüllt, eine kecke Mütze auf dem Kopf und eine Flinte in der Hand, auf den Wagen zu.

»Du kommst verflucht spät, Ludwig,« rief er dem Kutscher zu. »Ich erwarte dich schon seit einer halben Stunde. Und was zum Teufel, das Fenster hast du heruntergeschnallt? Du fährst doch nicht die alte gnädige Frau?«

»Nein,« gab der Kutscher mit verlegener Stimme zurück, »aber eine Dame is drin.«

»Eine Dame ist drin? Wer denn?«

»Ich känn' se nich.«

»Du kennst sie nicht?«

»Nein — ich hab' se man bloß so mitgenomme — mitnehmen müsse,« verbesserte er sich schnell.

Bis dahin hatte Camilla das Gespräch mit angehört, ohne die Möglichkeit zu haben, sich ihrerseits irgendwie verständlich machen, ja nur ein aufklärendes Wort einwerfen zu können. Denn das herabgelassene Fenster schloß sie von jedem Verkehr mit der Außenwelt ab, und ein Versuch, es zu heben, mißlang ihr. Sie sah jetzt, wie der Kutscher einige leise Worte zu dem jungen Herrn sprach, der nicht viel von ihnen zu verstehen schien und endlich zu ihrer Erlösung sagte: »Nun schnell mal zuerst das alte Fenster auf!«

Sowie Ludwig es getan, erhob sie sich und stieg, mit leichtem Fuße den vorspringenden Tritt berührend, aus dem Wagen. In dem Licht der Lampe, die auf der Veranda brannte, sah sie in ein jugendliches Männergesicht mit gebräunten, frischen Zügen und blauen Augen, deren stilles Leuchten auch diese Sekunde befangenen Erstaunens nicht zu verschleiern vermochte.

Er aber stand ahnungslos und vielleicht auch ein wenig fassungslos einer Dame gegenüber, die ihm völlig fremd war, der irgendwo begegnet zu sein er sich nicht entsinnen konnte, und die ihm doch durch den Adel ihrer Erscheinung, durch ihre vornehm sichere Art und das feingeschnittene mattblasse Gesicht sofort gefangennahm. Wer kann sie sein? Was mag sie wollen? fragte er sich.

Sie klärte ihn auf. »Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihren Kutscher wider seine Vorschrift veranlaßte, mich in seinem Wagen mitzunehmen. Ich befand mich auf der Reise auf ein benachbartes Gut, war aus Versehen zwei oder drei Stationen zu früh aus dem Zuge gestiegen und sah mich völlig verlassen in Nacht und Nebel auf einer einsamen Haltestelle — da war Ihr Wagen die einzige Zuflucht, die sich mir bot.«

Sie hatte es ohne jedes Stocken gesagt, ein Wohllaut war in ihrer Stimme, wie er ihn noch nie vernommen hatte. Auch der ältere Herr, wohl der Besitzer des Gutes, bei dem der andre geweilt, schien von diesem Abenteuer und der reizenden Erscheinung sehr eingenommen.

»Wollen die gnädige Frau nicht erst ein wenig bei uns eintreten und eine Erfrischung zu sich nehmen? Meine Frau würde sich freuen.«

»Ich habe keine eignen Rechte mehr und muß mich ganz den Wünschen des Besitzers dieses Wagens fügen.«

»Wenn ich bitten darf, gnädige Frau, fahren wir sofort,« sagte der Jüngere, und dann, zu seinem Wirt sich wendend: »Sie wissen, lieber Hoene, unsre alten Herrschaften in Gerschauen gehen nicht eher schlafen, bevor sie ihren Jungen wohlbehalten in ihre Arme geschlossen; ich möchte sie nicht zu lange ihrer Nachtruhe berauben.«

»Ihr Grund leuchtet mir ein, obwohl ich ungern verzichte.«

Die Männer schüttelten sich die Hände. Ludwig, der das Fenster mit einiger Mühe wieder oben an der Decke festgeschnallt hatte, saß auf dem Bocke, ein Diener stand am Schlag des Wagens.

»Und wohin darf ich Sie jetzt fahren, meine Gnädige?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun war es auch um Camillas Sicherheit geschehen. »Wohin?« wiederholte sie. Ein leiser Hauch des Errötens stieg in ihr Antlitz und ließ es noch lieblicher erscheinen. »Ich möchte mit Ihnen nach Gerschauen — ich habe keine andre Stätte für die Nacht.«

Sie sah, wie er einen Augenblick stutzte, sich jedoch zusammennahm und lächelnd erwiderte: »Um so besser! Dann kommen wir auf schnellstem Wege nach Hause.«

Endlich hatte der Regen nachgelassen. Der Himmel, immer noch von Wolken verhangen, zeigte nur ab und zu einige lichte Stellen; über ihnen leuchtete jetzt sogar ein Stern auf. Aber er blieb allein, schien sich in seiner Einsamkeit nicht wohl zu fühlen und schlüpfte bald wieder unter eine dahineilende Wolke, die ihn gern in ihre mütterliche Obhut nahm.

»Für den Landmann ein gutes Wetter,« begann Camillas Begleiter, um irgendein Gespräch in Fluß zu bringen, denn schon eine ganze Weile hatten sie schweigend nebeneinandergesessen. »Gnädige Frau stammen doch wohl auch vom Lande?«

»Ich stamme weder vom Lande, noch bin ich Frau.«

»Oh, Verzeihung! Aber als gnädige Frau — da sage ich's schon wieder — vor dem Malischker Hause so vor mich hintraten, da machten gnädiges Fräulein wirklich den Eindruck einer gnädigen Frau.«

Er fühlte, wie ihm ob der Unbeholfenheit seiner Worte das Blut in den Kopf stieg. Gut, daß sie in dem Dunkel sein Erröten nicht bemerken konnte.

Aber seine Schüchternheit war ihr nicht entgangen; sie bereitete ihr ein stilles Vergnügen. Nach seinem Äußeren, auch nach der Art, wie er vorhin mit dem Kutscher sprach, hatte sie ihn sich ganz anders vorgestellt.

»Sie sind der Besitzer von Gerschauen, nicht wahr?« fragte sie in einem gewissen Zusammenhang mit ihren Gedanken.

Wieder setzte sie ihn in Verlegenheit, ohne es zu ahnen.

»Entschuldigen, gnädiges Fräulein, daß ich mich nicht einmal vorgestellt habe. Dies seltsame Zusammentreffen, das schlechte Wetter vor dem Hause —« Er murmelte noch einige andre Rechtfertigungen, dann fuhr er sicherer fort: »Hans Bendemann heiße ich, bin nicht Besitzer, sondern Landwirt, Verwalter, wenn Sie wollen.«

»Und jetzt —?« Sie biß sich auf die Lippen. Nun war sie die Ungeschickte gewesen — bei all ihrer sonstigen Gewandtheit! Aber wenn sie seine geschmeidige Gestalt sah und sein blühendes Antlitz —

Er hatte sie verstanden. »Sie meinen, weshalb ich nicht da draußen bin wie die andern?« gab er zurück, und ein halb wehmütiges, halb bitteres Lächeln spielte um seinen Mund. »Es ist ja auch nur zu natürlich, daß man das zuerst fragt, wenn man mich so sieht —«

Er brach ab, eine merkbare Traurigkeit war in seiner Stimme, etwas Müdes, fast Verdrossenes. Sie aber ärgerte sich über sich selber, daß sie durch ihr Ungeschick, nachdem sie sich kaum kennengelernt, eine wunde Stelle in seinem Leben berührt.

Er schien ihren Verdruß zu fühlen und suchte der peinlichen Lage durch einen scherzenden Ton ein Ende zu bereiten. »Nun, dafür haben wir wenigstens eine ganz militärische Besatzung in Gerschauen. Mein Großonkel, dem das Gut gehört, ist Major; ja, sogar ein General befindet sich in Gerschauen, wenn auch nicht zu ständigem Aufenthalt — es ist aber alles verschwundene Pracht und Herrlichkeit. Doch Sie werden sich mit diesen Titeln, die sich fest eingebürgert haben, am besten unter der fremden Gesellschaft zurechtfinden.«

Sie lächelte zustimmend. Er schien Vertrauen zu gewinnen.

»Mein Großonkel, der Major, feiert bald seinen achtzigsten Geburtstag, und der General, sein Bruder, ist auch bereits Ende der Siebziger. Aber wenn Sie sie sehen werden, glauben Sie ihnen ihre Jahre nicht — allen nicht.«

»Und Sie?« fragte sie lebhaft.

»Ich bin der Großsohn des ältesten der Familie, der lange tot ist. Mein Vater war Gerichtsdirektor in Magdeburg. Ich selber habe auch einige Semester Jura studiert, sattelte dann aber um.«

»Aus Neigung zur Landwirtschaft?«

»Gewiß, auch deshalb. Aber mehr aus einem andern Grunde. Doch ich weiß nicht, weshalb ich das alles erzähle —«

»Vermutlich, weil Sie merken, wie es mich interessiert.«

»Wirklich?« fragte er mit Wärme und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fuhr dann fort: »Eines Tags, als ich zu den Ferien in Gerschauen war, rief mich der Großonkel in sein Zimmer und eröffnete mir, daß er mich zum Erben seines Gutes ausersehen habe. Er knüpfte daran die Bedingung, daß ich die Universität verlassen, mich zum Landwirt ausbilden und dann Gerschauen bewirtschaften sollte.«

»Und Sie taten es mit tausend Freuden, nicht wahr?«

»Der Entschluß, das schöne ungebundene Leben auf der Universität mit der strengen Schule des Eleven zu vertauschen, wurde mir nicht leicht, das können sich gnädiges Fräulein wohl denken. Aber dann überwog das Glück, dies Gut, auf dem ich alle meine Ferien als Schüler wie als Student verbracht, den Stolz unsrer ganzen Familie, in deren Händen es seit beinahe drei Jahrhunderten sich befindet, einmal mein eigen nennen zu können; auf der Scholle, die meine Väter und Urväter zu Ansehen und Besitz gebracht, weiterschaffen und -pflanzen zu können mit Lust und Kraft —«

Die Befangenheit war von ihm gewichen, die Worte, die erst so stockend kamen, flossen ihm frei von den Lippen, etwas Lebensfrisches strömte aus ihnen zu ihr herüber. Sie dachte daran, daß sie einmal mit genau derselben Begeisterung ihrem Beruf entgegengejubelt hatte. Das war lange her, und manches war anders geworden — ganz anders. Sie ermutigte ihn, fortzufahren.

»Es ist nicht mehr viel zu erzählen. Ich machte meine Lehrzeit auf einem großen Gute durch, hatte einige Inspektorstellen, verwalte jetzt Gerschauen und —«

Er vollendete den Satz nicht. Es blieb etwas, das er ihr nicht sagen wollte, vielleicht nicht sagen konnte. Weshalb er wohl nicht mit hinausgezogen sein mochte? fragte sie sich wieder. Dann gab sie ihren Gedanken eine andre Richtung.

»Nun haben Sie mir so freundlich von Ihnen erzählt,« sagte sie, »aber von mir haben Sie noch nichts gehört. Und dabei sollen Sie mich heute in den Kreis Ihrer Verwandten einführen,« fügte sie mit einem Anflug von Scherz hinzu, »und wissen nicht einmal, wer und was ich bin.«

»Was Sie sind?« Er zuckte die Achseln. »Nun, was sollen Sie sein? Eine Dame. Was kann eine Dame anders sein als eben eine Dame?«

»Diesmal irren Sie, Herr Bendemann, ich bin wirklich noch etwas andres als eine Dame. Aber was das ist, das sollen Sie raten.«

Es war stockfinster um sie. Dennoch glaubte er den Schalk zu sehen, der aus ihren Augen blitzte.

»Ich sagte Ihnen schon: als Sie in Malischken so behende aus diesem altertümlichen Ungeheuer von Wagen sprangen, da dachte ich: Halt, die ist solche Fahrten und solche Wege gewohnt. Und nun hatten Sie zudem etwas so — na, wie soll ich mich nun wieder ausdrücken?«

Sie glaubte zu erraten. »Etwas ‚so Gesetztes', wollten Sie sagen.«

»Nein, nein, das ist nicht das richtige Wort: etwas so Sicheres, Sieghaftes, wie ich es nur bei jungen, gefeierten Frauen bemerkt habe. Nicht wahr, Sie sind sehr gefeiert und verwöhnt?«

Sie lachte. »Wie gut Sie beobachten, Herr Bendemann! Ja, ich darf es ohne Überhebung zugeben: ich bin gefeiert und verwöhnt.«

»Sehen Sie,« rief er mit einem Triumph in der Stimme, der ihr Spaß machte, »ich merkte es sofort! Wenn Sie also keine junge Besitzersfrau sind, dann sind Sie die Tochter eines großen Besitzers, vielleicht Fideikommißbesitzers, Herrn von und zu — Barons, Grafen, was Sie wollen. Nein? Dann sind Sie die Gattin eines Offiziers, der draußen steht und den Sie im Quartier oder in der Garnison auf kurze Zeit zu besuchen reisen. Es stimmt nicht? Nun denn Frau oder Tochter eines großen Kaufmanns oder Industriellen, in früheren, besseren Zeiten der Stern der Bälle, die Sehnsucht entflammter Herzen. Wieder falsch geraten — nun, was sind Sie denn? Etwas andres gibt es ja gar nicht —«

»Eine Schauspielerin.«

Es war mit einem Male still geworden, ganz still zwischen ihnen beiden. Nun hörte man wieder alles, was man bisher in der lebhaften Unterhaltung nicht vernommen hatte: den regelmäßigen Takt der Pferdehufe auf der Straße, das Trommeln des Regens, der strichweise fiel, das ferne Murren und Grollen des Donners, ab und zu auch den eintönigen Ruf, mit dem der Alte auf dem Bock seine Braunen trieb — ganz deutlich und hart hörte man es.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Es muß ein schwerer Beruf sein — der Schauspielerin,« sagte endlich Hans Bendemann. Aber in einem ganz andern Tone als bisher, viel entfernter, weggerückter von ihr. Als sollten die Worte eine Scheide aufrichten, wo der Raum sie nicht möglich machte.

»Aber er erhält jung und lebensfrisch wie Ihre Landluft da draußen, Herr Bendemann.«

Sie war mit einem Male auch eine andre geworden. Ein Selbstbewußtsein sprach aus ihrer Antwort, das nicht unbeabsichtigt erschien.

»Man kann diese beiden Berufe wohl kaum vergleichen, dazu sind sie zu verschieden.«

»Sie sind beide schöpferisch. Und wo sie es nicht sind, da sind sie Handwerk. Auch der Landwirt, wenn er sein Metier recht übt, ist ein Künstler.«

»Ein Bauer mehr als ein Künstler.«

»Sie sprachen es vorhin selbst aus: wie Sie weiterschaffen und -pflanzen wollten auf der Scholle, die Ihre Väter Ihnen überliefert. Ist das keine Kunst?«

Was sie sagte, war ihm sympathisch; es dünkte ihn richtig und wahr. Dennoch blieb ein Etwas, über das er nicht hinwegkonnte.

»Wir sind jetzt bald zu Hause,« meinte er nach einer kurzen Pause. »Wenn es Ihnen so lieb ist, werde ich dem Mädchen Weisung geben, Sie zuerst auf das Fremdenzimmer zu führen, damit Sie sich dort zurechtmachen —«

»Und Sie Ihre Verwandten auf mein Erscheinen vorbereiten können. Ist es recht so?« Sie sagte es mit aufsteigender Bitterkeit, und als er nichts erwiderte: »Sehen Sie, Herr Bendemann, wenn ich nun irgend etwas von alledem wäre, zu dem Sie mich so freundlich und nach Ihrem Geschmack machen wollten: die Tochter eines Großgrundbesitzers oder die Gattin eines Offiziers, der im Felde kämpft, dann würden Sie sich schwerlich den Kopf zerbrechen, in welcher schonenden Weise Sie mich bei Ihren Großonkels und Tanten einführen könnten. Sie würden sagen: Hier ist eine Dame, die infolge eines unglücklichen Versehens auf einer falschen Station ausgestiegen ist und eure Gastfreundschaft erbittet. Mit offenen Armen würde man mich aufnehmen. Nun ich aber von alledem nichts bin, sondern nur eine Schauspielerin —«

»Sie urteilen nicht ganz gerecht,« unterbrach er sie. »Ich für meine Person weiß sehr wohl, was ich zu tun und wie ich mich zu verhalten habe. Ich achte jeden Beruf, in dem man sich vermöge seiner Tüchtigkeit und seines Fleißes zu einer gesicherten Lebensstellung emporgerungen. Aber Sie vergessen, daß die Menschen, zu denen ich Sie zu so später Stunde und unter so ungewöhnlichen Umständen führe, alte Leute sind. Sie haben früher ausnahmslos in einer gesellschaftlichen Sphäre gestanden, die Ihrer Kunst nun einmal sehr fern liegt, und führen jetzt mitten im Krieg auf ihrer einsamen Landscholle ein weltabgeschiedenes Dasein. Da sollte es Ihnen nicht ein Zeichen von mangelndem Mut erscheinen, wenn ich Ihren Besuch in der mir richtig dünkenden Weise vorbereite.«

Er hatte es mit einer Entschiedenheit gesagt, die etwas Männliches hatte; in die letzten Worte hatte sich ein sehr wohl wahrnehmbarer Vorwurf gegen sie eingemischt. Sie war versöhnt; er gefiel ihr wieder, wie er ihr im ersten Augenblick gefallen hatte, da sie in sein Antlitz sah.

In dem mit wohligem Behagen und manchem altertümlichen Stück aus der Väter Zeiten ausgestatteten Wohnzimmer des Gerschauer Herrenhauses prasselte das Kaminfeuer. Obwohl es Mitte Mai war, steckte man es beinahe täglich an, denn die Abende waren kühl, und der alte Major Bendemann liebte die Wärme.

Er saß auf seinem Sessel, das energische Haupt mit den klugen Gesichtszügen vornübergebeugt, die Augen mit der ausdrucksvollen Hand beschattend. Denn er sah schlecht und mußte ihnen Schonung auferlegen.

Um ihn hatten die übrigen Bendemanns Platz genommen: ihm zunächst seine älteste Schwester, die verwitwete Frau von Knobelsdorf, die nach dem Tode ihres Mannes ganz für den Bruder lebte, ihm jede Handreichung tat, ihn führte, wenn er sich zu Tisch setzte oder in ein andres Zimmer begab, ganz unauffällig, ohne daß er es merkte, denn er mochte nicht, daß jemand um sein schlechtes Augenlicht wußte, gar ein Wesen daraus machte. Er war der älteste

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Brüder, der Patriarch der Familie, nur seine Schwester war ihm um zwei Jahre voraus. Aber mit ihrem schneeweißen, schlicht gescheitelten Haar, der schwarzen Spitzenhaube über ihm, ihrem nur von wenigen Falten durchzogenen Gesicht und der schlanken Figur sah sie so nett und zierlich aus, daß man gar nicht darauf kam, nach ihrem Alter zu fragen.

Sie lebte ständig in Gerschauen, die andern waren nur zum Fest auf Besuch gekommen: neben ihr auf dem Sofa ihre Schwägerin, die Gattin von Theo, dem General, mit dunklen, sprechenden Augen und einem schwarzen Flaum um die immer noch kirschroten und hübschen Lippen. Ein Abglanz der einstigen Schönheit lag auf ihrer Erscheinung und ihrem Antlitz.

An der gegenüberliegenden Seite des Tisches saß, in eifrige, manchmal erregte Unterhaltung mit dem General vertieft, der jüngste unter den Brüdern, der vor kurzem seinen Abschied als Geheimer Regierungsrat genommen und als starker Sechziger seiner Jugend halber von den andern ein wenig väterlich behandelt wurde.

»Die Persönlichkeiten fehlen uns, das kannst du nicht bestreiten. Und warum fehlen sie uns jetzt, wo wir sie am nötigsten brauchen? Weil unsre Bildung und Erziehung von jeher zu schematisch war und wir auf die rechte Pflege der Individualität viel zu wenig achtgaben.«

Der Geheimrat hatte eine eigne Art zu sprechen: ein wenig dozierend, jedes Wort unterstreichend. Seine weiche Hand mit dem großen Siegelring, den alle Bendemanns trugen, liebkoste dabei den sorgfältig gepflegten Vollbart, in dem neben den weißen noch etliche blonde Haare schimmerten. Aber er färbte nicht, wie Mißwollende behaupteten; es war alles Natur.

»Das sind noch recht jugendliche Ideen, mein Lieber,« erwiderte der General. »Das Pochen auf Individualität, der sentimentale Persönlichkeitsdusel, dem sich in den lauen Friedenszeiten einige überspannte Köpfe hingaben — Gott sei Lob und Dank, waren es eben nur einige —, er hätte nie und nimmer die große nationale Erhebung ermöglicht, die wir jetzt erleben. Einer für alle, in Reih und Glied! Das ist die Losung, unter der unser Vaterland groß werden kann. Aber du bist nie in Reih und Glied marschiert, lieber Richard, daran liegt es.« Wenn der General den jüngeren Bruder ärgern oder entwaffnen wollte, spielte er gern darauf an, daß dieser nie gedient hatte. Und er erreichte seinen Zweck, denn jedesmal verdroß das den Geheimrat aufs neue.

»Das gerade hat mich vielleicht vor einer gewissen Schablone bewahrt. Magst du noch so auf die Allgemeinheit pochen — wer befruchtet sie? Wer gibt ihr Mark und Bestand? Wer hat das Große und Starke zum Leben gerufen, das uns jetzt mit Bewunderung erfüllt? Die Individualität! Aber ihr Soldaten, und wenn ihr es bis zum General bringt, geht im Ganzen auf und unter. Das nimmt euch Blick und Maßstab für die Persönlichkeit.«

Er hatte dem Bruder den Pfeil zurückgeschleudert, er fühlte sich erleichtert und schlürfte mit hörbarem Behagen seinen Mosel, von dem er nach alter Gewohnheit jeden Abend seine Flasche trank. Sie stand nie auf dem Familientisch, sondern immer auf einem Tischchen neben ihm, und er schenkte sich ganz unauffällig sein Gläschen ein, denn die andern neckten ihn gern mit dieser kleinen Liebhaberei, die er als Junggeselle sich leisten durfte.

Jetzt war die Reihe, ärgerlich zu werden, an dem General. Sein martialisches Gesicht mit den wetterharten Zügen, den kleinen, scharfblinzelnden, aber guten Augen färbte sich auch bereits ziegelrot, und er wollte wohl heftig erwidern — da legte von der andern Seite des Tisches seine Frau die Hand besänftigend auf seinen Arm.

»Nein, Theochen,« sagte sie in ihrer ruhigen Art, »laß es genug sein. Du weißt, du schläfst dann nicht. Ihr habt beide recht, der Richard und du: nur starke Persönlichkeiten schaffen eine starke Allgemeinheit, das hat dieser Krieg so recht deutlich gelehrt. Darum sind sie beide gut und notwendig —«

»Und die ist die stärkste Persönlichkeit, die beides versteht: in der Allgemeinheit aufzugehen und sie zu führen, ihr das Gepräge ihres Geistes aufzudrücken, ohne daß sie es merkt,« warf der alte Major, der Herr von Gerschauen, ein. Er saß meist teilnahmslos da, scheinbar nur mit seinen Augen beschäftigt; dann machte er mit einem Male eine Anmerkung zu der Unterhaltung, die bewies, wie aufmerksam er gefolgt war und fast immer den Nagel auf den Kopf traf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Geheimrat zeigte Lust, den Gedanken in seiner philosophierenden Art weiter auszuspinnen, aber schon hatte Frau Thea, wie sie nach dem Vornamen ihres Gatten in der Familie allgemein getauft war, einen dicken Band von einer altertümlich geschweiften Mahagonikommode genommen, die am Fenster zu Häupten des Sofas stand.

»Was meint ihr, wenn wir noch ein wenig lesen?«

»Aber nichts vom Kriege, Theachen. Es wirkt in so später Stunde zu stark auf die Nerven, und ich kann dann wieder kein Auge zutun, wie in der vorigen Nacht,« sagte Frau von Knobelsdorf, die bis dahin nur von ihrem Strickstrumpf aufgesehen hatte, wenn sie den Major beobachten wollte: ob der Schirm der Spirituslampe auch richtig hing und ihn das Licht nicht belästigte, ob sie ihm ein neues Glas Zitronenlimonade zurechtmachen sollte, die er nach dem Abendessen trank.

»Ich denke nicht daran.«

»Was willst du lesen?« fragte der General.

»Etwas, das in diese Zeit paßt und doch ablenkt und beruhigt. Wir lesen es auch in unsrer Nähstube in Königsberg: ‚Bismarcks Gedanken und Erinnerungen'.«

»Sehr schön.«

Und Frau Thea begann. Eine ganze Weile hörten die andern aufmerksam zu; dann gerieten der General und der Geheimrat in Meinungsverschiedenheiten über das, was Bismarck heute wohl tun würde, und die andern beteiligten sich. Aber wenn die Debatte jetzt auch lebhafter und allgemeiner wurde, sie bewegte sich immer in vornehmen Bahnen, einer begegnete dem andern mit zarter Rücksicht, kein lautes Wort ward gehört; die Bendemanns waren alle wohlerzogen.

Die alte Stutzuhr aus Napoleons Zeiten, die vor hundert Jahren ein französischer Offizier, der verwundet in Gerschauen gepflegt war, den Eltern des Majors zum Geschenk gemacht hatte, kündete, ein wenig heiser, vom Nebenzimmer her die Stunde.

»Schon halb elf,« sagte Frau von Knobelsdorf. »Da müßte Hans eigentlich zu Hause sein.«

»Frühestens, liebe Minna,« erwiderte der General. »Bei dem Wetter wird sich der alte Ludwig nicht beeilen.«

Man las weiter — zwanzig Minuten lang, dann legte Frau von Knobelsdorf den Strickstrumpf, an dem sie jetzt fast ununterbrochen arbeitete, in den Schoß.

»Nun müßte er aber wirklich hier sein.«

»Ja, Zeit wäre es eigentlich,« meinte der Geheimrat. »Der Zug, zu dem wir schickten, kommt um neuneinhalb Uhr in Melbitten an, da könnte der Wagen um zehn in Malischken und um halb elf hier sein, wenn alles glatt geht.«

»Ludwig hat vielleicht in Malischken warten müssen.«

»Bei dem Wetter läßt Hans die Pferde nicht stehen,« bemerkte der Major.

»Ihm wird doch nichts zugestoßen sein?«

»Aber, lieben Kinder, seid doch nicht wunderlich,« sagte ein wenig unwillig der General. »Ihr tut wirklich immer noch, als wäre Hans ein Quintaner. Jetzt, wo andre um ihren Sohn im Felde sich sorgen, sollte man sich solche Ängstlichkeit wahrhaftig abgewöhnt haben.«

Man las nicht weiter. Ein jeder ging seiner Beschäftigung nach: Frau von Knobelsdorf nahm die unterbrochene Strickarbeit auf; der Geheimrat vertiefte sich in ein Zahlenspiel, in dem es galt, die Nummern von eins bis fünfzehn durch geschickte Schiebungen in die richtige Reihenfolge zu bringen; Frau Thea legte sich eine Patience, wie sie es immer vor dem Schlafengehen tat, und ihr Mann sah ihr dabei zu; nur der Major blieb in seiner nachdenklichen Muße.

Draußen prasselte der Regen und gurgelte die Dachrinne herunter; der Wind ächzte und heulte um das Haus, als wäre es Spätherbst und nicht erster Frühling. Aber da drinnen war es stilles Behagen, nur das Feuer hörte man lustig im Kamin prasseln.

Endlich — horch! Das Rollen eines Wagens — näher kam es und näher; es konnte kein andrer als der alte Ludwig sein. Nun bog er durch den Torweg ein, der Kies knirschte unter den Rädern, jetzt hielt er vor dem Hause.

Frau Thea hatte ihre Patience, obwohl sie gerade auf den Höhepunkt der Spannung geraten war, im Stich gelassen und war an die Tür geeilt. Aber das herzliche Begrüßungswort erstarb auf ihren Lippen, eine Sekunde stand sie wie angewurzelt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann schloß sie die Tür so schnell, wie sie sie geöffnet hatte.

»Was hast du, Kind?« fragte Frau von Knobelsdorf.

»Nichts, gar nichts.«

»Aber du tatest ja, als sähest du Gespenster,« warf der General ein.

»Ich sah auch welche, Theo,« gab sie leise, nur zu ihrem Manne gewandt, zurück.

»So rede!«

»Hans kam nicht allein.«

Sie hatte es wiederum nur für ihren Mann bestimmt. Aber die Erregung ließ sie lauter sprechen, als sie beabsichtigt hatte.

»Was sagst du?« fragte der Major.

»Kam nicht allein?« riefen der Geheimrat und Frau von Knobelsdorf aus einem Munde. »Wer war denn mit ihm?«

»Eine Dame.«

»Eine Dame?! Du sahst sie und kanntest sie nicht?«

»Ich sah sie nur flüchtig, aber sie war mir völlig fremd. Ich hörte, wie Hans dem Mädchen schnell etwas zuflüsterte und Trine die Fremde darauf nach oben geleitete. Ob er mich bemerkt hat, weiß ich nicht; ich glaube es kaum.«

Einen Augenblick war alles still.

»Ich fürchte, Thea, du hast wahrhaftig ein Gesicht gehabt,« sagte dann der General, den seine Ruhe nie verließ. »Du bist ja leicht des Abends vor dem Schlafengehen ein wenig aufgeregt.«

»Wie wird sie ein Gesicht gehabt haben?« griff der Major ein. »Hans hat eine Dame aus der Nachbarschaft, deren Wagen nicht gekommen ist oder sie verfehlt hat, vom Bahnhof oder von Malischken mitgenommen. Das ist die ganze Sache, die euch so unnötig beunruhigt.«

»Aber warum führt er sie dann nicht zu uns?«

»Weil sie sich nach der regnerischen Fahrt oben erst auf dem Zimmer zurechtmachen will,« pflichtete Frau von Knobelsdorf jetzt ihrem Bruder bei.

»Aber dann würde ich sie doch gekannt haben.«

»Du kannst unmöglich alle Damen aus der Umgegend kennen. Na, da kommt er ja schon selber!«

Ein wenig befangen war Hans doch, als er nun in das behagliche Wohnzimmer trat und die Blicke aller Großonkel und Großtanten mit deutlicher Frage auf sich gerichtet sah.

»Du hast uns Besuch mitgebracht, mein lieber Junge?« begann Frau von Knobelsdorf in ihrer gutmütterlichen Art.

»Ja, Tante. Woher wißt ihr es?«

»Thea sah dich kommen.«

»So? Hm! Es ist eine wunderliche Geschichte.«

Und Hans berichtete sein Abenteuer bis zu dem Augenblick, wo er mit der Fremden vom Malischker Hofe fuhr.

»Sieh einer unsern Hans an!« schmunzelte der Geheimrat. »Was der alles erlebt!«

»Wie heißt denn deine Dame?« fragte der General.

»Ich habe keine Ahnung, Onkel.«

»Keine Ahnung, Junge?«

»Ich konnte sie doch nicht nach ihrem Namen fragen.«

»Was ist Name, was ist Stand, wenn sie nur jung und hübsch ist; nicht wahr, Hans?«

»Aber, Richard —«

Frau von Knobelsdorf schüttelte den Kopf. Einen so leichten Ton war man in Gerschauen nicht gewöhnt, besonders in dieser ernsten Zeit nicht. Auch der Geheimrat erlaubte sich ihn nur, wenn der Abend und seine Flasche Mosel zur Neige gingen.

»Du wirst doch irgend etwas von deiner Begleiterin wissen, Junge,« nahm Tante Thea das Wort. »Ob sie Frau ist oder Fräulein, und welchen Gesellschaftskreisen sie angehört?«

»Sie ist Schauspielerin.«

»Schauspielerin?«

Tante Thea kräuselte die Oberlippe mit dem kleinen schwarzen Flaum; sie tat es immer, wenn ihr etwas nicht behagte oder sie ihrer Geringschätzung Ausdruck geben wollte.

»Schauspielerin?« fragte auch ihr Gatte.

Dann wurde es still im Kreise der Alten von Gerschauen, so still wie vorhin im Wagen, als dasselbe Wort gefallen war. Nur der Geheimrat lächelte; dies Abenteuer schien ihm nicht unrecht zu kommen, es unterbrach die Eintönigkeit Gerschauens, unter der er leicht litt.

»Was für eine Schauspielerin ist sie?« fragte der Major. »Aus welcher Stadt, von welchem Theater? Es ist ein Unterschied zwischen Schauspielerin und Schauspielerin.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hans mußte bekennen, daß er nach alledem nicht gefragt hatte.

»Wenn sie etwas Besonderes wäre, hätte sie es schon gesagt,« äußerte Frau Thea.

»Jedenfalls kommen wir in eine eigne Lage,« meinte Frau von Knobelsdorf, die bei aller Milde ihrer Erscheinung und ihres Urteils in gesellschaftlichen Dingen eine strengere Richtung vertrat. »Ich weiß nicht, ob wir sie für heute abend noch zu uns bitten sollen, ob sie überhaupt empfangsfähig ist.«

»Das ist sie, Tante — ganz sicherlich.«

Die Wärme, mit der Hans es sagte, machte die beiden Damen ein wenig stutzig.

»Aber die Bürgerstunde ist längst überschritten,« kam Frau Thea ihrer Schwägerin zu Hilfe. »Wir haben nur auf dich gewartet; es ist die höchste Zeit, zur Ruhe zu gehen.«

»Vielleicht hat sie selber so viel Takt, auf ihrem Zimmer zu bleiben,« äußerte Frau von Knobelsdorf, während der General sich schweigend verhielt und der Geheimrat einen schwachen Versuch machte, für das Erscheinen der interessanten Fremden einzutreten, der jedoch von Schwester und Schwägerin mit eisigem Schweigen abgewiesen wurde.

Da nahm der alte Major die Hand von den Augen, rückte ein wenig in seinem Sessel hin und her und sagte sehr bestimmt, beinahe unwillig: »Gleichviel wer diese Dame ist und woher sie kommt, sie hat sich Hans' Schutz und der Gastfreundschaft von Gerschauen in einer Notlage anvertraut. Das Gastrecht ist uns immer heilig gewesen, wir haben keinen Grund, hier eine Ausnahme zu machen. Wer nicht meiner Ansicht ist, dem steht es frei, schlafen zu gehen — ich empfange die Dame.« Er klingelte dem Mädchen: »Geh nach oben und sage unserm Besuch, wir würden uns freuen, ihm noch einen guten Abend wünschen zu können.«

Wenige Minuten später trat eine fremde Frau in den Kreis der Alten von Gerschauen. Die schönen strohblonden Haare, die die lange Fahrt und der Sturm zerzaust hatten, schmiegten sich jetzt wohlgeordnet an das hübsche Antlitz mit den feingezeichneten, von Geist und Leben erfüllten Linien. Auf den blassen Wangen aber lag das matte Rot einer leichten Verlegenheit, etwas echt Weibliches, zugleich etwas Eigenartiges, wie es hier noch nicht gesehen war, ging von ihrer Erscheinung aus und fesselte auf den ersten Blick.

Ehe die Fremde ein Wort sagen konnte, hatte sich der Gutsherr erhoben; das Gehen wurde ihm schwer, besonders am Abend fühlte er sich unsicher. Aber Frau von Knobelsdorf war sofort mit ihm aufgestanden und stützte ihn so wenig merklich als möglich.

»Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen, gnädiges Fräulein, und wünsche, daß Sie sich nach dem unliebsamen Abenteuer Ihrer Fahrt wohlfühlen möchten in Gerschauen.«

Er sprach wenig geläufig, er mußte oft die Worte suchen, und die Zunge tat ihm nicht immer den Dienst. Aber etwas Rührendes lag in dieser chevaleresken Huldigung des alten Mannes. Camilla neigte sich unwillkürlich vor ihm, ihre großen, dunklen, sprechenden Augen schimmerten feucht.

Nun war der Bann gebrochen; auch Frau von Knobelsdorf trat auf sie zu und begrüßte sie in ihrer feinen, mütterlichen Art; der General stellte ihr den Kreis vor, und der Geheimrat hatte sofort ein verbindliches Kompliment für sie bereit; nur Frau Thea verhielt sich zurückhaltend, ohne jedoch im leisesten die Form zu verletzen; das wäre bei ihr nie möglich gewesen.

Hans aber stand abseits in einer Fensternische und blickte wieder und wieder auf diese Frau, mit der er eben durch die Nacht gefahren, von deren Antlitz und Gestalt er im Dunkel des Halbwagens nur einen schwachen Umriß gesehen, die nun plötzlich voller Glanz und Farbe wie der Schmetterling aus seiner Hülle ans Licht gestiegen war und sich in diesem ihr völlig fremden Kreise mit einer Grazie und Sicherheit bewegte, als wäre sie ganz in ihrem Element und fühlte sich wohl in ihm.

Er mußte lächeln, wenn er seine alten Großonkel und Großtanten sah, in deren Mitte er sie nur mit klopfendem Herzen geführt, die sich ihrem Eintritt in ihren geheiligten Kreis beinahe widersetzt hatten, und die ihr nun wie einer Dame ihrer gesellschaftlichen Sphäre, ja ihres vertrauten Umgangs begegneten. Anfangs wohl aus jener Kavalierpflicht, die den Bendemanns im Blute lag und bis ins hohe Alter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie etwas Selbstverständliches treu blieb, jener Selbstzucht, die sie auch in heiklen Lagen nicht verließ, und die er oft an ihnen bewundert hatte. Dann aber ohne den geringsten Zwang, mit einer freudigen Natürlichkeit, die des erzieherischen Ansporns nicht mehr bedurfte.

Das Gespräch bewegte sich auf allgemeinen Pfaden, man unterhielt sich über den Krieg, und die alten Herrschaften äußerten einmütig ihre siegesfrohe Zuversicht. Es gehörte zu den Gepflogenheiten Gerschauens, jeder Sache, wäre sie auch noch so ernst, die guten und günstigen Seiten abzugewinnen. Eine gewisse Scheu schien das Persönliche noch auszuschließen.

Dann aber wandte sich Frau Thea, wohl in dem Verlangen, einen näheren Aufschluß zu erhalten, an ihren Gast: »Sie waren auf einer Berufsreise durch unsre Umgebung, als Ihnen das Mißgeschick begegnete?«

Ein Lächeln, durch das eine ganz leise Ironie schimmerte, spielte um Camillas Lippen. »Eine Berufsreise, gnädige Frau, würde mich durch diese Gegend wohl kaum führen. Der Zug wäre mir ein wenig zu langsam, und die Theater ein wenig klein gewesen.«

Frau Thea, die sonst so Gewandte, errötete wie ein junges Mädchen. »Ich meine —«

Camilla kam ihr schnell zu Hilfe. »Gewiß, gnädige Frau, Sie haben nicht so unrecht. Ich hatte gerade ein kurzes Gastspiel an dem neuen Schauspielhause in Königsberg beendet, das damit seine Pforten schloß, und wollte mich bei einer Freundin, die im Wehlauer Kreise ihr Gut hat, ein wenig von der anstrengenden Spielzeit erholen —«

»Sie haben keine feste Anstellung?« fragte der General.

»Ich hatte sie, bis vor zwei Jahren, am Königlichen Schauspielhause in Berlin. Dann regte sich das Nomadenblut, das in uns allen fließt; selbst die große Bühne war mir zu klein, der bedeutende, aber in festen Grenzen gehaltene Rollenkreis zu eng — ich begab mich auf die Wanderschaft. Freilich, hätte ich geahnt, daß der Krieg so bald kommen würde, ich hätte meine gesicherte Stellung wohl kaum so schnell aufgegeben.«

»Und wenn ich fragen darf —?«

»Wahrhaftig, ich habe meinen Namen noch nicht einmal genannt: Camilla Normann.«

Sie machten alle sehr verbindliche Gesichter, der Geheimrat nickte sogar vielsagend und verständnisvoll. Sie aber merkte sofort, daß sie ihren Namen in ihrem ganzen Leben noch nicht vernommen hatten. Nicht einmal ihren Namen! Und sie hatte sich bis zum heutigen Tage eingebildet, daß jedes Kind ihn kenne! Wie töricht man doch oft ist! Aber was sie überall anders übel empfunden hätte, das erschien ihr hier nur selbstverständlich, ja belustigend. Was ging diesen Kreis der vornehmen Abgeschlossenheit, der ländlichen Beschaulichkeit und Tätigkeit der Name einer Schauspielerin an?! Was kümmerte diese reine Natur, diese frische Wirklichkeit, die die Menschen jung und stark erhielt bis an ihr hohes Alter, die Welt der Kulissen und des Scheins?! Selbst der junge unter ihnen, Hans Bendemann, der doch weit über die Grenzen dieses Gutes herausgekommen, der in größeren Universitätsstädten studiert hatte, selbst er verharrte in seiner Ecke, ohne eine Silbe zu sagen. Auch er hatte nicht einmal ihren Namen vernommen! Und das war das einzige, was sie ein wenig verdroß.

»Aber wir haben unserm Besuch noch nicht einmal einen Imbiß angeboten,« sagte der General, um das Gespräch auf ein andres Gebiet zu bringen, und gab seiner Gattin einen Wink.

Frau Thea erhob sich, ging in die Küche, machte einige Brotschnitte zurecht und bot sie mit einer Flasche des auserlesenen Mosels, der stets für den Geheimrat bereitstand, dem Gaste dar.

Nichts Angenehmeres konnte Camilla geschehen. Die lange Eisenbahnreise, während der sie nur ein wenig Schokolade genossen, hatte sie schon bei dem ungewollten Aufenthalt auf der falschen Station einen starken Appetit verspüren lassen, die Wagenfahrt vollends hatte einen wahren Heißhunger in ihr entwickelt. Niemals, so wollte sie es dünken, hatte ihr etwas so gut geschmeckt wie dies einfache Abendessen. Aber wann hatte sie auch etwas so Köstliches gegessen wie dies herzhafte »Kriegsbrot«, diese goldgelbe, ganz frische Butter, diesen rosigen, saftigen Schinken, diese unnachahmliche Wurst! Die üppigsten Mahlzeiten, die sie in früheren Zeiten in den vornehm-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sten Gaststuben zu sich genommen, erschienen ihr arm und geschmacklos dagegen.

Aber auch jetzt verließ sie nicht die angeborene Anmut und die erziehende Gewohnheit ihrer Kunst, die sie lehrte, alles vor aufmerkenden Augen zu tun. Indem sie mit Herzenslust zugriff, war sie doch ganz Gehör für das, was ihr Frau Thea, die jetzt auch auftaute, von ihrer Arbeit in der Kriegshilfe in Königsberg erzählte, und wie wohl ihr nach all der heißen Geschäftigkeit die feiernde Ruhe Gerschauens täte. Der vorzügliche Wein brachte ihr Blut in Wallung, sie griff selber mit sprühendem Wort in die Unterhaltung ein. So anregend und frohgemut war diese lange nicht in Gerschauen gewesen, besonders zu einer so späten Stunde nicht.

Auch der Gutsherr beteiligte sich an ihr, die Hand stützte er gar nicht mehr auf. Wenn er sprach, hörte Camilla mit besonderer Freude zu. Was der alte Mann in seiner etwas schwerfälligen, aber immer interessanten Art aus vergangenen Tagen erzählte, da er selber als junger Offizier gegen die Franzosen zu Felde gezogen war, das war so lebenerfüllt, eine so reiche Welterfahrung, eine so ernste Weisheit sprach aus seinen Bemerkungen über die heutige Zeit und Lage, daß es ein Genuß war, ihm zuzuhören. Dann und wann wetterleuchtete auch ein feiner, geklärter Humor durch seine Rede und spiegelte sich wider in dem milden, gütigen Lächeln, das wie später Abendsonnenschein über seine welken Züge ging. Wie lange hatte sie, die an gesuchte Geistreicheleien, an die ewigen literarischen oder gar an fade Theaterunterhaltungen Gewöhnte, solche Sprache nicht vernommen!

Ab und zu blinzelte ihr Auge zu Hans hinüber. Der hatte seine Fensternische verlassen und sich in den Kreis der andern gesetzt, aber doch abseits von ihnen, mehr im Hintergrunde. In seinem Blick, der immer noch auf ihr weilte, lag etwas, das sie unwillkürlich zu ihm zog; etwas Gutes und Treues, zugleich aber etwas Fragendes, beinahe Unbefriedigendes, das ihr in diese Augen, in dies frischgebräunte Angesicht gar nicht zu passen schien. Manchmal sandte sie ihr Wort zu ihm herüber, sie fühlte dann, mit welcher Aufmerksamkeit er es aufnahm, aber selber beteiligte er sich gar nicht an dem Gespräch. War es eine Zurückhaltung, die ihm, der stets von diesem Kreise der Alten umgeben war, hier zur zweiten Natur geworden? Glaubte er kein Recht zu haben, hier mitzureden?

Jetzt sah sie ein verlorenes Lächeln auf seinen Lippen. Sein Auge ruhte auf einem kleinen altmodischen Ecktisch an der Wand, auf dem eine ganze Kolonne von Lichtern auf Messingleuchtern stand, und er mochte daran denken, wie lange es her war, daß sie bis in eine so späte Stunde der Hand geharrt, die sie anzündete.

»Nun wird es aber doch wohl Zeit, ans Schlafengehen zu denken,« hörte sie eine milde Stimme in ihre Gedanken hineinsprechen. »Unser lieber Gast wird auch der Ruhe bedürfen.«

Sie sah, wie Frau von Knobelsdorf sich erhob und leise ihren Arm in den des Majors schob, ihn gewissermaßen in die Höhe richtend.

Das war das Zeichen, auf das alles aufstand. Man wünschte ihr gute Nacht, der Geheimrat küßte ihr die Hand, Hans verneigte sich stumm vor ihr. Frau Thea zündete die Lichter an, eins nach dem andern, alle mit demselben Streichholz. Und sie brannten froh und hell empor, wie erlöst und zum Leben geweckt. Dann nahm ein jeder das ihm zugehörige; Camilla aber erhielt ein ganz frisches, das etwas langsamer seine Flamme entwickelte.

Nun gingen sie alle miteinander die auf den großen Hausflur mündende Treppe hinauf, feierlich wie eine Prozession. Vor ihren Zimmern verabschiedeten sie sich noch einmal mit freundlichen Wünschen für die Nacht. Frau Thea aber ließ es sich nicht nehmen, den Gast in seine Stube zu geleiten und mit schnellem Blick nach dem Rechten zu sehen.

Dann war Camilla allein.

Die Fenster waren noch geöffnet, sie lagen am Vordergiebel des alten Hauses und blickten auf einen Teil des sorgsam gepflegten Gartens hinaus. Der Regen hatte aufgehört, auch der Wind hatte sich gelegt und zog nur noch mit leisem Säuseln durch die Bäume oder strich mit liebkosender Hand über die Beete und Gräser dahin. Am dunkelblauen Himmel leuchtete ein orangefarbener Stern; der Mond, der schon über seine erste Hälfte hinaus war, hüllte die schlummernde Erde in seidenweiche Schleier.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In bläulicher Dämmerung lagen die Gebüschpartien und die hohen Laubwände, schwarz und undurchdringlich dehnten sich zwischen ihnen die Gänge. Ein verwirrender Zauber ging von dieser Nacht aus und ließ die Seele freier atmen.

Lange nicht geschaute Bilder wurden in Camilla wach, gewannen Gestalt und Leben in dem magischen Halbdunkel da draußen, in den zarten Silberdünsten, die es wallend, webend durchzogen, und gaukelten über die Wege, ja über die Wiesen und Felder jenseit des Gartens bis hinan zu dem ernsten, schwarzen Kranz der Wälder, die wie eine dichte Mauer den fernen Horizont säumten. Die weiche Luft zitterte im Blütenduft, ab und zu rief ein Vogel, leise, träumerisch, wie es in diese Nacht paßte.

Mit einem Male — war es immer noch das Spiel ihrer Sinne, die aus verborgenen Gründen aufgewühlt waren, oder war es Wirklichkeit? — sah sie eine hohe jugendliche Gestalt durch die Boskette des Gartens schreiten in langsamem, ein wenig wiegendem Gange.

Sie schloß das Fenster, entkleidete sich schneller, als sie es zu tun gewohnt war, legte sich in das große, weiche, wohlige Bett und träumte, wie sie lange nicht geträumt hatte. Nicht von Krieg und schrecklichen Verfolgungen, wie sie es bisher nach den aufregenden Vorstellungen, sondern von friedlichen, sonnenbeschienenen Tälern, durch die sie auf einer alten, goldenen Karosse dahinfuhr, ein uralter gepuderter Diener auf dem Kutscherſitz, und zu ihrer Seite —

(Schluß folgt.)

Der deutschen Frauen Totenwacht

Es zieht eine ernste Totenwacht
Von schwarz verhüllten Frauen
Im Traum in jeder neuen Nacht
Zu fernem Schlachtengrauen.

Dort wandern sie landein, landab,
Eine jede sucht ein stilles Grab,
Darauf ein hölzern Kreuzlein steht,
Ein Helm davor im Winde weht.
Da knien sie und weinen,
Eine jede um den einen,
Und aus den Tränen heiß und schwer
Blüht Efeu um die Gräber her.

Doch wenn der Mond im Scheiden steht,
Die stumme Schar von dannen geht,
Eine jede winkt der andern
Zum stillen Heimwärtswandern.

Und wenn daheim ihr Tag erwacht,
Verbergen sie das Leid der Nacht
Und hüten muttergut und lind
Mit treuen Händen Haus und Kind
Und sind gefaßt und stille.
Das tut ihr heiliger Wille —
Doch senkt ihr Sternenkleid die Nacht:
Ihr Herz an fernen Gräbern wacht.

Christine von Winkler

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausgestorbene Krankheiten

Von Dr. Othmar Sterzinger

Ein eigenartiger Zauber liegt über allem Vergangenen. Wir verspüren ihn mit besonderer Deutlichkeit, wenn uns die merkwürdigen Gestalten der ausgestorbenen Tiere und Pflanzen, der Dinotherien und Flugdrachen, der Riesenfarne und Siegelbäume vor Augen geführt werden, wir verspüren ihn aber auch, wenn wir uns in die Chroniken und Geschichtsbücher der Vorfahren vergraben und lesen, was für seltsame und gewaltige Seuchen in früheren Zeiten getobt haben, besonders dann, wenn die Wissenschaft dazu gleichzeitig die Randbemerkung macht, daß sie ebenso wie die von ihnen heimgesuchten Geschlechter für immer im Schoße der Vergangenheit begraben liegen. Zwar so weit in die Vorzeit wie die Paläontologie kann die historische Pathologie nicht zurückgehen, da sie nicht nur auf den Bereich der geschichtlichen Überlieferung beschränkt bleibt, sondern außerdem noch eine nicht unerhebliche Beobachtungsgabe voraussetzt.

Die erste gutbeschriebene Seuche tritt uns erst im fünften Jahrhundert v. Chr. entgegen: es ist die attische Pest. Wohl wird uns schon früher von einzelnen rätselhaften Krankheiten berichtet, so von einem heftigen Bauchgrimmen, das die Philister befiel und bei dem vor dem eintretenden Tode die brandig gewordenen Eingeweide abgingen. Oder von der Epidemie, die nach der von David vorgenommenen Volkszählung die Israeliten befiel, 70 000 Menschen mordete und sich durch die ungewöhnliche Verschiedenheit der Formen auszeichnete, in denen sie auftrat. Während sie die einen beim letzten Geleite; das sie ihren dahingerafften Angehörigen gaben, mit einer derartigen Plötzlichkeit und unter Begleitung von heftigen Schmerzen befiel, daß sie, noch bevor die Bestattung zu Ende war, selbst schon ihrer bedurften, zehrte sie andre derart ab, daß nach den Worten des Geschichtschreibers kaum mehr etwas übrig war, was man hätte bestatten können. Wieder andern »verfinsterte sich das Gesicht«, und sie erstickten unter heftigem Wehklagen. Diese Erscheinung ist besonders interessant, da fast zweitausend Jahre später bei der Belagerung von Damiette, also in derselben Gegend, von einer Nyktalopie berichtet wird, bei der die von ihr Befallenen bei geöffneten Augen nichts mehr sehen zu können behaupteten. Allein in allen diesen Fällen sind die Angaben zu spärlich und die Nachrichten zu unsicher, um irgendwelche wissenschaftlichen Studien oder auch nur genauen Bestimmungen darauf gründen zu können.

Die attische oder athenienſische Pest nun, deren Erscheinung Thukydides an sich selbst und andern beobachtet und in seinem »Peloponnesischen Krieg« der Nachwelt überliefert hat, erschien wenige Tage nach dem Einfall der Spartaner in Attika unvermutet in der Hafenstadt Piräus und verbreitete sich von da aus mit großer Schnelligkeit weiter. Sie hatte vorher in Äthiopien, Ägypten, Lybien und auf einzelnen griechischen Inseln gehaust und war offenbar von dort — das Auftreten im Piräus deutet darauf hin — in Griechenland eingeschleppt worden. Die Krankheit befiel ihr Opfer plötzlich und in voller Gesundheit, mit heftiger Hitze im Kopfe und mit Rötung der Augen. Dann stieg sie langsam in das Körperinnere hinab, entzündete Zunge und Schlund und machte den Atem stinkend, hierauf ergriff sie die Lunge, welche Akte der Reihe nach von Niesen, Heiserkeit und starkem Husten begleitet waren. Als sie zum Magen gelangt war, begannen heftige gallige Entleerungen unter furchtbaren Schmerzen, die in ein leeres, krampfhaftes Schluchzen endeten. Dann trat sie an die Gedärme, erzeugte Geschwüre und nicht zu stillenden Durchfall. Schließlich befiel sie die äußersten Körperteile, die Schamteile, die Finger und die Zehen. Die Haut war dabei dunkelbleifarbig und überzog sich mit kleinen Blasen und Schwären. Während der Körper zum Anfühlen nicht sehr heiß war, wuchs die innere Hitze zu einer solchen Stärke an, daß die Kranken auch die dünnste Bekleidung nicht mehr ertrugen, in völliger Nacktheit dalagen und sich vor unermeßlichem Durst sogar in die Brunnen stürzten. Der Tod trat am siebenten oder neunten Tage, oft bei guten Kräften, ein; viele starben erst nachher an der durch die Durchfälle eingetretenen Schwäche, manche kamen mit dem Verlust der befallenen Gliedmaßen davon, während wieder andre, die dies alles glücklich überstanden hatten, von einer derartigen Vergeßlichkeit ergriffen wurden, daß sie weder sich selbst noch ihre Angehörigen erkannten. Es sind bei dieser Krankheit entschieden Züge vorhanden, wie die Röte der Augen, ferner die galligen Entleerungen, welche auf die indische Pest hinweisen, und einzelne Pathologen sprachen sie auch als solche an. Allein die Krankheit zeigt auch Eigenschaften, die der Beulenpest nicht zukommen, zum Beispiel den späten Eintritt des Todes (bei der Pest am dritten oder fünften Tage), der ganze Krankheitsverlauf, das Fehlen der Beulen oder Bubonen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Ludwig Dill: Alte Föhren, junge Birken

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

und die Nachkrankheiten. Man nimmt daher gegenwärtig an, daß es sich um eine untergegangene Krankheit handelt.

In ähnlicher Lage befinden wir uns gegenüber der nächsten großen Pandemie, der Antoninischen Pest, so genannt, weil ihr Auftreten die Regierung des Kaisers Marcus Antoninus ausfüllt, der ihr schließlich selbst zum Opfer fiel. Sie scheint im Jahre 165 n. Chr. bei der Belagerung von Seleucia am Euphrat ausgebrochen zu sein und verbreitete sich von da, wahrscheinlich durch die heimkehrenden Krieger, über ganz Italien und die meisten römischen Provinzen bis hinüber nach England. Die Folge dieser Seuche war, daß ganze Städte ausstarben und angebaute Gegenden zur Wildnis oder zu Sümpfen wurden. Das römische Heer litt darunter so sehr, daß es, trotzdem man die Lücken mit Gladiatoren, Dalmatinern und Germanen ausstopfte, nach den Ausdrücken mehrerer römischer Schriftsteller fast bis zur Ausrottung vernichtet wurde. Die Anzeichen der Krankheit waren übelriechender Atem und pestartige Färbung der Mundhöhle, schwarze Durchfälle und Erbrechen; und nachdem, wie Galenus, der große Mediziner, der die Krankheit beobachtet und aufgezeichnet hat, schrieb, die Befallenen so ausgepumpt waren, überzog sich die ganze Haut mit schwarzen Pusteln, die eiterten und sich schließlich mit einer Kruste bedeckten. Manche schlossen daraus auf Blattern, hielten die Seuche für die erste Blatternepidemie überhaupt; indessen sprechen die Durchfälle und der Umstand, daß die Pusteln besonders bei den glücklicheren Fällen auftraten, gegen eine solche Annahme. Hecker, der bekannte Vertreter der historischen Pathologie, vermutet eine untergegangene Typhusart.

Im neunten Jahrhundert trat das heilige oder Antoniusfeuer (ignis sacer) auf den Plan, eine Krankheit, die vornehmlich in Frankreich und Lothringen, aber auch im benachbarten Spanien, England und in einzelnen Teilen Deutschlands bis zum vierzehnten Jahrhundert in einer für uns nicht mehr vorstellbaren Weise wütete. So starben im südwestlichen Frankreich im Jahre 923 40 000 Personen, in einem späteren Jahre in Paris allein 14 000, andre Ortschaften wurden schlechthin verödet. Diese Krankheitserscheinungen bestanden hauptsächlich in einem brandigen, sehr schmerzhaft verlaufenden Absterben verschiedener Gliedmaßen. Die Haut erhob sich dabei gewöhnlich in strotzend vollen Blasen, wurde zuerst bläulich, dann maulbeerfarbig, schließlich schwarz und bedeckte sich mit Geschwüren, bis endlich das befallene Glied, faul geworden, abfiel. Eine innere Zehrglut begleitete bei äußerer Kälte diesen Prozeß, wobei in den meisten Fällen der Tod eintrat. Die Davongekommenen wurden mit verstümmelten Gliedern als Zeugen für die zukünftigen Zeiten aufbewahrt, so daß man an manchen Orten mehr Krüppel als gesunde Leute erblickte. Einzelne starben allein vom Gestank, den die eignen faulenden Körperteile ausströmten. Die Krankheit ergriff aber auch das Nervensystem und veranlaßte krampfhafte und wunderbare Verdrehungen oder bewirkte ekstatische und somnambule Zustände. In ihrer Angst strömten die Leute von weither in die Marienkirchen; aber ein ungeheurer Jammer und ein Entsetzen ohnegleichen schlug ihnen entgegen, als sie die angefüllten Gotteshäuser betraten und die Menge der vor furchtbaren Schmerzen Brüllenden erblickten, denen das Fleisch von den Füßen, von den Schienbeinen bis hinauf zu den Knien und Hüften abgestorben war, so daß ihnen nur noch die trockenen, kohlefarbigen Knochen, oder auch die nicht mehr, herabhingen und die Kranken wie Strünke herumgetragen werden mußten. Manchmal ergriff die Krankheit auch die inneren Organe, in welchem Falle die Betroffenen sehr rasch starben, wie zum Beispiel im Jahre 993 in Aquitanien, wo die meisten Menschen in einer Nacht dahingerafft wurden.

Das ignis sacer ist als ausgestorben zu betrachten. Zwar würde einem, dem das Interesse an Vergangenem zu so frevelhafter Größe anwüchse, daß er seine Beschwörung versuchte, dieser Versuch aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen. Denn es gilt heute als ausgemacht, daß es die Vergiftungserscheinungen vom Genusse des Mutterkorns unsers Getreides sind. Daß es nicht früher auftrat, ist der späten Bekanntschaft mit dem Roggen, daß es jetzt nicht mehr vorkommt, der Einsicht in seine Ursachen zuzuschreiben. Ein Zusammenhang zwischen ihm und den Getreidekrankheiten war einzelnen schon damals aufgefallen, ja, ein Arzt berichtet sogar, daß ein mit Kleie von Mutterkorn gefüttertes Schwein seine vier Füße und die beiden Ohren verlor. Aber diese Erkenntnis rang sich erst nach dem vierzehnten Jahrhundert durch.

Als die merkwürdigste und gleichzeitig am besten beschriebene, für immer in das Grab der Zeiten versenkte Seuche ist der englische Schweiß zu bezeichnen. Er erschien mit der zu seinen Kennzeichen zählenden Plötzlichkeit im August des Jahres 1485 im Heere Heinrichs von Richmond, als es bei Bosworth Richard III. geschlagen hatte, und verbreitete sich von da in wenigen Wochen über ganz England. Er befiel vornehmlich Starke und Wohlgenährte, weniger Kinder, Arme und Greise. Wie ein Gespenst meldete sich die Krankheit gewöhnlich zur Nachtzeit an und schüttelte ihr Opfer zuerst in Frost, dann in Hitze. Bald darauf setzte ein außerordentlich heftiges Herzklopfen ein, begleitet von einer furchtbaren Angst. Jeder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glaubte, in 24 Stunden unfehlbar eine Leiche zu sein. Dazu gesellte sich Atemnot, Kopfschmerz und ein Schmerz im Nacken, und unter diesen Erscheinungen brach ein derart reichlicher Schweiß von erschreckendem Geruch aus dem ganzen Körper hervor, daß nach dem Bericht eines Chronisten die Kranken förmlich darin schwammen. Weitere Symptome waren unlöschbarer Durst, weinende, singende Stimme, geschwollenes Aussehen, und unter rapidem Kräfteverfall, Irrereden und unüberwindlicher Schlafsucht trat bei unglücklichem Ausgang innerhalb vier bis fünf Stunden der Tod ein. Die Krisis entschied sich also sehr rasch; wer die ersten 24 Stunden überstanden hatte, konnte als gerettet angesehen werden. Die Krankheit erschien innerhalb siebzig Jahren fünfmal in England; davon griff sie nur einmal auf die Gebiete außerhalb Englands über. Gewöhnlich gingen ihrem Ausbruche heftige Regengüsse oder dicker Nebel voran. Die Furcht der Menschen vor dieser Krankheit war außerordentlich. Es soll in diesen Zeiten oft geschehen sein, daß, wenn im Freundeskreise ihr Name nur genannt wurde, der und jener von peinlicher Angst ergriffen wurde, die ihm das Blut stocken machte, daß er still, seines Verderbens gewiß, nach Hause schlich und am andern Tage bereits eine Leiche war. König Heinrich VIII. von England suchte der Seuche durch beständiges Umherziehen zu entgehen, bis er, der Unstetheit müde, in Tytynhangar sein Verhängnis abzuwarten beschloß, umgeben von reinigenden Feuern und bewacht von seinen Ärzten.

Typisch für diese Krankheit war der außerordentlich rasche Verlauf. Als sie bei ihrem vierten Zuge im Jahre 1529 auch außerhalb England übergriff, dauerte beispielsweise ihr Aufenthalt in Hamburg nur neun Tage, während deren sie, nach der Zahl der hergestellten Särge gerechnet, 1100 Menschen tötete. In Danzig hielt sie sich nur fünf Tage auf und tötete hierbei 3000 Menschen; in Augsburg blieb sie sechs Tage, während deren sie 1500 Einwohner befiel und 800 hiervon in das Jenseits beförderte. Dabei kam es vor, daß während dieser kurzen Zeit manche zwei- bis viermal an ihr erkrankten. Das Schweißfieber war schneller als die damaligen Postkutschen und Reisewagen, d. h. die Krankheit trat früher an einem Orte auf, als die Kunde von ihr dorthin gelangt war. So kam es, daß sie innerhalb sechs bis sieben Wochen, vom 25. Juli bis Anfang September, ganz Deutschland verheert hatte. Wie ein ungeheurer Brand loderte sie über ganz Deutschland, Holland, Schweden und Norwegen empor, aber nicht von einem Punkte ausgehend und sich nach und nach verbreitend, sondern die Flamme schlug aus allen Orten, wie von selbst entzündet, gleichzeitig hervor.

Stellenweise vermehrte den unglücklichen Ausgang noch eine ganz verkehrte Behandlung; man glaubte, der Kranke müßte immer in schweißtreibender Hitze erhalten bleiben. So wurde er mit Federbetten und Pelzen bedeckt, der Ofen wurde geheizt, Türen und Fenster wurden sorgfältig verschlossen. »Oft legten sich noch Gesunde über ihn her und beschwerten ihn so, daß er kein Glied rühren konnte und in diesem Vorspiel der Hölle, in Angstschweiß gebadet, seinen Geist aufgab.« Das englische Volk hatte, nachdem seine Ärzte völlig versagt hatten, sich eine vernünftigere Heilmethode erfunden, bei der die Kranken ohne Nahrung und mit wenig mildem Getränk unter Vermeidung von Erhitzung und Erkältung die entscheidenden ersten 24 Stunden ausharren mußten.

Das sechstemal trat der englische Schweiß nach 250 Jahren im Städtchen Röttingen an der Tauber auf, währte dort von Ende November bis zum 5. Dezember 1802 und forderte in den ersten Tagen unzählige Opfer. Dann verschwand er und ward nicht mehr gesehen. Wohl aber blieb ein naher Verwandter im sogenannten Schweißfriesel im nordwestlichen Frankreich zurück.

Die britischen Inseln sind überhaupt ein Land eigenartiger Epidemien. Noch in neuerer Zeit wurde von Irland eine Krankheit berichtet, die inzwischen auch schon wieder als ausgestorben zu bezeichnen ist. Es ist dies der Button-Scurvy (Knopf-Skorbut), der wegen der Ähnlichkeit seines Hautauswuchses von den Ärzten auch Morula (Maulbeere) genannt wurde. Wann er zuerst erschien, weiß niemand, seine »Blütezeit« fällt in die Jahre 1823 bis 1851; aber schon 1883 wurde er von A. Hirsch als gänzlich erloschen angegeben. Seine Vorboten waren ein besonders nachts auftretendes heftiges Jucken; die Krankheit selbst begann mit dem Ausbruch kleiner roter Flecken, die sich allmählich über die Haut erhoben und zu erbsen- bis nußgroßen Geschwülsten anwuchsen. Sie wurden langsam blasser und blosser und sonderten eine wässerige Flüssigkeit ab, die bald in Gerinnseln ihre Ausflußstellen bedeckte. Mit Vorliebe brachen diese Auswüchse an den inneren Teilen der Extremitäten hervor, also namentlich an der Innenfläche der Hände, der Arme, der Schenkel und des Afters; ihre Zahl schwankte von eins bis fünfzig und darüber. Schließlich schrumpften die Geschwülste, die Schorfen fielen ab, und die übrigbleibenden roten Flecken wichen bald der normalen Hautfarbe. Die Krankheit dauerte viele Monate und endete nur in besonders heftigen und langwierigen Fällen mit völliger Erschöpfung. Über ihre Ansteckungskraft bestand kein Zweifel, und zwar schien man sie von den Tieren überkommen zu haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von besonderem Interesse sind die ausgestorbenen Geisteskrankheiten, wie wir eine solche beispielsweise in der im späten Mittelalter auftretenden Tanzwut zu verzeichnen haben. Sie entwickelte sich ziemlich gleichzeitig um das Jahr 1000 in Deutschland und Italien, wurde in Deutschland als Tanz des St. Johannes oder des heiligen Veit, in Italien aber als Tarantismus bezeichnet. Ihren Höhepunkt erreichte sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und nahm dann rasch ab, so daß sie in Deutschland zu Anfang des 17. Jahrhunderts als erloschen gelten kann, was von Italien allerdings erst hundert Jahre später gesagt werden kann.

Wohl die stärkste Epidemie, die Deutschland sah, begann 1374 in Aachen. Im Monat Juli des genannten Jahres erschien dort eine sonderbare Rotte Menschen mit Blumengewinden im Haar und mit Tüchern um den Unterleib, die durch einen eingesteckten Stock um den Nabel zusammengeschnürt werden konnten. Sie nahmen sich bei der Hand und begannen unter Hochsprüngen zu tanzen, bald auf den Plätzen, bald in den Häusern oder in den Kirchen, immer rasender und ohne sich um die Umstehenden zu kümmern, bis sie erschöpft zu Boden fielen. Dann schwoll ihnen der Unterleib auf, wogegen sie sich durch das Zusammenschnüren der Tücher oder auch durch Fußtritte, die ihnen von den Zuschauern in bereitwilligster Weise erteilt wurden, zu helfen suchten. Während des Tanzes hörten und sahen sie nichts, sie riefen den Namen des heiligen Johannes oder den von Geistern an und sagten hernach aus, ein roter Strom von Blut schwelle gegen sie heran, so daß sie in die Höhe springen müßten; andre wieder sahen den Sohn Mariä und den offenen Himmel im Glanze seiner Heiligen. Gleichzeitig hatten sie lebhafte Idiosynkrasien, vor allem gegen die damals in die Mode gekommenen Schnabelschuhe und gegen die rote Farbe, und zwar in einem solchen Maße, daß man die Schnabelschuhe durch eine besondere Verordnung verbieten mußte. Eine ähnliche Antipathie zeigten sie gegen Weinende und gegen die Priester. Die Krankheit verbreitete sich von dort über die benachbarten Orte Deutschlands und der Niederlande und befiel vornehmlich Frauen und Männer aus den niederen Ständen und leichtsinnigen Charakters, während die Geistlichkeit und Reiche im allgemeinen verschont blieben. In Köln erkrankten an dieser Seuche mehr als 500, in Metz gar 1000. Bauern verließen ihre Felder, Handwerker ihre Werkstätte, Frauen ihr Heim, um sich dem rasenden Reigen anzuschließen, den auch Bettler und Lüstlinge als willkommene Gelegenheit für ihre Zwecke benutzten. Die Epidemie währte sechzehn Wochen, ließ dann nach, worauf sie einige Jahrzehnte später in Süddeutschland mit erneuter Macht ausbrach. Da diesmal in den Vorstellungen der Betroffenen an die Stelle des heiligen Johannes der heilige Veit getreten war, zu dessen Kapellen sie auch geleitet wurden, nannte man die Tanzsucht auch den Tanz des heiligen Veit. Die Krankheit, zu deren Bekämpfung der berühmte Iatrochemiker Paracelsus einige treffliche Ratschläge gegeben hatte, nahm bereits im 16. Jahrhundert stark ab. Im 17. erlosch sie ganz. Zu seinem Beginn traf man nur mehr einzelne Personen, die alljährlich vor dem St. Veitstage zu den Kapellen des Heiligen wallfahrteten, um dort ihre üblichen Anfälle abzuwarten.

In Italien waren die Erscheinungen der Tanzwut, dem Volkscharakter entsprechend, etwas andre. Sie stand nicht unter dem Zeichen eines Heiligen, sondern unter dem der Tarantel, eines Tieres, das eigentlich eine Erdspinne ist, aber vielfach mit dem schon von den Römern her in einem schlechten Rufe stehenden, sonst aber gänzlich harmlosen Geschöpf der Sterneidechse verwechselt wurde, so daß sich deren sagenhafte Züge auf die Spinne übertrugen. Wer sich von dieser Spinne gebissen glaubte, und das wähnten sich bald sehr viele, hielt sich für dem Tode verfallen, versank in Melancholie, wurde unempfänglich für die gewöhnlichen Anregungen unter gleichzeitigem Verlust des Gesichts oder Gehörs, bekam aber eine gesteigerte Empfänglichkeit für die Musik, die ihn zu rasenden Tänzen antrieb. Auch hier traten lebhafte Idiosynkrasien zutage, nur waren sie andrer Art als in Deutschland. Das Rot, das dort verhaßt war, brachte die Kranken in eine derartige Verzückung, daß sie sich auf den gefärbten Gegenstand losstürzten, ihn küßten und herzten, bis sie, endlich müde geworden, ihn mit dem schmachtenden Ausdruck von Verliebten stundenlang betrachteten. Eine ebenso auffällige Vorliebe hatten sie für die glänzenden Sachen und für die blaue Farbe des Meeres, so daß sie zum Meere förmlich wallfahrteten und sich schließlich in blinder Wut in seine Wellen stürzten. Ebenso wie den St. Veitstanz begleitete den Taranteltanz die Trommelsucht, das Aufschwellen des Unterleibes, dessen krankhafter Zustand sich überdies noch durch andauernde Verstopfung, Durchfälle und Erbrechen kundgab. Die Krankheit, die von dem heutigen Veitstanz, der Chorea minor, völlig verschieden, eher mit der Hysterie verwandt ist, kann sehr wohl hier ihren eigentlichen Sitz gehabt haben; nimmt man doch auch heute bei einzelnen Geisteskrankheiten eine regelwidrige Tätigkeit von Organen des Unterleibes als Ursache an. Während der St.-Veitstanz in Deutschland im 17. Jahrhundert erlosch, erreichte der Tarantismus in Italien in ihm erst seine Blüte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von ausgestorbenen Seuchen wären noch zu erwähnen ein ansteckender Seitenstich, der gegen Ende des 10. Jahrhunderts in Tulln auftrat und täglich sieben bis zehn Opfer forderte, ein epidemisches Nasenbluten, das gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Etrurien und der Romagna die Bevölkerung belästigte und den Tod in 24 Stunden herbeiführte; ferner die merkwürdige Fieberkrankheit, die die Krieger Friedrichs II. 1167 zu Rom ergriff, sich in schrecklichen Kopf- und Gliederschmerzen äußerte und in wenigen Tagen den größeren Teil des Heeres den Gräbern zugeführt hatte. Aber von all diesen Krankheiten ist uns nichts Näheres überliefert. Eine andre Reihe von Krankheiten ist jetzt gerade daran, das Schicksal der ausgestorbenen zu teilen: der Hospitalbrand, der vor nicht allzu langer Zeit noch die Lazarette mit epidemischer Wucht überfiel, der Skorbut und der im nordwestlichen Frankreich vornehmlich bei Soldaten auftretende epidemische Kropf.

Blicken wir zurück auf die seltsame »Speisenkarte des Todes«, so fällt uns gleich Nacht und Tag der große Unterschied auf, der die heutigen Verhältnisse von den früheren scheidet. Nur wer die Seuchengeschichte der vergangenen Zeiten durchblättert, bekommt eine Ahnung von dem Jammer und den Schrecknissen, die unsre Vorfahren ertragen mußten, Leiden, gegen die das heutige Leben trotz Blinddarm und Krebs ein Rosenpfad genannt werden muß. Es darf daher dieser Aufsatz nicht geschlossen werden, ohne den Vertretern der beiden Wissenschaften, deren mühsamem Kampfe der größte Anteil an diesem Fortschritt zuzuschreiben ist, der Bakteriologie und der Hygiene, Dank und Anerkennung zu spenden; auch im gegenwärtigen Kriege haben sie sich glänzend bewährt.

Das erste Wort

Der Krieg verlöschte ihrer Augen Schein.
Nun tasten sie sich durch die dunkle Erde.
Daß ihren Seelen Licht und Tröstung werde,
Will Liebe ihrer Hände Lehrer sein.

Die Welt versank. Doch eine neue hebt
Sich aus den krausen Zeichen und den Zahlen
Der neuen Schrift. Die steifen Finger malen
Das erste Wort, von ihrer Hand belebt.

Das erste Wort. Und einer sitzt und sinnt,
Summt vor sich hin ein Singen leisen Schalles,
Schreibt's mühsam nieder: »Deutschland über alles« —
Und drüber toter Augen Weinen rinnt.

Martha Grosse

Versunkene Glocke

Kiefernduft und Lupinen —
Schwertlilien am stillen Teich;
Drei Glocken stiegen einstmals
Zu Pfingsten aus tiefem Reich.

Drei Glocken läuten die Saaten
Des Friedens auf alles Land;
Drei treue Glocken webten
Der Eintracht leuchtend Band.

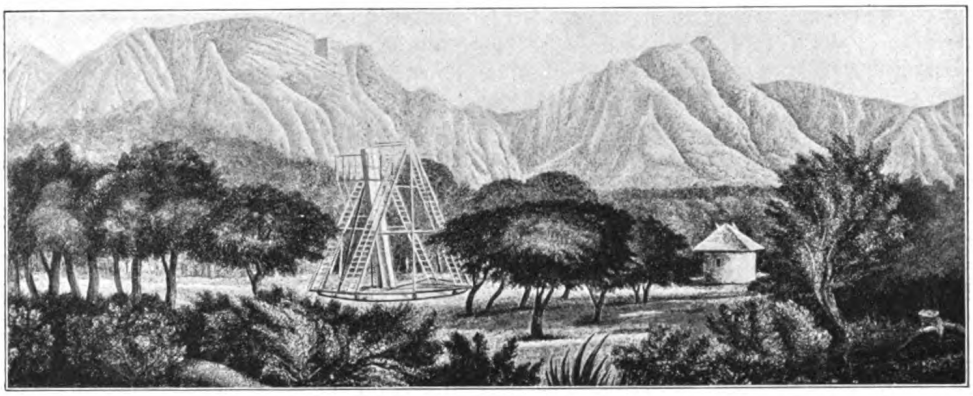
In lauter Blüten tauchten
Sie segnend zum Sonnenlicht
Und sangen der Brudertreue
Herrlichstes Gedicht.

Zwei Glocken in diesem Maien
Stiegen aus der Flut,
Und ihr Lied war heiliges Grollen
Und war doch treu und gut.

Und die dritte ist jach zersprungen
In heißem, heißem Neid;
Judas hat sie geschwungen —
Nie singt sie in Ewigkeit.

Max Bittrich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



John Herschels Beobachtungsstation in Feldhausen am Kap der Guten Hoffnung

Tempel der Urania

Von Felix Linke

Die Ansprüche, die wir heute an eine Sternwarte und ihre Ausrüstung stellen, sind gegen früher stark gewachsen. Die Alten begnügten sich mit Obelisken oder Gnomonen, mit deren Hilfe sie die Bewegung der Sonne an ihrem Schatten feststellten, und mit schrägen Mauern, durch die sie auf bezeichneten Kreisabschnitten die Höhe der Gestirne messen konnten. Eine solche alte Sternwarte war also etwas ganz andres, als was wir uns heute darunter vorstellen.

Diese Unterschiede sind in den Verschiedenheiten der Aufgaben begründet, die die Astronomen von einst und jetzt haben. Ehedem erfüllten die religiösen Bedürfnisse die ganze Himmelskunde. Das Wiedererscheinen der Mondsichel nach dem Neumond und die Mond- und Sonnenfinsternisse waren fast der ganze Inhalt der Himmelskunde. Erst als man begann, die Astronomie als Wissenschaft für sich zu betreiben, wurde das anders. Tycho Brahe, ein Mann aus altem dänischem Adelsgeschlecht, fand in König Friedrich II. von Dänemark einen willigen Förderer, der ihm auf der Insel Hveen im Sund eine astronomische Forschungsstätte errichtete, die nicht bloß für die Himmelkskunde, sondern für unsre ganze moderne Kultur von der größten Bedeutung geworden ist. Der viereckige Sternwartengarten war genau nach den Himmelsrichtungen orientiert. In seiner Mitte stand das große, nach Länge und Breite 30 m haltende zweistöckige Gebäude, das zwei Türme von je 25 m Höhe hatte und Beobachtungs-, Bibliotheks- und Wohnzimmer beherbergte. Außer einem Wirtschaftsgebäude, einer mechanischen Werkstatt, einem chemischen Laboratorium, einer Papiermühle und einer Buchdruckerei waren noch einige unterirdische, mit Schiebedächern versehene Räume für größere Instrumente beigegeben. Die ganze Anlage war ein Quadrat von 100 m Seitenlänge.

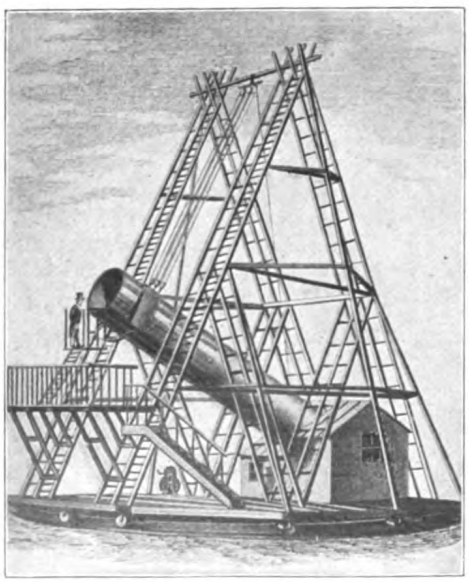
Der Mittelpunkt des Ganzen war Tycho Brahe, der eine Reihe vorzüglicher Schüler und Gehilfen um sich versammelte. Die Uranienburg war ein wissenschaftlicher Mittelpunkt, der auch äußerlich durch die häufigen Besuche bedeutender Gelehrter und Fürsten einen hellen Glanz erhielt. Die mit großer Energie betriebenen Arbeiten, die sich an Tycho Brahes Namen knüpfen, bereiteten die größten wissenschaftlichen Errungenschaften vor. Das reiche Beobachtungsmaterial dieses Gelehrten wurde bekanntlich die Grundlage für Keplers Entdeckung der nach ihm benannten drei großen Himmelsgesetze, die der kopernikanischen Weltanschauung die feste wissenschaftliche Stütze gaben.

So groß auch die Erfolge der Arbeiten auf der Uranienburg waren, ein eigentliches Fernrohr hat es dort nicht gegeben. Alles wurde noch mit Quadranten und ähnlichen Visierinstrumenten gemacht. Erst als der große Italiener Galileo Galilei im Jahre 1609 zum erstenmal ein Fernrohr gegen den Himmel richtete, war mit den alten Instrumenten gebrochen. Jenes unscheinbare Fernrohr, das Galilei konstruiert

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte, wurde zum ersten Eingang in eine neue Welt, in eine Welt, die die Grenzen der bis dahin bekannten schier ins Unendliche erweiterte. Wohin auch Galilei sein Rohr am Himmel lenkte, überall boten sich ihm ungeahnte Wunder dar und machten die wenigen Tage des ersten Gebrauchs zu einem Eroberungsfeldzuge am Himmel, wie er gleich durchschlagend nie wieder unternommen worden ist. Galilei sah nicht bloß die großen Jupitertrabanten, die der kopernikanischen Anschauung mit unaufhaltsamer Macht den Weg ebneten, er sah auch die Berge des Mondes, fand die Sternhaufen in den Plejaden, im Orion und im Krebse und erkannte den feinen Schimmer der Milchstraße als das Licht unzählbarer einzelner Sterne, bemerkte die Sonnenflecken usw. So ist der Glockenturm von San Marco in Venedig zu einer Weihestätte der uranischen Muse geworden, die wir hier nicht übergehen können, obwohl der Turm sonst nicht diesen Zwecken gedient hat.

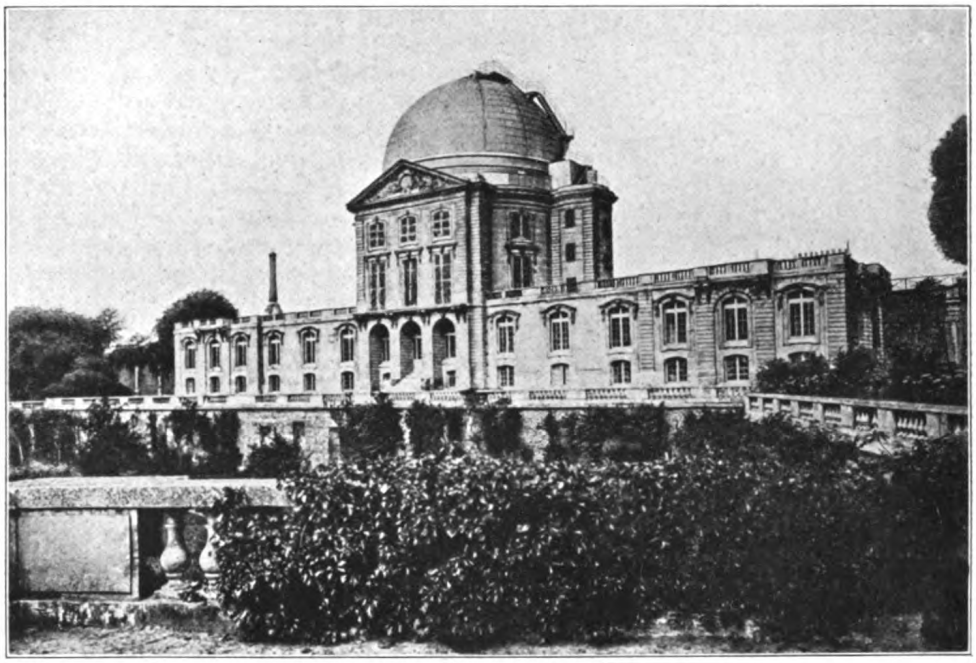
Nie wieder hat das Fernrohr, dessen Wirkungsweise auf der brechenden Kraft von Linsen beruht, gleichgroße Erfolge aufzuweisen gehabt. Denn die nachfolgenden großen Eroberungszüge am Firmament, die vor allen andern William Herschel in England und sein Sohn John (auch am Kap der Guten Hoffnung) unternahmen, benutzten ein andres optisches Prinzip, das Prinzip der Spiegelung des Sternenlichts. Die von den Sternen kommenden Lichtstrahlen fängt man mit großen Spiegeln paraboloischen Schnittes auf und reflektiert sie zum Okular, dem Sehglase, wo sie weniger verändert ankommen, als wenn sie zuvor unter den Einfluß der brechenden Gläser in den teuren Objektiven kommen müssen. Man wendet daher gerade in neuerer Zeit, wo es auch auf die Farben des Sternenlichts ankommt, wieder Spiegelteleskope an. Herschel hat sie ehemals in der Wissenschaft heimisch gemacht. Er, der aus Hannover nach England eingewanderte Hofmusikus, hat mit eigner Hand die Spiegel geschliffen, mit eigner Hand die Konstruktionen des Fernrohrs gefördert, das ihn die tiefsten Blicke ins Weltall tun ließ. Seine Spaziergänge auf dem Sternenteppich, die er meist gemeinsam mit seiner Schwester Karoline ausführte, haben ihn zum größten astronomischen Entdecker gestempelt, den die Welt besessen hat und je besitzen wird. Er war der erste, der einen Planeten und dazu noch zwei Trabanten entdeckt hat; die Zahl der von ihm entdeckten Sternhaufen und Nebel geht in die Tausende; er hat die ersten Doppelsterne entdeckt und beobachtet und uns den Himmel als ein unergründliches leuchtendes Gewimmel mit Bildungen der verschiedensten Art enthüllt.



William Herschels Riesenteleskop

Der Weg zu diesen Wundern ging durch sein riesiges, vierzigfüßiges Spiegelfernrohr, das in Bath, einem Vororte Londons, hinter seinem Hause stand. Unser Bild links gibt eine Ahnung von der Größe des Ungetüms, das mit Flaschenzügen und Winden auf diejenigen Stellen des Himmels gerichtet wurde, die beobachtet werden sollten. Daß trotz diesen Mühen und Schwierigkeiten die Streifzüge Herschels am Himmelszelt von einer fast beispiellosen Großartigkeit gewesen sind, daß sie fast die gesamte Topographie des Himmels neu gestalteten und die Astronomie auf eine wirkliche Grundlage stellten, verdankt Herschel der Helligkeit, Größe und Klarheit der Bilder, die sein schönes Instrument lieferte. Leider ging dieses Werk sehr schnell den Weg alles Irdischen. Die Spiegel vermögen den Witterungseinflüssen nicht standzuhalten und werden matt. Später hat dann Herschel,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



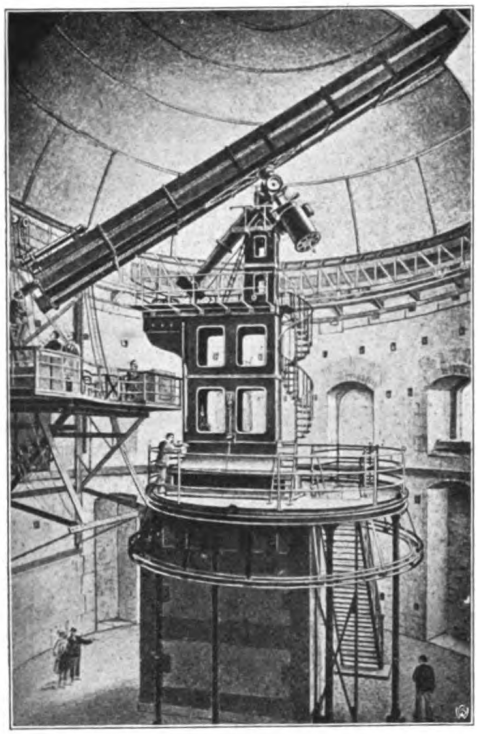
Das Observatorium in Meudon, Ostseite

wie auch sein Sohn, nur noch ein zwanzigfüßiges Instrument benutzt. Mit diesem begab sich John Herschel 1833 zum Kap der Guten Hoffnung, um auch den südlichen Himmel zu durchforschen. In Feldhausen, nahe bei Kapstadt, hat er vier Jahre mit größtem Erfolge gearbeitet und uns eine Topographie des südlichen Himmels gegeben, die lange Zeit hindurch kaum eine Vervollkommnung erfuhr.

So haben uns die beiden Herschel in des Wortes wahrster Bedeutung die Welt kennengelehrt und in Vervollständigung der geistigen Lehren der Kopernikus, Kepler, Galilei und Newton das Haus gedehnt, in dem wir weben und wirken. Hieran konnte Diesterweg seine goldenen Worte knüpfen: »Die Winzigkeit der Ansichten verschwindet, wenn die Räume wachsen. Um bei sich recht daheim zu sein, muß man Weltbürger werden; und um das Erdenleben zu fassen, muß man in die Himmelsräume hineinschreiten und sie umfassen.«

Am 19. März 1806 packte der »ausgelernte Kaufmannslehrling« Friedrich Wilhelm Bessel seine Sachen, um seine neue Stelle als Astronom in der Lilienthaler Privatsternwarte bei Oberamtmann Schröter für hundert Taler Jahresgehalt anzutreten. Vier Jahre später verabschiedete sich dieser selbe Mann von seinem Brotherrn, um den ihm durch Wilhelm von Humboldt angebotenen Posten eines Direktors einer neuen, in Königsberg zu gründenden Sternwarte zu übernehmen. Nach wenigen Jahren blickten die Astronomen der ganzen Welt neiderfüllt nach Königsberg, das eine Reihe wundervoller neuartiger Instrumente besaß, die alle nach Bessels Angaben hergestellt waren und in dessen Hand Beobachtungsergebnisse von einer Genauigkeit und Schärfe ergaben, die zu erreichen man zuvor niemals für möglich gehalten hätte. Nicht lange dauerte es, da war die Königsberger Sternwarte die tonangebende der ganzen Welt. Sie war das Vorbild für Präzisionsmessungen aller Art, und Bessel war der Astronom schlechthin, das unerreichte Vorbild, in dem sich Praxis und Theorie in einer Harmonie paarten wie bisher bei keinem andern Manne der Himmelswissenschaft. Die Arbeiten Bessels und ihre Wichtigkeit für die Astronomie einem breiten Publikum zu schildern ist fast unmöglich, weil sie alle Dinge betreffen, die so fachlich sind, daß weitgehende astronomische Kenntnisse dazu gehören, sie zu würdigen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der große Doppelrefraktor zu Meudon

Physische Himmelsbeobachtungen hat Bessel so gut wie gar nicht gemacht, seine Arbeiten bezogen sich nur auf die Bewegungen und die Ortsbestimmungen der Himmelskörper und auf sehr schwierige Untersuchungen über die Abplattung Jupiters und die Massen der Planeten. Aber wenn auch das große Publikum daran nicht das gleiche Interesse nimmt wie an den populären Arbeiten andrer Forscher, so verkörpert sich doch in Bessel der ganze Scharfsinn und die ganze Präzision, die bei jeder astronomischen Arbeit das wichtigste Erfordernis bilden.

Man pflegt jemand, der tagaus tagein, jahraus jahrein dieselbe Arbeit tut, denselben Handgriff tausend und aber tausendmal wiederholt, für einen bedauernswerten Arbeiter, für eine trostlose Maschine zu halten, nicht wert, Menschenantlitz zu tragen. Glücklicherweise denken nicht alle Leute so geringschätzig über solche Arbeitsart, denn sonst würde man es nicht verstehen, daß die Astronomen einen der Ihren für einen großen Fachkollegen halten, der während seines Lebens im wesentlichen nichts andres getan hat als ein und dieselbe bestimmte kleine Arbeit, die jeder in kurzer Zeit ohne viele Mühe erlernen und ausführen kann, mindestens eine halbe Million mal zu wiederholen. Wenn der Himmel es gestattete, saß der Astronom Argelander in Bonn Nacht für Nacht an seinem Refraktor, beobachtete und notierte schier endlose Zahlenreihen in seinem Beobachtungsjournal. Nichts konnte ihn in dieser Arbeit stören. Nur wenn seine schwere lange Pfeife ausging, die ihn, wie viele andre Astronomen die Zigarre, ständig begleitete, unterbrach er seine Arbeit, um selbst eine kleine Serie Sterne unbeobachtet laufen zu lassen. So behaupten wenigstens einige Astronomen, die gute Scherze zu machen verstehen, um gewisse kleine Mängel der Argelanderschen Riesenarbeit zu erklären.

Wozu tat der Mann das?

Argelander hatte sich vorgenommen, eine wichtige Arbeit auszuführen, an der schon der große Bessel gearbeitet hatte, nämlich einen Katalog aller Sterne des nördlichen Himmels bis zur neunten Größenklasse aufzustellen und die Sternorte mit aller wünschenswerten Genauigkeit festzulegen. Bessel hat in seinen berühmten »Zonenbeobachtungen« auf diese Weise die Orte von 62 000 Sternen festgestellt, Argelander aber verzeichnet in seiner berühmten »Bonner Durchmusterung« 315 000 Sterne. Er hat damit zum erstenmal einen wertvollen Sternkatalog geschaffen, von dem auch Sternkarten angefertigt worden sind. Dieser gestattet, sich schnell an gewissen Stellen des Himmels zurechtzufinden und festzustellen, ob Sterne oder andre Himmelsobjekte dort schon früher beobachtet worden sind oder nicht. Schließlich gibt er im Verein mit dem großartigen Werke, das jetzt die größten Sternwarten der Erde gemeinsam ausführen, der Herstellung einer photographischen Himmelskarte, die Möglichkeit, die Bewegungen der Sterne zu bestimmen, und verschafft uns so exakte Mittel, wichtige Aufschlüsse über den Bau des Universums zu erhalten, die wir bisher noch entbehren.

Als der Kirchenstaat aufgehoben und in das neugegründete Königreich Italien einverleibt wurde, da belegte die neue Großmacht auch die Sternwarte des Collegium Romanum mit Beschlag und verlangte von ihrem damaligen Leiter, dem Jesuitenpater

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angelo Secchi, die Anerkennung des neuen Zustandes. Secchi weigerte sich, und wenn er trotzdem die Sternwarte in seinen Händen behielt, so mag man daraus ermessen, welche wissenschaftliche Autorität hier respektiert wurde. Es war ein Akt der Klugheit von der italienischen Regierung, in diesem Falle fünf gerade sein zu lassen, denn so hat sie sich die Sympathie aller Verständigen gesichert, ohne sich selbst etwas zu vergeben.

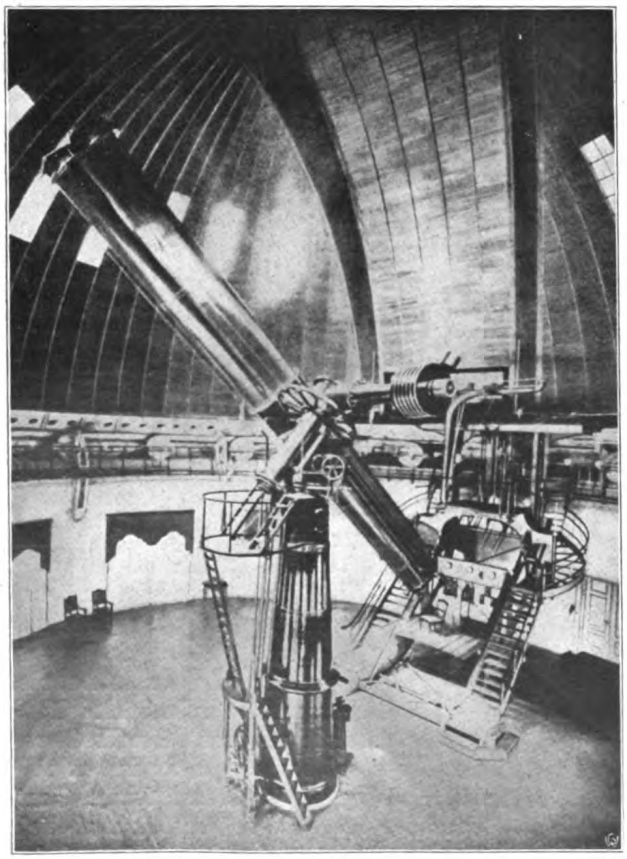
Wer war denn aber eigentlich dieser Angelo Secchi? Nun, ehemals ein armes Handwerkerkind, das durch seinen Eintritt in den Jesuitenorden die Möglichkeit erlangte, sich gründlichen wissenschaftlichen Studien hingeben zu können. Diese Studien hielten Secchi schließlich bei der Physik und der Astronomie fest. Er hatte die großen Entdeckungen über die Zerlegung des Lichts, die in Deutschland durch Bunsen, Kirchhof und Fraunhofer zur Ausbildung eines ganz neuen Wissensgebietes, der Spektralanalyse, geführt hatten, in ihrer Bedeutung für die Himmelsforschung klar erkannt und wandte sie mit großem Fleiß und unbeugsamer Energie auf die Erforschung der Himmelskörper an. Mit besonderem Eifer machte er sich an die Untersuchung der Sonne und entwickelte zum erstenmal eine ganze Physik der Sonne und der Fixsterne. Diese Arbeiten machten ihn zum Vater eines neuen Forschungszweiges der Astronomie, der Astrophysik, die, je länger desto mehr, fruchtbar in die Forschung eingriff und Ergebnisse zutage gefördert hat, die sich früher auch der kühnste Phantast nicht hätte träumen lassen. Die Instrumente, die Secchi zu seinen Untersuchungen benutzt hatte, waren deutschen Ursprungs; sie stammten von dem berühmten Optiker Merz in München, dem Nachfolger des großen Fraunhofer. Mit ihnen hat der hervorragende Jesuit neue Brücken zum Himmel geschlagen. Zwar haben das die Astronomen seit jeher getan, aber sie benutzten nur eine einzige Eigenschaft des Lichts, nämlich die, überhaupt zu leuchten. Secchi aber erfand als neues Hilfsmittel der Forschung, als wesentliche Verfeinerung und Erweiterung des astronomischen Handwerkszeuges die Verwendung der Farbe und hat dadurch gelehrt, welche Stoffe uns aus Weltraumsfernen entgegenleuchten, von dort, woher nur wenige unscheinbare Lichtstrahlen zur Erde gelangen. Secchis Sternwarte war auf dem Dache der in das Römische Kolleg hineingebauten Kirche Sant' Ignazio erbaut, und es scheint, als ob diese Paarung des Tempels mit dem Tempel eine besonders glückliche Stätte für die astronomische Forschung geschaffen hat.

Der Yerkes-Refraktor von 102 cm Öffnung

Der Crossley-Reflektor der Lick-Sternwarte

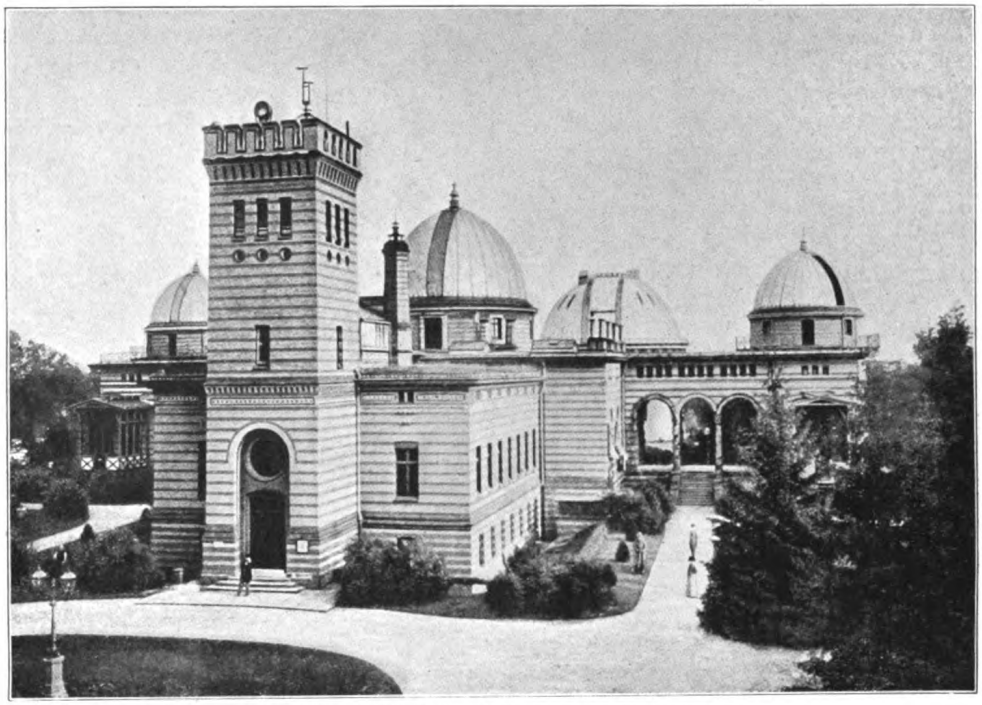
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während die Deutschen 1870 um Paris einen undurchdringbaren Ring geschlossen hatten, erhob sich am 2. Dezember ein großer Luftballon in der Mitte der eingeschlossenen Stadt, der in den Wolken verschwand und mit großer Geschwindigkeit nach Süden flog. Er beherbergte außer einem großen astronomischen Instrumentarium einen berühmten französischen Gelehrten namens Jules Janssen, der diesen etwas ungewöhnlichen Weg gewählt hatte, um noch rechtzeitig nach Algier zu gelangen, wo er am 22. Dezember eine totale Sonnenfinsternis beobachten wollte. Die Ergebnisse jener und zweier weiterer Expeditionen waren der Anlaß, in der Nähe von Paris eine Sonnenwarte zu errichten, der wir eine wundervolle Bereicherung unsrer Himmelskunde verdanken. In dem prachtvollen Park zu Meudon bei Paris, einer ehemaligen Staatsdomäne, erhoben sich die Ruinen des nach dem Kriege in Brand geratenen Schlosses, die Janssen zum Ausbau für ein Observatorium großen Stils ausgewählt und empfohlen hatte. Die Nationalversammlung stellte für den Plan die Mittel bereit, und Janssen wurde mit der Einrichtung der Organisation und der Leitung dieses Instituts betraut. Den instrumentellen Glanzpunkt bildet der große Doppelrefraktor, der zwei Fernrohre zugleich trägt. Das eine ist für photographische Zwecke bestimmt, das andre für direkte Beobachtungen mit dem Auge. Da nämlich die sichtbaren Strahlen eines leuchtenden Gegenstandes nicht auch gerade die photographisch wirksamsten sind und die astrophysikalischen Untersuchungsmethoden sich hauptsächlich der Himmelsphotographie bedienen, so ist es zur Erreichung guter Ergebnisse notwendig, für die photographischen Zwecke andre Linsen und andre Linsenkombinationen zu benutzen als für die direkte Beobachtung mit dem Auge. So entstand jenes merkwürdige Doppelinstrument, das in der Folge vorbildlich für viele andre große astrophysikalische Fernrohre geworden ist: zwei Fernrohre auf einem Pfeiler neben- und fest miteinander verbunden. Dieses und die andern Instrumente des Observatoriums sind in den besonderen Dienst der Sonnenforschung gestellt worden, die ja für die ganze Fixsternphysik von grundlegender Bedeutung ist. Die wertvollen Arbeiten Janssens und seiner Mitarbeiter waren die vertiefte Fortsetzung der denkwürdigen Forschungen, die von der gregorianischen Sternwarte im Vatikan ausgegangen sind und auf denen nunmehr in der ganzen Welt rastlos weitergearbeitet wird. Aus Meudon kamen auch die Forscher, die in der reinen Luft auf dem Montblank besondere Sonnenforschungen ausführten und in mühseligen und gefahrvollen Expeditionen wichtige Bausteine



Das große Doppelfernrohr des Potsdamer Astrophysikalischen Observatoriums

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



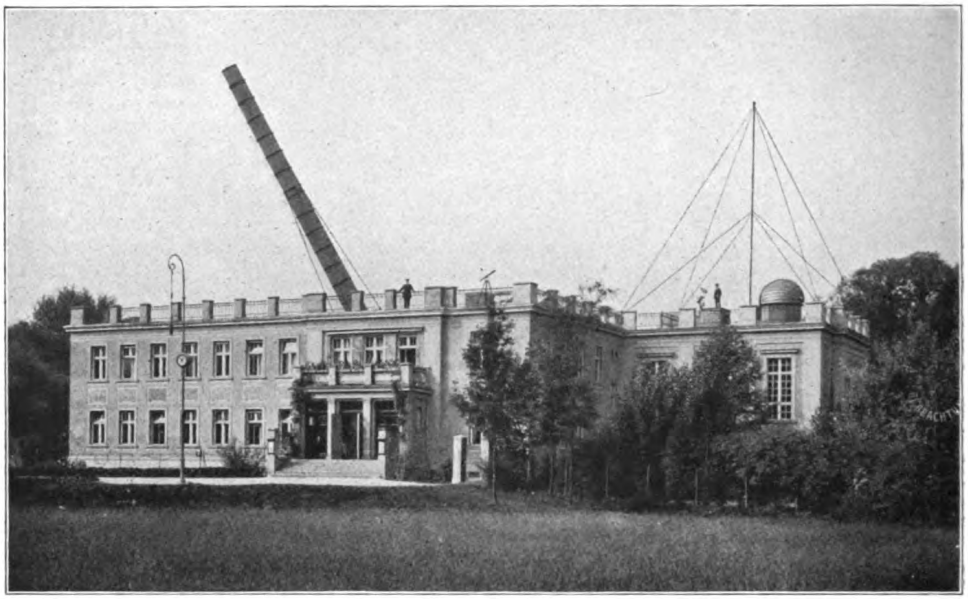
Das Astrophysikalische Observatorium in Potsdam

zu dem schönen Lehrgebäude der Astrophysik zusammentrugen.

In den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts kam ein reicher Amerikaner namens Lick auf den Gedanken, sich durch eine große wissenschaftliche Stiftung zu verewigen. Er setzte 2½ Millionen Mark aus, um auf abgelegenem Berge in reiner Luft eine Sternwarte zu errichten, die alles bisher Dagewesene weit übertreffen sollte. Die Sternwarte wurde auf dem Mount Hamilton in Kalifornien gebaut, weitab von aller Kultur, in stiller Einsamkeit und klarer Höhenluft. Fast das ganze Jahr hindurch herrscht dort heiteres Wetter, so daß die Beobachtungsverhältnisse äußerst günstig sind.

Als es galt, diesen Tempel der Urania mit einem großen Fernrohr auszustatten, da war es nicht leicht, jemand zu finden, der die Herstellung der Objektivlinse dieses Instruments übernehmen wollte. Sollte sie doch einen Durchmesser von fast einem Meter erhalten! So riesige Glaslinsen herzustellen wagte man nicht, denn es schien ausgeschlossen, einen Glasblock so riesiger Ausmaße gleichmäßig genug zu gießen, daß er schlierenfrei ist. Wir wissen es von unsern Fensterscheiben her, was Schlieren bedeuten, wie sie alle Bilder der Gegenstände verzerren; wir wissen auch, wie teuer die einigermaßen schlierenfreien Spiegelscheiben sind. Man wird einsehen, daß an ein astronomisches Objektiv, mit dem die feinsten Messungen ausgeführt werden sollen, die äußersten Anforderungen gestellt werden müssen, daß das Glas eine innere Gleichmäßigkeit besitzen muß, die man praktisch ideal nennt. Es sind zahlreiche Güsse erforderlich, ehe aus ihnen ein Glasblock hervorgeht, der allen Anforderungen an Reinheit und Gleichmaß des Gefüges genügt. Man muß besondere Vorrichtungen treffen, langsam genug abkühlen zu können. Denn allein durch den Abkühlungsprozeß können in dem sonst gelungenen Gusse Spannungen auftreten, die ihn für eine astronomische Linse unbrauchbar machen. So dauert es einige Monate, bis ein gelungener Guß erkaltet ist und in Bearbeitung genommen werden kann. Stünden den glastechnischen Laboratorien reichliche Geldmittel zur Verfügung, so wären wir von all den Zufällen viel weniger abhängig, die jetzt das Zustandekommen guter Linsen immerwährend gefährden und

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Die Treptow-Sternwarte bei Berlin

zu einem reinen Glücksspiel machen. Nun, damals sind Guß und Schliff vorzüglich gelungen, und hauptsächlich diesem Umstande verdanken wir es, daß die ganze Anlage des seligen Lick zu dem geworden ist, was sie so lange allein war: das wahre Muster einer gut eingerichteten Sternwarte.

Das Fernrohr ist ehedem als ein Weltwunder angestaunt worden, da es nicht nur das größte, sondern auch das weitaus beste geworden war. Der in der Mitte unterstützte Rohrtubus ist 19 m lang. Der Beobachter sitzt am Okularende, während das über fünf Zentner schwere Objektiv am andern Rohrende steckt. Von dem höchsten bis zum tiefsten Punkt, den der Beobachter unter Umständen einnehmen muß, um den Himmel mit seinem forschenden Rohr bestreichen zu können, sind also rund 10 m Höhenunterschied. Der Beobachter muß daher mitunter wirkliche Luftreisen ausführen, um von einem Stern auf einen andern übergehen zu können. Bei den meisten großen Fernrohren sind zu dem Zweck teure Beobachtungsstühle vorhanden. Um das wenigstens zum Teil zu vermeiden, hat man bei dem großen Refraktor der Lick-Sternwarte das Podium beweglich eingerichtet. Wasserpressen können es heben und senken, so daß der Beobachter sich in die passende Höhe begeben und auf kleinem Stuhle bequem beobachten kann. Das Gewicht des Fernrohrs mit dem großen gußeisernen Pfeiler beträgt vierzig Tonnen, so viel wie ein großer D-Zug-Wagen.

Das große Fernrohr ist selbstverständlich nicht das einzige Instrument dieses astronomischen Dorados; es sind noch zahlreiche kleinere vorhanden, und Ende der neunziger Jahre kam zu dem alten noch ein großes wertvolles Instrument hinzu, der 10 m lange Crossley-Refraktor, ein Fernrohr, das auf demselben Prinzip der Spiegelung beruht, mit dem der alte Herschel seine herrlichen Entdeckungen am Himmel erfolgreich durchgeführt hat.

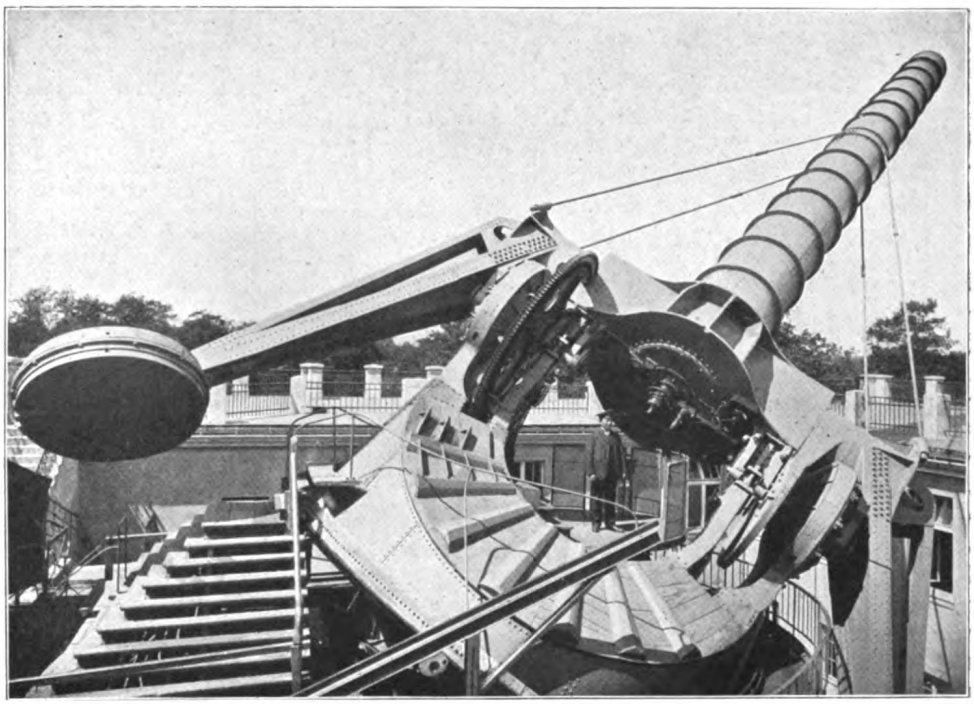
So schön die Lick-Sternwarte ausgestattet ist, ihre Mittel sind doch sehr beschränkt. Um so verwunderlicher ist es, was dort bereits geleistet worden ist. Es ist nicht leicht, so ohne jede Berührung mit der Kulturwelt zu leben, wie es die einsamen Männer auf dem kalifornischen Berge tun müssen. Im Laufe der Zeit ist es ja schon besser geworden, und die zahlreichen Besucher sorgen für einige Abwechslung. Aber in den ersten Jahren ist die weltferne Ruhe eigentlich nur durch schwere und bange Tage unterbrochen worden. Denn der Winter ist dort außerordentlich hart. Bis zu vier Meter tief versanken die Häuser in den Schnee, die Bewegungsmechanismen der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drehkuppeln froren ein, der tagelang herrschende Orkan ließ kein Feuer in den Öfen aufkommen, so daß die Temperatur in den Häusern nicht über Null stieg. Im Sommer hinwiederum bedrohte die Dürre die Lebensverhältnisse. Wer sich aber mit diesen Beschwernissen aussöhnen kann, wird reichlich belohnt durch die schönen Ergebnisse, die sich in diesem ungestörten Kloster der Wissenschaft dem Himmel und seinen unendlichen Tiefen abringen lassen.

Der Universität Chikago fiel eines Tags eine Stiftung des Kapitalmagnaten Yerkes zu. Dieser schenkte ihr das Geld zu einer Sternwarte, für die er nur die eine Bedingung stellte, daß sie nämlich das größte und beste Fernrohr bekommen sollte, das man (seinerzeit) herstellen könne. Auf diese Weise ist das Yerkes-Observatorium entstanden, das am Lake Geneva unweit Chikago steht und die am reichsten ausgestattete und am besten dotierte astronomische Forschungsstätte der Erde ist. Hier wie beim Lick-Refraktor hat der alte Optikus Clark seine ganze Kunst aufgewandt und ihnen optische Linsen gegossen, die das Höchste darstellen, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. So sind der Lick- und der Yerkes-Refraktor Fernrohre geworden, die unsre europäischen Instrumente unbedingt übertreffen. Selbst das große Doppelfernrohr, das unser großes, schönes astrophysikalisches Observatorium in Potsdam erhalten hat, reicht optisch nicht an die Clarkschen Instrumente heran. Man darf daher gespannt sein, was uns das neue Instrument der Königlichen Sternwarte, die von Berlin nach Neubabelsberg verlegt wurde, bescheren wird. Hier wird zuerst die Abbesche Werkstätte in Jena ihre Kunst an einem großen Objektiv offenbaren, von dem wir hoffen möchten, daß es auch zum Ruhme der alten deutschen optischen Wissenschaft den amerikanischen Leistungen wenigstens ebenbürtig an die Seite treten wird. Man kann die Kunst, große Linsen herzustellen, nicht an dem üblichen Maßstabe messen. Bei der Seltenheit dieser Arbeit ist ihr Gelingen in ebenso hohem Maße von dem Verfertiger abhängig wie etwa die Arbeit eines großen Künstlers oder eines hervorragenden Gelehrten.

Nach der Größe des Objektivs (Öffnung) sind die jetzt größten Fernrohre der Erde folgende:

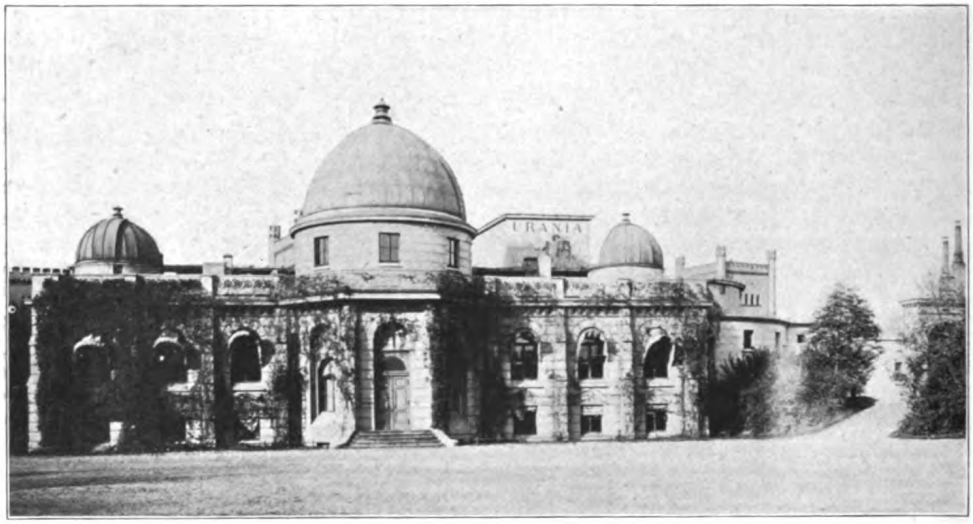


Der große Refraktor der Treptow-Sternwarte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Öffnung:
Yerkes-Refraktor in Williams Bay, Wisc., Ver. Staaten	102 cm
Lick-Refraktor auf dem Mount Hamilton in Kal., Ver. Staaten	91 „
Doppelrefraktor der Sonnenwarte Meudon bei Paris	83 „
Doppelrefraktor des Kgl. Preuß. Astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam	80 „
Refraktor der Sternwarte Pulkowa	76 „
Refraktor der Sternwarte Nizza . .	76 „
Refraktor der Universitätssternwarte Alleghany, Penns., Ver. Staaten	76 „
Refraktor der Sternwarte zu Greenwich	71 „

Auch das neue Berliner Instrument wird in die Reihe der größten Fernrohre eintreten. haben, mehr Astronomen und mehr Geld für die laufenden Arbeiten. Die Kosten für die instrumentellen Hilfsmittel werden vielleicht auch durch die wieder steigende Verwendung der Spiegelfernrohre, die eine Zeitlang ganz zu Unrecht in Verruf geraten waren, herabgedrückt werden können. Und wenn sich etwa auch bei uns ein paar reiche Privatleute fänden, die für astronomische und physikalische Arbeiten ein paar Millionen auszugeben bereit wären, so könnte es nicht schwerfallen, daß wir Deutschen wieder an die Spitze dieser alten Wissenschaft treten, um deren Ausbildung sich gerade Deutsche in so hervorragendem Maße verdient gemacht haben.

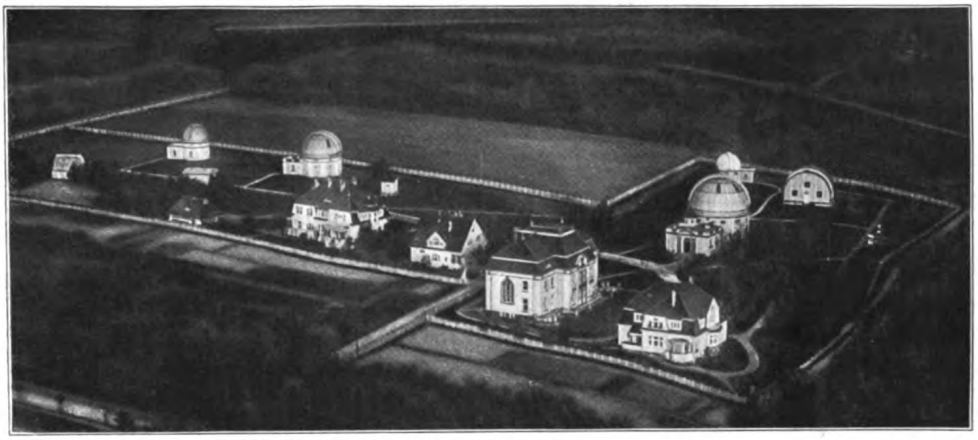


Die Urania-Sternwarte zu Berlin, Südseite

Viele werden der Meinung sein, es sei bedauerlich, daß wir hierzulande nicht das größte Instrument zur Durchforschung des Himmels besitzen. Das wäre jedoch falsch. Wir haben hier keine Gelegenheit, ein noch größeres Instrument aufzustellen, weil sich keine so hohen Erhebungen über der Erdoberfläche darbieten, auf denen die Luft klar und gut genug wäre, solche Riesenfernrohre auszunutzen. Auch die größten amerikanischen können nur unter den besonderen günstigen Umständen ihre Kraft richtig ausnutzen. Wollte man sie in die Atmosphäre des Flachlandes hineinstellen, so würden sie weniger leisten als erheblich kleinere Instrumente. Was wir brauchen, sind mehr ebenso große Instrumente, wie wir jetzt einige

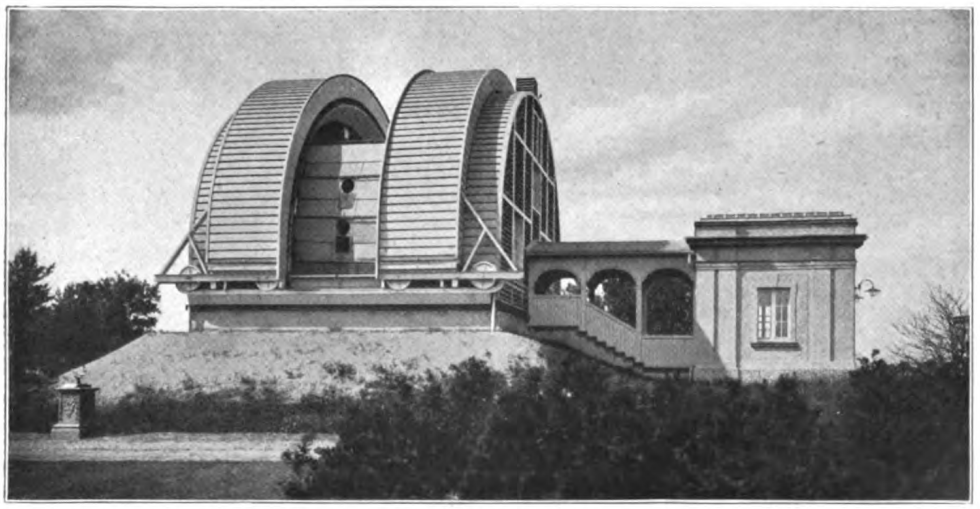
Wer seine Schritte von Berlin aus nach Osten lenkt, wird in dem herrlichen Treptower Park ein eigenartiges Institut antreffen, das vielen Berlinern gut bekannt ist. Sein Wahrzeichen ist der riesige schräge Schornstein, der zuweilen mitten aus dem Gebäudekomplex schräg und drohend in den Weltraum emporragt. Das ist das »unumkuppelte« Rohr des großen Treptower Fernrohrs, auch keins der größten, aber durch die Eigenart seiner Konstruktion höchst bemerkenswert. Die wachsende Größe der Fernrohre macht ja auch immer größer werdende Kuppelbauten notwendig, die schließlich so teuer werden, daß sie die Kosten des eigentlichen Instruments, das sie schützen sollen, übertreffen. Ein andrer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die neue Hamburger Staats-Sternwarte — Nach einer Aufnahme vom Zeppelin-Luftschiff »Hansa«

Mangel der Kuppeln ist ferner, daß ihre fortwährende Wärmeausstrahlung die Luft in der Umgebung des Fernrohrs wallend macht, und ein weiterer Nachteil die allzu große Beweglichkeit des Okulars, mit dem der Astronom die schon erwähnten Luftreisen ausführen muß. Dr. Archenhold gedachte das zu überwinden, indem er auf die Kuppel ganz verzichtete und eine neue Aufstellungsart wählte, die er in seinem Treptow-Fernrohr verwirklicht hat. Er umgab das eigentliche Fernrohr zum Schutze gegen die Witterungseinflüsse mit einem Stahlblechmantel, setzte das Okular fast in die Mitte des Drehungsmittelpunkts oder doch sehr nahe an diesen heran, so daß der Beobachter immer auf derselben Stelle stehen bleiben kann, wohin er auch sein Rohr richtet, und schützte die empfindlicheren Teile durch ein Wagendach, das über das Instrument gefahren werden kann. Zur Ausbalancierung des Rohres braucht das Instrument allerdings gewaltige Gegengewichte, die stören. Die Konstruktion ist überhaupt ins Gigantische gewachsen, ihre beweglichen Teile wiegen nicht weniger als 130 Tonnen. Weder die Plattform unter dem Okular noch der Zugang zu ihr ist zu Demonstrationszwecken für ein größeres Publikum sonderlich günstig. Leider ist es bisher aus Mangel an Mitteln noch nicht möglich gewesen, das Fernrohr wissenschaftlichen Zwecken nutzbar zu machen, so daß sich auch nicht zeigen konnte, welchen Wert die Ar-



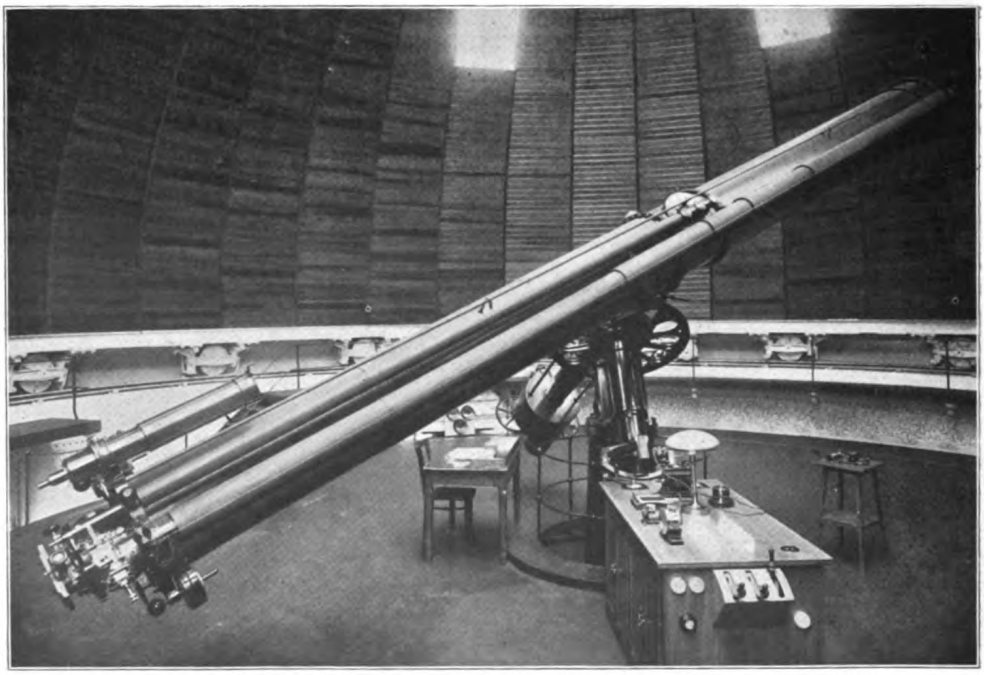
Meridianhaus der Hamburger Sternwarte
Das in einem Meridianhause aufgestellte Instrument dient zu den feinsten Messungen der Astronomen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chenholdsche Konstruktion für die Zukunft des Fernrohrbaues haben kann. Bisher ist sie aus dem genannten Grunde in wissenschaftlichen Kreisen noch ganz unbekannt geblieben. Das ist um so bedauerlicher, als die erforderlichen Mittel nicht allzu erheblich sind und der der Konstruktion zugrunde liegende Gedanke doch recht beachtenswert scheint.

Wie ist denn nun eigentlich eine moderne Sternwarte eingerichtet? Der Schilderung dürften wir uns nicht entziehen, wenn sie nicht — einen eignen Aufsatz erforderte. Wir begnügen uns daher mit ein paar Bildern von den neuen schönen Instrumenten der Hamburger Staats-Sternwarte, die vor wenigen Jahren auf dem Gojenberge bei Bergedorf, 20 km von Hamburg entfernt, errichtet worden ist, und fassen die Unterschriften hierzu mit Absicht etwas ausführlicher. Wer Genaueres darüber erfahren will, findet eine Schilderung dieser gut eingerichteten, neuzeitlichen Anstalt in einem alten bewährten Buche, das vor kurzem seine 22. Auflage erlebte, in Diesterwegs »Populärer Himmelskunde«. Dort gibt Professor Schwaßmann, der selbst an der Anstalt wirkt, eine anschauliche Schilderung von der Einrichtung und den Zwecken der einzelnen Apparate und vermittelt auf diese Weise zugleich unmerklich das Verständnis für die stille, wertvolle Arbeit des Astronomen von heute. Die Bilder selbst verdanken wir Herrn Direktor Prof. Schorr.

Die Nacht vom 13. zum 14. August des Jahres 1898 war heiß und schwül, aber sie war klar. Wer auf die Beobachtung des Himmels in Berlin angewiesen ist, muß jede klare Nacht benutzen. So gingen wir, Herr Dr. Witt und ich, auf der Urania-Sternwarte unsrer altgewohnten Beschäftigung nach, nämlich eine Gegend aus dem Tierkreise am Himmel zu photographieren. Wir machten die Arbeit nicht zum Spaß, sondern um für die Beobachtung und Verfolgung der zahlreichen lichtschwachen kleinen Planeten Material zu liefern. Daß diese Arbeit kein sonderliches Vergnügen ist, wird man erkennen, wenn ich mitteile, daß eine unsrer üblichen Aufnahmen zwei Stunden dauerte, und daß wir bei dem schlechten Gange unsers Uhrwerks das Auge keinen Augenblick vom Rohr lassen durften, damit



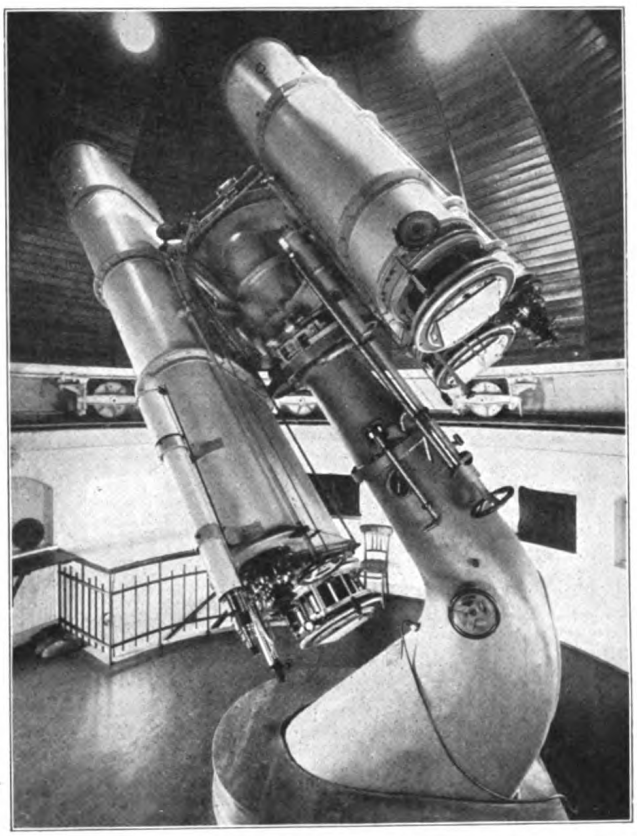
Der große Refraktor der Hamburger Sternwarte bei höchster Stellung der Hebebühne

Innerhalb der 14 m im Durchmesser haltenden Kuppel kann die kreisrunde Bühne 4½ m hochgehoben werden, so daß die viele Meter hohen gerüstartigen Beobachtungsstühle — für die Beobachter eine stete Gefahr — überflüssig sind. Kuppel und Bühne sind von Carl Zeiß in Jena erbaut

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns die Sterne nicht davonliefen. Die Erde dreht sich ja bekanntlich um ihre Achse, während die Sterne feststehen. Will man daher die Sterne photographieren, so muß man durch Drehung des photographischen Fernrohrs der Erddrehung entgegenwirken. Das besorgt ein Uhrwerk, und dieses unausgesetzt durch die Feinstellschrauben zu korrigieren, ist bei der Aufnahme die geistreiche Aufgabe des Photographen.

Ich hatte die Aufnahme gemacht, wir entwickelten die Platte noch in der Nacht, damit sie am nächsten Morgen trocken sei und untersucht werden könnte. Dr. Witt fand darauf am nächsten Morgen einen verdächtigen Strich, der nur von einem Himmelsobjekt herrühren konnte, das sich bewegt haben mußte. Als er am Abend mit dem großen Zwölfzöller der Urania nachsah und eine kleine Messung vornahm, ergab sich, daß wir einen Planetoiden gefunden hatten. Das wäre nun nichts Besonderes gewesen, denn zwischen Mars und Jupiter laufen deren 750 uns bekannte um die Sonne. Die merkwürdig große Eigenbewegung aber verriet, daß es mit diesem Körper eine eigne Bewandtnis haben müsse. Als man dann die Beobachtungen nachrechnete, ergab sich die überraschende Tatsache, daß wir denjenigen Himmelskörper gefunden hatten, der, abgesehen vom Mond, der Erde am nächsten kommen kann. Der Planet zieht zwischen Erde und Jupiter in einer einzigartigen Bahn seine Ellipse um die Sonne, und wir hatten ihn gerade in seiner ungünstigsten Stellung entdeckt. Wir fanden uns reichlich belohnt für die in den zahlreichen Stunden der vielen Jahre geleistete Arbeit, weil der Planet die Lösung eines Problems gestattet, die bis dahin nur unvollkommen durchzuführen war, nämlich die genaue Bestimmung der Entfernung der Erde von der Sonne, der sogenannten astronomischen Längeneinheit. Mit Hilfe des neuen kleinen Körperchens, des Eros, läßt sich eine Genauigkeit der Bestimmung erreichen, wie sie auf keine andre Weise zu erzielen ist. So hat uns der unscheinbare Strich auf unsrer Platte belehrt, daß die Entfernung der Erde von der Sonne 149,5 Millionen Kilometer beträgt. Und die Genauigkeit dieser Zahl wird sich bei späteren Beobachtungen noch wesentlich steigern lassen.



Der Lippert-Astrograph der Hamburger Sternwarte, ein von Zeiß in Jena erbautes dreifaches photographisches Fernrohr, an dem sich noch zwei Pointierfernrohre und Sucherfernrohre befinden

Mit Neid haben wir immer nach Heidelberg geblickt, wo Prof. Max Wolf durch ähnliche fleißige und erfolgreiche Arbeiten nicht bloß das Herz einer reichen Amerikanerin gerührt hatte, die ihm ein schönes Instrument schenkte, sondern sogar den badischen Staat zur Ausstattung eines Instituts veranlassen konnte. Wir jedoch hatten zu unsern Arbeiten nur ein mühsam zusammengepumptes unscheinbares Instrument, das längst wieder auseinandergenommen worden ist. Aber dennoch haben wir damit ein Ergebnis erzielt, dessen sich ein moderner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Apparat nicht zu schämen brauchte. Es ist also wohl etwas Wahres daran, wenn einst der preußische Kultusminister bei der Etatsberatung über das große Potsdamer Fernrohr sagte: »Die Bedeutung eines Astronomen ist nicht proportional der Länge seines Fernrohrs!«

Aber dennoch wäre es falsch, darauf unbedingt zu bauen, denn nicht umsonst haben uns die Amerikaner während der letzten Jahrzehnte in der Astronomie überflügelt. Wer seine ganze Kraft mit Kleinigkeiten an schlechten Instrumenten verzetteln muß, der ist ohne Zweifel im Nachteil gegenüber den Wunderwerken, mit denen die amerikanischen Sternwarten ausgerüstet sind. Wollen wir daher auf der Höhe bleiben, wollen wir gar die alte Führung wiedergewinnen, die wir so lange gehabt haben, dann müssen unsre Finanzminister dafür sorgen, daß wir auch Fernrohre und Mittel haben, die Forschungen durchzuführen. Denn, ganz gleich, ob wir mit dem geistigen oder mit dem leiblichen Auge in die Tiefen des Weltalls und in seine Geheimnisse eindringen wollen, wahr bleibt das Wort: Das Okularende des Fernrohrs ist das Einfallstor in die Unendlichkeit.

Ein Brief

Das schreibt sie mir von Frankreichs Kampfeserde —
Sie trägt der Kreuzesschwestern schlicht Gewand,
Seit festen Schritts sie ging vom Hof und Herde,
Auch mitzukämpfen für ihr Vaterland —

Sie schreibt: Es fiel der Schnee in weichen Flocken,
Deckt Grauses zu mit seinem weißen Tuch.
Bei euch — da läuteten die Weihnachtsglocken,
Hier war die Hölle los mit Ruch und Fluch!
Dann kam die Nacht. Wir brachen auf und suchten,
Wo blutigrot gefärbt der weiße Schnee,
Wo in Gestrüpp und Busch, wo in den Buchten
Ein wunder Mensch sich bäumt im grimmen Weh.
Des Kreuzes Zug. Mein Licht schwankt zu dem Hügel.
Dort, wo der Schnee zu kühlem Bett verweht,
Dort fand ich ihn — schon senkt der Tod die Flügel.
Du fremder Mann, was hat dein Mund gefleht?
Sein Auge bannt mich: »Hörst du nicht die Glocken?
Ist heiliger Abend. Horch — das liebe Lied!
Sing, Mädchen, sing —« Die Hand wühlt in den Locken.
Nun liegt er still, sein Auge sieht — und sieht —
Da hab' ich ihm das Heimatlied gesungen:
Du stille Nacht, wie bist du heilig licht!
Ihm klang es wohl so wie von Engelszungen,
Das Lächeln blieb auf seinem Angesicht.

So schrieb sie mir von Frankreichs blutiger Erde,
Von Kampf und Schnee, vom Weihnachtslied, so schlicht
Und stark, daß ich es nie vergessen werde:
Das Lächeln auf des Toten Angesicht.

Edna Fern

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der namenlose Herr

Von Kurt Münzer

Vielen schien es, als sei der große Komiker tief gesunken. Theodor Lahusen war zum Varieté gegangen und führte ein Marionettentheater vor. Er nannte sich einfach Monsieur Theodor und war nach wenigen Monaten in seiner neuen Laufbahn nicht weniger berühmt denn in seiner alten. Schließlich, was war ihm übriggeblieben mit seinem verlorenen Bein! Wie das Unglück geschah, hat man nie recht erfahren. Bekannt war, daß er von seiner Frau, einer nicht mehr jungen Schönheit, geschieden war. Der einzige Sohn war ihm zugesprochen worden, hielt sich aber bei der Mutter auf, die auf Reisen ging und internationale Lebedame wurde. Der Schauspieler soll nun, um seinen Sohn zurückzufordern, nach Spaa gereist sein. Dort wurde er von einem Auto umgerissen und überfahren. Man sagte, seine Frau und sein Sohn hätten daringesessen ...

In seiner langen Krankheit hatte der Arme, durch den Unfall von der Bühne verwiesen, sich sein Marionettentheater ausgedacht. Geschickt in plastischen Spielereien, hatte er sich seine Puppen selbst verfertigt. Sie waren etwa einen Meter hoch, verblüffend lebendig, sehr beweglich und trefflich kostümiert. Es waren zehn Typen, die er hatte: ein robuster König und eine zarte Prinzessin, ein schlanker Dichter, ein zweideutiger Vagabund, eine dicke Dame aus dem Bürgerstande, ein dürres Fräulein, eine lustige Figur und ein rotbäckiger Landwirt, ein Leutnant und ein blasser Herr. Das waren die ständigen Figuren des alten Komödianten, mit denen er seine Stücklein aufführte. Noch auf dem Krankenlager ließ er sie Dialoge sprechen und entwarf Szenen. Und siehe da, sein Geist, bisher gebunden durch vorgeschriebene Rollen, eingezwängt in die Absichten andrer, begann plötzlich sich frei zu entfalten. Gedanken schossen von selbst hervor, erzeugten neue, fügten sich aneinander, bildeten krause Einfälle und groteske Erfindungen, sammelten sich zu ganzen Dramen, Possen, Schwänken. Der alte Schauspieler entdeckte einen Improvisator in sich.

Er liebte seine Puppen. Am meisten den blassen Herrn. Alle andern hatten Beruf, Rang, Stand, Namen, nur der blasse Herr war namenlos. Denn er war bestimmt, Schicksal, Verhängnis, Tod zu spielen. Betrübende Szenen begleitete er verstärkend, für die heiteren Vorgänge bildete er eine dunkle und unheimliche Folie. Er war sehr schön. Sein Erzeuger und Besitzer hatte nicht gewagt, seinen Händen die Verantwortung für ein so erlesenes Gebilde zu überlassen. Er hatte vielmehr einen Bildhauer von Ruf kommen lassen und ihm den Kopf des Namenlosen zur Herstellung übergeben. Auf geheimnisvolle Weise hatte er dafür dem Künstler Bilder, Photographien und Zeichnungen überlassen. Der fertige Kopf war zu seiner Zufriedenheit ausgefallen. Es war das edelste, reinste und vollkommenste Gebilde eines Antlitzes. Blaß wie alter, vergilbter pariser Marmor, die breitrückige Nase glatt und gerade geschnitten wie bei einer Antike, der Mund geschwungen wie das Idealbild eines Bogens. Kostbares braunseidenes Haar war in mühevoller Arbeit in das Haupt gepflanzt, kühn und doch schwermütig geschwungene Wimpern in die Augenlider. Die Augen selbst waren blau wie Lapislazuli. Diese Puppe hatte die reichsten Bewegungen und eine schwarze Tracht aus dem feinsten Stoffe.

Nun sei nicht die Vorstellung erweckt, daß der Puppenspieler hartnäckig an dem Charakter seiner zehn Figuren festgehalten hätte. Das hätte immerhin ein zu beengendes Schema seiner Einfälle bedeutet. Natürlich war es leicht, durch eine geringfügige Änderung in der Kostümierung etwa aus dem robusten König einen bürgerlichen Ehrenmann herzustellen und die dicke Dame durch Verleihung von Purpur und Hermelin umgekehrt zur Königin zu stempeln. Der Vagabund konnte durch eine Kleinigkeit ein Herzog, der Leutnant, indem er Waffe und Rock abgab, zum Kellner oder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versicherungsbeamten werden. Das dürre Fräulein war heute Gouvernante, morgen keifende Xanthippe. Der rotbäckige Landwirt konnte einen Herbergsvater wie einen freundlichen Geist der Berge oder Fluten darstellen, und die lustige Figur wirkte in jeder Verkleidung überzeugend. Aber inmitten dieser Verwandlungen und Verwechslungen behielten drei Personen stets ihren Charakter und verharrten edel-trotzig in ihrer schönen Eigenheit: die Prinzessin blieb Prinzessin und der Dichter ein Dichter, wo und wie sie auch auftraten, und keine Umgebung, Landschaft oder Menschen vermochten sie ihrem eingeborenen Wesen und ihrer höheren Bestimmung zu entreißen. Und der Dritte war der namenlose Herr, der nie sich verleugnete. Mochte er in spanischer Capa auftreten oder im knappen Frack, im verhüllenden Pelzmantel oder in wehender Pelerine — immer blieb er der Namenlose, der Unbekannte und Unheimliche, Rätselhafte und Geheimnisvolle.

Der Alte trat mit seinen Puppen auf und hatte sofort einen Erfolg. Seine Improvisationen waren glänzend, geistvoll, symbolisch-aktuell. Er schrieb nichts auf. Alle Einfälle gingen verloren. Für den Abend, die Stunde erfunden, fristeten sie in den Hörern noch ein kurzes Leben. Endlich kam ein findiger, noch junger Mann — er wollte zum Journalismus übergehen und erwies damit sofort seine Befähigung dazu, nachdem er im juristischen Studium durchaus und hoffnungslos versagt hatte —, also ein heller Kopf kam auf den Gedanken, die Stücke allabendlich stenographisch aufzunehmen. Er setzte sich in den Zuschauerraum und schrieb mit. Er machte die verblüffende Entdeckung, daß der Puppenspieler sich nie wörtlich wiederholte. Jeder Abend brachte Varianten. An dreißig Spielabenden hatte der fleißige Stenograph nicht weniger als vierundzwanzig Stücke notiert, groteske und ernste, übermütige, tragische, allegorische, brutal-realistische. Man hinterbrachte dem Puppenspieler, daß er bestohlen würde. Er lächelte nachsichtig und sagte mit der edlen Gebärde des Reichen: »Laßt ihn! Ich habe genug.« Und er humpelte mit seinem Stelzbein davon. Wirklich gab nach seinem Tode der findige Kopf die Puppenspiele heraus und machte sein Geschäft dabei. Er wurde auch ohne weiteres an einem großen Blatte Theaterrezensent, denn er hatte zu den Spielen eine dramaturgisch bedeutsame Einleitung geschrieben.

Indessen zog der Puppenspieler von Ort zu Ort, baute auf den Varietébühnen sein kleines Theaterchen auf und spielte zwischen Jongleuren, Chansonetten, musikalischen Clowns und dressierten Hunden eine Viertelstunde mit seinen Puppen. Seine französischen Kenntnisse ermöglichten ihm, auch ins Ausland zu gehen. Selbst in Amerika war er sechs Monate. Das dauerte mehrere Jahre, es waren nun schon vier, und in dieser Zeit war der alte Mann, der schon über sechzig Jahre zählte, in einen seltsamen Ruf, fast Verruf gekommen.

Da war seine Lebensführung, sein Geiz, seine Zurückhaltung. Seine riesigen Gagen hätten ihm die ersten Hotels, die besten Restaurants erlaubt — er mietete sich eine kleine, armselige möblierte Stube, er nährte sich von Brot, Käse, Milch und Obst. Er ging zerrissen gekleidet, mit schadhaften Schuhen, durchfetteten Hüten, zerfaserter Wäsche. War das der Grund, weshalb er im Theater keinem noch so starken Beifall Folge leistete? Nur der Vorhang seiner kleinen Bühne hob sich dann noch einmal, und es war stets der namenlose Herr, der hervortrat, blaß, edel, stolz, und sich knapp und stumm verneigte. Das Publikum bekam den Puppenspieler selbst nie zu sehen.

Er hatte keinen Gehilfen. Und hier setzten die Legenden ein. Er pflegte hinter den Kulissen seines Theaterchens einen abschließenden Vorhang aufzuspannen, hinter dem er unsichtbar hantierte. Es schien unmöglich und wunderbar, daß er mit seinen zwei Händen die zehn Puppen an ihren mannigfachen Drähten regieren konnte. Sein hölzernes Bein erschwerte noch die Beweglichkeit seines großen, schweren Körpers. Aber man hörte den Stelzfuß nicht einmal klappern. Er hatte ferner zehn verschiedene Stimmen in der Kehle: Bässe, Tenöre, Soprane, schnarrende und fettige Organe, schwere und springende Zungen. Es war fabelhaft. Und der namenlose Herr hatte eine Stimme, die so süß, zart und fein klang, als spräche ein Knabe, ein Chorsänger des Papstes, ein Mädchen fast.

Einmal — man respektiert am Varieté alle Eigenheiten der Kollegen und ließ den Alten stets ungestört und unbeobachtet —,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damenbildnis

Nach einer Farbenaufnahme von H. C. Kosel in Wien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

einmal konnte eine vorwitzige Garderobiere einer spanischen Tänzerin der Versuchung nicht widerstehen und spähte durch einen Schlitz im Vorhang hindurch, wo der Puppenspieler hinter seinen Kulissen das Drama sprach und abwandelte. Aber sie fuhr bleich und bebend zurück und versicherte, der Alte wäre nicht allein gewesen. Eine kleine, dunkle Person habe ihn bedient und unterstützt, der leibhaftige Gottseibeiuns; ausgesehen hätte er wie die eine der Puppen, jener Herr ohne Namen, ganz blaß, sehr schön. Es wäre furchtbar gewesen, wie er um den Großen, Starken herumgesprungen wäre, lautlos, blitzschnell ihm die Puppen gereicht, selbst an den Drähten gezogen und, wie es schien, dem Alten die Worte soufflliert hätte.

Dieses Gerücht ging nun um und heftete sich dem Alten an die Fersen. Abgesondert hatte er sich immer gehalten, sein unheimliches stilles Wesen scheuchte selbst die Freundlichen fort. Er sprach mit keinem, schien immer tief in Gedanken und lebte nur dann wahrhaft wunderbar auf, wenn er seine Puppen spielen ließ. Es war schwer, den unsichtbaren geistreichen Puppenspieler für den alten, mürrischen, schweigsamen Mann zu halten. An alle möglichen Verwandlungen gewöhnt, erschien selbst dem Artistenvolk dieser Austausch der Persönlichkeit unglaubhaft und seltsam.

Alle abenteuerlichen Vermutungen gewannen dadurch Nahrung, daß der Alte, wenn er das Theater verließ, stets eine Puppe mit sich zu nehmen pflegte. Und immer war es der namenlose Herr. Von seinen Drähten befreit, trug er ihn im Arm oder unterm Mantel, fest an sich gedrückt. Das seidene Haar der Figur war stets mit Kirschblüte parfümiert, und der bittersüße Duft umströmte stark den alten Mann. Er fuhr nie. Im bösesten Wetter ging er den oft weiten Weg in seine elende Stube, denn er wohnte meist in billigen Vorstädten, des geringen Zinses wegen. Er schützte die Puppe wie etwas Lebendiges, er flüsterte ihr Tröstliches und Zärtliches zu. Daheim setzte er sie in das Sofa, strählte ihr das Haar, zog sie aus. Sie hatte die feinste Unterwäsche, seidene Strümpfe, ein battistenes Hemd, alles parfümiert. Und sie saß da, blaß, edel, schön, starr, stumm, ein erlesenes Kunstwerk, in einem schmutzigen Sofawinkel. Die klassische Nase rümpfte sich nicht, der vollendete Mund verzog sich nicht.

Es gab Wirtinnen, die nach guter alter Tradition an den Türen standen, lauschten und durchs Schlüsselloch spähten. Sie wollen Schauerliches gesehen, Unbegreifliches gehört haben; aber alter Weiber Phantasie ist das ausschweifendste Laster. Der Alte — so erzählten sie beglückt erschauernd — nahm die Puppe auf seine Knie, koste sie, sprach liebevoll zu ihr. Er nahm sie in sein Bett mit und setzte dort leidenschaftliche Gespräche fort. Die Puppe — die Puppe aber belebte sich zuzeiten, sie riß sich von dem Alten los und erwiderte heftig. Sie stürmte durch das Zimmer, laut, zornig, ungestüm — und doch eigentlich lautlos, so daß es zweifellos nach Spuk und Gespenst aussah. Ein altes Weib, das selbst Karten legte, sagte, die Puppe sei überhaupt kein Mann, sondern nur als solcher verkleidet; in Wahrheit sei sie ein Mädchen, verzaubert von dem Alten in den Puppenzustand und bisweilen von ihm daraus erlöst.

Und dann das geheimnisvolle Kästchen, das der Alte immer mit sich führte! Es war ein eisernes, schweres Ding mit einem Geheimschloß von Zahlen und Buchstaben. Noch keine Wirtin, noch keine ihrer Nachbarinnen hatte vermocht, es je zu öffnen. Es widerstand allen Versuchen und Kombinationen. Aber sicher war, daß der Alte darin seine Ersparnisse aufhob. Tausende flossen ihm ja zu, und er verausgabte für sich weniger als der geringste Handwerker. Hätte die Luft etwas gekostet, so hätte er seinen Atem eingeschränkt, und er hätte gedurstet, wenn das Wasser nicht frei und als Allgemeingut geflossen wäre. Oft, nachts, schloß er, wie unter Beschwörungen, das Kästchen auf. Dann sah die Aufgeregte an der Türritze, wie er Papiere herausnahm und sie küßte. Immer brannte nur ein Lichtstumpf, so konnte die Lauscherin nichts Sicheres erkennen. Aber zweifellos waren das Wertpapiere und Geldscheine, die er so gierig küßte und mit zitternden Händen wieder verbarg. Die Puppe, der namenlose Herr, saß dabei und sah zu. In einen seidenen Schlafrock gehüllt, lehnte er im Sofawinkel. Sein schönes blasses Gesicht verzog sich gierig, und er streckte seine schmale Hand nach der Kassette aus. Da

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlug der Alte mit widrigem Gelächter den Deckel zu, und nun erhob sich ein Streit zwischen dem Puppenspieler und seiner Figur, daß die Lauscherin entsetzt floh.

Im fünften Jahr seiner Marionettenspiele hatte Monsieur Theodor einen künstlerischen Weltruf. Er hatte an Höfen gespielt und vor einem Parterre geistiger Aristokraten. Ein Herzog hatte einen Orden an die Brust des Alten gesteckt, der zu solchen Anlässen einen Frack anzog, in dem er vor Jahren seine komischen Rentiers gespielt hatte; das Futter war zerfetzt, die Nähte glänzten. Aber da der Alte ein Künstler war, war ihm erlaubt, zugleich ein Original zu sein. Seine Schweigsamkeit blieb unangefochten, sein Geiz unbespöttelt. Aber wozu sammelte er seine Tausende?

Im letzten Februar spielte er in einer mittelgroßen Stadt des Auslandes. Es war ein stürmischer und wetterwendischer Monat. Bis in den Hafen hinein schäumte die erregte See, die tausend Masten wogten durcheinander, selbst die Dächer der Häuser schienen sich in den Weststürmen zu heben. In einer kalten, nassen, dunklen Nacht verließ der alte Puppenspieler das Theater. Unter seinem Mantel hielt er geschützt die namenlose Puppe, den blassen Herrn. Er hatte einen weiten Weg in eine Vorstadt hinaus und hinauf; die Straße lag auf einem Hügel, am Rande der Stadt, verlief in Felder, Abfallstätten und dürftigen Wald.

Aber plötzlich schrie der Alte lautlos auf und blieb stehen, von seinem Mantel umflattert, daß es klatschte. Ein Herr war aus dem Schutz eines Haustors herausgetreten und auf ihn zu, ein schlanker, eleganter Herr in einem hellen Wettermantel, sehr blaß, sehr streng.

Ohne weiteres sagte er mit äußerst wohlklingender, melodischer Stimme: »Erschrick nicht! Ich bin es, ja. Ich habe mit dir zu sprechen.«

»Du,« sagte der Alte zitternd, »du bist es?« Seine Stimme zitterte vor Zärtlichkeit. »Wo kommst du her? Bei diesem bösen Wetter! Und zu mir? Aber du darfst hier nicht stehen, du kannst dich erkälten. Gehen wir in dein Hotel.«

»Ich bin nirgend abgestiegen,« sagte der junge Herr ungeduldig, als wollte er sich beeilen, diese Präliminarien abzukürzen. »Ich fahre mit dem Mitternachtzuge wieder zurück.«

»Wohin?« fragte der Alte enttäuscht. »Schon?«

»Wir sind in Monte Carlo. Aber so komm!«

»In ein Café?« fragte der Puppenspieler demütig und dachte an seine zerrissene Kleidung und schämte sich ihrer seit fünf Jahren zum erstenmal. Und sein übervolles Herz ließ ihn weiterschwatzen. »Fünf Jahre habe ich dich nicht gesehen. O Florian, seit damals, wo eure Autoräder über mich hinweggingen!« Aber es war nicht die Spur eines Vorwurfs in seinen Worten, er vermerkte nur sachlich die letzte Begegnung mit Frau und Sohn.

»Also komm zu dir!« sagte der junge Herr ungeduldig.

»Zu mir?« rief der Alte erschrocken. »Oh, du in meiner Stube! Es ist eine Kammer, zu schlecht, daß du nur hineinsiehst.«

»Gleichviel. Bitte, komm! Die Zeit drängt.«

Erst jetzt fiel es dem Vater ein, daß dieses plötzliche Auftauchen seines Sohnes einen Zweck haben müßte, eine praktische Absicht ohne jeden sentimentalen Nebensinn. Aber das Glück seines Herzens und der Ansturm seiner Liebe hatten ihn das vergessen lassen. Es mußte etwas Wichtiges, Unaufschiebbares, Gefährliches sein. Er schwankte, er sagte heiser: »Mama? Ist Mama —« Und dabei entfiel seinen schreckgelähmten Armen die namenlose Puppe. Er bückte sich nicht, er spürte es nicht einmal, er packte den Arm des Sohnes.

Florian sagte lachend: »In dieser Stunde tanzt Mama beim Herzog von Cercebilla. Es war nicht einmal mehr Zeit, mir Grüße von ihr für dich auftragen zu lassen.«

Der Alte bückte sich nach seiner Puppe, und der Sohn ließ es ruhig geschehen. Er trat nur ungeduldig mit dem Fuß auf. Und nun sagte Monsieur Theodor geschreckt und hastig: »Dann komm, komm! Aber nicht zu Fuß. Es ist weit, den Berg hinauf. Einen Wagen. Warte hier, Florian! Tritt ins Haus, bitte! Ich suche eine Droschke.«

Aber der Junge mochte vielleicht Angst haben, daß der Alte ihm entfliehen und sich verbergen könnte, und so lief er neben ihm die windige Straße hinab. Vom Hafen herauf wehte es naß und übelriechend.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nebel lag über den Dächern, das Laternenlicht gab keine Helligkeit, alles war leer, still, verlassen. Aber an der nächsten Ecke stießen sie auf eine müde, träge Droschke. Der Alte hob fast den Sohn hinein. »Avenue de Chartreux!« rief er dem halb betrunkenen Kutscher zu. Und dann wackelte und schaukelte der gebrechliche Wagen mit ihnen davon.

Drinnen im muffigen, fröstelnden Inneren faßte der Alte nach der Hand des Jungen und küßte sie, ehe sie ihm entzogen war.

»Florian,« sagte er demütig, »was also willst du?«

Der Sohn antwortete nicht. Er sah zu, wie der Vater seine Lieblingspuppe hervorholte und auf den Rücksitz setzte. Vorüberziehende Laternen und die hellen Fenster der Brasserien warfen zuweilen ein wenig Licht hinein, und dann blühte aus dem Dunkel das blasse Gesicht des namenlosen Herrn auf, dieses edle, klassische Antlitz von geschlechtsloser Schönheit, und der bittersüße Duft seines parfümierten Haares begann sich in dem Wagen auszubreiten.

Florian beugte sich vor. In seiner Stimme lag etwas wie Schrecken, als er sagte: »Das bin ja ich!«

Wirklich, er war's! Die Puppe trug sein Antlitz. Nur jünger, edler, reiner. Aber er hatte die gleiche marmorne Blässe, den gleichen ideal geschwungenen Mund, die geradgeschnittene Nase, die niedere glatte Stirn und dasselbe Blau im Auge. Nur waren bei dem Lebenden die Züge ins Gemeine abgewandelt. Die Ahnung von den Falten des Lasters und der Faulheit furchte schon dieses schöne Gesicht. Die Reinheit der Linien war angekränkelt, und das sehende Auge des Lebendigen war kälter und erbarmungsloser als das gläserne der Puppe.

»Du bist's,« wiederholte der Alte. »Ich konnte dich nicht entbehren, Florian. Ich ließ diese Puppe nach dir anfertigen, nach deinen Bildern, die ich besaß. Sie war das einzige, was ich lieben durfte. Ein totes Ding, Florian. Denn du, mein Sohn —«

Durch eine Bewegung ward ihm das Wort abgeschnitten.

»Du weißt, daß ich es nicht bin,« sagte der junge Herr gleichmütig. »Mama hat mir längst gesagt, daß du mein Vater nicht bist, und du hast es immer, von jeher gewußt.«

»Gewußt,« sagte der Vater mit bebender Stimme, »gewußt und dich nur um so mehr geliebt. Mein Sohn aus freier Wahl. Und ihr, warum haßt ihr mich?«

Der Sohn dachte nach. Angelegentlich und ernsthaft. »Dasselbe habe ich neulich Mama gefragt. Warum hassen wir dich, der du uns immer nur Gutes tatest, Mama freigabst, mich bei ihr ließest? Warum? Vielleicht, weil du uns Gutes tust. Wohltaten machen Feinde, sagte einmal der Herzog von Imola, als Mama ihn anging und er ihr die Gefälligkeit abschlug. Warum wir dich hassen? Weißt du, Haß, wenn er echt ist, ist ursachlos wie echte Liebe. Warum liebst du uns? Aus demselben unbekannten Grunde, wie wir dich hassen und verachten. Tiefe Gefühle haben unterirdische Quellen, sind das rätselhaft Eingeborene, gehören eben zu uns wie die Tatsache unsrer Sinne. Unsre Liebe, unser Haß sind eins mit unsrer Existenz. Es ist also sinnlos, sich dagegen auflehnen oder es abändern zu wollen.«

Der Alte hatte vielleicht diesen Betrachtungen des jungen Herrn nicht einmal gelauscht. Er war tief in Erinnerungen versunken.

»Ich heiratete deine Mutter,« sagte er halb zu sich, »um sie vor der Schande zu retten. Dein Vater hatte sie verlassen, er war auch längst verheiratet. Sie würde mich sonst wohl nie geheiratet haben. Geliebt hat sie mich nie. Aber als ich sie nun rettete, begann sie mich zu hassen. Und so bist du mit diesem Haß schon im Mutterleib genährt worden, und das erste, was du lerntest, war Verachtung für mich. Florian, du warst ein seltsames Kind. Nie hat ein Mensch dich weinen sehen. Du warst immer trotzig, streng und verschlossen. Nur ich, ich war der einzige, der einmal Tränen in deinen Augen sah. Du warst sechs Jahre alt und hattest eine schöne kleine Puppe, die du sehr liebtest; sie war spanisch gekleidet. Einmal kam ich in dein Zimmer, es dunkelte schon, ich sah deine Lieblingspuppe auf dem Teppich nicht, trat auf sie und zertrat sie. Da liefst du mich an, schlugst mich mit deinen kleinen Fäusten leidenschaftlich, aber still, lautlos, und sahst mich an. Vor Wut waren deine Augen naß, deine herrlichen Augen, Florian,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwammen in Tränen. Es waren Zornestränen, aber dennoch haben sie dich himmlisch verklärt. Wie ein gestrafter Engel standest du da. Wie tief, wie weich, wie seelenvoll wurde dein Blick! Das sind jetzt fast zwanzig Jahre her, Florian. Ich habe es nie vergessen. Oft, nachts, erwache ich, und mein Herz krampft sich mir zusammen, als wäre es gestern geschehen, daß ich, Florian, ich es war, um dessentwillen du weinen mußtest. Das einzige Mal in deinem Leben.«

Florian benutzte diesen sentimentalen Moment. Er sagte schnell und leise: »Ich habe die ganze letzte Nacht geweint —«

Der Alte schrie auf. So bitterlich, als hätte ihn eine lange, spitze Nadel ins Herz getroffen. »Die ganze Nacht —«

Florian sah aus dem Fenster. Der Wagen überquerte einen Boulevard, die breite Straße war leer, gespenstisch standen die Bäume im Nebel, warfen Schatten in die Luft; der Asphalt glänzte wie Parkett, kein Mensch belebte die Alleen. Dann nahm eine enge Gasse sie auf. Helle Türen von Schenken und Crémerien zeigten Schatten Trinkender, Gestikulierender. Aber es war still bis auf das Klappern der Pferdehufe.

»Was ist geschehen?« fragte der Vater zitternd und tastete scheu nach der Hand des Jungen. Aber er wagte nicht, sie zu nehmen. Er ließ seine Finger ängstlich und glücklich auf dem kühlen Stoff des Mantels liegen.

Gegenüber saß der namenlose Herr. Das vorbeiziehende Licht warf Glanz und Schatten auf sein schönes, reines, rätselhaft unbewegtes, unirdisch gleichmütiges Antlitz. Der Alte stöhnte auf und unterdrückte den Schmerzenslaut sofort. Denn ein eigner Schmerz hatte ihm den Seufzer entrissen. Sein amputiertes Bein schmerzte ihn. Immer um die Wende der Jahreszeiten begann die furchtbare Narbe seines verstümmelten Oberschenkels zu fressen und zu quälen.

Florian sagte laut: »Wir brauchen Geld!« Er sah den Alten nicht an.

Der regte sich nicht. Er starrte auf den Sohn, in dieses abgewandte, abgöttisch geliebte Gesicht. Endlich sagte er: »Florian, ich habe nichts. Ich schicke euch alles. Ich darbe, hungre — Nein, nein, glaube nicht,« rief er, »daß ich mich beklagen oder brüsten will. Oh, gern, glücklich entbehre ich. Ich bedarf nichts, ich bin ganz bedürfnislos. Aber alles bekommt ja ihr. Ich behalte nichts für mich. Florian, ich besitze nicht mehr, als ich für den Rest dieses Monats brauche an Brot und Milch und dann für die Reise nach Brüssel, wo ich Engagement habe. Wenn ich die Droschke jetzt bezahle, muß ich eine Woche lang die Milch aussetzen, sonst reicht es nicht. So arm bin ich, Florian. Für euch, Florian. Geld, Geld, woher? Ich habe keins. Ich kann nirgend borgen, ich habe nichts zu versetzen. Was braucht ihr, Florian?«

»Mama hat verloren. Es ist viel. Einen Teil hat sie schon aufgebracht. Aber eine Kleinigkeit fehlt noch.«

»Wieviel?« Der Alte keuchte. Jetzt ergriff er, furchtlos in seiner Angst, seinem Kummer, seiner überströmenden Liebe, die Hand des Sohnes. »Wieviel?«

»Fünfzigtausend Franken.«

»Oh, Florian —«

»Ja, fünfzigtausend. Lächerlich. Du hast sie natürlich. Wo? Auf der Bank? In Papieren? Mama erzählte, daß du immer geizig warst. Trägst du das Geld bei dir? Hast du's daheim?«

»Florian —«

»Ja, was denn? Vergiß nicht, daß ich um Mitternacht auf der Bahn sein muß. Morgen mittag muß Mama zahlen. Sonst gibt es einen Skandal.«

Der Alte sagte mühsam — er hatte immer noch Scham und Feingefühl —: »Aber die Liebhaber deiner Mutter —«

»Bah!« sagte der Sohn wegwerfend. Und dann sachlich: »Mama wird alt. Man glaubt ihr bald den erwachsenen Sohn. Sie hat nicht immer Erfolg. Der Herzog von Cercebilla, ihr Galan von heute, ist nicht reich. Und im Spiel hat Mama jetzt oft Pech. Ihre Augen trüben sich, und ihre Hand ist unsicher.«

Der Alte zitterte am ganzen Leibe. Er wußte ja alles, und doch war ihm, als blicke er jetzt zum erstenmal in diesen Abgrund der Verkommenheit und Verworfenheit. Alle, alle Liebe hatte diese beiden vergötterten Menschen nicht retten können.

»Anna!« seufzte er tief. »Anna —«

Aber der junge Herr sagte trocken: »Mama heißt seit langer Zeit Iolanda.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und übrigens ich, ich habe auch Schulden. — Sind wir da?«

Der Wagen hielt in einer öden Straße. Der Sturm schnob vom offenen Felde her, und der Kutscher fluchte. Der Alte kratzte sein Geld zusammen. Der Sohn sagte lächelnd: »Ja, ich habe nichts.«

Und dann stiegen sie vier Treppen empor. Die Mietsleute schliefen noch nicht. Durch die Türritzen fiel Licht.

Der Alte öffnete seine Kammer. Achtlos stand das Fenster offen, und nasser, kalter Moder schlug ihnen entgegen. Kaum flakkerte die Kerze auf, so sah der Puppenspieler seinen Gast ängstlich an, aber der blickte gar nicht um sich, achtete auf nichts und sagte: »Also schnell, das Geld!«

Der Alte mußte sich setzen. Er streckte sein Holzbein von sich, um das die zerschlissene Hose schlenkerte. Er sagte nichts mehr. Aber da versuchte der junge Herr es auf andre Weise. Er trat an den Tisch heran, schob die namenlose Puppe beiseite, setzte sich auf die knarrende Platte und sagte leise: »Also, ich bitte dich, hilf uns — Papa —«

Der Alte schloß die Augen. Vielleicht glaubte er zu träumen. Er lauschte versunken dieser bittenden Stimme nach, diesem Wort, für das er darbte und verkam.

»Florian!« flüsterte er. Und seine Liebe gab ihm die letzte Rettung. »Florian, ich werde mich töten. Dann verkaufe meinen Leichnam an die Anatomie.«

Da sagte der Junge roh: »Und das dauert zu lange. Ich muß in einer Stunde fünfzigtausend Franken haben. Für Mama. Für mich zwanzigtausend!«

»Für dich zwanzig!« wiederholte der unglückliche Vater. »Florian,« schrie er, »würdest du mich einmal, einmal Vater nennen von Herzen, nicht aus Habsucht, einmal, einmal mich umarmen!«

»Wenn«, sagte der Sohn, »ich dich einmal umarme, so dürftest du keine Zeit mehr haben, dich daran zu freuen.« Und er ließ seine Daumen spielen. Er hatte die edelsten Hände, schmale Mädchenhände, entfleischt, blaß wie sein Gesicht, mit gleichzeitig nervösen und stahlfesten Fingern.

»Willst du mich töten, Florian?« Der Alte lächelte kindlich, hoffnungsvoll. Er betrachtete den Sohn und betete ihn an. Er verlor sich in Liebe. »O Florian, wie schön bist du! Ein bleicher Engel mit bösem Blick. Alle lieben dich, nicht wahr?«

Aber Florian sah sich im Zimmer um. Und er entdeckte auf einer Kommode die eiserne Kassette. Seine Augen, schon umschattet von der Wut der letzten Stunde — denn er bezwang seine Leidenschaft mit Mühe —, funkelten auf. Langsam — denn nun war alles gut und geordnet — ging er die drei Schritt durch die Kammer hinüber und legte besitzergreifend seine schöne Hand auf den alten Kasten.

Der Vater lächelte noch immer. »O Florian, das ist wohl mein Hab und Gut. Aber es hat keinen Geldeswert. Laß es mir!«

»Öffne!«

»Lieber Florian, Kind, Sohn —«

»Öffne!«

Er schrie so laut, daß die Witwe in ihrer Stube es hörte. Was für ein Lärm! Hatte der Alte wieder eine Szene mit seiner Puppe? Sie schlich hinaus und spähte durch das Schlüsselloch in die Kammer.

Und sie sah das Unglaubliche und Unheimliche. Die Puppe war lebendig, war zu Menschengröße angewachsen, sie stand mitten im Zimmer und schrie. Und der Alte lag, hilflos das Holzbein ausgestreckt, vor ihr auf den Knien, flehte, bettelte, beschwor, schwatzte närrische Liebesworte und leidenschaftliche Namen. Aber die Puppe, das Gesicht gräßlich entstellt, bückte sich und legte ihre schönen blassen Hände um den Hals des Alten.

Hier floh die Witwe entsetzt. Nach einiger Zeit lauschte sie wieder. Aber es war still, ganz still. Und es war fast unheimlicher als zuvor.

Am Morgen fand die Witwe die Tür der Kammer weit offen. Sie ging hinzu und sah mitten auf dem Boden ihren Mieter liegen. Auf ihm lag seine Puppe, der namenlose blasse Herr, die Arme um seinen Hals gelegt.

Als die Witwe näher trat, den Schläfer oder Betrunkenen in die Seite zu stoßen, sah sie, daß er tot war.

Er war erwürgt. Die eiserne Kassette war erbrochen, und ausgestreut war ihr Inhalt: Briefe, Schulhefte, Bilder einer überaus schönen Frau und eines Kindes, Knaben, Jünglings, ein Antlitz, das dem der Puppe verblüffend glich. Vertrocknete Blumen lagen ferner darin, ein Myrtenkranz,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Kinderschuh und ein Kinderlätzchen, schließlich ein Haufen Postquittungen über Geldsendungen an die immer gleiche Frauenadresse. Sonst nichts.

Die Polizei konstatierte einen Raubmord. Man suchte den Mörder, aber es gab keinen. Der Kutscher meldete sich nicht, er, der allein etwas wußte. Er hatte jene Fahrt im Rausch längst vergessen. Und die Wirtin sagte mit bestem Gewissen aus, was sie allein wußte und bei allen Heiligen beschwor: daß sie gesehen habe, wie die Puppe, lebendig, lebensgroß, ihre Hände um den Hals des flehenden alten Mannes gelegt habe; sie habe längst gewußt, daß da Zauberei walte und die Puppe ein verwunschenes Menschengeschöpf sei oder sich auf ein Machtwort des Alten zu einem Menschen beleben könne.

Das Volk gab ihr recht. Denn hatte man nicht die Puppe gefunden, auf ihm liegend, die Arme um seinen strangulierten schlaffen Hals? Es war der namenlose Herr, der, der Drähte müde, einmal selbst den Gang des Stückes in die Hand genommen und auf eigne Faust seine übliche Rolle zu Ende geführt hatte: Schicksal zu bedeuten, Verhängnis und Tod.

Die schöne Dore

Die schöne Dore van den Damm
Vorm Spiegel stand im Kerzenlicht.
Sie sang: »Mein Haar ist lang und licht,
Und dunkel ist der Schildkrotkamm,
Viel harte Taler ist er wert.
Es hat des Krämers Angesicht
Den blanken Bettel heiß begehrt,
Doch die van Damm bezahlen nicht:
All unsre Truhen sind geleert.

O Mond, wie leuchtend du uns schienst,
Da Nacht für Nacht der breite Fluß
Von Finnland und vom Kaukasus
Die Triften trieb in unserm Dienst!
Die Stämme glitten Floß um Floß
Lautlos vorbei an Brück' und Boot.
Der Knechte Lämpchen glühten rot.
Und diesen stummen Riesentroß
Zwang banngleich unsers Golds Gebot.

Nun schlummert mit zerfallnem Tor
Der alte Lagerhof am Kai,
Nur noch des Nachtgevögels Schrei
Hallt spukhaft her aus Ried und Rohr.
Morsch ward des grauen Schuppens Dach,
Drauf lustig einst der Teer gequalmt;
Hoch wogt das Gras, vom schweren Schlag
Der harz'gen Last nicht mehr zermalmt.

Von unserm Namen redet man
Flüsternd, so wie im Dämmergrau
Man spricht von einer schönen Frau,
Die alt ward und nicht sterben kann.
Noch will es nicht in unsern Sinn,
Der nie der Lust und Pracht ward satt,
Daß Gold, die gelbe Buhlerin,
Die van den Damm verlassen hat.

Es glänzt mein Haar im Kerzenlicht,
Wie heller Flachs am Rocken gleißt.
Doch kommt kein Freier, der es preist
Und Myrt und Perlen darein flicht.
Die Bilder an den Wänden sehn
Im Flackerlicht so groß und bang;
Mir ist, ich hör' ihr Wispern gehn:
Wie kann ein Stern vor Untergang
In solchem hellen Glanze stehn?«

Agnes Miegel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Max Buri: Die beiden Freundinnen

Von Kunst und Künstlern

Max Buri und Oskar Frenzel † — Arthur Stein: Beim Ankleiden; Oliven am Gardasee; Herzeloyde — August Lüdecke-Cleve: Tulpenfracht — Max Lieber: Am Hang — Ludwig Dill: Alte Föhren, junge Birken — Paul Wehrle: Bildnis eines Fahnenjunkers — Frauenbildnis, Aufnahme von H. C. Kosel in Wien

Die jungschweizerische und damit die deutsche Malerei hat einen jähen und schmerzlichen Verlust erlitten: Max Buri ist, noch nicht 47 Jahre alt, in Interlaken an einem Schlaganfall gestorben. Er war einer der begabtesten Vertreter bodenständiger Schweizer Malerei, vielleicht die stärkste und eigenartigste Erscheinung, die die jungschweizerische Kunstbewegung am Anfang des 20. Jahrhunderts neben Ferdinand Hodler aufzuweisen hatte. Von diesem ist er unverkennbar stark beeinflußt worden, aber es war ihm beschieden, die problematischen Erkentnisse der Hodlerschen Stilwelt auf seine unmittelbarer aus dem Leben gegriffenen Stoffe zu übertragen. Die Landschaft und das Bauerntum des Berner Oberlandes, ihm, dem geborenen Burgdorfer, von Jugend auf vertraut, haben ihm die Motive geliefert. Auf sie hat er Hodlers Lehre von der Herrschaft des Lokaltons und der starken Umrißlinie angewendet und ist so, dank seiner Ehrlichkeit und Selbstzucht, zu einer natürlicheren und überzeugenderen Stilkunst gekommen als sein Lehrer und Meister, den seine Theorien bald ins Abstrakte führten. Einfachheit, Strenge, Kraft und Formdeutlichkeit sind seine aus der Natur der Heimat geschöpften Kunstmittel; seine Landschaften entbehren aber trotzdem nicht des Stimmungsgehaltes und der Poesie, seine Menschen nicht der Lebenswahrheit und Wärme. Ihm zum Gedächtnis bilden wir als Kopfstück eins seiner besten Bilder (»Die Freundinnen«) ab.

Während es Buri nicht vergönnt war, seine starke Begabung bis zur Höhe auszubilden, hat der gleichfalls in diesem Frühling nach langen schweren Leiden dahingerafft Berliner Tier-

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und Landschaftsmaler Oskar Frenzel, ein Sechzigjähriger, sein Schaffen bis zur letzten Möglichkeit vollenden dürfen. Wohl begrüßten wir jedes Jahr in den großen Kunstausstellungen seine neuen Gemälde mit immer erneuter Freude, wohl wurden wir nicht müde, uns an dieser prächtigen Beobachtungsgabe für Wiesen und Wasserläufe, namentlich aber für weidende oder trinkende Kühe und Stiere, zu erfreuen, doch weiter entwickelt hat sich Meister Frenzels Kunst schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Die Berliner Nationalgalerie besitzt seit langem schon zwei seiner besten Werke, in denen sich Landschaftskunst und Tiermalerei zu schönster Harmonie vollenden: den Stier und die Viehherde am Wasser. Luft- und Lichtbehandlung, Farbenkultur und Naturtreue erreichen hier die Höhe der holländischen Muster, und doch ist in diesen Bildern noch ein gewisses Etwas, das sie uns auf den ersten Blick als deutsche Heimatkunst lieb und teuer macht. Der dies schaffen konnte, wird in der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts einen Ehrenplatz behaupten.

Nicht einen Maler, im besonderen und erhöhten Sinne des Wortes, möchten wir diesmal bei Besprechung unsrer Einschaltbilder an erster Stelle nennen, sondern einen Zeichner. Und schon, indem wir so scheiden, kommt uns zum Bewußtsein, daß es unmöglich reiner Zufall sein kann, wenn die sonst leicht etwas stiefmütterlich behandelte Kunst des Zeichnens jetzt noch mehr in den Vordergrund rückt und sich Sympathien erringt, die ihr bisher, wenigstens in den weiten Kreisen der naiven Kunstliebhaber, versagt geblieben waren. Die entscheidenden Tugenden des Zeichners sind Sorgfalt, Genauigkeit, Gediegenheit, Zuverlässigkeit, Zucht — dieselben dem deutschen Wesen eingeborenen Tugenden, die jetzt, wo wir unser Sein, unsre Art und unsre Zukunft gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen haben, nach einer Zeit der Vernachlässigung und Geringschätzung neu zu Ehren und Ansehen gekommen sind. Nachdem eine Weile die Ungebundenheit, die Willkür und auch wohl die Laune die Herrschaft in der bildenden Kunst gehabt, haben wir jetzt wieder gelernt, die Gewissenhaftigkeit und das gute handwerkliche Können zu schätzen, wie sie sich vornehmlich in der Zeichnung ausprägen.

Arthur Stein, ein Schüler Ernst Mohns in Leipzig, mehr noch Richard Müllers in Dresden, zählt schon heute zu den hoffnungsvollsten Begabungen, die wir auf diesem Gebiete haben. Ein sächsisches Dorfkind (geboren 1880), das auf dem freien Lande großgeworden, spürte Stein schon früh eine brennende Sehnsucht nach allem, was zur bildenden Kunst gehört. Aber vorerst konnte ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden. Seine Eltern bestimmten ihn zum Lehrer, und als Lehrer ist er denn auch mehrere Jahre in einem Erzgebirgsdorf tätig gewesen. Doch auch in dieser Zeit unterbrach er seine privaten künstlerischen Studien nicht, bis er, mittlerweile vierundzwanzig Jahre alt geworden, endlich die Möglichkeit zum Akademiestudium vor sich sah. Kurze Zeit besuchte er zunächst die Radierklasse des Professors Ernst Mohn an der Akademie für graphische Kunst und Buchgewerbe in Leipzig; im Oktober 1904 aber ward er Schüler der Dresdner Kunstakademie und empfing hier während fünf fleißiger Studienjahre besondere Förderung und dauernden Einfluß von Professor Richard Müller, diesem glänzenden Meister der Zeichenkunst, der wie keiner neben ihm alle Mittel graphischer Darstellung beherrscht und in glücklicher Lehrmethode weiterzugeben versteht. Von 1909 an ist nun Stein als Graphiker selbständig tätig, und wer die Ausstellungen des Deutschen Künstlerbundes und die der Kunstgenossenschaften von Berlin, München, Leipzig und andrer Kunststädte verfolgt, begegnet seitdem regelmäßig einzelnen Schöpfungen Steins, wenn er nicht Gelegenheit hat, in Sonderausstellungen einen weiten Überblick über sein zeichnerisches Schaffen zu gewinnen.

Anfangs hat sich Steins Technik eng an die seines Dresdner Lehrers Müller, auch wohl an die des Schweizers Stauffer-Bern angelehnt; dann ist sie allmählich freier geworden, hauptsächlich durch das Studium Rembrandts und der Engländer Cameron und Bone. Nie aber hat sie versäumt, sich in allem Handwerklichen mit eisernem Fleiß weiterzubilden. Denn Stein war Zeichner und wollte Zeichner bleiben, und er wußte, wieviel dafür das Können, die Beherrschung aller technischen Ausdrucksmittel bedeutet. Im Figürlichen liegt seine eigentliche Begabung. Mittels tüchtiger und gründlicher, deshalb noch nicht »akademischer« Zeichnung und erfüllt von einer redlichen Wahrheitsliebe gegenüber der Natur, weiß Stein äußere und innere Erlebnisse in schlichten Szenen wiederzugeben; ohne die Übertreibungen, Willkürlichkeiten und Verzerrungen der jüngsten Abwege sucht er zur Ausdruckskunst, im seelischen, nicht bloß artistischen Sinne des Wortes, zu gelangen.

Wir zeigen von Steins Kunst zunächst eine Studie, eine in Rötel (zweifarbig) gedruckte Kaltnadelradierung (»Beim Ankleiden«), um mit seiner Hand und seiner Technik bekannt zu machen; dann die »Oliven am Gardasee« als ein Beispiel für seine Art, Landschaft und Figur in eins zu stimmen, und endlich das Blatt »Herzelonde«, dem der Künstler selbst die entsprechenden Verse aus dem »Parzival« hinzugesetzt hat, um anzudeuten, daß hier, so tief und bedeutsam die Landschaft mitklingt, der Mensch mit seiner seelischen Stimmung zur

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hauptsache geworden ist. An die dem Bilde zugrunde liegende Stelle aus Wolframs Gedicht muß vielleicht erinnert werden: sie findet sich im dritten Buch, dort, wo von der Ausfahrt des jungen tatenbegierigen Parzival und dem Abschied zwischen Mutter und Sohn berichtet wird, und sie lautet in der freien Übersetzung oder vielmehr Nachdichtung von Wilhelm Hertz:

Dann in der frühsten Morgenzeit
War schon der Knabe fahrtbereit,
Der nur vom König Arthur sprach.
Sie küßt' ihn noch und lief ihm nach.
O Welt von Leid, was da geschah!
Als ihren Sohn sie nicht mehr sah —
Dort ritt er hin, wann kehrt er wieder? —,
Fiel Herzeloyd zur Erde nieder.
Ihr schnitt ins Herz der Trennung Schlag,
Daß ihrem Jammer sie erlag ...

So die Verse der alten Dichtung. Woran wir aber heute, zu einer Zeit tiefster Muttertrauer, doch auch höchsten Mutterheldentums, nicht zu erinnern brauchen, das ist die allgemeinmenschliche Ewigkeitsbedeutung dieses Abschieds auf Leben und Tod ...

Die Heimat des Gemäldes »Tulpenfracht« verrät sich bald: schon der Name des Malers, August Lübecke-Cleve, deutet sie an, und die Blumenpracht, die sich da umflossen von einer eigentümlich feuchten Luft entfaltet, läßt vollends keinen Zweifel darüber, daß wir in Holland sind. An dessen Schwelle, in Heinsberg (Regierungsbezirk Aachen), ist der Künstler geboren, doch kam er schon in frühester Jugend nach Cleve am Niederrhein, wo seine Eltern ihren dauernden Wohnsitz nahmen, so daß diese Stadt seine eigentliche Vaterstadt wurde. Eine ausgesprochene künstlerische Begabung, die durch die malerischen Schönheiten seiner der holländischen Landschaft ähnlichen Heimat stete Anregung empfing, erweckte frühzeitig den Wunsch in ihm, Maler zu werden. Nach Abschluß seiner Gymnasialstudien kam er nach Düsseldorf auf die Akademie, später nach München. Hier widmete er sich besonders der Tiermalerei und wurde Schüler von Roubeau und Zügel. Im Sommer 1901 nahm Lübecke dann dauernden Wohnsitz in München; doch reist er allsommerlich nach Cleve, wo die heimatlichen Wiesen mit ihren schwarzweißen Kühen, wo Felder und Wälder, umhüllt vom zarten Dunst einer weichen Luft, ihm eine Fülle verschiedenartiger Motive geben. In erster Linie sind es die für die dortige Gegend so kennzeichnenden Viehherden auf den Wiesen, die er sich zum Vorwurf für seine Gemälde nimmt: das Leben und Treiben auf den Melkplätzen, das weidende Vieh, die in Sommershitze im Wasser stehenden Herden bieten ihm immer wieder neuen Stoff für seine großen und kleinen Gemälde. Ein feines Empfinden für die wechselvollen Stimmungen der niederrheinischen Ebene läßt ihn seine Bilder stets in einer besonderen Beleuchtung sehen, so daß er uns seine Tiere bald im zarten silbrigen Herbstnebel, bald bei leuchtender Abendsonne, bald im Schatten der weißen Sommerwolken, bald bei aufgehendem Mond zeigt und uns somit in seinen Tierbildern gleichzeitig auch Landschaftsstimmungsbilder gibt, die eines poetischen Hauches selten entbehren.

Eine kurze Reise zur Frühlingszeit nach Holland führte Lübecke auch einst in die Nähe von Haarlem, wo gerade die Hyazinthen- und Tulpenfelder in voller Blüte standen. Auf das farbenfreudige Gemüt des Künstlers machten die unabsehbaren Blumenfelder in ihrer bunten Blütenpracht einen tiefen Eindruck und erregten sofort den Wunsch in ihm, einmal zur vollen Blütezeit nach Holland zu kommen, um diese Herrlichkeit mit dem Pinsel festzuhalten. Im April 1912 konnte er sein Vorhaben ausführen, und eine Reihe farbensprühender Landschaftsbilder, die alle den Zauber der blütenübersäten Felder wiedergeben, war die Frucht dieser Studienreise. Auch für das Gemälde »Tulpenfracht« (oder »Der Tulpenblüte Ende«) brachte Lübecke damals verschiedene Studien mit heim. Ausführen konnte er das große Gemälde jedoch erst im folgenden Winter in seiner Künstlerwerkstatt. Auf der Münchner Internationalen Kunstausstellung von 1913 holte es sich die zweite goldene Medaille. Die tulpenbeladenen Schiffe auf dem Bilde zeigen noch die wunderbare Farbenpracht der Felder. Da die Hyazinthen- und Tulpenzucht in Holland nur der Entwicklung der Zwiebel dient, die, wenn sie einmal zur Blüte gebracht ist, aus der Erde genommen und durch Trocknen zum Versand in alle Weltgegenden bereitgemacht wird, so ist die Blume selber Nebensache. Sobald daher die Hyazinthen und Tulpen zur vollen Blüte gediehen sind, werden sie abgeschnitten, auf Schiffe geladen und durch die Kanäle fortgeschafft, um außerhalb der Zuchtfelder ins Wasser geworfen zu werden, wenn sie nicht gleich auf den Feldern, die sie erzeugt haben, ausgestreut und mit umgegraben werden.

Seit Jahren schon begegnen wir Lübeckes Gemälden regelmäßig auf den großen Ausstellungen, und manche ehrenvolle Auszeichnung ist ihm bereits zuteil geworden: silberne und goldene Medaillen sind ihm verliehen worden, viele öffentliche Galerien, so die in Nürnberg, in Wiesbaden und in Salzburg, oder amtliche Gebäude, u. a. in seiner Vaterstadt und in Graz, besitzen Werke seiner Hand. Augenblicklich ruht die Arbeit des Künstlers. Lübecke-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cleve hat Pinsel und Palette zur Seite gelegt und ist Freiwilliger im deutschen Heere geworden; in den Vogesen führt er als Hauptmann eine Kompagnie.

Von Holland ist auch der Karlsruher Max Lieber (geboren 1851 in Kolberg), der erst als Zweiundvierzigjähriger zur Kunst kam, zuerst ausgegangen. In den Dünen am Meeresstrand, den stillen Grachten und weiten baumbestandenen Ebenen des Landes suchte und fand er seine Motive, immer auf eine saubere, sorgfältige Technik, eine heitere Helligkeit und eine liebevolle Intimität auch im kleinen bedacht, ohne doch den malerischen Gesamteindruck zu vernachlässigen. Allmählich kam er denn mehr und mehr zum ausgesprochenen Kolorismus und zur Stimmungsmalerei. Einfache, durchsichtige Komposition weiß er mit einem musikalischen Wohlklang zu vereinigen, so daß man nicht selten an das Volkslied erinnert wird, das gleich unmittelbar wie er aus der Natur schöpft. Auch die leise lyrische Bewegung des Volksliedes findet man in seinen Bildern, zumal den aus süddeutschen Landschaftsmotiven geholten: das Spiel der Wolken und Winde, der Schatten und Lichter wissen nur Wenige so naturwahr zu geben wie er. In seinen Landschaften kann man sich ergehen; mit ihren weiten Horizonten, ihrer anmutig in die Ferne führenden Perspektive, ihrer heiteren Freiheit und Offenheit fordern sie förmlich zum Wandern auf. Es ist echt deutsche, warme und reiche, innerliche Kunst, vor der wir stehen. Unser Bild »Am Hang«, in Mattondruck wiedergegeben, liefert auch dafür ein treffliches Beispiel.

Von Ludwig Dills Kunst zeigen wir alljährlich gern wenigstens ein Bild. So ist sie uns mit ihren charakteristischen Stoffen, Formen und Tönen wohl längst vertraut, nicht aber, da sie Stil und Größe hat, alltäglich geworden. Dachaus Umgebung, wo Dill seit Mitte der neunziger Jahre seinen Künstlerwohnsitz hat, erweist sich für einen stilvollen Realisten und vereinfachenden Rhythmiker wie ihn als unerschöpflich. Immer neue Reize und Wirkungen gewinnt er den Linien dieser großzügigen Landschaft, ihren farbigen Klängen und gedämpften Tönungen in Grau, Silber oder Goldbraun ab; immer einfacher und doch immer erhabener wird er in der silhouettenhaften Vereinfachung der Formen wie der Durchbildung der Lüfte und Reflexe. Vom Natureindruck schreitet er so, wie auch sein Gemälde aus der gegenwärtigen Großen Berliner Kunstausstellung »Alte Föhren, junge Birken« wieder beweist, zur seelischen Stimmung fort; man vergißt bei seinen Bildern allmählich die Frage nach Motiv und Entstehungsort und nimmt sie als Ausdruck einer Künstlerschaft, der die Natur in ihrer Größe und Erhabenheit zum innersten Erlebnis und festesten Besitz geworden ist.

Der Maler unsers feldgrauen Fahnenjunkers, Paul Wehrle in Karlsruhe, hat sich fast allein durch eigne Schulung zum Künstler erzogen. Seit dem Tage, da er sich bei einem Klassenausflug stolz als Maler ins Fremdenbuch eintrug, stand das »Bild des, das er werden soll«, unverrückbar vor ihm. Auf der Kunstschule lernte er dann die Handgriffe, nicht viel mehr. Aber das war ihm gerade recht, entging er so doch all dem stumpfmachenden »akademischen Drill«, den er so fürchtete, und empfing tagtäglich einen neuen Sporn für seinen unermüdlichen Fleiß. Einen gewissen Einfluß gewann wohl die Schule Ferdinand Kellers auf ihn, wenn auch nur vorübergehend durch den Maler Straßberger, einen Keller-Schüler, bei dem Wehrle ein paar Jahre lang Unterricht nahm. Seine Freiheit litt darunter nicht. Nun er die Technik beherrschte, wählte er sich seine Lehrer erst recht nach freiem Gefallen unter den großen Meistern und Geistern aller Zeiten und Richtungen. Auf diese Weise wurde sein Pinsel mit dem Bildnis ebenso vertraut wie mit der Landschaft, und der ihn führt, ist noch heute froh, daß das Spezialistentum bis zur Stunde keine Gewalt über ihn bekommen hat. Zwar geht ihm die Landschaft »spielender« von der Hand, dafür findet er's aber im Grunde seines Herzens reizvoller und lohnender, einen Menschen innerlich zu erfassen und etwas von seinem ihm selber nur unvollkommen bekannten Wesen auf die Leinwand zu bringen. So hat dieser frisch aufstrebende Künstler, heute ein Dreißigjähriger, denn auch den Krieg, vor dem sich viele andre so zage geduckt haben, als einen neuen Antrieb zum mutigen Schaffen und Vorwärtsstreben hingenommen.

Das farbige Frauenbildnis, im Geschmack der altenglischen Malerei aufgefaßt, wird nach einer Naturaufnahme des photographischen Ateliers von H. C. Kosel in Wien wiedergegeben. Wer die Bildnisse von Reynolds, Gainsborough, Romney, Hoppner und Raeburn in Erinnerung hat, kennt die Vorbilder, die hier zugrunde liegen, auch die Farben sind auf diese Muster abgestimmt. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Kriegsbücher und Kriegsschriften

I

Wenn Sieg oder Niederlage von dem streitbaren Aufgebot an Kriegsliteratur abhängig wäre, das hier und dort ins Feld geführt wird, so könnten wir uns jetzt schon mit dem Lorbeer des Überwinders schmücken. Schon im März dieses Jahres zählte ein gewissenhaftes Verzeichnis des Buchhandels für Deutschland und Österreich 2500 Nummern von Kriegsbüchern und -schriften, und heute darf man diese Zahl getrost verdoppeln. Dabei werden die vom Kriege unabhängigen literarischen Erscheinungen, wenn auch mit einer gewissen Einschränkung, fortgesetzt wie im Frieden, auch wenn es sich um wissenschaftliche Forschungen handelt, die auf der Grundlage internationaler Verständigung und Zusammenarbeit ruhen. Mit diesem Zeugnis ungebrochener geistiger Kraft kann sich allenfalls nur das zähe England messen. Auch dort liefern Berufsschriftsteller, Lehrkräfte aller Hochschulen und nicht zuletzt die Reverends reichliche Beiträge einer ausgesprochenen Kriegsliteratur, ohne daß in den wissenschaftlichen Werken und den Unterhaltungsschriften allzu große Lücken zu bemerken wären. Ganz anders in Frankreich. Was dort an Kriegsliteratur herauskommt, beschränkt sich fast allein auf Tagesbroschüren, auf Spottschilderungen der Feinde und Verzerrungen alles dessen, was uns Deutschen wert und teuer ist. Romane und wissenschaftliche Erscheinungen sind nur in ganz bescheidener Anzahl vorhanden.

Wir wollen uns auf diese Überlegenheit nicht allzuviel einbilden, aber ein Anzeichen für die ungeheuren Reserven unsrer Volkskraft, die sich in solchem Gegensatz offenbaren, dürfen wir wohl feststellen. Das um so mehr, als jetzt nach einer Zeit übereilter, willkürlicher und ungeordneter Veröffentlichungen, auch in diesen abseitigen Zweig der Kriegführung Zucht, Taktik und Strategie kommt. Deutlich lassen sich die verschiedenen in sich gesammelten und geschlossenen Gruppen, um nicht zu sagen Armeekorps unterscheiden, die da aufmarschieren.

Die erste Gruppe möchten wir unter dem Schlagwort »Stimmen der Väter« zusammenfassen, und wir verstehen darunter all die Bücher und Hefte, in denen Bekenntnisse, Lebenszeugnisse, Gedanken, Forderungen, dichterische Verherrlichungen deutschen Wesens sowie vaterländische Herolds- und Mahnrufe aus den Zeiten ferner Vergangenheit oder noch lebendiger Gegenwart gesammelt und auf das große Kriegsziel von heute zugespitzt erscheinen. Da ist zunächst die wertvolle Sammlung der »Tatbücher für Feldpost«, die bei Diederichs in Jena erscheint: ihre neuen Bändchen bringen u. a. eine Quellensammlung aus dem germanischen Heldentum, Literaturdenkmäler für Mannhaftigkeit und Bürgersinn in der Weltgeschichte, ferner Bekenntnisse und Forderungen unsrer klassischen Dichter und Denker in kleinen Aufsätzen und Aphorismen und, als ein besonders willkommenes Büchlein, Auszüge aus Heinrich von Treitschkes »Politik«, die es nicht schwer haben, sich um den Begriff des Deutschtums, wie der große feurige Patriot ihn auffaßte, zu kristallisieren.

Auch Bismarcks Gedächtnis wird beschworen. Paul Rohrbach, dessen unermüdliche Feder schon so viel für die Festigung unsrer deutschen Weltpolitik getan hat, versucht in einer bei Bruckmann erschienenen kleinen Schrift »Bismarck und wir« sich und den Lesern beim Geiste des großen Kanzlers Klarheit für das Begreifen der ungeheuren Gegenwart zu holen und Verständnis für die Aufgabe, das Schiff unsers nationalen Staates durch die Wogenberge hindurchzusteuern, die sich ihm entgegentürmen. Es handelt sich bei diesem Vergleich zwischen einst und jetzt hauptsächlich um unser Verhältnis zu England und Rußland und um die leitenden Grundsätze, die wir nach diesem Kriege für unsre auswärtige Politik beobachten müssen. Was Rohrbach gibt, ist nicht eine sklavische Wiederholung der Bismarckischen Ideen, sondern ihr freies Umdenken auf die Gegenwart.

Neben den großen Realpolitiker tritt der Lyriker, der gleich ihm früh schon für ein einiges Deutschland unter Preußens Führung gesungen hat; zu Bismarck gesellt sich sein Altersgenosse Emanuel Geibel, der Herold des Deutschen Reiches. Aus seinen Gedichten hat der Verein für das Deutschtum im Ausland eine Auswahl herausgegeben, die für Deutschlands Jugend und Volk bestimmt ist (Berlin, Warneck; geb. 2 ℳ). Sie nennt sich »Hie Deutsches Reich für immer«, und dementsprechend sind in erster Linie die politischen und vaterländischen Gedichte berücksichtigt, die sich in Geibels »Heroldsrufen« und »Zeitstimmen« vereinigt finden. Doch auch Geibels friedliche Lyrik mit ihrer Reinheit deutschen Liebens, ihrer Innigkeit deutschen Heimatgefühls und ihrer Freude am deutschen Wandern bietet der verdienstvollen Sammlung manches heute wieder neu lebendig gewordene Gedicht. — Karl Geroks vaterländische Gedichte, die früher unter dem Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

samttitel »Deutsche Ostern« gesammelt waren, sind neuerdings mit der Bezeichnung »Eichenlaub« erschienen (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Eine Verbesserung des Titels ist das nicht, da es nun an der Betonung des starken religiösen Beiklangs fehlt, der doch für die Lyrik dieses schwäbischen Prälaten das Kennzeichnendste bleibt.

Auch Conrad Ferdinand Meyers stählerne Stimme erklingt aufs neue in dieser Zeit. Der Verlag von Haessel in Leipzig hat aus der Lyrik und Epik des Schweizers über zwanzig seiner schönsten Gedichte und eine heitere Novelle »Der Schuß von der Kanzel«, die einzige humoristische des Dichters, ausgelesen und daraus ein Büchlein geschaffen, das sich als Feldpostbrief leicht versenden läßt und draußen in unsern Schützengräben gewiß willkommen sein wird. Wir wissen und hören es aus der Einleitung des Herausgebers Erich Jäger gern aufs neue, daß dieser Schweizer, der bis dahin Französisch geschrieben hatte, sich seit dem Kriege von 1870 seiner deutschen Stammeszugehörigkeit bewußt wurde, und daß er seitdem nicht nur in deutscher Sprache geschrieben, sondern auch offen vor aller Welt immer wieder sein Bekenntnis zu deutscher Art und Kunst abgelegt hat. »Schwer habe ich die französischen Sympathien überwunden,« schrieb er im Januar 1871, »aber es mußte in Gottes Namen ein Entschluß gefaßt werden, da voraussichtlich der deutsch-französische Gegensatz Jahrzehnte beherrschen und literarisch jede Mittelstellung völlig unhaltbar machen wird.« Und sechzehn Jahre später wiederholt er diese Erkenntnis noch nachdrücklicher: »Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnis zur deutschen Literatur habe ich die allgemeine Überzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Grabmesser gründlicher Bildung betrachtet.«

Was Ernst von Wildenbruch selber, einem der willensstärksten, handlungsfreudigsten und redegewaltigsten Dichter, die je des Vaterlandes Ruhm gesungen haben, zu Lebzeiten nicht mehr vergönnt war, das hat jetzt unter dem Sturmhauch des großen Krieges seine Witwe für sein Gedächtnis getan: Maria von Wildenbruch hat aus dem lyrischen Lebenswerk ihres Mannes alle vaterländischen Gedichte gesammelt und sie unter der Losung »Deutschland, sei wach!« (Berlin, Grote) neu in die Zeit hinausgeschickt, hinaus in das Morgenrot des verjüngten Vaterlandes, an dessen wiedererwecktem nationalem Geist Wildenbruchs feurige Seele seine glühende Freude gehabt hätte.

Unter den lebenden Lyrikern sehe ich bisher nur einen, der in den Schatz seiner, meistens vor dem Kriege erschienenen, Gedichte greifen durfte, um daraus ohne Zwang eine Auswahl alter und neuer Lieder zu treffen, die fürs Feld wie geschaffen sind, auch wenn sie äußerlich ganz und gar nichts mit dem Kriege zu tun haben. Aber Börries Freiherr von Münchhausen — denn er und seine bei Fleischel in Berlin erschienene Balladensammlung sind gemeint — hat recht, wenn er behauptet, der kriegerische Geist unsers Volkes zeige sich weniger in der eigentlichen Kriegsdichtung als in der Freude an tapferen Taten, männlichen Worten und heldischem Geschehen. Und von diesem inneren Schwertklang deutschen Wesens findet man wahrlich genug in dem kleinen Bändchen von hundert Seiten.

Wie schwerer Ernst und beschwingter Humor jetzt in der großen Wirklichkeit oft aufs engste zusammengehen, so auch in unsrer Kriegsliteratur. Will Vesper, selber ein feinfühliger, seelisch vertiefter Lyriker, hat bei Beck in München weltliche und geistliche Gedichte gesammelt, Gedichte, die unsre größten Dichter in Stunden eigner Not oder in Zeiten nationaler Bedrängnis, in Stunden innerer Erhebung und Erbauung als Trostgedanken gefunden und in unsterbliche Formen gebannt haben. Seine Hoffnung, daß dieses eigenartig gestaltete Werk mit seinen Abschnitten: Trost in Gott, Trost in der Natur, Lebensmut, Vom Tode, Freiheit und Vaterland, berufen sein werde, Trost und Kraft zu geben in einer Zeit, wo die größten Schicksale die Seele des Einzelnen und des ganzen deutschen Volkes erschüttern, wird nicht zuschanden werden. Und neben diesem ernsten Buch der heitere Schalk, gleich willkommen in den Schützengräben, Unterständen und Lazaretten wie daheim. Was bringt er uns? Kriegsschwänke aus alter Zeit und das unvergängliche Volksbuch »Der Kriegszug der sieben Schwaben« von Ludwig Auerbacher, ein Kleinod deutscher Erzählungskunst und deutschen Volkshumors. Beide Bändchen sind, hübsch ausgestattet, in Taschenausgabe bei Herder in Freiburg erschienen.

Die Hochflut der Kriegslyrik ist vorüber. Mittlerweile haben sich die Stimmungen und Gedanken, die aus den weiten Kreisen des gefühlsmäßigen Kriegserlebens auch den Daheimgebliebenen zugänglich waren, erschöpft oder abgenutzt. Mehr und mehr heischt die kriegerische Wirklichkeit selbst auch hier ihr Recht, und so ist an die Stelle der Ofenlyrik — man verzeihe das harte Wort — die Feldlyrik getreten. So wenigstens stellt sich das Verhältnis dar, wenn wir die Lyrik unsrer Zeitungen und Zeitschriften verfolgen; etwas

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anders noch sieht es aus, wenn wir in aller Eile die Buchveröffentlichungen der Lyrik mustern: damit haben die an ihre Schützengräben oder ihr Quartier gefesselten Krieger noch nicht so bald nachkommen können, aber einer ihrer besten Sprecher, Walther Flex, ist schon jetzt mit einem Büchlein zur Stelle, das Verse und Gedanken aus dem Felde vereinigt und seine aus zartem Empfinden, religiöser Innigkeit und mannhaftem Kampfesmut gewobene Grundstimmung treffend mit dem Titel »Vom großen Abendmahl« bezeichnet (München, Beck). Namentlich das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments gehört zu dem Ergreifendsten und Erhebendsten, was bisher aus dem tätigen Erlebnis des Krieges heraus ein Soldat für seine Kameraden und die deutsche Heimat geschrieben hat. Eindringlicher als andre wird diese Stimme des Trostes an die Herzen aller derer klopfen, die ein teures Haupt im Felde verloren haben.

Von den Gedichtbüchern der Daheimgebliebenen erwähnen wir nur wenige, um sie schon durch diese Erwähnung vor dem breiten Durchschnitt der viel zu vielen auszuzeichnen. Da sind Friedrich Lienhards Kriegsgedichte, die schon mit ihrem Titel »Heldentum und Liebe« bekräftigen, daß der elsässische Dichter, auch wenn er in Kriegsrüstung erscheint, nie das Geistige und Seelische vergißt, das ihm im Bannkreise seiner großen weimarischen Vorbilder als Kern und Krone aller menschlichen Dinge erscheint (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Stark landschaftlich gefärbt und volkstümlich geformt sind die kernigen Westfälischen Kriegsgedichte von Hermann Wette, die sich denn auch durchweg der heimischen Mundart bedienen (Jena, Diederichs). Auch Will Vespers Gedichte »Vom großen Krieg 1914—1915«, von denen schon die zweite Folge erscheint, bergen in ihren einfachen durchsichtigen Weisen mancherlei volkstümliche Elemente, aber sie sind zarter, weicher und musikalischer: ein Hauch aus den Dichtergärten Hölderlins und Mörikes spielt durch die Saiten ihrer Harfe (München, Beck).

Singt hier der reine Lyriker, wie Storm ihn wollte, und wie ihn Meister Thoma in einer seiner reizendsten und tiefsinnigsten Zeichnungen sinnbildlich als schalmeiblasendes Kindlein mitten im Rachen eines Ungetüms dargestellt hat, so ergreift in Josef von Lauffs Liedern aus großer Zeit (»Singendes Schwert«; Berlin, Scherl) der reim- und sprachgewandte Pathetiker das Wort. Bei Vesper leuchtet eine ruhige reine Flamme, bei Lauff lodern die Feuersgluten, und es fehlt neben der Lohe nicht an Qualm und Ruß. Aber es ist Schmiß und Wucht und Kraft und Leidenschaft in seinen Versen, und an dem echten vaterländischen Geist dürfen wir nicht zweifeln, auch wenn er manchmal etwas an das anklingt, was wir früher, vor den Zeiten des Burgfriedens, Byzantinismus nannten, oder wenn sich der Ton vom Erhabenen manchmal jäh ins Bänkelsängerische hinabsenkt.

Wie im Frieden, so ist Rudolf Presber auch im Kriege der liebenswürdige, bald ernste, bald heitere, bald muntere, bald bedachtsame Gelegenheitspoet geblieben, dem das Musenroß, komme was da wolle, immer gesattelt und gezäumt im Stalle steht. Nein, nicht dies Bild! Es könnte nach Geringschätzung seiner Gaben aussehen, und die liegt uns fern. Sagen wir also lieber: das immer schlachtenfroh vor seiner Schwelle steht und ungeduldig mit den Hufen scharrt, daß das Feuer aus den Steinen stiebt. Unter Gottes Mond und Sonne ereignet sich so leicht nichts, was Presber nicht zum Gedichte formt. Er springt mit der Ballade so gut um wie mit dem lyrischen Stimmungsgedicht, er handhabt die behaglich erzählende Versnovelle nicht weniger geschickt als das scharfe, spitze Epigramm. Von allen deutschen Lyrikern im weiten Dichterwalde ist er der unterhaltendste und der vielseitigste: seine Neuen Kriegsgedichte, die dem »Tag des Deutschen« bald als zweiter Teil gefolgt sind (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), feiern so gut den Generalfeldmarschall Hindenburg und Bismarcks hundertsten Geburtstag, wie sie den Fall Przemysls und die Seeschlacht bei den Falklandinseln zum Gegenstand packender Gedichte machen, oder an kleinen scherzhaften Vorgängen des Tages ihren gutmütigen Spott und immer behenden Witz erproben. An Fruchtbarkeit wird Presber wohl nur noch von Richard Zoozmann übertroffen. Neuerdings hat dieser schon stark ins Journalistische hinübergreifende Poet ein neues, recht geschicktes Mittel zur Verstärkung der Volkstümlichkeit seiner fast immer aufs Gesangsmäßige ausgehenden Verse gefunden, indem er zu bekannten und geläufigen Armeemärschen neue, zeitgemäße Texte geschaffen hat. Was er da in seinem Bändchen »Wenn wir marschieren« dem Pappenheimer, dem Dessauer, dem Hohenfriedberger, dem Torgauer, dem Pariser Einzugsmarsch untergelegt hat, schmiegt sich dem Rhythmus der Melodie meistens so glücklich an, daß es ohne weiteres zum Spiel der Kapelle, als Marschlied ohne Begleitung, auch zu Hause zum Klavier oder im Schützengraben zur Laute, wohl auch von den Pfadfindern zur Klampfe gesungen werden kann, da gleich mit den neuen Texten auch die alten Noten gedruckt sind (Berlin-Lichterfelde, Chr. Fr. Vieweg).

Außerordentlich zahlreich sind die österreichischen Lyriker auf dem Plan er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schienen. Doch möchten wir uns, um nicht ins Uferlose zu geraten, damit begnügen, drei ihrer markantesten und charaktervollsten Vertreter zu nennen: den Wiener Richard Schaukal, der jetzt seine »Ehernen Sonette« zu einer Gesamtausgabe vereinigt und auch eine Auswahl daraus, im ganzen vierzig Stück, für Österreichs deutsche Jugend herausgegeben hat (München, Georg Müller); den Tiroler Rudolf Greinz, der die schon früher von ihm dichterisch ausgebildete Form des in seiner Heimat volkstümlichen Marterls benutzt, um aus den mannigfaltigen Stoffen dieses Krieges ein Volksbuch voll gesundem Humor und beißender Satire zu schaffen (Leipzig, Staackmann); und endlich den Brünner Karl Hans Strobl, der in freien Rhythmen nach Art des Amerikaners Whitman eine Reihe großer und starker Stimmungen dieses gewaltigen Jahres zu einem Kriegstagebuch voller Weihe des Gefühls und Kraft der Anschauung geschmiedet hat (ebenda). Für die Wirkung dieser voll und breit dahinwogenden Rhythmen (»Eine gute Wehr und Waffen«) zeugt die Tatsache, daß Marcell Salzer mehrere davon in seine ständige Vortragsordnung aufgenommen hat.

Zu den Herausgebern von Kriegsgedichtsammlungen haben sich zwei neue erlauchte Namen gesellt. Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg wählt Deutsche Kriegsklänge in kleinen Heften (Feldpostausgabe) aus und zieht darin als guter Kenner eines gesunden bürgerlichen Volksgeschmacks manches wohlgelungene oder ehrlich empfundene Gedicht, das sich bisher verbarg, an die Öffentlichkeit (Leipzig, K. F. Koehler); Gustav Falke ordnet nach Stimmungs- und Inhaltsgruppen, wie »Kaiser und Reich«, »Unsre Helden«, »Wir und Österreich«, »Zu Wasser und zu Lande« u. a. (bisher vier Bändchen; Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt), und sein eignes dichterisches Lebenswerk bürgt dafür, daß wir hier das Bessere vom Guten finden, gleichviel, ob es aus Büchern oder Zeitschriften zusammengetragen ist. In rein künstlerischem Sinne freilich bleibt nach wie vor die beste solcher Sammlungen Julius Babs Folge »Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht«. Ein mit den Geheimnissen echter Lyrik weniger vertrauter Kritiker und Herausgeber als Bab hätte es schwerlich ungestraft wagen dürfen, in seiner Auswahl und Zusammenstellung (bisher sechs Hefte; Berlin, Morawe & Scheffelt) so selbständige Wege zu gehen wie er. Ein Muster dieser Kühnheit ist das sechste Heft zumal, das Gedichte der jungen, eben wehrfähigen Generation vereint, um in oft überraschenden Bildern und Gefühlsgruppen den Seelenzustand dieser neuen deutschen Jugend widerzuspiegeln, zugleich aber auch das Gedächtnis junger, im Kriege gefallener Dichter, wie Hugo Zuckermann, Walther Heymann, Hans Schmidt-Kestner, zu feiern.

Neben der Kriegslyrik wächst nun allmählich in nur zu dichtem Ährenfeld auch der Kriegsroman und die Kriegsnovelle empor. Von Nanny Lambrechts »Eiserner Freude« haben wir schon in besonderem Abschnitt (Juniheft) gesprochen; ihr an die Seite tritt eine zweite Schriftstellerin, Clara Hofer, die Verfasserin des Hebbelromans, insofern ergänzend, als sie ihre Kriegserzählung »Das Schwert im Osten« in unsrer hartbedrängten deutschen Ostmark spielen läßt (Stuttgart, Cotta). Aber auch dadurch unterscheidet sich ihre Erzählung von der Lambrechtschen, daß sie ihren Stoff und ihre Konflikte aus den Zuständen und nationalen Gegenständen schöpft, die vor dem Kriege herrschten, um dann nur die entscheidende Wendung und Heilung aus dem Ereignis des plötzlichen Kriegsausbruches zu gewinnen. Eine gute Kennerin der Landschaft und des polnisch-deutschen Volksgemisches führt hier das Wort, und eine tüchtige schriftstellerische Begabung weiß die Form der Unterhaltung so zu meistern, daß sich aus den novellistisch gestalteten Einzelgeschicken ein Bild der allgemeinen Zustände und Schicksale scheinbar mühelos entwickelt. Ein Kriegs-, aber auch ein Kulturroman, wenngleich nur in engem Rahmen.

Verwandt mit diesem Buche, wenn auch in der entgegengesetzten Ecke des deutschen Vaterlandes angesiedelt, zeigt sich die Heideerzählung »Und wenn die Welt voll Teufel wär« von Otto Rodehorst (Berlin, Grote), ein schlichter, aber gemütvoller und heimatstolzer Bericht über die Art, wie kleine Leute den großen Krieg miterlebten. Hier kommt einmal die von der städtischen so grundverschiedene Gefühlswelt des platten Landes zu ihrem Recht, und es steht dieser niederdeutschen Heimaterzählung gut an, wenn sie durch ihr Schriftdeutsch, wo es irgend angeht, das treuherzige Platt anklingen läßt. Einen ähnlichen Stoff mit gleicher heimatlicher Prägung gestaltet Peter Dörflers »Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich« (Kempten, Jos. Kösel). Auf dem blutigen Hintergrund der ersten sechs Kriegsmonate malt Dörfler ein Bild von zartester Stimmung und feinstem Kolorit. Nur in Reflexen, aber höchst mannigfach und bunt widergespiegelt, erscheint uns im schwäbischen Himmelreich, einem kleinen weltverlorenen Dörfchen zwischen Iller und Lech, der Weltkrieg. Ein von süddeutschem Volkstum durch und durch erfülltes Kriegsidyll möchte man das Buch nennen, denn sein tiefer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst wird überall von einem bald heiter, bald wehmütig lächelnden Humor verklärt. Wir könnten zufrieden sein, wenn die Volkserzählung, die doch zuweilen vor dem Kriege schon an Stoffmangel zu leiden begann, auch in andern deutschen Gauen ähnliche gute Früchte tragen würde. Einstweilen scheint nur Schwaben so glücklich gesegnet zu sein, daß noch ein zweiter Volkserzähler mit ebenbürtigen volkstümlichen Kriegserzählungen aus seinem Landschaftskreise genannt werden kann: es ist der bayrische Schwabe Wilhelm Schussen, der Verfasser des Schelmenromans »Vincenz Faulhaber« und der »Steinauer«. Sein mit Gedichten und fünf kleinen Erzählungen gefülltes Bändchen »Im großen Jahr« (Konstanz, Reuß & Itta) erfreut mit derselben humorgesättigten, derben und anschaulichen, zuweilen auch ein wenig satirisch angehauchten Art, die wir aus seinen ebenso gemütvollen wie bodenständigen Bauerngeschichten kennen.

Während sich diese landschaftlichen Erzähler abseits von den Schlachtfeldern halten, stürzen sich andre, jüngere und gegenwartsfrohere, geflissentlich in das heißeste Kampfgetümmel. So Alexander Castell in seiner bei Langen in München (Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914, 6. Bändchen) erschienenen Novellensammlung »Der Kriegspilot«, die in ihrer Stoffwahl und Darstellungsart in die Nachbarschaft von Sexaus »Blut und Eisen« rückt. Mehr dem Technischen und all den gewaltigen maschinellen Erfindungen dieses Weltkrieges wendet sich Friedrich Otto in seiner Sammlung »Die fliegenden Pioniere« zu (München, Georg Müller). Hier sind es Panzerzüge, Flugzeuge und Unterseeboote, die das Triebwerk der oft nur spärlichen novellistischen Handlung abgeben.

Auch die Humoristen lassen sich vom eisernen Ernst der Zeit ihr fröhlich Handwerk nicht verderben. In den Erlebnissen und Geschichten, die Fritz Müller, ein Meister volkstümlicher Kürze, in seinem »Das Land ohne Rücken« betitelten Bändchen gesammelt hat (Heilbronn, Salzer), erhebt der Schalk nur dann und wann das Haupt, um im übrigen dem Ernst, dem Gemüte und der vaterländischen Begeisterung den Vorrang zu lassen, wie denn das Büchlein überhaupt von einem starken Gefühl siegesfroher Zuversicht getragen ist und ein Denkmal der lauteren Tapferkeit unsrer Feldgrauen darstellt. Der plattdeutschen Sprache bedient sich Fritz Lau in seinen allerlei heitere Situationen und Ereignisse ausbeutenden Geschichten »Helden to Hus«, von denen bei Glogau jun. in Hamburg schon zwei Bändchen erschienen sind. Auch ein neues Kriegsanekdotenbuch ist da, herausgegeben von Hans Floerke und Georg Gärtner, erschienen bei Georg Müller (mit sechs Bildern nach Aufnahmen). Diese Sammlung, der gleichfalls neben dem Heiteren das Ernste nicht fehlt, begleitet den Krieg durch Heimat und Feindesland während der ersten drei Monate; bedürfte es noch eines Zeugnisses für unsre Kraft und unser Selbstvertrauen, so wäre es hier erbracht, wo der Humor auch noch über die schwersten Stunden heißester Gefahren und bitterster Entbehrungen triumphiert. Noch einmal möchten wir betonen, daß der Begriff der Anekdote in diesem Kriege eine erweiterte und veredelte Bedeutung gewonnen hat, und daß sich, seit wir den Gehalt dieser kleinen, wirklich erlebten oder gut erfundenen Geschichten nach ihrem menschlichen und symbolischen Wert erkannt haben, niemand mehr beleidigt fühlen darf, wenn er ein Anekdotenjäger genannt wird.

Gemischte Sammlungen von Kriegserzählungen und -novellen verschiedener Verfasser haben wir in zwei zierlichen, bei Salzer in Heilbronn erschienenen Bändchen, gesammelt von Karl Busse (»Feuerschein« und »Klar Schiff«). In dem zweiten dieser Bändchen herrscht die Seenovelle, und unter deutsche Verfassernamen, wie Ida Boy-Ed, Hermann Horn, Wilhelm Scharrelmann und Hans von Hülsen, darf sich auch der des Engländers Conan Doyle mischen, da die Geschichte von den Unterseebooten des Kapitäns Sirius ein wenig rühmliches Blatt in der Geschichte Englands bildet. In einer weiteren Sammlung von Geschichten aus dem Weltkriege, betitelt »Der Leutnant erzählt« (bei Hesse & Becker in Leipzig erschienen), finden wir besonders viele Mitarbeiter dieser Zeitschrift vertreten, u. a. Georg Hirschfeld, Rudolf Greinz, Wilhelm Arminius, Kurt Martens, Hans Friedrich Blunck, Elisabeth Dauthendey und Kurt Küchler. Auch hier hat man an dem bewährten Rezept einer Mischung von Scherz und Ernst festgehalten. F. D.

(Ein zweiter Abschnitt folgt.)

Literarische Notizen

Nichts stärkt Heimatgefühl und Heimatstolz so wie eine Versenkung in das Leben unsrer Sprache. Sie ist ein Spiegel unsers deutschen Wesens, eine treue Bewahrerin unsrer alten bodenständigen Sitten, ein begeisterter Lobpreis unsrer volkstümlichen Gesittung. Darum sollten wir jetzt, wo um den Bestand und die Befestigung unsers Reiches und damit unsrer Art gekämpft wird, mehr als sonst noch den Trieb und die Verpflichtung fühlen, uns in ihren Reichtum zu vertiefen. Ohne Führer freilich geht das kaum. Denn vieles gerade von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrem Schönsten und Tiefsten ist heute schon verschüttet oder doch mit einer Staubschicht bedeckt. Aber es gibt solche Führer zu den Quellen und Schatzhäusern der Sprache genug. Einer der besten und bequemsten kommt jetzt schon zum drittenmal zu uns, auch diesmal mit vielen neuen Aufschlüssen und Anregungen. Das ist Dr. Albert Waags Buch »Bedeutungsentwicklung unsers Wortschatzes« (Lahr i. B., Moritz Schauenburg; Preis 3 ℳ). Hier werden wir an der Hand eines kundigen, munteren und unterhaltenden Führers, der immer vom Nächsten und Bekannten ausgeht, durch die geheimnisvollen Gänge unsrer Sprachentwicklung geführt, und es ist eine Freude und Lust, wie da unter dem Zauberstab der Wissenschaft altes Leben neu zu grünen und zu blühen beginnt. Namentlich dem Schulmann sei das Buch warm empfohlen!

*

Unter dem Titel »Gegen Araber und Wahehe« hat Tom von Prince, ein alter Afrikaner, seine Erinnerungen aus ostafrikanischer Leutnantszeit in den Jahren 1890 bis 1895 veröffentlicht (Berlin, Mittler). Es handelt sich um die Kämpfe gegen die Araber unter Levana Yeri sowie gegen die Massai und Wahehe, Kämpfe, für die der Oberbefehl über die deutsche Schutztruppe in den Händen des damals erst 36jährigen Hauptmanns Wißmann lag. Wie alle, die unter und neben ihm gefochten haben, ist auch Prince seines Lobes voll. Er schildert ihn als einen Mann, wie geschaffen für die Verhältnisse, scharf im Dienst, willensstark und herrisch, aber auch gerecht und anerkennungsfroh, wo ihm gute Leistungen begegneten, und außerhalb des Dienstes von einem stets frohgemuten Mutterwitz, mit dem es ihm gelang, manche dumpfe Stunde aufzuheitern. Die Erinnerungen sind im übrigen nicht ohne Kritik an unsrer Kriegführung und Taktik, die eben nur auf Schwarze ohne gründlichere Gefechtsausbildung zugeschnitten waren. Bei den Wahehe traf diese Voraussetzung nicht zu. Vielmehr bediente sich dieser von Natur kriegerische Stamm europäischer Gefechtsregeln, auf die der Führer der Expedition, Zelewski, nicht vorbereitet war, und die ihm deshalb zum Unheil wurden. Aber der eigentliche und wertvollste Inhalt des Buches sind doch die Schilderungen, die Prince, ein scharfer Beobachter und sachlicher Darsteller, von den aufreibenden Anstrengungen der damaligen Kämpfe, von dem Leben und Treiben unsrer aus Sudanesen und Zulus gemischten Truppe, von Krieg, Jagd und Eingeborenensitten entwirft.

*

Noch nie sind von einem Kriege so viele und so schwerwiegende Fragen des Völkerrechts aufgeworfen wie von dem gegenwärtigen, der acht Schauplätze und noch mehr kriegführende Staaten zählt. So ist es ebenso notwendig wie dankenswert, daß sich die deutsche Völkerrechtswissenschaft zusammengetan hat, um über die Entstehung und die wichtigsten Begebenheiten des Krieges vom Standpunkte des internationalen Rechts zu urteilen. Das in J. U. Kerns Verlag (Max Müller) in Breslau erschienene Sonderheft der »Zeitschrift für Völkerrecht«, betitelt »Deutschland und der Weltkrieg«, bringt zunächst eine eingehende Erörterung der Ursachen des Weltkrieges (von Dr. Strupp in Frankfurt a. M.), deren Wert auf der Benutzung der gesamten amtlichen Veröffentlichungen beruht. Weiter finden wir eine genaue Darstellung der Schreckensnacht in Löwen und eine juristische Untersuchung des Falles (von Geheimrat Meurer in Würzburg). Stier-Somlo schreibt über die deutsche Verwaltung in Belgien; Geheimrat Kohler rechtfertigt das Vorgehen Deutschlands gegen Belgien. Mit seiner Fülle sachlichen, für alle Zeiten denkwürdigen Materials darf das Heft auf dauernden Wert Anspruch erheben.

*

Mit einer beweglichen Spannkraft, wie sie nur das wirklich Lebendige besitzt, hat sich Reclams Universalbibliothek dem Kriege und den durch ihn veränderten Lesebedürfnissen angepaßt. Schon Geibels Gedichte (Nr. 5731—33), die Max Mendheim mit besonderer Berücksichtigung der Zeitstimmen und Heroldsrufe herausgibt — ohne das rein Lyrische und das Gedankliche (auch aus dem Nachlaß!) zu kurz kommen zu lassen —, geben einen guten Zeitklang; erst recht aber kommt Ernst Moritz Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann (Nr. 5734), eine ebenso feurige wie fromme Gewissensmahnung an den echten deutschen Soldatengeist, zur guten Stunde. Ferner wird eine Sammlung von Soldatentagebüchern und -briefen unter dem Titel »Unsere feldgrauen Helden« eröffnet (Nr. 5736) und mit der Veröffentlichung ausgewählter Kriegsnovellen begonnen (Nr. 5735). Auch die Berichte des Generalmajors von Loebell erscheinen in der Bibliothek gesammelt; ihr erstes Bändchen (Nr. 5737) reicht bis zu den Kämpfen um Lodz. Damit aber auch die friedlichen Töne in diesem Konzert nicht fehlen, bringt Nr. 5740 vier Novellen von Albert Geiger, kleine, gut erzählte Geschichten mit dem warmen, innigen Herzenston und dem feinen lyrischen Stimmungshauch, die allen, auch den bescheidensten Gaben dieses Dichters eigen zu sein pflegen. Übrigens sind jetzt fast alle Werke Geigers in Reclams Verlag übergegangen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paul Wehrle: Bildnis des Fahnenjunkers Hans K.

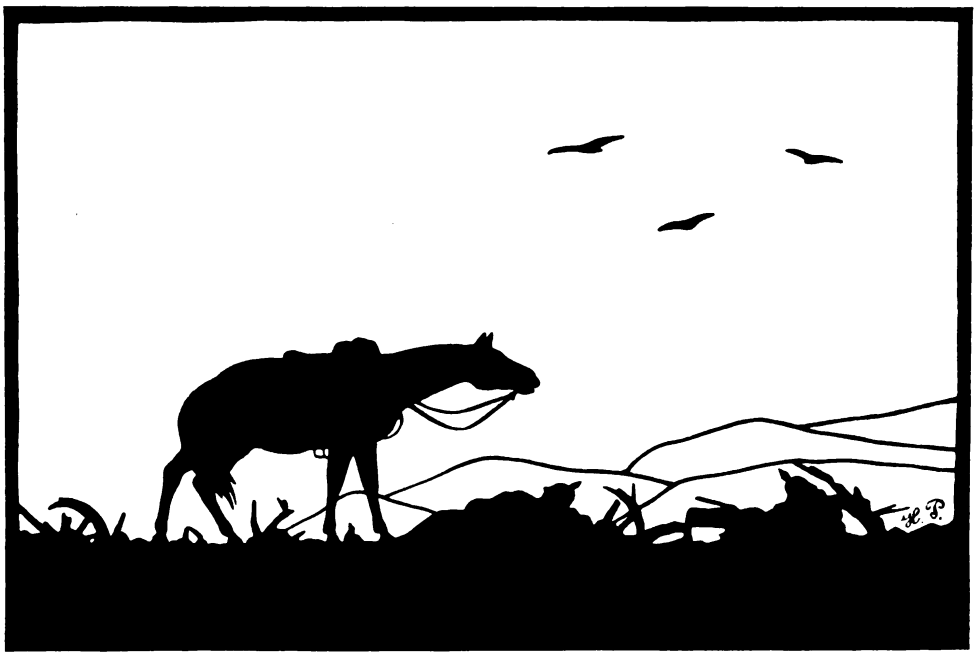
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der deutsche Weltkrieg



Silhouettenschnitt von H. Pellgaens

Das Licht

Von Friedrich Franz von Conring

Ist nicht alles, was wir erstreben und wollen, Sehnen nach Licht?

Stirbt nicht alles in uns ab, wenn uns ewige Finsternis umgibt? Und haben wir nicht ein Vorgefühl dieser Schrecken, wenn wir nur auf Stunden in Finsternis gebannt sind?

Leben und nichts um sich sehen können, ist schon halber Tod.

Bist du je in der Nacht von Hause fortgegangen, bist den Tag über marschiert und hast in der folgenden Nacht das Licht der Stadt ersehnt, die dir Ruhe, Obdach und Schlaf gewähren soll?

Wenn nicht, wenn du immer in ruhigem Behagen, in richtigem Wechsel von Nacht und Licht gelebt, weißt du nicht, wie dem Soldaten zumute ist, der, in Nacht getaucht, das Licht ersehnt, es sieht, es zu greifen glaubt und dann wieder verschwinden sieht. Auf Stunden verschwinden sieht und fürchten muß, er habe sich getäuscht und es komme niemals wieder.

Wir sind zwanzig Stunden unterwegs, sind müde und schnen uns nach Ruhe.

Rechts und links vom Wege und nach vorn verliert sich alles in Dunkelheit und Nacht, und der Himmel ist ohne Sterne.

Kommt denn das Licht der Stadt, in der wir rasten sollen, noch nicht?

Die Pferde treten müde, und die Leute schlafen fast auf den Pferden.

Kein Wort ertönt, kein Lied. Wie ein Heer schweigender Schatten ziehen sie dahin.

Das mit der Zeit an das Dunkel gewöhnte Auge unterscheidet Büsche und Sträucher und Baumstamm an Baumstamm. Dunkle Wälder in dunkler Nacht.

Vor uns zerfließen die Sträucher mit dem Wege, und der schwarze Himmel neigt sich, als wollte er alles in graue Lumpen hüllen.

Die müde gewordenen Nerven zaubern Bilder in diese graue Öde, die nie dort gewesen und dort nie leben werden.

Einzelne Bäume formen Moscheen von blendendem Marmorweiß in Moor und Heide und winkende Gestalten mit farbenglühenden Tüchern.

Der müde Mund lächelt in Entzücken,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Augen öffnen sich so weit, wie es eines Wunders würdig.

Wir kommen näher, und allmählich verblassen die steinernen Quadern, die Gestalten verschwinden, nur das Winken bleibt noch, und schließlich stieren die blätterlosen Äste wie die Knochen eines Totengerippes auf Mann und Pferd und scheinen zu grinsen, daß sie uns betrogen.

Aber der tanzende Spuk taumelt weiter vor uns her und legt sich bald als Kosak, das Gewehr im Anschlag, hinter eine Birke oder verwandelt eine Weide in ein klagendes Mädchen mit den Zügen der Braut.

Nacht, Nebel und wallende Rätsel. Wohl dir, wenn du nicht einsam die Straße zu ziehen brauchst!

Da — was ist das?!

War das ein blitzendes Schwert, das jäh die Nacht durchfurchte? Golden war es, golden, wie nur je Licht gewesen. Golden wie die Sonne, die sich in Mittagshöhe in Wellen bricht, kurz, wie der Weg eines fallenden Sternes uns Sterblichen erscheint. Nein, kürzer, rascher und jäher verschwindend.

»Licht! Licht!« tönt es von allen Seiten. »Licht! Wir sind bald da!«

Die verschlafenen Gestalten recken sich heraus, selbst die Pferde scheinen die Köpfe zu heben und begriffen zu haben.

»Licht!«

Alle haben es gesehen, und alle sehen es untertauchen. Hinter Gräsern und Steinen, hinter Büschen und Bäumen.

»Wo ist es geblieben?« tönt es jetzt enttäuscht von allen Lippen, die noch eben so freudig gerufen. »Wo ist es?« Alle recken sich heraus und suchen und forschen.

»Da?« — »Nein!« — »Da?« — »Nichts!«

»Es wird bald wiederkommen!« ruft der eine. »Wir sind bald da!« ruft der andre. Noch viele rufen und geben ihrer Vermutung Ausdruck. Da aber alles ringsumher dunkel, grau und öde bleibt, sinken bald alle wieder in den alten Halbschlaf zurück, und nur ab und zu lugt einer aus seinem Pelzkragen heraus und stiert ins Weite, ob sich denn das Licht gar nicht wieder zeigen will.

Die Pferde setzen in dem Schlamm des Weges vorsichtig einen Fuß vor den andern, und die Reiter machen die Bewegung des Pferdes mit.

So geht es eine ganze Weile. Plötzlich wieder das Licht. Wieder jäh auftauchend und jäh verschwindend.

»Licht! Licht! Wir sind bald da!« tönt es von neuem.

»Das ist ja nur ein Irrlicht!« läßt sich eine Stimme aus dem Dunkel vernehmen. »Wir reiten ja mitten im Moor!« —

Also weiter — weiter.

»Das ist aber kein Irrlicht!« schreit einer, als leuchtend und klar wie eine Sonne Licht auftaucht und die Reiter ebenso königlich wie eine Sonne zu grüßen scheint.

Alles wird lebendig. Aller Schlaf ist abgeschüttelt, und plötzlich lacht und schwatzt es durcheinander: »Das kann nicht mehr fern sein!« — »Eine halbe Stunde!« — »Unsinn, Viertelstunde!« — »Kaum so viel!« — »Bald sind wir — zu Hause!«

Niemand lacht bei dem »zu Hause«. Es ist ein Obdach für Mann und Pferd, also ein »zu Hause«.

Sie mögen so lange geritten sein, wie einer hundert zählt, da verschwindet das Licht ebenso rasch, wie es gekommen ist.

»Laßt euch doch nicht immer wieder äffen,« tönt eine trockene Stimme. »Die Stadt kann noch stundenweit sein. Bei Nacht äfft nichts so wie das Licht.«

Das will keiner glauben, und von allen Seiten wird widersprochen.

Der Mann, der die Warnung gegeben, schweigt. Um mehr ist ihm nicht zu tun. Er weiß für sich, was er sagt, und seine Stimme verrät, daß er einen grauen Schnauzbart trägt und in Wald und Feld zu Hause ist.

Und es scheint wirklich, als ob er recht hat, denn das Licht kommt nicht wieder, und eine Stimme nach der andern verstummt. Jeder vergräbt sich tiefer in seinen Pelz, und bald sieht der, der die Reiterkolonne auf und nieder reiten wollte, wie schläfrig die Köpfe hängen und wie alle die Bewegung mitmachen, die das Pferd in schläfrigem Gange vorschreibt.

Rings ist Grauen, Öde und Nacht.

Wieder beginnen die Nebel aus Baum und Strauch sagenhafte Wesen zu bilden und Kirchtürme zu formen, die ein Dorf verheißen. Wieder begleiten Feinde und schattenhafte Tiere die einsame Kolonne, die vorwärts will und vorwärts muß.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber wann wird das Licht für immer auftauchen, um uns wie mit warmen Armen in Häusern und Gassen zu umfangen?

Grau und öde. Wer's versteht, der mag es verstehen. Und eben war es doch hell und strahlend wie eine Krone von Licht.

Das Tappen der Hufe in dem schlammigen Boden und das Klappern einzelner Lanzen, das sind die einzigen Geräusche, die die Stille von Sumpf und Moor erschüttern, denn von dort kommt kein Laut, kein Schrei, kein Echo.

Wer sie so dahinziehen sieht, möchte glauben, sie ziehen in die Verdammnis oder in das Verderben, denn niemand würde begreifen, daß es am Ende dieses Weges ein Licht geben könnte.

Wer sie so dahinziehen sieht, möchte glauben, sie ritten alle vor ein schwarzes Tor, das sich bei ihrem Erscheinen lautlos öffne, um sie aufzunehmen und für immer zu verschlingen.

Einer entflammt seine Taschenlampe; er muß einmal wieder sehen, wie Licht aussieht, wie Licht der Seele tut.

Ein andrer hält in halber und unterdrückter Verzweiflung die Hände vor die Augen. Er kann die Dunkelheit nicht mehr ertragen.

Zwei Stunden sind sie nun schon marschiert, seitdem sie das Licht gesehen — zwei Stunden, und rings ist alles so öde und schwarz wie damals, als sie das erste Aufleuchten des Lichtes sahen. Nein, es ist eher schwärzer, öder und dumpfer.

Die, welche darüber noch nachdachten, haben es schon aufgegeben, noch auf Licht zu hoffen, sie blinzeln mit den Augen und finden sich, wie es dem Soldaten geziemt, mit dem Unabänderlichen ab.

Da — was ist das? Auf dem Wege, der hier eine Biegung macht, liegt ein Schein, weiß und milchig, als ob dort Anemonen blühten, weiß und duftig wie daheim im Mai.

Und wenige Schritte noch, dann müssen sie alle die Hand schützend vor die Augen legen. Da steht es groß und mächtig, als hielte ein Riese eine gewaltige Fackel empor, und dahinter ist es, als lugten ihm Schatten über die Schultern. Schatten! Ernst und unbeweglich — die Häuser und Gassen.

»Zu Hause! Zu Hause! Endlich zu Hause!«

Gegen Italien

Und hofften wir vor Tagen,
Daß Gott 's zum Frieden wend' —
Die Welschen tun's nicht fragen,
Die Trommeln ha'n geschlagen;
Herr, führ's zum guten End'.

Die Lanzen woll'n wir kehren
Funkelnder Sonne nah;
Der Morgen steigt voll Ehren,
Rot leuchtet unsern Heeren
Das Land Italia.

Die Etsch folgt unserm Zwingen,
Hoch übern Lorbeer gleißt
Der Eichen grünes Schwingen;
Vorferne Zeiten klingen
Zu uns wie heil'ger Geist.

Es ist kein' Armut blößer,
Denn ohne Treu' zu gehn.
Dem Fähnlein der Erlöser,
Uns ist kein Schicksal größer,
Als aller Welt zu stehn.

Hans Friedrich Blunck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg der Frauen

Von Else von Boetticher

Vor dreiviertel Jahren berichtete ich an dieser Stelle über die »Vaterländische Frauenarbeit«, die bei Ausbruch des Krieges in Angriff genommen war: von großzügigen Plänen, von hingebender Opferwilligkeit und von der tapferen Gesinnung der deutschen Frauen, die sich in die Reihen der wirtschaftlich Kämpfenden stellen und die Wunden des Krieges in der Heimat lindern wollten.

Seither haben sich die Folgen des Krieges in jeder Hinsicht verschärft. Das Ringen auf den Schlachtfeldern hat eine ungeheure Ausdehnung angenommen; die Scharen der Verwundeten und Pflegebedürftigen nehmen zu; an die Geduld und Ausdauer der Pflegenden werden immer größere Anforderungen gestellt. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalten sich immer schwieriger, seitdem England seinen teuflischen Aushungerungsplan in die Wege geleitet hat und Italien seine Bundesgenossenschaft brach. Nur wenn wir unser Wirtschaftsleben von Grund aus umgestalten, können wir die Krisis überwinden, die unser Vaterland bedroht. Nicht nur die Helden in den Schützengräben müssen sich der höchsten Selbstentäußerung fähig zeigen; jeder Einzelne von uns muß beweisen, daß er gleich ihnen dazu fähig ist.

Haben die Frauen sich in dieser schweren Zeit bewährt? Haben sie gezeigt, daß es ihnen Ernst war mit dem Gelübde der inneren Vaterlandsverteidigung, das sie in jener heilig-ernsten Stunde ablegten, da unsre Brüder und Söhne hinauszogen in den Kampf?

Ein Großes hat sich seither im Leben der Frauen vollzogen.

Flammende Begeisterung trieb sie hinaus, als sie sich zu Tausenden meldeten, um an der Pflege der Kranken und Verwundeten teilzunehmen. Gütige, hilfsbereite Menschenliebe trieb sie, sich der ratlosen Frauen und Kinder der Kriegsteilnehmer anzunehmen. Manch verwöhntes junges Mädchen, das noch nie einen Finger für andre gerührt hatte, meldete sich zu Aufgaben, die Umsicht und Überlegenheit erforderten. Manch zarte, sorgsam behütete Frau nahm freiwillig Mühen und Anstrengungen auf sich. Sie alle waren erfüllt von dem Drange, nicht untätig zu sein, während draußen der Kampf so entscheidungsschwer tobte.

Selbstverständlich waren nicht alle den ernsten Forderungen des Krieges gewachsen. Nicht jede Frau ist der geistigen Anspannung fähig, die es bedeutet, täglich stundenlang in einem Auskunftsamt zu sitzen und Suchenden aller Art Rat und Hilfe zu spenden. Nicht jede vermag das Grauen des Todes und die Qualen Verzweifelnder ruhig mit anzusehen. Die nur das Aufregungsbedürfnis und die Sehnsucht nach Ungewöhnlichem hinausgetrieben hatte, zogen sich bald zurück und verfielen ihrem früheren gedankenlosen Nichtstun.

Die meisten jedoch haben tapfer ausgehalten. Die Ruhigen und Starken mit dem ernsten Wollen und der weitausschauenden Organisationsgabe wuchsen über sich selbst hinaus. Die Ansprüche ihres materiellen Daseins fielen von ihnen ab wie Flitter.

Seit dreiviertel Jahren sind manche von ihnen täglich ins Reichstagsgebäude gewandert, um Flüchtlinge oder Obdachlose zu beraten. Manche Nacht haben sie dem anstrengenden Bahnhofsdienst geopfert, manchen Tag der Speisung der Notleidenden in Kriegsküchen und Abendheimen oder der Fürsorge für die Kriegskinder in Horten und Kindergärten. Seit Monaten schon haben sie auf jede persönliche Bequemlichkeit verzichtet und sehen ihr eignes Heim nur auf kurze Stunden. Sie leisten ihre freiwillige Hilfsarbeit mit einer Pflichttreue und Selbstverständlichkeit, die heldenhaft sind, und reißen die gesamte Frauenwelt durch ihr Beispiel mit fort zu vaterländischem Tun.

Immer neue Hilfs- und Liebeswerke erstehen vor unsern Augen. Der Verein für Kriegszufluchtstätten eröffnete im Laufe des Winters zehn Heimstätten für Flüchtlinge und nahm sowohl Ostpreußen als auch die armen vertriebenen Auslandbeutschen auf. Die Kriegsnähstuben vermittelten Hunderten von Mädchen und Frauen Arbeit. Die Kriegsküchen speisten täglich Tausende für einen geringen Preis. In den Kriegerheimen ward den genesenden Soldaten Zerstreuung und preiswerte Nahrung geboten. Künstler und Künstlerinnen zogen durch die Lazarette, um die Verwundeten durch ihre Kunst zu erfreuen, oder boten ihre Gaben bereitwillig im Konzertsaal dar, damit der Erlös den Notleidenden zugute komme.

Frauen waren meist die Leiterinnen dieser Unternehmungen; Frauen zeigten eine unermüdliche Opferkraft in all diesen wohltätigen und sozialen Einrichtungen. So gliederten sie sich dem Gemeindeleben mit stiller Selbstverständlichkeit ein. Rechte, um die sie jahrzehntelang vergeblich gekämpft, wurden ihnen freiwillig eingeräumt; man begann kein wichtiges Werk der Fürsorge mehr ohne ihren Rat und ihre Hilfe.

Nicht die gelehrte, um Theorien kämpfende, sondern die mütterlich sorgende, praktisch hilfsbereite Frau war es, deren man bedurfte. Sie mußte helfen, den Staatshaushalt im Gleichgewicht zu erhalten, mußte dort ihren Anteil an Arbeit auf sich nehmen, wie es in jedem wohlgeordneten Haushalt die Frau tut, während der Mann den äußeren Besitz verteidigt. Und nicht nur einzelne führende Persönlichkeiten, nein,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die gesamte Frauenwelt mußte die Lösung dieser Aufgaben auf sich nehmen.

Zwei große Mobilmachungen liegen hinter uns Frauen.

Bei der ersten galt es, die seit Großmutters Zeiten achtlos im Kasten vergessenen Stricknadeln wieder hervorzuholen und für unsre Truppen wollene Winterkleider zu schaffen. Millionen von Socken sind von sorgenden Frauenhänden gestrickt worden. Wir alle haben das Stricken wieder gelernt, auch die unter uns, die noch nie einen wollenen Strumpf in Händen gehabt hatten. Ströme Goldes flossen zusammen zum Ankauf von Wolle und zur Entsendung von Wollzügen an die Front. Millionen von Liebespaketen mit Socken, Kopf- und Halsschützern gingen an unsre Feldgrauen. Auch hier fand die Opferwilligkeit der Frauen keine Grenze. Manche hat sich den letzten Groschen abgespart, um Wollsachen für ihren Gatten im Felde zu kaufen, manche Mutter hat ihren Sohn allwöchentlich mit einem Paar selbstgestrickter Socken versorgt. Wir strickten so lange, bis die Wollvorräte des Landes fast erschöpft waren, so lange, bis der Frühling unserm Eifer Einhalt gebot.

Da wurden wir aufgerufen zur zweiten großen Mobilmachung.

Englands Aushungerungsplan ward uns in seiner ganzen, jedem Völkerrecht hohnsprechenden Schändlichkeit offenbar. Wir erkannten, daß unser Vaterland nur einer Hungersnot entgehen könne, wenn wir unsre Lebensweise vollständig veränderten, wenn in jedem Haushalt eine Umwertung der Nährwerte vorgenommen werde, die der allerpersönlichsten Mitarbeit der Hausfrau bedürfe. Wir erkannten auch, daß es gelte, manch liebgewordener Gewohnheit zu entsagen, und daß Sparen und Verzichten fortan unsre Losung sein müsse.

Im ganzen Lande wurde diese Erkenntnis verbreitet. 800 Redner und Rednerinnen wurden in einem »Instruktionskursus«, der vom Ministerium des Inneren veranstaltet war, in die Gesetze der geforderten Ernährungsweise eingeführt. Gleich Sendboten einer neuen Weltanschauung durchzogen sie das Reich.

Zwar nahm der Staat die Regelung des Brot- und Getreideverbrauchs in die Hand, und bald war es nicht mehr in das Belieben des Einzelnen gestellt, ob er daran sparen wollte oder nicht. Aber es galt doch, innerhalb der gegebenen Grenzen Neues erfinden und Gutes schaffen. Es galt, die Regeln der Sparsamkeit bis in Einzelheiten durchzuführen und die widerstrebenden Elemente von der Notwendigkeit einer veränderten Lebensweise zu überzeugen.

Beratungsstellen für Hausfrauen wurden vom Nationalen Frauendienst in allen Städten und Stadtteilen eröffnet. Da ward nicht nur Anweisung für den Gebrauch der Kochkiste und des Kochbeutels erteilt; auch Rezepte, der Jahreszeit und dem Stande des allgemeinen Nahrungsmittelmarktes entsprechend, wurden wöchentlich verteilt, und Belehrung über die unserm Körper notwendigen Nahrungsstoffe ward allen Ratsuchenden zuteil.

Es war keine leichte Arbeit, eine neue Haushaltungskunde zu verbreiten, denn gerade im hauswirtschaftlichen Betriebe spielt die Macht der Gewohnheit eine große Rolle, und Frauen, deren Gedankenkreis sich bisher auf die engsten häuslichen Pflichten beschränkt hat, vermögen nicht so schnell sich in schwierige volkswirtschaftliche Probleme hineinzudenken. Anfangs gab es ein heimliches Brot- und Kuchenbacken, ein krampfhaftes Vorrätesammeln und Bemühen, die alten Lebensgewohnheiten zu erhalten. Mit Nachdruck mußte auch den Lauen und Zögernden eingeprägt werden, daß das Tun jedes Einzelnen für das Volkswohl von Wichtigkeit ist und daß gedankenlose Verschwendung großen allgemeinen Schaden verursacht.

Flugblätter und Merkblätter wurden vom Nationalen Frauendienst an die Schuljugend, an die Köchinnen und an die Hausfrauen versandt. Das Verschleudern der Butterbrotreste wurde ebenso streng gerügt wie das Wegwerfen der Speisenabfälle. Eine neue Organisation der Abfallabfuhr ward in die Wege geleitet, damit alle brauchbaren Speisereste der Viehfütterung zugute kämen. Die Verwendung jedes übrigbleibenden Brotendes ward den Hausfrauen zur vaterländischen Pflicht gemacht. »Deutsche Frauen! Nehmt den Kampf mit England auf! Wie eure Männer und Söhne ihr Leben und Blut willig dahingeben, so werdet sicher auch ihr dem Vaterlande helfen wollen. Seid sparsam!« Das war der Ruf, der an alle erging. Zehn Gebote der Sparsamkeit und guten Haushaltung wurden verbreitet. Kochbücher gaben neue Kochvorschriften heraus, bei denen der Verbrauch von Fleisch und Fetten möglichst eingeschränkt und durch Pflanzenstoffe ersetzt war. Statt der ausländischen Erzeugnisse, deren Verbrauch uns zur Lebensgewohnheit geworden war, führte man die vorhandenen Landeserzeugnisse in den Speiseplan ein. Die Abendsuppen unsrer Großeltern und das Obstmus zur Vespermahlzeit kamen nach langer Vergessenheit wieder zu Ehren. Zu Kuchen und süßen Speisen wurden nur noch geringe Mengen von Mehl verwandt; statt dessen bereitete man sie aus Zucker und Früchten, an denen bei uns kein Mangel ist.

Neue Nahrungsmittel traten auf den Speiseplan. Man verschrieb große Mengen von Klippfisch, und die Hausfrauenvereine lehrten ihre Verwendung in Kochkursen, die von Tausenden von Hausfrauen besucht waren. Eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erweiterte Kaninchenzucht ward angeregt und eine vermehrte Verwendung des Kaninchenfleisches in den Haushaltungen. Frauen, Jugendvereine und Laubenkoloniſten wurden zum Gemüſebau aufgefordert, den eine neugegründete Vereinigung unterſtützte. Man erfand allerlei Erſatznahrungsmittel, und man lernte mit der Hälfte von dem, was man früher verbraucht hatte, ſchmackhafte Speiſen bereiten.

Plötzlich erwachte der hausfrauliche Geiſt auch in ſolchen Frauen, die ſonſt wenig Freude an Küchenangelegenheiten gehabt hatten. Es galt nun nicht allein, das tägliche Einerlei des Haushalts im Gleiſe zu erhalten, ſondern Neues zu erſinnen und veränderte Lebensformen einzuführen, ohne daß Behagen und Geſundheit dabei Schaden litten. Die Hausfrauen waren zu den wichtigſten Perſonen im Staatshaushalt emporgeſtiegen. Von ihrem guten Willen und ihrer Klugheit hing das Wohl des ganzen Volkes ab.

Nie noch iſt der Wert und die Bedeutung des Kleinen, nie noch der wichtige Zuſammenhang aller, auch der geringfügigſten Handlungen für das Staatsganze dem Einzelnen ſo zum Bewußtſein gekommen. Unſer Verantwortlichkeitsgefühl dem Staate gegenüber hat ſich in ungeahnter Weiſe verſchärft. Die ſoziale Zuſammengehörigkeit des Volkes hat für jede von uns greifbare Geſtalt gewonnen.

Was die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung in heißem Ringen erſtrebten, was die moderne Frau erſehnte, aber noch nicht zu verwirklichen vermochte — heute iſt es da, widerſpruchslos und ſelbſtverſtändlich. Das ſoziale Gewiſſen der Frauen iſt erwacht. Mütterlich-hausfraulich nehmen ſie teil an den Sorgen des Staates.

Als im Vorfrühling im Reichstagsgebäude zu Berlin eine Tagung zur Beratung über die Fürſorge für Kriegswitwen und -waiſen ſtattfand, da waren nicht nur Vertreter des Staates und der Gemeinden aus dem ganzen Reiche erſchienen. Auch die großen Frauenverbände hatten Vertreterinnen entſandt; nach den einleitenden Worten des Vorſitzenden betrat eine Frau die Rednertribüne und fügte ſeinen weitausſchauenden Plänen ihre Erfahrungen hinzu. Im Laufe der ganzen Tagung ſtanden Männer und Frauen einmütig beiſammen, um ihre Anſichten und Anſprüche auszutauſchen und zu ergänzen. Zum Schluß wurde der Wunſch ausgeſprochen, im Staats- und Gemeindedienſt möchten mehr weibliche Berufe geſchaffen werden, damit dort auch die Kriegerwitwen Gelegenheit fänden, als Jugend- und Waiſenpflegerinnen, als Lehrerinnen und Gemeindeſchweſtern ihre mütterlich-weibliche Fürſorgetätigkeit zu entfalten. Die anweſenden Staatsvertreter erklärten, die Vorſchläge dafür bearbeiten zu wollen, und es iſt zu hoffen, daß der Staat hinfort einen Teil ſeiner neuen volkswirtſchaftlichen Aufgaben den Frauen anvertrauen wird.

Aller Kampf um neue Rechte unter den Frauen iſt unter dieſer Fahne ſtaatsbürgerlicher Gemeinſchaftsarbeit verſtummt. Noch niemals iſt der Streit der Meinungen ſo weit zurückgetreten wie heute. Es herrſcht unter den Frauen eine unbegrenzte Bereitwilligkeit zur Erfüllung neuer Pflichten. Sie wollen mitarbeiten und mitentſagen, wollen einen möglichſt großen Teil der Kriegslaſten auf ihre Schultern nehmen, damit die Kraft der Männer frei werde zur äußeren Vaterlandsverteidigung. Ihre Hilfsbereitſchaft und -fähigkeit iſt in den überſtandenen Kriegsmonaten zuſehends gewachſen. Auch ſie rufen ihren Landſturm auf.

Denn das tiefe Leid, das wir alle durchleben mußten, hat uns ein Großes gebracht, einen Reichtum, vor dem alle Klagen um Einzelloſ und Einzelverluſte verſtummen müſſen. Wir haben erfahren, daß nicht die äußeren Anſprüche, die wir bisher als niederdrückenden Ballaſt mit uns herumtrugen, unſerm Leben Wert und Inhalt verleihen. Weder der vielgeprieſene Luxus noch die vornehme Untätigkeit, weder unſre Anſprüche an Nahrung und Kleidung noch an Geſelligkeit und Zerſtreuung haben ſich als Lebensnotwendigkeit für uns erwieſen. Wir haben geſehen, daß es möglich iſt, zum Wohle des Ganzen jede liebgewordene Gewohnheit aufzugeben, jedem ſelbſtiſchen Einzelglück zu entſagen. Manches, was uns früher als unfaßbar dünkte, haben wir erlebt: Verrat an der einfachſten Menſchlichkeit, Beſchmutzung unſrer heiligſten Güter. Wir erzitterten innerlich, als die Fluten des Haſſes an uns herankrochen und uns zu verſchlingen drohten. Aber dann richteten wir uns auf und waren ſtärker denn zuvor in dem feſten Entſchluß, uns nicht niederbeugen zu laſſen. Die Erfahrung, daß ein feſter Wille auch eine Welt von Feinden überwindet, daß er die Kräfte des Einzelnen verdoppelt und der kühn entſchloſſenen Geſamtheit eine unüberwindliche Macht verleiht, iſt der unſchätzbare Gewinn dieſer Zeit auch für uns Frauen. Jede Tätigkeit, die wir ausüben, hat an Wert gewonnen, ſeitdem wir begriffen haben, wie wichtig ſie für das Volksganze iſt. Jedes Opfer ward uns leicht im Hinblick auf die großen Ziele, die wir verfolgen. Die Einzelne iſt über ſich ſelbſt und ihren perſönlichen Intereſſenkreis hinausgewachſen, hinein in das große Leben der Geſamtheit. Ja, Deutſchlands Frauen gehen erhobenen Hauptes durch den Sturm, der unſer Vaterland umbrandet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Wiedergeburt des Helden

Von Dr. Otto Schneider

Der bedeutungsvollste Zug in der Geschichte eines Zeitraumes ist, wie Carlyle einmal sagt, seine Art, einen großen Mann willkommen zu heißen. Unsre Zeit wäre in Verlegenheit, den einen großen Mann zu bewillkommnen, ohne tausend andre nicht zu kränken. Wahrlich, man sieht den einen großen Mann vor lauter großen Männern nicht. Jeden Tag geschehen Heldentaten, die schon am andern Tage, ja in der nächsten Stunde vielleicht überboten werden. Nichts Unglaubliches, nichts Unmögliches geschieht mehr in dieser ungeheuer gewandelten Zeit. Sie überbietet sich in allem. Und das nie zu Erwartende selbst ist eingetreten. Unsre Zeit, noch im Frieden der Leistung und dem Erfolge huldigend, dieser falschen Tat und diesem falschen Ruhm, sie hat die nur äußere Verknöcherung abgestreift und in der Not, innerlich sich durchsetzen zu müssen, einen neuen Helden geschaffen.

Das Merkmal dieses Helden ist jedoch nicht der Sinn des Künstlers, des Philosophen, des überragenden Geistes, deren Mission sich darin begreift, das Menschliche in seinen Zielen zu offenbaren, das Menschliche in seinen Tiefen und Abgründen aufzusuchen, um die Idee der Menschheit auf ihren zeitlosen Ausdruck zu bringen. Mit Buddha oder Beethoven hat dieser Held so gut wie gar nichts gemein, diesen weltabgeschiedenen Geistern, die ihrer Zeit nicht angehörten. Der neue Held ist gerade stark verwurzelt in seiner Zeit, der er unmittelbar dient. Die Ermittlung und Verwirklichung der Idee des Menschen — Ziele, wie sie Plato oder Goethe zum Inhalt ihres Lebens machten, sind nicht sein Ziel. Wohl dient auch er demselben kulturellen Kult, verpflichtet sich ihm, verbraucht sich in ihm, ja stirbt für diese Tugend. Aber das Unterscheidende ist: wo jene, Helden im Geist, allen Zeiten dienten, dient dieser Held nur seiner Zeit. Soldat, Heerführer, Staatsmann, ja der Herrscher selbst, sie alle dienen nur der augenblicklichen Not der Zeit, in der sie eben leben. Das Schicksal und die Tragik der Menschheit aber ist zeitlos. Und zeitlos sind alle die, welche diesem Ziele dienen.

Dieser zeitlose Held, der abseits seiner Zeit sein Leben in Qual und Einsamkeit fristet, tritt naturgemäß vor dem Helden unsrer Tage zurück. In einem Augenblick, wo es um Sein oder Nichtsein einer ganzen Nation geht, ist dieses Phänomen entbehrlich, wenn nicht überflüssig. Schon die Bereitschaft aller, das bedrohte, sie einigende Land zu schützen, hebt die Rettung durch den Einzelnen auf. Dazu hätte dieser geistige Held, der, alle überragend, gleichsam nicht aus ihrer Mitte ist — weil das Menschliche, in ihm erhöht, ihn sozusagen zu einem Jenseitigen wandelt —, in dieser großen zeitlichen Not, wo der Triumph der Organisation, die vorgeschrittenste Technik, die wirtschaftliche Stärke allein den Ausschlag geben, keinen Platz und keinen Sinn. Ein Held, der seiner Zeit als ein solcher erscheint: der Stratege, der durch das Manöver einer genial angelegten Berechnung siegt, der tollkühne Kommandant eines Tauchbootes, ja jeder Soldat, der bei furchtbarstem Wetter wochenlang im Schützengraben darbt, solche Helden sind jetzt viel kostbarer und erwünschter als jene in weltabgeschiedenen Regionen, von deren Wirken man nichts weiß und deren Hilfe man nicht begehrt. Zu dem kommt: der geistige Held ist sich selbst Maß und Autorität; wie sollte er auch da wirken können in einer Zeit, die nur das zu ihrem Willen erklärt, was alle wollen? Goethe, Bach, Kant, diese entwickeltsten Spielarten des Helden, diese vollendetsten menschlichen Arten, deren Heldentum sich darin begriff, den ungegorenen und unverarbeiteten Gehalt an neuen Ideen und Lebensformen in sich zu kristallisieren, damit diese Dauer und Geltung haben sollten in jener Gestalt, die sie mit ihrem Namen, ihrem Willen belegten: gerade Goethe, Kant und Bach, die jetzt so Verhimmelten, müßten, lebten sie jetzt, sich entschließen, unmittelbar der Zeit zu dienen. Nur wer in der Not aller in das Leben hineinzuwirken vermag, hat jetzt das Wort und das Recht, mitzusprechen. Und wer dies nicht kann, der hat sich zu bescheiden, bis die Zeit der inneren Ruhe wieder eintritt, die nach ihm wieder begehrt, weil sie seiner nicht zu entbehren vermag.

Und doch leitet sich von diesem geistigen Helden die Herkunft des gegenwärtigen ab. Der geistige Held ist es, der die Not schafft, sie vorhersagt, sie für alle erkennt, die sie auf sich zu nehmen haben. Goethe hat erst die Idee einer Weltliteratur unter deutscher Führung aussprechen, Bismarck die politische Einheit Deutschlands schaffen müssen, ehe das deutsche Wesen zum Bewußtsein seiner Mission gelangen konnte, eben dieser Mission, welche die gegenwärtige Not schuf, endgültig durch die Tat in der Welt sich durchzusetzen und zu behaupten. Die Leuchtkraft des Helden, welcher der fremden Idee zum Durchbruch verhilft, erhält ihr Licht vom Licht des geistigen Helden, wie der Mond sein Licht von der Sonne erhält. Die Richtung und die Weisung kommen stets vom überragenden Kopf. Dann bricht einmal der Tag in der Geschichte der namenlosen Helden an, an dem diese ihres Amtes und ihrer Würde sich plötzlich bewußt werden, an dem der Dienst für die Dienenden an Wichtigkeit gewinnt. Die Alltäglichkeit ihrer Ziele ist von ihnen ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehoben, und ihrem Wunsch, ihrer Kraft ist die fernste Möglichkeit nicht unbetretbar. Übersättigte, längst verloren geglaubte Ideale harren mit einem Male ihrer Auferstehung. Wie ein Berufenwerden zum Heldentum ist diese Art von Heldentum. Vom Pflug, Schreibtisch und Laden weg in die harte, nervenzerrüttende Arbeit der heutigen Schlacht.

Weil die gleiche Arbeit aller harrt, die gleiche Not allen innewohnt, erledigt sich diese Arbeit unaufdringlich, ja gleichsam zurückgezogen. Es ist nicht die künstlerische Begeisterung, der fiebernde Anfall des Eroberers, der athletische Rausch des Raufboldes, in denen diese Helden auftreten und sich hingeben. Gleichwohl huldigen auch sie, ihrem Wesen nach, dem Wunder alles Lebendigen: der Brutalität der Tatsache, diesem Götzen, in dessen Anbetung der physische Held den ungeheuren Protest legt gegen alle Entweltlichung durch den Gedanken und die zermürbende Einsamkeit. Allein die Stärke dieser Helden ist mehr negativer Art. Das Heldenhafte in ihnen liegt in der nicht ermüdenden Entsagung, in der andauernden Zuversicht, in der unerschöpflichen Geduld. All das sind Werte, die durch Dauer Durchschlagskraft verbürgen. Das allein ist das Geheimnis dieser im stillen wirkenden Kraft. Es ist sozusagen ein gebundenes Heldentum, weil dessen Sinn und Erfolg dem Einzelnen auferlegen, ausnahmslos und ohne Widerspruch sich einzuordnen und einzufühlen dem ungeheuren Apparat des Millionenheeres, der nur dann tadellos arbeitet, wenn all die tausend kleinen Federn und Räder präzis eingreifen. So widersprechend es klingt, es ist ein Kampf gegen das Heldenhafte selber in sich selbst, ohne dabei in Melancholie oder Wahnsinn zu verfallen, jedoch stets mit dem klaren Bewußtsein, aufgesogen zu sein allein vom Dienst der Idee und verdichtet und heroisch erfüllt in der Bereitschaft zum Opfer und zum Tode.

Es ist eine Besonnenheit in diesem Helden, eine zuwartende, berechnende, ja kaufmännische Besonnenheit. Rastlos und restlos an seine Sache gebunden, in der er völlig aufgeht, erfüllt er sich nicht mit der Kraftgebärde des mittelalterlichen Ritters, der gegen Sarazenen ficht, nicht mit der Willkür eines durch Macht verwöhnten Potentaten. Die Bildung seiner Seele ist von edlerer, fast sachlicherer Art. Er dient mit Leidenschaft, aber nicht aus Leidenschaft. Er ist nicht brennend in den Mittelpunkt gestellt, von dem aus die Fäden in das Schicksal von Millionen laufen. Seine Tat will weder erschüttern noch begnaden. Nur dienen zu dem einen großen Erfolg, den Millionen Gleichgesinnte anstreben. Es spricht viel mehr echte Größe aus jedem Feldpostbrief als aus dem Maulheldentum der Daheimgebliebenen. Jeder Soldat, auf welchem Posten er auch stehen mag, will nicht mehr sein als Diener und Verwirklicher seiner Zeit, deren Not sich in ihm zu demselben Gedanken, zu demselben Gefühl, zu derselben Not verdichtet wie in Millionen. Von diesen, die sich alle an sein Gewissen wenden, erhält er seine Triebkraft, seine Beglaubigung. Es ist ein bescheidenes und zugleich dankbares Heldentum. Dieser Held steht in einer persönlicheren, ja menschlicheren Berührung mit seiner Zeit als der zeitlose geistige Held. Dieser ist stets in Gefahr, zeitlebens verkannt, bekämpft, wenn nicht mit Undank abgefertigt zu werden. Die Tragik dieses Helden ist nicht das Schicksal des gegenwärtigen. Dieser steht im Herzen der Menschen obenan, schon da er hinauszieht und ausholt zur Tat, also lange bevor sein Heldentum sich beweist.

Die Zeit des Ideals selbst ist in diesem neuen Heldentum. Seiner inneren Vollendung leben; eine Tugend üben, in der die höhere Absicht der Kultur gewährleistet wird; sich opfern, weil es die Not aller erheischt: es ist ein Heroismus, der seine Kraft von der Sittlichkeit herleitet, ein Heldentum, das sich bescheidet, sachlich und ohne Pathos. Die Überzeugung und das Gewissen, ein jeder sei ebenso wert und berufen wie verpflichtet, der Idee, für die er streitet und stirbt, zum sichtbaren Ausdruck zu verhelfen: auf diese moralische Kraft sind die beiden Grundpfeiler dieses heldischen Verhaltens gestützt. Es ist ein Heldentum der Pflicht, aufgebaut auf der inneren Zucht und der unbedingten Hingebung an die gemeinsame Sache, ein Heldentum auf Kommando, das wetteifert, den starren Sinn der Vorschrift zu sprengen. Doch in dieser Berufung zum Helden liegt zugleich eine furchtbare Tragik: vor der Gleichförmigkeit der Not und der Bereitschaft verschwindet der Einzelne. Die Durchschlagskraft liegt allein bei der Gesamtheit. Der Einzelne hat und kann sie nicht verbürgen. Sein Name ist nebensächlich, seine Tat typisch, sein Erfolg nur der Eintritt einer Tatsache, deren Gewißheit oder Ungewißheit die Berechnung der obersten Heeresleitung mathematisch vorsieht. Es ist ein Mandat, dem Einzelnen vom Vertrauen aller übertragen. So tritt auch dieser namenlose Held mit derselben sachlichen Bescheidenheit von seinem Amt zurück, sobald er seinen Auftrag erfüllt hat. Sein Heldentum ist ein befristetes Heldentum, eins auf Widerruf.

Man ist zwar stets leicht geneigt, um Freiheit besorgt zu sein, wenn von Pflicht die Rede ist. Dabei ist jedoch immer die Freiheit eigentlich erst ganz zu ihrem Recht gekommen, wenn von Pflicht die Rede war. Freiheit als Ziel sittlicher Intelligenz ist jene, die es auf Versöhnung aller Ungleichheit abgesehen hat. Wann anders

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun, wo anders als in diesem Kriege sind alle einander so gleich gestellt gewesen in ihrem Entschluß, dasselbe zu verfechten, dasselbe zu erleiden? Doch jene Pflicht, die sich darin allein genügt, ihren Ausgang und Bestand von der starren Vorschrift zu nehmen, das wäre Pflicht im bürgerlichsten Sinne. Pflicht, die sich nur in strenger Erfüllung begreift und erreicht, ist mindeste Pflicht. Sie wird erst da zum Sinnbild ihrer eigentlichsten und eigentümlichsten Kraft, wo sie im freien Entschluß über sich selbst hinausgeht. Wäre sie dieser Selbstflucht nicht fähig, dann gäbe es nicht das Opfer, diesen schönsten und stärksten Ertrag des freien Entschlusses. Einmal zu dieser Erkenntnis gelangen, heranreifen zu dieser Selbstbescheidung, sich hindurchringen zu dieser menschlichen Liebe: das ist die größte Tat, der man sich zu weihen vermag, um so das schönste Werk zu vollführen, das man von sich selbst zu erhalten hofft. Nichts weiter sagen als das: ich habe nur meine Pflicht getan, und jeden Dank und jede Verherrlichung ablehnen, ein solches Selbstbewußtsein der Pflicht ist die glücklichste Lösung aller Erörterungen über Freiheit, der politischen wie der persönlichen.

Der Fanatiker der Pflicht dient am schlechtesten der Pflicht. Er ist von ihr so sehr besessen wie religiöse Schwärmer von ihrer hysterischen Verzückung. Weil er jede gesunde Berührung mit der Außenwelt verlor, dient er nur unter einem Zwang, dient einer wie imaginären Pflicht. Das aber ist die Klippe, an der die Kranken im Geist, die Schwachen im Willen stranden: den Sinn der Pflicht mißbrauchen. Diese unbefangen zur Sättigung seiner endlichen Ziele zum Vorwand nehmen, als die Herkunft seiner Macht entehren, sie mit der Unsittlichkeit seiner Wünsche vergiften. Sklave und Lügner in seiner Pflicht sein: das sind die Ketzer und Verbrecher der Pflicht. Nur wer in der Pflicht glaubt, dient ihr. Nicht wer sie nützt und sie beschwert mit hinterhältigem Anspruch. Aber die Würde der Pflicht entscheidet nicht, *daß* man sie tut, sondern *wie* man sie tut. Und darin allein ist man Held.

Diese Stärke ist dem neuen Helden eigen. Wer bloß dienstbeflissen ist, steht unter dem Maß der fremden Autorität. Nicht so der heldische Pflichteifrige. Er ist sich selbst Maß. Und sein Adel setzt da ein, wo seine Pflicht als solche aufhört, wo sie Besitz, wo sie ein Recht geworden ist. Wer aber Gewalt über sich selbst übt, unterliegt keiner fremden Bestimmung. Die heldenhafte Pflicht ist die, welche im Opfer als Freiheit sich begriffen hat.

In diesem Bewußtsein der Pflicht, in der Sachlichkeit ihrer Erfüllung liegt auch der Grund, daß dieser Held nur selten heldenhaft sich empfindet. In Wahrheit ist er es nur in den Augen der andern, in deren Hoffnung, in deren Bewunderung, in deren Segnung. Von ihnen entlehnt er die hinaufgetriebene Kraft wie das verschobene Maß. Nur im Ruhm ist ihm vorbehalten, sich selbst als stärkste und schönste Behauptung seiner selbst zu setzen. In diesem ist er ganz Held, in dieser Leidenschaft, zu siegen und zu dauern. Nur wer für das Leben zu sterben bereit ist, glaubt an das Leben. Der Ruhm ist der Glaube des Helden. Der Erfolg ist kurzlebig, auf den Eintag gestellt. Mit diesem geht er unter. Den Menschen überlebt nur der Ruhm. Für den Ruhm leben wollen, heißt ewig leben wollen.

Zu dieser *sittlichen* Wiedergeburt des Helden war die Seelenart des Deutschen wie vorgesehen von der Geschichte. Das Geheimnis des deutschen Wesens liegt in der rast- und restlosen Verarbeitung jener fremden Elemente, die sein eignes Wesen nur immer mehr bloßlegen, um die unberechenbare Mannigfaltigkeit seiner Schöpferkraft zu offenbaren. Dürer wäre ohne Italien, Goethe ohne die Antike, der deutsche Impressionismus ohne den französischen nicht möglich gewesen. Der deutsche Geist mußte stets zuvor im Ausland in die Schule gehen, ehe er auf sich selbst stieß. Daß dabei Deutschland mitunter auch an fremden Krankheiten leiden mußte, war unausbleiblich. Und das war nun die furchtbare fremde Eiterwunde vor diesem Kriege, die den deutschen Idealismus zu zersetzen drohte: die kapitalistische Verseuchung, die von England nach dem Festlande eingeschleppt wurde, und der Seelenfraß des englischen Cant. Im Augenblick seiner weltpolitischen Reife jedoch war das deutsche Wesen vor die Wahl gestellt, ob sein fadenscheiniges seelisches Dasein sich in der letzten Phase englischer Moralschwindsucht beschließe, oder ob es sich sittlich triumphierend erweise in seinen geistigen Trägern. In diesem Sinne ist dieser Krieg die große Notwendigkeit, daß Europa noch einmal an Deutschland genese. Der deutsche Geist hat bestanden: im politischen Erwachen der bisher politisch interesselosen Intelligenz und in der sittlichen Wiedergeburt des Helden. Aber noch ist die Gefahr einer kapitalistisch geistigen Verengländerung Europas nicht beseitigt. Die bürgerliche und geschäftliche Physiognomie Englands muß völlig zertrümmert sein. Denn es ist im Grunde das gleiche: ob ein Krämergeist zwölf Stunden am Tage die Devise des Geldsacks auf seiner Tür stehen hat und dann für den Rest des Tages zur Humanität oder zum Gefallen der edlen Kunst sich herausputzt, oder ob ein Hafenarbeiter zwölf Jahre im schwelenden Gestank der Schiffskais versteint und plötzlich in der Not seines Landes den Arbeitsschutz abstreift, um für acht Schilling die Woche ein unglaubwürdiges Heldentum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervorzukehren. Zur heldenhaften Anlage muß man sittlich veranlagt sein. Händlergeist und Heldensinn vertragen einander nicht. Der Händler tritt an das Leben mit der Frage heran, was es ihm geben kann; der Held dagegen, was er ihm zu geben vermag. Der Held ist reich, der Händler macht sich reich. Dieser kennt und spricht nur von Rechten, jener aber von Pflichten. Zur Heldenhaftigkeit gehört der Entschluß, selbstlos zu sein in dem endlosen Elend und dem göttlichen Wahn des Lebens, die nur dem Helden sich offenbaren. In dieser Verschiedenheit der seelischen Anlage sieht auch Werner Sombart in seinem neuen Buche von den »Händlern und Helden« (Leipzig, Duncker & Humblot) das Unterscheidende dieser beiden menschlichen Erscheinungen.

Es ist eine Frage von ungemessenstem Weitblick, ob jede Zeit den unverarbeiteten Gehalt an neuen Ideen und Lebensformen im geistigen Helden zu kristallisieren habe, der diesem Gehalt die endgültige Dauer verleiht, oder ob jede Zeit nur als die Nachwirkung des geistigen Helden anzusehen sei. Goethe war ebenso die Frucht seiner Zeit wie der Ausgangspunkt einer neuen. Seinem Wesen und seiner Bestimmung nach nimmt der geistige Held den inneren Gehalt seiner Zeit in sich auf und baut diesen beträchtlich aus. Unsre Zeit scheint im Augenblick, da sie die wuchtigen Umrisse ihres künftigen Antlitzes festlegt, ihre Wiedergeburt aus entarteten und abgewirtschafteten Kräften nur dem Willen der Gesamtheit anvertrauen zu wollen. Wo die Not alle zusammenschloß, fühlt sich ein jeder wert und berufen, die Idee, die er mit seinem Leben rettet, vollends durchzusetzen und auch nachher zu vertreten, wenn die Not einmal vorüber ist.

Wessen aber eine Zeit innerlich bedarf, diesen Sinn zu erkennen kommt nur dem geistigen Helden zu. Mit dem höheren Bildungsgrad, der entwicklungsgeschichtlichen Reife gelangt jedoch das allgemeine Niveau auf jenen Punkt kultureller Gewißheit, wo der richtunggebende einzelne Kopf seltener und entbehrlicher wird. Jeder Begriff und jedes Wertmaß des Heldenhaften ist nur bedingt, solange der Standpunkt der andern, der nicht Heldenhaften, als Durchschnittsmaß und Gradmesser für Brauchbarkeit und Tüchtigkeit angenommen wird. Es ist zweifellos, daß einmal eine Zeit kommen wird, da die Gesamtheit beansprucht, die sichtbare Gestalt des Ausdrucks ihrer selbst sich allein geben zu wollen. Dann aber wird der Tempel für immer geschlossen sein, wo bisher dem Einzelnen gehuldigt wurde.

Der selige Soldat

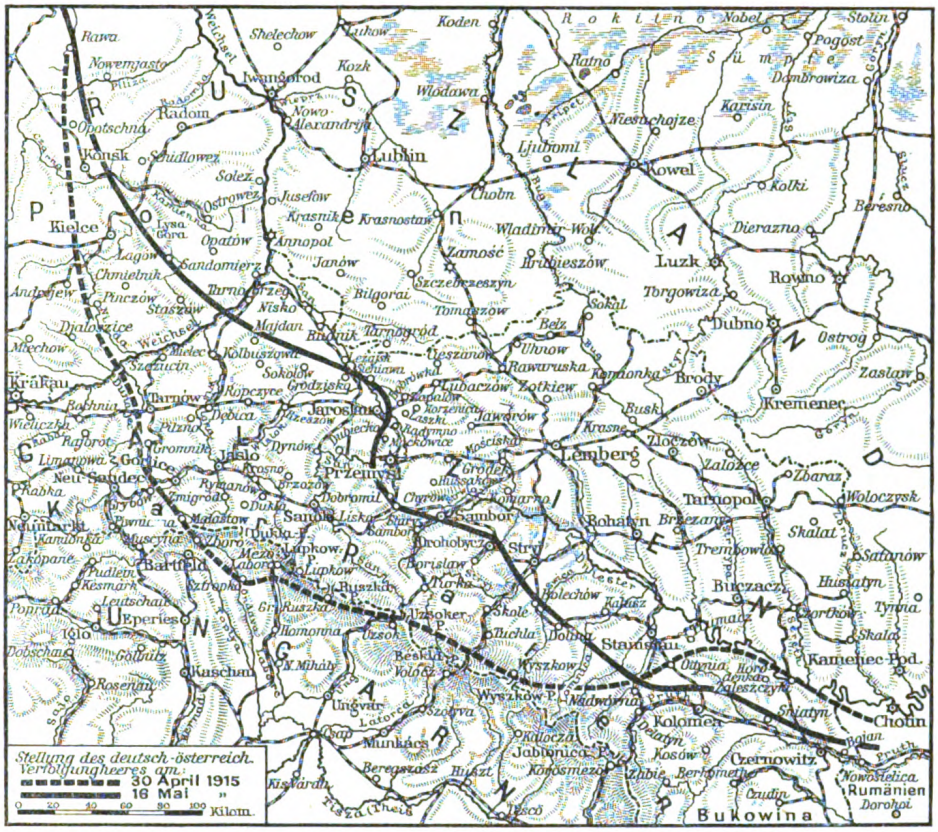
Wer war der selige Soldat?
Wer war der tapfre Kanonier?
Er brauste durch das Todestor
Auf einem Feldhaubitzenrohr,
Er tönte in die Schlacht hinein
In Zorn und edler Zier.

Er spielte Ziehharmonika,
Sang: „Lippe Detmold", „Kaum gedacht",
„Steh ich in finstrer Mitternacht"
Und „Gloria Viktoria!"
Ja, Gloria Viktoria!
So stob er in die Schlacht.

So fuhr er durch Granatensaat
In Himmelfahrt und -fest hinein.
So klang er durch das Gottestor
Pittlings auf einem Mörserrohr.
Wer war der selige Soldat?
Wer war der Kanonier?

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte zu den Kämpfen in Galizien

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

X

Der Zustand der Ruhe und Stagnation, den wir das letztemal als Hauptmerkzeichen für die meisten Kriegsschauplätze feststellen konnten, ist überall durch eine fieberhafte Tätigkeit abgelöst worden; täglich sind große Kämpfe im Osten, Westen und Süden geliefert worden, und wenn die Entscheidung auf einem Hauptkriegsschauplatze nähergerückt schien, so haben politische Ereignisse neue Momente der Ungewißheit herbeigeführt.

Das wichtigste Ereignis ist die Niederlage der Russen in Galizien. An wenigen Stellen wird Großfürst Nikolai sich sicherer gefühlt haben als an der Front zwischen Weichsel und Karpathen; hatte sich die dritte russische Armee doch seit Mitte Dezember, nachdem die Offensive auf Krakau durch die Schlacht bei Limanowa vereitelt worden war, am unteren und mittleren Dunajetz und von da in einer über Tarnow — Gorlice nach den Karpathen westlich von Dukla laufenden Linie festungsartig eingerichtet. Unter dem Schutze dieser unzerbrechlich scheinenden Front hatten die Russen die Karpathenpässe bestürmt. Aber die Fähigkeit unsrer Heeresleitung, unerwartet aus der Verteidigung zum wirksamsten Angriff überzugehen, bewährte sich abermals. Während die Russen sich nach dem vergeblichen Anrennen gegen die Pässe mühsam der Verfolger erwehrten (zweite Hälfte des April), hatten die Verbündeten in aller Stille Verstärkungen, namentlich an Artillerie, aus der Westfront und Polen am Dunajetz zusammengezogen und zwei Armeen gebildet: im Norden eine österreichisch-ungarische unter Erzherzog Josef Ferdinand, im Süden eine vorwiegend deutsche unter Generaloberst von Mackensen, dem Sieger von Kutno. Da gleichzeitig eine kräftige deutsche Offensive in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kurland und bei Ypern einsetzte, so waren die Russen, die die Kühnheit der verbündeten Heeresleitung ebenso unterschätzten wie die Stärke der verbündeten Truppen, nicht auf die Offensive an einer dritten Stelle gefaßt. Als daher nach einem vierstündigen Bombardement die deutsche Infanterie ihre vorderste Hauptstellung bei Gorlice—Tarnow und die österreichisch-ungarische die unteren Dunajetzübergänge bestürmte, wichen sie über Erwarten schnell (2. Mai) aus einigen Positionen zurück. Durch diesen Durchbruch wurde die ganze Armee zum Rückzug gezwungen und kam auch in den nächsten Tagen nicht wieder zum Stehen, obgleich sie an mehreren Abschnitten, wie an der Wisloka und am Wislok, Stellungen vorbereitet hatte. Zwar versuchte der geschlagene Kommandeur, der bulgarische Russophile Radko Dimitriew, wiederholte Gegenstöße mit frischen Divisionen, die ihm teils aus Polen, teils aus dem Osten zuzogen, aber alle mißlangen; erst nach etwa zwei Wochen ununterbrochenen Rückzuges vermochte er am San hartnäckigeren Widerstand zu leisten (Mitte Mai). Ungeheure Opfer hatte der eilige Rückmarsch gekostet: außer Zehntausenden Toter und Verwundeter über 100 000 Gefangene, viele Geschütze und Maschinengewehre, und die Überbleibsel waren durch die Auflösung der Verbände in ihrer Kampffähigkeit erheblich geschwächt.

Doch damit nicht genug. Die beiden Nebenarmeen in Polen und in den Karpathen wurden mit in die Niederlage verwickelt. Die Truppen in den Karpathen verloren ihren Flankenschutz und kamen — zunächst die vor dem Duklapaß — in Gefahr, durch Mackensen abgeschnitten zu werden; durch eiligen Rückzug nach Nordosten suchten sie sich zwar zu retten, büßten aber, ehe sie am San den Anschluß an die dritte Armee fanden (Mitte Mai), gegen 40 000 Gefangene und zahlreiches Kriegsmaterial ein. Die polnische Armee endlich, nach der Preisgebung der Dunajetzlinie in ihrer linken Flanke bedroht, räumte die zäh festgehaltene Nidastellung; bis Mitte des Monats fiel ein beträchtlicher Teil des Berglandes Lysa Gora in die Hände der nachdrängenden Verbündeten.

Auch der San vermochte den Siegern nicht Halt zu gebieten. Nur wenige Tage schöpften die Verfolger Atem, vermutlich um schweres Geschütz und Munition nachkommen zu lassen, aber dann wurden einige Übergänge oberhalb und unterhalb Przemysls genommen, mehrere feste Stellungen drüben gestürmt und die Festung nahezu eingeschlossen. Die Truppen, die die östlichen Karpathenpässe geschirmt hatten — darunter deutsche unter General von Linsingen —, drangen über den oberen Dnjestr und gegen Strij vor, um den andern östlich Przemysl die Hand zu reichen (26. Mai). Nach wenigen Tagen (1. Juni) fielen einige Forts sowie das stark befestigte Strij, so daß auch Lemberg bedroht scheint. Alle Gegenstöße der Russen waren trotz geringen lokalen Erfolgen vergeblich, auch eine große Offensive vom mittleren Dnjestr über Zaleszyki gegen den Pruth konnte das Schicksal Przemysls nicht wenden. Wenn diese ostgalizische russische Armee bis zum Pruth vordrang, so ist sie nun in ihrer rechten Flanke gefährdet.

Noch ist die Bedeutung des galizischen Sieges nicht abzuschätzen, aber sie reicht, wie schon erwähnt, weit über den unmittelbaren Kriegsschauplatz hinaus. Selbst die Dardanellenkämpfe sind dadurch beeinflußt worden: Truppen, die zur Operation gegen den Bosporus bestimmt waren, haben die Russen im letzten Moment nach Ostgalizien gezogen, so daß Konstantinopel vom Schwarzen Meer her nichts zu befürchten hat und bereits bittere Worte zwischen den Ententemächten über die ausbleibende russische Unterstützung gefallen sind.

Mit dieser gewaltigen Entscheidung vermögen sich die Kämpfe im Norden nicht zu vergleichen, so verlustreich für die Russen sie auch waren. Vermutlich wird man die zahlreichen Gefechte am Niemen, an der Dubissa, bei Kalwarja, Mariampol und Prasnycz, den Vorstoß auf Mitau als Flankendeckung großen Stils aufzufassen haben, durch die Hindenburg möglichst starke Kräfte auf sich ziehen wollte. Wie seine Siege in Ostpreußen und Polen die moralische Überlegenheit und die strategische Lage geschaffen haben, die den großen Angriff in Galizien gestatteten, so hat er durch den Schrecken seines Namens, der starke feindliche Kräfte im Norden festhielt, den Sieg im Süden erleichtert und durch die Be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hauptung der Windau- und Dubissa-Linie eine spätere Offensive auch im Norden vorbereitet. Von besonderer Bedeutung wird als Stützpunkt für die Operationen zu Wasser und zu Lande Libau sein, das am 7. Mai besetzt worden ist.

Im Westen konzentrierte sich das Interesse um Ypern und die Gegend zwischen Armentières und Arras. Hier waren die Verbündeten, dort die Deutschen die Angreifer. Bei Ypern näherten sich unsre Truppen unter heftigen Kämpfen mit »weißen und farbigen Engländern und Franzosen«, wie der Tagesbericht mit überlegener Ironie und beißender Kritik der Heeresverfassungen unsrer Feinde sagte, immer mehr der zäh verteidigten Stadt; im Besitz von Wieltje, Frezenberg, Verloren Hoek, bilden sie einen Halbkreis um Ypern mit einem Radius von etwa drei Kilometern. Allerdings sind die Stellungen auf dem westlichen Kanalufer bei Steenstraate wieder aufgegeben worden, aber die Einschließung im Norden und Osten ist hierdurch nicht beeinträchtigt worden, und die Beschießung von Pogninghe, Vlamerdinghe und Elverdinghe bedroht die Verbindung nach Süden und Westen. Häufig hatten die auf engem Raum zusammengedrückten Feinde im Kreuzfeuer der deutschen Artillerie zu kämpfen, so daß ihre blutigen Verluste außerordentlich hoch sein müssen; so sind zum Beispiel am 26. April allein 3000 Engländer gefallen. Deutsche Industrie, Wissenschaft und militärische Tüchtigkeit trugen zusammen zur Erzielung dieser Erfolge bei: nicht nur zeigten sich bei uns die Gasbomben, in deren Gebrauch uns die Gegner vorangegangen waren, den feindlichen überlegen, auch das Haus Krupp, das durch seine schwere Artillerie hier wie in Galizien viel zum Erfolg beigetragen hatte, feierte einen neuen Triumph: Dünkirchen wurde auf eine Entfernung von 38 Kilometern beschossen und damit eine neue Waffe, deren Schußweite die Breite des Kanals übertrifft, in den Dienst gestellt.

Die Stellung zwischen Armentières und Arras hatten die Verbündeten zu einem ihrer Durchbruchsversuche ausersehen, nachdem ihre Angriffe in der Champagne und bei Verdun gescheitert waren. Aber obgleich sie mit außerordentlichen Massen — nach der Versicherung eines aufgefangenen französischen Korpsbefehls mit vierfacher Überlegenheit — angriffen (9. Mai), vermochten sie in wochenlangen Stürmen nur unwichtige Vorstellungen in den Dörfern Ablain und Garency südlich der Lorettohöhe zu erobern und trotz großen Opfern die deutsche Front weder einzudrücken noch gar zu durchbrechen. Namentlich die Engländer, die bei Neuville (nördlich von Arras) stehen, müssen beträchtlich gelitten haben. Die englische Presse konnte sich nicht genugtun in der Schilderung der deutschen Artilleriewirkung, und dazu soll nach Behauptungen Neutraler die englische Artillerie die eignen Truppen längere Zeit beschossen haben, so daß sowohl die einzelnen Vorgänge auf dem Schlachtfelde wie die Höhe der Verluste verschwiegen werden.

An den andern Stellen, die uns als regelmäßige Kampfplätze bekannt sind, bei Verdun, in der Champagne, in den Vogesen, bei Berry au Bac, wurde häufig gefochten, aber eine große Entscheidung nicht erstrebt. Starke Verluste haben die Franzosen namentlich im Walde von Ailly, südöstlich von Verdun, erlitten.

Nicht minder verlustreich fochten die Franzosen und Engländer auf dem andern Kampfplatz, wo sie gemeinsam vorgehen, an den Dardanellen. Unsre unmittelbar nach der Landung auf Gallipoli ausgesprochene Vermutung, daß die Verbündeten nicht imstande sein würden, auf der Halbinsel vorzudringen und die Forts im Rücken zu fassen, hat sich bestätigt. In einer Reihe von Gefechten sind die Engländer und Franzosen, trotz ungeheurer Munitionsverschwendung durch die Schiffsartillerie, auf schmale Küstenstriche bei Ari Burnu und Seddil Bahr beschränkt worden; in der ersten Maiwoche haben sie die Hälfte des ersten Expeditionskorps, das auf 60 000 Mann geschätzt wird, verloren, und seitdem haben sich die Verluste gewiß verdoppelt.

Dazu kommen die schmerzlichen Opfer, die die Marine bringen mußte. Nicht weniger als drei ältere englische Linienschiffe, »Goliath«, »Triumph« und »Majestic«, sind außer fünf Unterseebooten im Mai vernichtet worden, und der Untergang eines modernen Großkampfschiffes (vermutlich des »Agamemnon«) ist wahrscheinlich. Die Blut-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steuer der Türken ist weit geringer, und der Schaden, den die Forts erlitten haben, ist vollends kaum nennenswert. Wiederum haben sich die deutschen Unterseeboote, deren plötzliches Auftauchen im Mittelmeer ihrer alle Erwartungen und Befürchtungen übertreffenden Leistungsfähigkeit ein glänzendes Zeugnis ausstellte, als die gefährlichsten Feinde der Panzer bewährt. Die englischen Linienschiffe wagten sich seit ihrem Erscheinen nicht mehr in die Meerengen hinein und verschlechterten damit die Aussichten des Angriffes zu Lande. Die englische Regierung suchte in ihrer Hilflosigkeit, der gefürchteten deutschen Unsichtbaren in ehrlichem Kampfe Herr zu werden, die neutrale Bevölkerung durch Geldpreise zu Angaben über den Aufenthalt der Unterseeboote zu locken: sie scheute also die Aufforderung zum völkerrechtswidrigen Franktireurkrieg nicht.

Vielleicht noch größeren Schaden als durch die Vernichtung der Linienschiffe haben die Unterseeboote den Feinden durch den Handelskrieg zugefügt. Der Versenkung einer größeren Anzahl von Schiffen kleineren Gehalts folgte am 7. Mai die Torpedierung des Ozeanriesen »Lusitania« (32000 Tonnen), die anscheinend vielen Engländern erst den furchtbaren Ernst des Seekrieges klargemacht hat. Über die Berechtigung des deutschen Vorgehens ist kaum noch ein Wort zu verlieren: der Dampfer wurde amtlich als Hilfskreuzer geführt, galt also als Kriegsschiff, und hatte überdies Kriegskonterbande an Bord, konnte also auch aus diesem Grunde zerstört werden. Die Verantwortung für den Tod von etwa 1500 Passagieren, die in das Verderben hineingerissen wurden, tragen die Unternehmer der Cunardlinie, die wußten, welche Gefahren dem Dampfer drohten, aber um des Verdienstes willen das Leben so vieler Menschen aufs Spiel setzten. Man darf auch nicht vergessen, daß viele Fahrgäste ebenfalls die Gefahr kannten, aber sich in snobistischer Geringschätzung der Warnung, die der deutsche Botschafter in Washington in weitgetriebener Menschlichkeit erlassen hatte, darüber hinwegsetzten. Es schien ihnen undenkbar, daß Deutschland es wagen werde, englische und amerikanische Fahrgäste zu gefährden; eher, meinte man, werde es die zur Vernichtung der deutschen Soldaten bestimmte Munition passieren und die Amerikaner eine Spazierfahrt durch das Kriegsgebiet machen lassen. Dieselbe Gesinnung sprach aus der Note der amerikanischen Regierung, in der sie Erklärungen über den Tod der amerikanischen Fahrgäste begehrte. Weit entfernt, anzuerkennen, daß die deutsche Marine in der »Lusitania« einen gefährlichen Feind im völkerrechtlichen Kampfe niedergestreckt habe, forderte sie in dürren Worten, daß die deutschen Kriegsschiffe stets die Sicherheit der amerikanischen Bürger respektieren sollten; die logische Folge wäre also, daß jede beliebige Konterbande unter dem Schutze amerikanischer Fahrgäste in die Häfen unsrer Feinde eingeführt werden könne. Aus dieser mit allerlei salbungsvollen moralischen Ermahnungen verquickten Forderung spricht ebenso der Wunsch, das gewinnbringende Waffengeschäft nicht zu schmälern, wie naive Überhebung, die seit Generationen in Amerika — besonders durch die englische Politik — gezüchtete Vorstellung, daß Europa auf jedes Wort der Union Rücksicht nehmen müsse. In Deutschland hat weder der Untergang der »Lusitania« noch die Drohnote Erregung hervorgerufen. Die Empfindungen, die unsre Nation beim Tode so vieler dem Kriege Fernstehender bewegte, lassen sich etwa durch das Wort charakterisieren: »Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um«, und die Note begegnete mehr Hohn und Spott als Entrüstung. Die Regierung setzte ihr, wie die jede Verantwortung ablehnende Antwort (vom 28. Mai) beweist, dieselbe kühle Gelassenheit entgegen.

In England hat das Ereignis ungeheuer gewirkt. Daß eine abermalige Deutschenhetze ausbrach und der Mob in London und Liverpool unter nachsichtiger Duldung der Behörden deutsches Eigentum, bald aber auch englisches zerstörte, nimmt bei den Rechtsbrüchen gegen Deutsche, mit denen die Regierung der Nation vorangegangen ist, nicht wunder; wichtiger ist aber, daß die englische Handelsschiffahrt sich seitdem gewaltig vermindert hat. Die Folge ist ein erneutes Steigen der Fleischpreise und vor allem ein Knappwerden der Munition, da in England selbst nach den Äußerungen seiner Minister nicht genügend hergestellt wird. Vor einigen Monaten glaubte man,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland werde seine Kriegsvorräte bald aufgebraucht haben; heute erkennt man mit Neid an, daß Deutschland an allen entscheidenden Punkten über unerschöpfliche Mengen verfügen müsse — zugleich eine Huldigung für die verständige Sparsamkeit unsrer Heeresleitung wie die Tüchtigkeit unsrer Industrie.

Die verschiedenen Gegensätze in England, die, wie das letztemal erwähnt, dem fremden Beobachter das Urteil über die englische Politik erschweren, haben mit der Umbildung des Ministeriums einen neuen Beweis ihrer Stärke gegeben. Vornehmlich gab sich Unzufriedenheit mit den Leistungen der Marine kund, was ja bei der Differenz zwischen den Prophezeiungen bei Beginn des Krieges und der Wirklichkeit verständlich ist, selbst wenn man der Seeschlacht zwischen englischen Schiffen bei Bergen, von der in dem aufgefangenen Briefe eines englischen Seeoffiziers die Rede sein soll, Zweifel entgegenbringt. Churchill, der Leiter des Marineamts, mußte daher dem rasenden See zum Opfer fallen. Wie weit die Unzufriedenheit mit ihm begründet ist, können wir im einzelnen nicht beurteilen, da wir die Verluste der englischen See- und Handelsmarine nicht in vollem Umfange kennen, und sein Hauptfehler, die Unkenntnis der deutschen Leistungsfähigkeit zur See, allen Engländern gemeinsam war. Genug, die zahlreichen Fehlschläge, die neu auftauchenden Schwierigkeiten im Munitionsersatz, die Bewegung der Arbeiterbevölkerung und dergleichen zwangen die liberale Regierung, die Macht mit den Konservativen zu teilen, um die konservative Opposition in Parlament und Presse damit zum Schweigen zu bringen. Ob die Koalitionsregierung nun auch die seit einem Jahrzehnt immer stärker erörterte Frage der Wehrpflicht lösen soll, steht dahin. Schwerlich würde eine gesetzliche Einführung der Dienstpflicht die augenblicklichen militärischen Verhältnisse erheblich ändern, da das Ausbildungspersonal infolge der gewaltigen Offiziersverluste knapp sein und der Durchschnittsengländer dem Dienst recht wenig Hingabe entgegenbringen würde. Ebenso darf man zweifeln, daß die Neubildung größere Initiative und raschere Entschlußkraft gewährleistet; nach wie vor ist, was viel bemängelt wurde, die Leitung des Marineministeriums in den Händen eines Nichtfachmannes, des konservativen Führers Balfour, und das Zusammenarbeiten der beiden bisherigen Gegner Grey und Lansdowne im Ministerium des Auswärtigen erscheint vollends schwierig. Auf alle Fälle ist die Bildung des liberal-konservativen Kabinetts eine außergewöhnliche, durch den unerwünschten Verlauf des Krieges hervorgerufene Maßregel, also kein Zeichen von Stärke, sondern von Schwäche.

Wenn so der Dreiverband auf militärischem Gebiete schwere Niederlagen hinnehmen mußte, so hat er dagegen auf dem politischen einen lange erstrebten Erfolg erzielt: den Beitritt Italiens zum Bündnis gegen die Zentralmächte. Die innere Abwendung Italiens vom Dreibund war längst vollzogen, wie wir heute wissen; seit Monaten schwankte es nur noch zwischen Neutralität und Kriegserklärung an die alten Bundesgenossen. So unberechenbar war die Entscheidung, daß die deutsche Regierung selbst noch eine Woche vorher die Neutralität nicht für ausgeschlossen hielt; begreiflich genug, der italienische Treubruch ist eben so ungeheuerlich, daß man ihn einer Regierung nicht ohne handgreifliche Beweise zutrauen konnte. Zwar kennt die Geschichte manches gebrochene Bündnis; Preußen und Österreich sind zum Beispiel im Jahre 1813 aus Bundesgenossen Feinde Napoleons geworden, aber das waren Bündnisse, die schwächeren Staaten von einem Tyrannen zu ihrer Selbsterniedrigung aufgezwungen waren und deren Bruch nicht nur das Lebensinteresse der beiden Staaten, sondern das Interesse ganz Europas, ja die allgemeine politische Moral erheischte. Den Dreibund hatte Italien freiwillig geschlossen, um Schutz gegen Frankreich zu finden. Unter seinem Schirm hatte es sich erst zu einer wirklichen Großmacht entwickeln und die Bahn der Kolonial- und Weltpolitik beschreiten können, auf der es von seinen Verbündeten auch in Zukunft Förderung erfahren hätte. Keine Spur sittlicher Berechtigung zum Bundesbruch ist also vorhanden. Die maßgebenden Stellen, der König und der Minister des Auswärtigen San Giuliano, haben das bei Beginn des Krieges dadurch selbst anerkannt, daß sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Zentralmächte der Freundschaft Italiens versicherten und die Neutralität nicht bloß mit der anfechtbaren Berufung auf den Wortlaut des Bündnisses, sondern auch mit der gefährdeten Lage Italiens angesichts der englischen Mittelmeerflotte begründeten. Sie hielten also eine Art Entschuldigung für die Nichterfüllung ihrer Vertragspflicht für nötig.

Es scheint, daß die italienische Regierung im August ehrlich die Absicht hegte, sich vom Kriege fernzuhalten, aber der Fluch der bösen Tat machte sich bald geltend. Da sie sich einmal von ihren Bundesgenossen getrennt hatte, mußte sie die öffentliche Erörterung ihrer Beziehungen zu den Zentralmächten gestatten, und da trugen es bald in der öffentlichen Meinung die Feinde der Zentralmächte, die Irredentisten und Franzosenfreunde, davon. Sie verfügten über eine bessere Organisation als die Dreibundsfreunde und konnten überdies einen lockenden positiven Gewinn verheißen. Daß die Dreiverbandsmächte nach Kräften die Agitation durch Versprechungen und klingende Mittel schürten, ist selbstverständlich. Es steht dahin, ob San Giuliano diesem Treiben einer rührigen Minorität hätte widerstehen können, sein Tod und seine Ersetzung durch Sidney Sonnino, den Sohn einer englischen Mutter, führten Italien immer weiter in das Fahrwasser des Dreiverbandes. Sonnino verlangte schließlich, als Österreich widerstrebend seine grundsätzliche Bereitwilligkeit zu einigen Abtretungen aussprach, im Namen des italienischen Nationalprinzips nicht nur Welschtirol, sondern auch Teile Deutschtirols, slawische Grenzländer und die Auslieferung Albaniens. An dieser Überspannung der italienischen Begehrlichkeit ist die Verständigung gescheitert; weder Ehre noch Sicherheit gestattete dem Kaiserstaat, hierauf einzugehen. Vielen Freunden Österreichs schien schon das von der Monarchie dargebotene Opfer mit der Selbstachtung unvereinbar, und man verstand den Widerwillen des alten Kaisers, die so oft siegreich behaupteten Grenzlande dem stets geschlagenen Feinde auszuliefern.

Es ist kein Zweifel, daß diese Erpresserpolitik der italienischen Nation durch die geriebene Demagogie der Salandra und Sonnino, die die Straße der großen Städte mit Hilfe der literarischen Scheingröße d'Annunzio durch die billigen irredentistischen Schlagworte aufzuwiegeln verstanden, aufgezwungen worden ist. Die Schwäche des Königs und die Lauheit oder Feigheit der friedlichgesinnten Elemente, die den Kriegsgegner Giolitti aus Furcht vor dem Pöbel nicht genügend unterstützten, ließen das Unheil geschehen.

Die Zentralmächte waren, als die Kriegserklärung endlich erfolgte, darauf vorbereitet, und wir können mit Genugtuung sagen, daß sie auch in der öffentlichen Meinung durchaus würdig aufgenommen worden ist. Die verschiedensten Empfindungen wogten durcheinander: Empörung über den Treubruch, der ja den japanischen Überfall an Unredlichkeit weit übertrifft; Zorn über die unvermeidliche Verlängerung des Krieges und tiefer Schmerz, daß Italien, mit dem Deutschland durch die Geschichte der letzten Menschenalter und vor allem durch so viele Bande künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens seit Jahrhunderten innerlich verknüpft ist, so wenig Verständnis für die gemeinsamen Aufgaben der beiden geistig führenden Nationen Europas besitzt und auf unabsehbare Zeit hinaus das bisherige Zusammenarbeiten und Zusammenleben auf geistigem Gebiete unmöglich gemacht hat. Aber alle diese Gedanken wurden in den Hintergrund gedrängt durch das stolze Bewußtsein, auch diesem Feinde gewachsen zu sein. Das Vertrauen wurde belohnt durch die ungefähr mit der italienischen Kriegserklärung gleichzeitig erfolgende Wiederaufnahme der Offensive am San, die bewies, daß eine Verminderung der Kampfkraft auf dem augenblicklichen Hauptkriegsschauplatze durch Italien nicht bewirkt worden ist.

Abgeschlossen am 1. Juni 1915

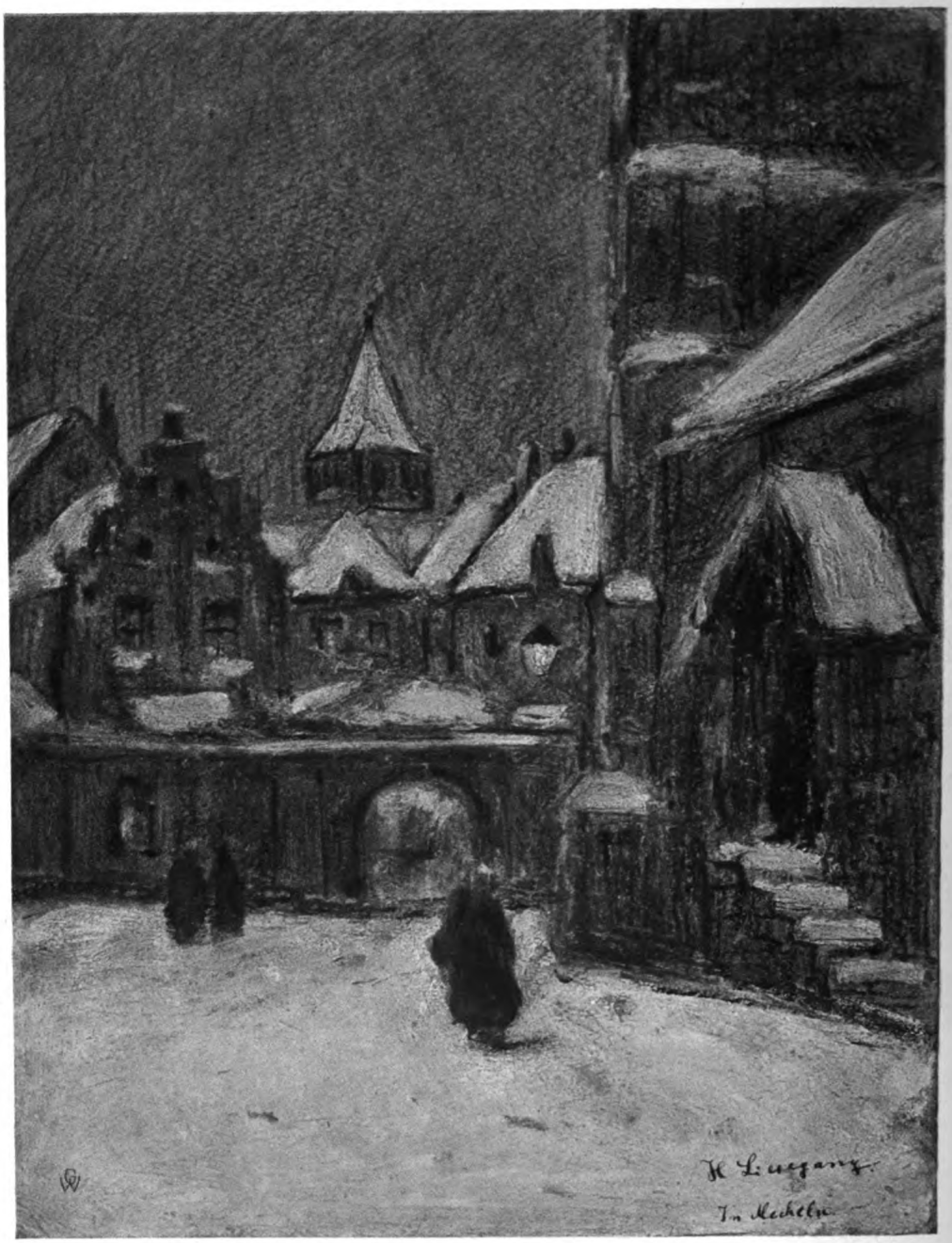
Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Redaktionsvertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 8. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen nur nach Anfrage an die Redaktion von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Am Beginenhof in Mecheln

Zu dem Aufsatz »Bilder von der flandrischen Küste« von Prof. Helmuth Liesegang

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westermanns Monatshefte
von Dr. Friedrich Düsel
Aug. 1915

der flandrischen Küste

Prof. Helmuth Liesegang (Düsseldorf)

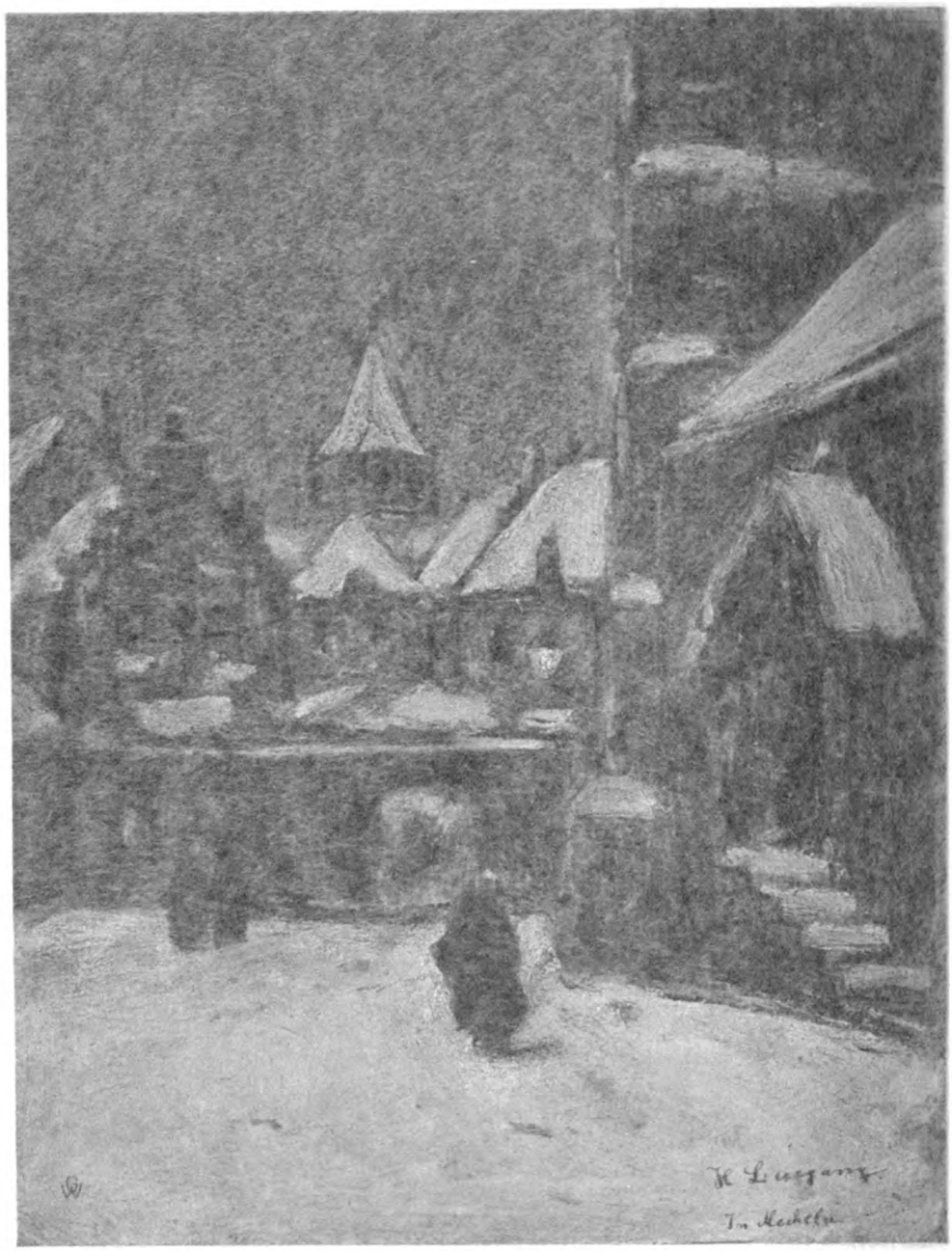
meinen gekrönt wird. Die alles vernichtende Salzflut hat man in diese schönen und reichen von Gelände geleitet und sie auf Jahre hinaus Be- zerstört und unwirtbar gemacht. Die wilde mit- Kriegsfurie hat die kleinen stillen Städte des aus ihrem verträumten Dasein jäh aufgerüttelt und zum größten Teil vernichtet. Doppelt froh bin ich nun, daß ich im Laufe der Jahre noch so manches festgehalten habe, was jetzt auf immer verschwunden zu sein scheint: Stadtansichten, heimliche Winkel und alte Ecken, Dörfer, Weiler und

Erinnerung an Furnes

[illegible] Jahren [illegible] weißen Häusern mit den roten Dächern an und malten ihre Bilder. Dann aber kam der laute Badetrubel

 Copyright 1915 by Georg Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Am Beginenhof in Mecheln

Zu dem Aufsatz »Bilder von der flandrischen Küste« von Prof. Helmuth Liesegang

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 118. II Aug. 1915

Bilder von der flandrischen Küste

Text und Zeichnungen von Prof. Helmuth Liesegang (Düsseldorf)

Sie fordern mich auf, meinen Zeichnungen und Studien von der flandrischen Küste als Begleitworte einige Zeilen mitzugeben. Obgleich ich des Schreibens ungewohnt bin und meine Skizzen für sich sprechen sollten, will ich Ihnen doch einige flüchtige Eindrücke von meinen belgischen Studienreisen aufzuzeichnen versuchen, von jenen alten Städten, die eine geschichtliche Vergangenheit haben, wo schon so manche Kämpfe jetzt und früher getobt haben; von der Ebene, die sich zwischen Holland und Frankreich, Vlissingen und Dünkirchen hinzieht, eingehüllt in jenen zarten Duft, den die Nähe des Meeres der Atmosphäre verleiht, jener so üppigen, smaragdgrünen Ebene, die wie mit einem leuchtenden Diadem vom Silberstreifen der Dünen gekrönt wird. Die alles vernichtende Salzflut hat man in diese schönen und reichen Gelände geleitet und sie auf Jahre hinaus zerstört und unwirtbar gemacht. Die wilde Kriegsfurie hat die kleinen stillen Städte aus ihrem verträumten Dasein jäh aufgerüttelt und zum größten Teil vernichtet. Doppelt froh bin ich nun, daß ich im Laufe der Jahre noch so manches festgehalten habe, was jetzt auf immer verschwunden zu sein scheint: Stadtansichten, heimliche Winkel und alte Ecken, Dörfer, Weiler und Höfe.

Erinnerung an Furnes

Vor vielen Jahren war Knocke mein erster Studienplatz an der belgischen Küste: ein malerisches Dörfchen, das die Künstler zuerst entdeckten. Sie siedelten sich dort in den kleinen weißen Häusern mit den roten Dächern an und malten ihre Bilder. Dann aber kam der laute Badetrubel

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und vertrieb sie. Es entstanden lange Reihen öder, oft recht geschmackloser Hotels, und der intime Reiz des ländlichen Dorfes schwand bald dahin. Knocke wurde namentlich vom rheinischen Publikum viel besucht, besonders auch von den Engländern. Die Maler aber suchten sich abgelegenere Studienplätze, die noch nicht vom Fremdenverkehr berührt waren.

Mich lockte zunächst das nahegelegene Brügge. Ich mietete mich dort ein und besuchte nur des Sonntags meine Familie, die in Knocke zurückgeblieben war. Ich will und kann nicht von der geschichtlichen Glanz- und Ruhmeszeit Brügges schreiben. Es würde auch den Raum, den mir Ihre Zeitschrift zur Verfügung gestellt hat, überschreiten. Auf Schritt und Tritt begegnet man den steinernen Zeugen der Vergangenheit des toten Brügge. »Bruges la morte« ist ja auch der Titel eines sensationellen Romans von Rodenbach, und vielleicht ist dieser Titel das Beste daran. Wenngleich sich nun Handel und Gewerbe wieder hoben und statt der versandeten Hafenstraße zum Meere am Zwyn eine neue (Zeebrügge) geschaffen wurde, so ist Brügge doch noch heute eine stille, friedliche Stadt, in der man ungestört auf allen Straßen und Plätzen arbeiten kann. Zweimal weilte ich dort vom Juli bis Mitte November, und immer wieder regten mich die unerschöpflichen malerischen Schönheiten an. Schweigen herrscht vor allem in dem großen Beginenhof mit den uralten Ulmen auf den wohlgepflegten Rasenplätzen. Die Schlagschatten der Bäume zittern im Sonnengeflimmer zauberhaft auf der verwitterten Kirche, die den Platz beherrscht, und auf den sauberen Häusern der Beginen. Die weißen Häuser haben große Fenster mit unzähligen kleinen Scheiben; hinter den schneeweißen Tüllvorhängen erblickt man Muttergottesbilder mit brennenden Kerzen zu beiden Seiten und viel, viel Blumen, so daß man glaubt, kleine Altäre wie in Dorfkirchen zu sehen.

Gehöft bei Nieuport

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Straße in Nieuport

Ergreifend sollen auch, namentlich in diesen Kriegszeiten, die Lautlosigkeit und der Frieden sein, die dort walten, wenn man aus dem bewegten militärischen Treiben kommt und durch das massive weiße Eingangstor das Heim der Beginen betritt — es ist wie eine andre, längst versunkene Welt.

Geht man über den stillen Platz am Minnewater entlang und wendet sich dann wieder der Stadt zu, so liegt da, eingerahmt von Bäumen, ein riesiger alter Pulverturm an einer vielbogigen Brücke, dahinter dann der Beginenhof mit seinen dunklen Ulmen und im blauen Dunst der Ferne all die Kirchen der Stadt: man meint, auf mancher Tafel der alten Meister diese Stadtansicht als Hintergrund einer heiligen Legende gesehen zu haben.

In Mecheln, dem alten Bischofssitz, war ich von Brügge aus für einige Zeit. Mecheln ist die Stadt der Brücken, deren es 35 dort gibt oder gab, denn leider hat man in den letzten Jahren die meisten alten Kanäle verschüttet und zu Straßen gemacht. Viele Denkmäler der Vergangenheit, wie das gotische Schöffenhaus und das erzbischöfliche Palais, entzücken das Auge des Kunstfreundes; alte Ecken und Winkel und ein kleiner, aber stimmungsvoller Beginenhof erfreuen den Maler. Auch Mecheln ist eine stille Stadt. Nur am Bahnhof, durch den die Hauptlinien nach Brüssel und Ostende gehen, herrscht im Gegensatz zu den toten Straßen ein reges Leben und Treiben. An warmen Abenden saß ich wohl vor einem Kaffeehaus des großen Marktes, der vom Riesenturm der Kathedrale des heiligen Romuald überragt wird und als Beobachtungspunkt bei der Belagerung von Antwerpen benutzt wurde. Auf dem Turm ist eins der schönsten Glockenspiele von Belgien. Manchmal musizierte dort oben der volkstümliche, weitberühmte Mechelner Glockenspieler Jan Dennyn, dessen Bild in allen Läden hing. Während das Glockenspiel sonst auf mechanische Weise durch eine Art Uhrwerk jede halbe oder volle Stunde zum Tönen gebracht wird, spielte der Meister an bestimmten Abenden mit eigentümlichen hammerartigen Instrumenten selbst auf den Glocken, und natürlich war viel mehr Empfindung in dieser von Künstlerhand vor-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dixmuiden

getragenen Musik als in den durch Mechanismus abgehaspelten Melodien. Andächtig lauschte die auf dem Platz versammelte zahlreiche Menge den musikalischen Darbietungen.

Das Kaffeehaus, vor dem ich oft meine Abende verbrachte, hieß »Café Bismarck«. Wie in der ganzen Welt, so wird auch in Belgien der Name Bismarck mit hoher Ehrfurcht genannt. Da war ich erst nicht wenig entsetzt, als ein alter ehemaliger Schiffskapitän, den ich kennenlernte, einen seiner beiden großen Bernhardiner Hunde »Bismarck« rief, beruhigte mich aber, als ich hörte, daß der andre — Wotan hieß.

In Ostende herrscht im Sommer das elegante internationale Treiben wie in allen Weltbädern. Eine kleine Dampfbahn führt nun weiter nach Nieuport und schlängelt sich von da beinahe bis zur französischen Grenze nach Furnes und La Panne.

Noch im Sommer vor dem Kriege war ich mit meinem Sohn, der seine Schulferien dort verbringen sollte, in Nieuport. Es gibt ein Nieuport-Bad und ein Nieuport-Stadt. Wir wohnten im Bade, das aus einer Reihe längs des Meeres hingebauter Hotels und Villen und einem Kasino bestand; überdies ist noch ein Klubhaus da, das den Engländern gehört, mit einem riesengroßen Gelände zum Golfspielen. Hinter den Hotels die hohen Dünen. Das Badeleben bot ein farbiges und belebtes Bild, und anstatt zu malen, durchstreifte ich in Gesellschaft lieber Kollegen und Landsleute die malerischen Dünengelände, von denen man einen weiten Blick hinüber nach Furnes mit dem alten Wahrzeichen der Stadt, dem hohen St.-Nikolaus-Turm, hat, ja weit ins Land hinein zur französischen Grenze, der alten Feste Dünkirchen mit dem weit sichtbaren Leuchtturm. Mein Sohn spielte mit einem baumlangen Engländer aus unserm Hotel Tennis und tanzte mit den jungen Engländerinnen, die, alle leidenschaftliche Tänzerinnen, gleich vom Abendessen mit lautem Freudengekreisch aufsprangen, sobald auf dem Digue, der gepflasterten Promenade längs des Meeres, die große Orgel zum Tanz aufspielte. Das gab dann beim elektrischen Licht da draußen ein lustiges und bewegtes Bild.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Mühle von Dixmuiden

Jetzt ist das ganze Bad ein Trümmerhaufen — vorbei das fröhliche Leben! Nicht allzu weit von dort, im Schützengraben, liegt mein Sohn, im Graben ihm gegenüber vielleicht sein Tennisfreund, der lange Engländer.

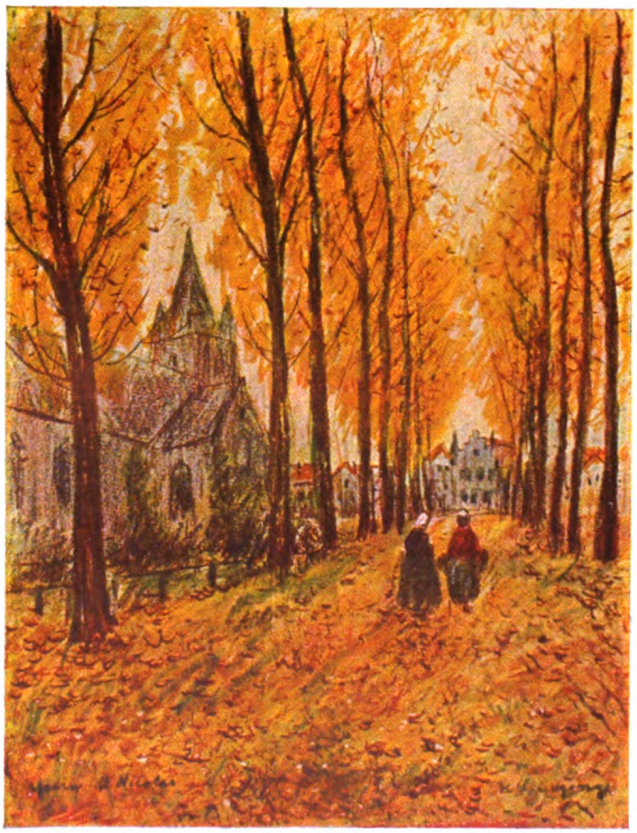
Das Badeleben ging zu Ende, mein Sohn mußte zur Schule zurück, ich zog nach Nieuport-Stadt. Es ist mit dem Meere durch einen Kanal verbunden, in den außer der aus Frankreich kommenden, viel umkämpften Yser fünf andre Wasserarme durch ebenso viele Schleusen fächerartig münden, so daß ein großes Wassernetz dort gebildet wird, wie auserlesen, sich dahinter zu verschanzen und einzugraben, was denn ja auch in diesem Kriege reichlich geschehen ist. Nieuport ist ein unendlich malerisches Städtchen mit winkligen Gassen und manchem ehrwürdigen altersgrauen Merkstein seines früheren Glanzes. Ein Rathaus mit Hallen und Glockenturm, eine verwitterte Kirche mit einem vielgemalten Kirchenportal, zu dem eine Ulmenallee führt; ein Turm der Tempelritter und ein hochragender Leuchtturm. An dem breiten Kanal liegen altmodische, primitive Schiffswerften, und die aus- und einfahrenden Nieuporter Fischerboote schaffen immer von neuem ein andres Bild. Auch Seedampfer kommen bis zur Stadt. Wundervoll vergoldete oft die Herbstsonne die verwehten Bäume am Saum der Festungsgräben. In diesen sind, soweit sie Ebbe und Flut haben, große Austernparke angelegt, deren Erzeugnisse zu Millionen versandt werden. Früher als anderswo tritt an der See der Herbst ein, und als die letzten Blätter fielen, siedelte ich nach dem mehr landeinwärts gelegenen Dixmuiden über. Die Bahn dorthin führt an dem vielumkämpften Dorfe Ramscapelle vorbei. Die alte Kirche, jetzt auch ein Trümmerhaufen samt der großen monumentalen Christusgruppe darin, ist vernichtet durch die Kanonen des »Kaizer«, wie ich unter der Abbildung dieses Bildwerkes in einer neueren Nummer der Pariser »L'Illustration« las. Für was nicht alles unser Kaiser verantwortlich gemacht wird!

Ein melancholischer Zauber liegt über Dixmuiden zur Spätherbstzeit. Träg

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und dunkel schleichen die Fluten durch die Kanäle des kleinen Städtchens an der Yser. Die Bogenbrücken, die Steinquadern des Kais sind bemoost und verwittert, mit knorrigen Linden bestanden, deren letzte gelbe Blätter lautlos den dunklen Fluten entgegentaumeln. Die alten Giebelhäuser dahinter scheinen zu schlafen, nur selten hört man ein Geräusch, nur selten öffnet sich eine Tür, und vom nahen Zwiebelturm der St.-Nikolas-Kirche tönt dünn und zitterig, aber stimmungsvoll das Glockenspiel. In dem alten Gotteshause selbst hängt ein Jordaens, die »Anbetung der Könige«. Schon einmal wurde dies Bild gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach Frankreich verschleppt, später aber zurückgegeben. Wer mag es diesmal mitgenommen oder geborgen haben? Ich sah Photographien, auf denen die Kirche vollständig zerstört ist, und ein verwundeter Krieger erzählte mir, von Dixmuiden sei nichts, aber auch gar nichts mehr vorhanden. Schade ist es vor allem um den schönen Lettner im Flamboyantstil, ein Wunderwerk der Steinhauerkunst. Die Ornamente zart wie alte flandrische Spitzengewebe, traumhaft, ein Gedicht aus Stein. Man denkt eher an die Ziselierarbeit eines Goldschmieds als an Steinmetzarbeit. Schauer der Andacht löste dies erhabene Wunderwerk aus, das fast einzig in seiner Art war.

Das eigenartigste Idyll von Dixmuiden ist oder war der Beginenhof. Auf einem viereckigen Platz liegen die kleinen hellen und sauberen Häuschen der Beginen alle dicht beieinander, gruppiert um eine weiße Kapelle; den Hof nimmt ein Rasenplatz ein, der von Blumenbeeten begrenzt wird. Immer neue Anregung bietet diese Symphonie in Weiß dem Maler, sei es nun, daß der Hof an einem nebligen Spätherbstmorgen im zartesten Silbergrau daliegt, sei es, daß er im Sonnengold funkelt, oder daß die letzten Strahlen der Abendsonne die Wände erglühen lassen und die Beginen in langen schwarzen Mänteln und weißen Flügelhauben, die großen Faltern ähneln, lautlos zur Abendandacht gleiten.



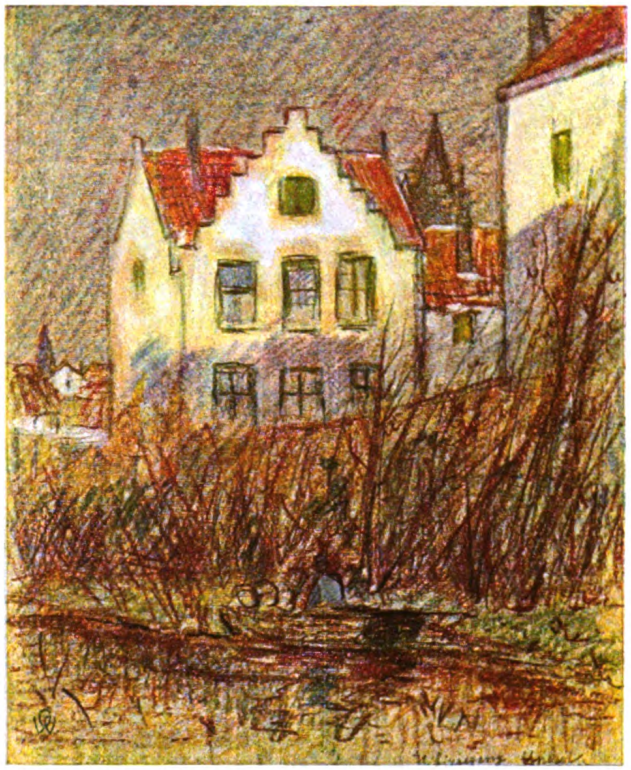
Herbsttag in Ypern (St.-Nikolaskirche)

Riesenhaft, wie in den meisten zurückgegangenen Städten, dehnt sich der Marktplatz aus, auf dem manch herrlich schön gegliedertes Renaissancehaus steht. Das Rathaus selbst ist modern, paßt sich aber dem Stil des Marktes gut an. Wundervolle strenge Formen zeigt das danebenliegende alte Gefängnisgebäude. Gewöhnlich liegt der Platz öde und still da; nur einmal in der Woche wird dort ein großer Buttermarkt abgehalten, dann herrscht ein geschäftiges, buntes Leben und Treiben. Am Martinsabend zogen Hunderte von Kindern darauf umher, Martinslieder singend und mit bunten Lämpchen in den Händen — ein alter Brauch, den ich in dieser Gegend öfters gesehen habe, und der sich auch am Niederrhein, in einigen Teilen Westfalens

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und nach Emden zu verfolgen läßt.

Daß der Belgier uns Deutschen feindlich gesinnt ist, habe ich nie bemerkt. Namentlich mit den stammesverwandten Flamländern haben wir vieles gemein; die befreundeten Maler zeigten im Laufe des Zusammenseins viel Sympathie für Deutschland. Nur ein Artikel im »Soir« kurz vor meiner Abreise von Dixmuiden machte mich stutzig. Es war da von einem volkstümlichen Gesellen in der Nähe von Bouillon an der französischen Grenze die Rede, der gerade seinen achtzigsten Geburtstag feierte. Es wurde von ihm rühmend hervorgehoben, daß er im Volke der »Preußentöter« heiße, weil er im Jahre 1870 täglich in seiner blauen Bluse als Heckenschütze nach Frankreich hinübergegangen sei und über dreißig Preußen erschossen habe. Doch ist das Blatt, das diese Nachricht brachte, recht französisch gesinnt und die Bevölkerung dort an der französischen Grenze wallonisch. Immerhin war der ganze Ton des Artikels für einen Deutschen empörend.



Aus Ypern

Nahe bei Dixmuiden liegt Furnes. Ich kannte es schon von meinem Aufenthalt in dem kleinen Seebade La Panne, das sich so reizvoll zwischen die Dünen bettet. In dem kleinen verschlafenen Städtchen von kaum 6000 Einwohnern herrscht jetzt ein reges Leben, da es das Hauptquartier des belgischen Königs ist; der alte Markt hat vor einiger Zeit sogar Paraden zu Ehren Poincarés und des Prinzen von Wales gesehen.

Bekannt ist es durch seine Ende Juli jedes Jahres stattfindende Prozession. Was in Oberammergau als Spiel über die Bühne geht, hier ist es als ein großer Umzug gedacht, in welchem Bürger von Furnes das Leben Christi vorführen. Die schwieriger darzustellenden Bilder werden durch geschnitzte und bemalte Holzgruppen ersetzt. Das Programm, welches verteilt wurde, meldete folgendes: »Im Jahre des Heils 1650 ging ein Soldat (Mannaert, 22 Jahre alt) zum heiligen Abendmahl. Er nahm die heilige Hostie aber nicht zu sich, sondern verbarg sie vielmehr in seinem Mantel. Er verbrannte dann den Leib des Herrn in aller Heimlichkeit zu Asche, daß er unverwundbar werde, daß keine Tür ihm mehr verschlossen bleibe, so er sie berühre, und ander Zauberwerk mehr. Kaum aber hatte er sein gotteslästerliches Werk vollführet, wurde er wie rasend, gab sich selbst mit lauter Stimme der Obrigkeit an und wurde erdrosselt und verbrannt.« Als Sühne wurde auf ewige Zeiten für jedes Jahr diese Prozession beschlossen. So zog nun im hellen Sonnenschein der Aufzug an uns vorüber. Von weither waren Volk und Badegäste herbeigeströmt. Erst Reiter hoch zu Pferde mit bunten Standarten, dann die acht Propheten bescheiden zu Fuß. In langen Reihen zu beiden Seiten des Aufzuges schritten barfuß Büßer und Büßerinnen in schwarzen Gewändern mit Kapuzen, in denen nur Schlitze für die Augen freigelassen waren.

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Straße in Ypern

Alle trugen riesige Kreuze, unter deren Last sie zusammenzubrechen schienen. Früher sollen diese Kreuze aus Holz gewesen sein; in jüngster Zeit hat man es sich bequemer gemacht und die »Marterhölzer« aus einer leichten Pappmasse hergestellt, so daß die ganze Sache ein wenig an den Herkules im Zirkus erinnert, der auch nur mit Pappgewichten hantiert. Den Propheten folgen zu Fuß Maria mit dem Kinde, der heilige Joseph, die drei Könige, die Hirten und was sonst noch im Stall ist, wie das Programm sagt: Ochs, Eselein usw. Dann kommen auf Wagen Gruppen, welche die zwölf Leidensstationen Christi darstellen. Jedem Wagen schreiten Engel voran, die in altertümlich psalmodierender Weise mit lauter Stimme die Bilder erklären. Daneben und dahinter sieht man noch viele Leute, die mit den Vorgängen in Beziehung stehen, so bei der Kreuzigung die römischen Legionäre und Longinus zu Pferde, die Hohenpriester und endlich die Geistlichkeit von Furnes. Unter den Büßern und Büßerinnen befinden sich, so sagt man, viele vornehme Bürger und ein hoher Adel aus Furnes und Umgegend. Dem guten Geschmack wird in all den Gruppen nicht allzusehr Rechnung getragen. In Oberammergau soll das aber auch nicht anders sein; es gehört vielleicht zur »Ursprünglichkeit«, zum primitiven Charakter des Aufzuges.

Seit vielen Jahren wollte ich schon nach Ypern. Schwer ist es zu erreichen, da es an keiner Hauptverbindung der Bahn liegt. An einem wundervollen Herbsttage, als ich meine lange Studienzeit in Brügge beendet, die Koffer und Bilderkiste gepackt und heimgesandt hatte, machte ich mich auf den Weg. Oft mußte man umsteigen. In Erinnerung sind mir noch die Stationen Cortemark und kurz vor Ypern Langemark. Höre ich heute den Namen Langemark, so steht mir das großartige Bild vor Augen, wie unsre Jugend, unsre Kriegsfreiwilligen, sich mit dem Gesang »Deutschland, Deutschland über alles« todesmutig in den Feind stürzen.

Bald war ich in Ypern. Große Wasserflächen dehnten sich aus, dahinter Wälle, mit dünnen Pappeln bestanden. Durch die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus Brügge

Bäume sah man die Stadt mit ihren vielen hochragenden Türmen, recht ein Bild aus dem Mittelalter. Dann kam ich auf den großen Marktplatz mit der gewaltigen Tuchhalle, diesem Juwel der Baukunst aus Yperns Macht- und Glanzzeit. Die Tuchhalle ist ein Symbol dessen, was Bürgertum und Bürgerfleiß erreichen können. Mächtig und trotzig stand sie mit dem großen Belfried da, majestätisch wie eine Kathedrale, ein Bauwerk von außerordentlicher Schönheit und Strenge der Linie. Im 14. Jahrhundert war Ypern durch seinen Handel, besonders durch seine Tuchindustrie, eine der mächtigsten und reichsten Städte. Es soll 200 000 Einwohner gehabt haben, während es jetzt kaum 16 000 zählt. Leider wurde es durch den Grafen von Flandern, der auf seiten der Engländer stand, in den Kampf der Päpste (Clemens VII. gegen Urban VI.) verwickelt. Die Stadt wurde im Jahre 1383 schwer belagert, und obgleich Ypern aus diesem Kampf siegreich hervorging, war sein Verfall doch besiegelt. Die Tuchweber waren geflohen, viele hatten sich anderswo angesiedelt, zum Teil in England, vielleicht durch sanften Zwang getrieben. In der Stadt stellte sich eine Partei offen auf die Seite des Feindes und verhinderte den Wiederaufbau der zerstörten Gebäude. Die Kämpfe mit den Spaniern im 16. Jahrhundert, bei denen sie einer neuen großen Belagerung durch Farnese nicht widerstehen konnte, gaben der Stadt den Rest. Als strategisch wichtiger Platz wurde sie auch im Laufe des 17. Jahrhunderts noch mehrfach von den Franzosen erobert und zurückgewonnen, kam an Österreich und später an die Französische Republik, so daß es fast ein Wunder zu nennen ist, daß sich noch so vieles aus der Vergangenheit erhalten konnte.

Jetzt ist die Stadt klein, ohne bedeutende Industrie. Aber alles erinnert noch an die Zeit des alten Glanzes. Jedes Haus fast entzückt, und zwar nicht nur durch den Reichtum seiner Architektur, sondern oft gerade durch die strenge Einfachheit der Gliederung. Vorherrscht der Tudorbogen. Den Maler locken die alten Gäßchen, in denen das Sonnenlicht über den roten Dächern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dem Beginenhof in Brügge

spielt. In der herbstlichen Jahreszeit waren die dicht mit Bäumen bestandenen Kirchplätze mit goldenem Laub bestreut; verträumte kleine Gärtchen mit weißen Biedermeierpförtchen grüßten mich, und als ich zu zeichnen anfing, gesellte sich ein freundlicher Archivar zu mir, der mich auf alle Schönheiten und geschichtlichen Merkwürdigkeiten seiner Stadt aufmerksam machte. Aber die Zeit eilte, und ich wollte alles festhalten, was mich entzückte. Wie freut es mich heute, daß ich vor der Vernichtung der Stadt noch so vieles in meinem Skizzenbuch mitgenommen habe!

Ich wohnte auf dem Markt in einem barocken Gasthof, den mir der Archivar empfohlen hatte. Die Außenfront war mit den Medaillons alter Göttinnen geschmückt. An langen Abenden sah ich im Kinotheater den Untergang von Troja! In dem Hotel — ich war vorzüglich aufgehoben — erkundigte ich mich nach dem Pensionspreis und versprach im nächsten Jahre für längere Zeit wiederzukommen. Daß ich mein Wort nicht halten konnte, haben höhere Mächte verschuldet, denen man sich fügen muß ...

Auf der Rückreise wurde noch in Antwerpen ein belgischer Maler, ein lieber und gefälliger alter Herr, besucht, der mir den Rat gab, nicht an Dendermonde und Lier vorüberzugehen. Und so sah ich mir, obgleich die Zeit drängte und ich der Heimat zustrebte, noch das zwischen Gent und Antwerpen gelegene Städtchen Dendermonde an, um das bei der Belagerung von Antwerpen so heftige Kämpfe stattgefunden haben. Vom Bahnhof kommt man an breiten Wassergräben und Wällen vorbei, die höchst harmlos aussehen, durch winklige alte Straßen zuerst zum alten Beginenhof, in dem prachtvolle kleine Renaissance- und Barockhäuser stehen. Mitten auf dem Platz, dem düstere, zypressenartige Lebensbäume ein ernstes Aussehen geben, liegt die kleine Kirche. Sonst fiel mir nur die alte Liebfrauenkirche, das Rathaus mit dem Belfried und die Hauptwache mit einer barocken Vorhalle auf.

Lier ist die erste Station von Antwerpen auf dem Wege nach dem Rhein, ein Städtchen mit wundervollen alten Kanälen, mit regem Schiffsverkehr bei Ebbe und Flut,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schönen Bogenbrücken und malerischen alten Kirchen und Winkeln. Die Dächer und weißen Mauern glühten im Licht der Novembersonne so zauberhaft, daß es mir schmerzlich war, schon am Ende meiner Studienreise zu stehen, zumal ich noch ein altes Stadttor entdeckte und dann die Hauptsehenswürdigkeit von Lier, den Beginenhof mit dem barocken Eingang und vielen kleinen Beginenhäusern, mit Muttergottesbildern unter hundertjährigen Bäumen. Ein paar alte Beginen knieten gerade vor den heiligen Bildern, und wundervoll stand das Schwarz und Weiß ihrer Gewänder zum goldenen Laub und zu den graublauen Steinbildern. Wenngleich die Beginenhöfe, meist reichbedachte Stiftungen, nicht nur den flämischen Städten eigentümlich sind — auch in Holland und am Niederrhein sind und waren sie zu Hause —, so findet man sie gerade in Belgien fast überall. Schon Dürer erwähnt sie bei seiner Reise in die Niederlande. Fromme Frauen und Mädchen wohnen darin, abgesondert in kleinen Häusern; wenn aber das Glöcklein ertönt, gehen sie gemeinsam, in einträchtiger Andacht in die Kirche. Die Bewohnerinnen tragen alle geistliche Tracht, ja, früher mußten sie auch ein strenges Gelübde ablegen. Jetzt leben auch viele weltliche Pfründnerinnen in den Höfen, meist alte Frauen, die sonst kein Heim mehr haben auf dieser Welt.

Lier war die letzte belgische Stadt, die ich, wenn auch nur im Fluge, auf dem Wege zur rheinischen Heimat besuchte. Das sind die Studienplätze für die nächsten Jahre, sagte ich mir. Ich ahnte nicht, daß schon das kommende Jahr diesen Stätten des Friedens ein ganz andres Gepräge geben würde, daß bei den heftigen Kämpfen und Beschießungen so manches, was das Auge des Malers entzückte, für immer verschwinden würde.

Im Fieber

Das Mädchen liegt nun im verschloßnen Sarge.
Der ist mit weißen Blüten überschüttet,
Und schwarz und still stehn hinter ihm die Eltern.
Da kommen immer neue Leute her,
Die reichen ihnen alle ihre Hand.
Und ich vermag doch nicht den Arm hinüber
Zu strecken über deinen schmalen Sarg.
Ich will dich drücken nicht, du arme Tote,
Ich will achtgeben, daß ich deine Blüten
Berühre nicht. Man hebt dich auf. Man trägt
Dich fort. Im Nebel schwankt der Zug zur Grube.

Denn auf dem weißen Marmor flammt
Die schwarze Schrift, die dich verdammt:

»Nackt bist du kommen aus der Mutter Schoß,
Mußt in die Erden wieder nackt und bloß.

Der Herr, er gab's, er nahm's, gebenedeit
Sein Name sei in Ewigkeit.«
Weh, Ewigkeit!

Da fühl' ich auf der Stirne lind
Wohl eine Hand wie kühlen Wind.

Man hat dir doch gar nichts getan.
Was fängst du denn zu weinen an?

Liegt im Wind gewellt
Hell ein Ährenfeld.
Kühles Wasser ist dazugesellt.
Ähren spiegeln wider.
Beug' dich, tauch' dich nieder!
Fließt so kühl um meine Augenlider.

Walther Eidlitz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Alten von Gerschauen

Erzählung von Artur Brausewetter

II (Schluß)

Als Camilla am nächsten Morgen nach festem Schlaf erwachte, konnte sie sich beim besten Willen nicht besinnen, wie sie in dies Zimmer, in diese ganz unbekannte Umgebung gekommen sei.

Endlich fiel es ihr ein. Nun mußte sie lachen. Es war doch eine ganz wunderliche Sache, bei Nacht und Nebel in ein völlig fremdes Haus zu schneien, mit Leuten an einem Tisch zu sitzen, unter einem Dache zu schlafen, die man bisher nie im Leben gesehen und mit denen man — das war das Allerseltsamste — im Verlauf einer kurzen Stunde so vertraut geworden, als wäre man unter ihrer Obhut großgeworden.

Wie sie sie alle vor sich sah: den würdevollen Patriarchen mit dem ausdrucksvollen Kopf und der feinen, die Augen schützenden Hand, die vornehm-stille Frau von Knobelsdorf, den männlichen General, seine aristokratische Frau, den Geheimrat, der so gern noch den Schwerenöter spielte, und dann den einzigen Jungen in diesem Heim der Alten, den wunderlichen hübschen Hans mit den Augen, in denen die Sehnsucht wohnte.

Ihre der Romantik zugängliche Seele entzückte sich an diesem Abenteuer, sie freute sich wie ein Kind auf die neue Begegnung mit den liebenswerten Alten.

Plötzlich fiel ihr ein, daß dieser schöne Traum ja nur noch wenige Stunden dauern konnte, daß sie heute noch auf das Gut ihrer Freundin fahren mußte, die sie nach dem gestrigen Ereignis um so früher erwarten würde. Kaum hatte sie sich in ihrem unsteten Wanderleben mit Menschen berührt, sich wohnlich und behaglich bei ihnen niedergelassen, da hieß es auch schon auseinandergehen.

Nun ertappte sie sich auf dem Gedanken, daß es weniger der Abschied von den Alten als der von Hans war, der auf ihr lastete. Sie hatte noch so wenig in seine Seele geschaut, und es reizte sie, einen Blick in sie zu tun.

Als sie nach unten kam, war alles wie ausgestorben.

Auf der großen Diele, in dem Wohnzimmer, in dem sie gestern gesessen — kein Mensch! Endlich erschien mit geheimnisvoll schlürfenden Schritten ein alter Diener, ganz ähnlich dem, den sie im Traume gesehen hatte, nur die große weiße Perücke fehlte. Zuerst hielt sie ihn für den alten Ludwig, er sah fast ebenso aus, hatte auch dieselbe wortkarge Art; nur würdevoller war er und gewählter in dem, was er tat und sagte.

»Die Herrschaften frühstücken um achteinhalb Uhr.«

Dann hatte sie noch über eine Stunde Zeit. »Es ist noch niemand von den Herrschaften auf?«

»Die Herrschaften erscheinen nicht vor achteinhalb Uhr.«

»Aber der Herr« — ja, wie sollte sie nun sagen? —, »der junge Herr«, verbesserte sie sich.

»Herr Bendemann sind aufs Feld geritten.«

Sie ging in den Garten. Gestern abend hatte sie von ihrem Fenster aus nur einen Ausschnitt von ihm erblickt, jetzt sah sie ihn in seiner ganzen Schönheit. Groß und weit ausgedehnt, aber auf das sorgsamste gepflegt, fügte er sich mit seinen wie nach dem Zirkel gemessenen Beeten und Stegen genau in den Kreis und Geist der Menschen, die hier lebten.

Auf ihrer langsamen Wanderung war sie in den Park gelangt, in den der Garten überging. Alte Bäume ragten in den Himmel, die Wolken zogen über sie dahin, einige Vögel ließen sich vernehmen. Jetzt übertönte sie unendlicher Wohllaut, eine Nachtigall schmetterte und schluchzte ihre Weisen in quellender Fülle, als öffneten sich verborgene Quellen und rieselten durch die freigewordene Seele.

Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall!

Wie oft hatte sie die Worte auf dem Theater gesprochen, aber den wirklichen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesang der Nachtigall wer weiß wie lange nicht gehört!

Leise summte sie die Weise vor sich hin — mit einem Male brach sie ab. Ein ernstes Gebäude, aus Felsensteinen ausgeführt, grüßte zu ihr herüber. Mitten im Garten stand es auf einem freien Platze, den hohe Tannen umschlossen. Über der eisernen Pforte, die in sein Inneres führte, war eine Urne sichtbar, deren Sockel zwei kreuzweise übereinandergelegte erloschene Fackeln zeigte. In ovaler Kreisform dehnte sich vor ihm ein Rasenbeet aus; hellgrün war seine Farbe und warm leuchtend, als wollte es das düstere Dunkel freundlich mildern, das von diesem Gebäude ausging.

Es war das Grabgewölbe der Herren von Gerschauen.

Sie setzte sich auf eine Bank, die zwischen zwei mächtigen Linden dem Gebäude gegenüberstand. Eine Stille war um sie, als hielte die Zeit ihren Atem an; auch die Vögel waren verstummt.

Sie sah nach der Uhr. Es war auf die Sekunde halb neun Uhr. Schnell begab sie sich in das Haus zurück.

»Die Herrschaften haben sich eben zu Tisch gesetzt,« empfing sie der alte Diener, und ihr war, als hörte sie einen leisen Vorwurf aus seiner Sprache.

Sowie sie eintrat, erhoben sich die Herren und gingen ihr entgegen, nur der Gutsherr blieb auf seinem Platze. Sie waren im Morgenanzuge, die Damen wie die Herren. Der General trug eine mit seidenen Schnüren gesäumte braune Joppe, der Geheimrat ein neues, kleidsames Sammetjackett von flottem Schnitt, die beiden Damen ein leichtes Morgengewand. Und alle sahen so frisch und rosig aus, daß ihnen die gute Nacht und der wohlige Schlummer noch auf den Gesichtern träumte.

Eine Unterhaltung am frühen Morgen mußte ihnen nicht angebracht oder nicht gesundheitfördernd erscheinen; man erkundigte sich nach ihrem Befinden, wechselte einige höfliche Worte und vertiefte sich dann in die Zeitungen oder Briefe, die vor der Tasse eines jeden lagen.

Ihr war es recht so, um so ungestörter konnte sie dem Frühstück zusprechen, auf das sie lange genug gewartet hatte. Und wieder war ihr, als hätte sie noch nie eine so ausgezeichnete Morgenmahlzeit gehalten.

Der runde Tisch mit dem brodelnden Teekessel in der Mitte, das dunkle »Kriegsbrot«, das neben hellerem in dichten Schichten in dem großen silbernen Korbe lag, die Orangenmarmelade in dem alten Kristallgefäß, der köstliche Kaffee, den außer ihr allein noch Frau Thea trank — alles dünkte sie ein auserlesener Genuß.

Nur eins gefiel ihr nicht: ihr Begleiter von gestern abend war nicht am Frühstückstisch erschienen. Immer noch dachte sie, er würde kommen. Wenn der alte Diener geräuschlos die Tür öffnete, sah sie sich verstohlen um und spähte nach ihm aus. Aber es war jedesmal vergebens. Ob er niemals an dieser ersten Mahlzeit teilnahm? Ob er es nur heute nicht tat?

Sie wagte keine Frage. Vielleicht würde er überhaupt am Vormittag nicht mehr nach Hause kommen; dann mußte sie abreisen, ohne ihn noch einmal gesprochen zu haben, ohne ihn im Leben vielleicht je wiederzusehen.

Komisch! So viele Männer aller Stände brachten ihr ihre Huldigungen dar, und ihr war nichts daran gelegen. Was sprach mit einem Male in ihrem Herzen für diesen jungen, simplen Mann vom Lande, mit dem sie nur auf einer Wagenfahrt einige flüchtige Worte getauscht hatte?

Die Runde erhob sich.

»Wir haben nun noch eine große Bitte an Sie, mein liebes Fräulein Normann,« sagte Frau von Knobelsdorf, nachdem sie ihren Bruder in das Wohnzimmer geführt. »Sie sind wider Ihren Willen durch einen launenhaften Zufall in unser Haus gekommen, und wir würden gern sehen, daß Sie diesem Zufall nicht böse wären.«

»Ich bin ihm dankbar — von ganzem Herzen dankbar!« Ein warmer Klang durchströmte Camillas Worte.

»Dann müssen Sie es beweisen, indem Sie uns nicht heute schon verlassen, sondern ein wenig bei uns bleiben!«

»Wie gern täte ich es, gnädige Frau! Aber man erwartet mich in Alt-Drosseln.«

»Das werden wir bald gemacht haben!« rief der Geheimrat. »Ich lasse mich sofort mit Alt-Drosseln verbinden.«

»Sie haben Telephon im Hause?« fragte Camilla voller Erstaunen. Eine so moderne Errungenschaft erschien ihr wunderbar in dieser Umgebung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Mein Bruder hat sich lange genug dagegen gesträubt. Schließlich konnte er sich der praktischen Notwendigkeit nicht entziehen. Aber es gab gleich eine seltsame Einleitung. Als der Apparat hier im Wohnzimmer zum erstenmal läutete und er allein in der Stube war, nahm er seine Mütze und ging still hinaus. Die Sache war ihm unheimlich. Seitdem haben wir das Telephon in einem kleinen Seitenzimmer auf der Diele angebracht. Nun hört er es kaum.«

»Alles in bester Ordnung!« sagte der Geheimrat, als er vom Fernsprecher zurückkehrte. »Man hat Sie freigegeben, wenn auch mit schwerem Herzen, was ich den Herrschaften nicht verarge.«

Nach dem Frühstück blieb in Gerschauen jeder für sich und ging seinen Neigungen nach; der General machte seinen einsamen Morgenspaziergang; da er den Wind nicht vertragen konnte und sich genau nach ihm richten mußte, liebte er keine Begleitung, nicht einmal die seiner Frau, mit der er sonst auf das innigste zusammenhing. Der alte Gutsherr ging, von Frau von Knobelsdorf geleitet, die genau vorgeschriebene Strecke auf der Straße und wieder zurück. Camilla nahm den Vorschlag des Geheimrats an, der nicht durch solche Rücksichten gebunden war, einen kleinen Marsch auf die Felder mit ihm zu unternehmen.

Wie ein Jüngling schritt er an ihrer Seite und schrak sogar vor einem Sturzacker nicht zurück, auf den er sie im Feuer des Gesprächs geführt hatte.

Heute konnte er seiner Neigung, über alles mögliche und zu jeder Stunde des Tages zu debattieren, nach Herzenslust frönen. Denn eine liebenswürdigere Zuhörerin als das hübsche Mädchen neben ihm konnte er nicht finden.

Sie war geschickt genug, ihn nicht merken zu lassen, daß sie nicht ganz bei der Sache war. Über Felder und Wiesen hinweg spähte ihr Auge in die Ferne. Mit einem Male leuchtete es auf. Ein Reiter tauchte am Horizont empor, da, wo der dunkle Kranz der Wälder lag, und kam im scharfen Ritt näher.

»Es ist Hans,« sagte der Geheimrat. »Sie fahren heute Holz aus der Forst, da hat er viel zu tun, er muß die Stämme genau sichten und verteilen.«

Der Reiter hatte einen Graben genommen und war auf das Pflugland gelangt, das sein Fuchs in gestrecktem Galopp durchquerte. Wie tadellos er auf dem Pferde saß, wie mit ihm verwachsen! Sie sah es mit stiller Freude. Er wird kommen, dir einen guten Morgen zu wünschen! sprach sie zu sich selber und hörte ihr Herz schlagen.

Aber plötzlich parierte er den Fuchs, grüßte von der Ferne herüber und bog, abermals über einen Graben setzend, auf die Landstraße ab.

»Er will auf schnellstem Wege auf den Hof, die Abladung zu beaufsichtigen; er ist ein tüchtiger Kerl,« sagte der Geheimrat, der von Camillas Enttäuschung nichts ahnte. »Aber wer kann es auch besser haben als er! Dies schöne alte Gut — So, er hat es Ihnen schon selbst erzählt?«

»Aber so ganz glücklich schien er mir nicht.«

Sie hatte es eigentlich nicht sagen wollen, nun war es ihr doch über die Lippen gekommen. Aber der Wunsch, näheres über ihn zu hören, war zu mächtig in ihr.

Der Geheimrat blieb einen Augenblick stehen und machte ein ernstes Gesicht. »Es nagt an ihm, daß er nicht gleich den andern hinauskann.« Er neigte bedächtig den Kopf. »Keiner versteht es wie wir. Aber sagen Sie selbst: der Inspektor eingezogen, mein Bruder so gut wie erblindet, wir doch nur zu mehr oder minder kurzem Besuche hier — was sollte wohl aus Gerschauen werden, wenn nun auch er ginge?«

»Man erklärte ihn für unabkömmlich?«

»Ganz recht — das tat man.«

»Und er?«

»Er war außer sich und stellte sich. Aber der Arzt fand seine Brustweite nicht ausreichend und schrieb ihn untauglich.«

»Davon hat er mir nichts erzählt —«

»Er spricht nie darüber — es hat ihn hart getroffen. Aber er wird sich finden müssen. Und er ist wohl auch schon auf dem Wege dazu. Er wäre ja auch töricht, wollte er nicht einsehen, daß er es hier so sehr viel besser hat als die da draußen in ihren Schützengräben.«

»Daran denkt ein Mann wie er in dieser Zeit wohl schwerlich.«

»Gewiß nicht. Aber schließlich kann er doch auch hier wichtige Arbeit tun. Und ich verrate damit zwar ein Geheimnis,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber Ihnen darf ich es wohl sagen — sein Herz hat auch schon gesprochen —«

»Sein Herz hat auch schon gesprochen?« Sie wiederholte es lächelnd, mit einem wunderbaren Klang in der Stimme. »Er ist doch noch sehr jung,« fügte sie zu ihrer Rechtfertigung hinzu.

»Es ist ein Wunsch meines Bruders, der, selber unverheiratet, den künftigen Besitzer von Gerschauen nicht ohne Frau sehen möchte. So fiel unser Auge auf ein junges Mädchen, das ihm gleich bei der ersten Begegnung sehr zu gefallen schien: eine entfernte Nichte meiner Schwägerin Thea, dem Vater gehört Perkappen hier in der Nachbarschaft. Aber mehr darf ich nicht sagen, die Sache ist noch nicht spruchreif. Wenn Sie ein wenig bei uns bleiben, werden Sie seine Erwählte selber kennenlernen. Sie wird auch Ihnen gefallen, ganz sicher —«

Camilla antwortete nicht. Warum war ihr auf einmal so weh ums Herz? So jung, so wenig von der Welt erfahren, und schon — Aber was ging die ganze Sache sie an? Sie suchte sich selber auszulachen — es half ihr nichts.

Sie hatten den Sturzacker verlassen und waren wieder auf den Weg gelangt.

Der Geheimrat nahm ein vorhin angeschnittenes Thema auf und plauderte in seiner anregenden Art über den Niedergang des deutschen Theaters, das selbst nicht einmal diese große Zeit zu neuem Leben erweckt hätte.

Es war sein Lieblingsgegenstand, zudem erschien es ihm für diese Gelegenheit besonders passend. Er konnte ungestört sprechen, Camilla unterbrach ihn nicht ein einziges Mal. Aber ihre Zustimmung, die sie dann und wann durch ein mechanisches Neigen ihres Hauptes andeutete, entzückte ihn.

»Wenn ich noch zehn Jahre jünger wäre!« sagte er zu Frau Thea, die in solchen Dingen seine Vertraute war.

»Warte nur noch ein bißchen, lieber Junge,« gab diese zurück, »du mußt dir erst die Hörner ablaufen.«

Der Major empfing sie schon ein wenig ungeduldig. Die Stunde hatte eben geschlagen, die für das Vorlesen bestimmt war; die andern mußten dann um ihn herumsitzen, um gegebenenfalls ihre Ansicht äußern zu können.

Frau von Knobelsdorf und Frau Thea teilten sich in die Aufgabe, die nicht ganz leicht war, da der alte Herr starke Anforderungen an seine Vorleserinnen stellte.

»Gestatten Sie vielleicht, daß ich heute dies Amt übernehme?« fragte Camilla.

Gern wurde es ihr überlassen.

Nun las sie, ganz schlicht, ohne Pathos oder irgendeinen Ton, der an die Bühnenkünstlerin erinnerte, aber mit einem Wohlklang in der Stimme und einer Deutlichkeit, die ihrem Zuhörer sichtbar wohltat.

»Das nenne ich doch mal lesen!« Und schmunzelnd strich er den weißen Schnurrbart.

Jetzt nahm sie einen Roman, in dessen Lektüre der alte Herr gerade begriffen war: Dahns »Kampf um Rom«.

Nun kam Schwung in ihre Stimme. Sie ließ die Personen lebendig werden, eine jede sprach ihre eigne Sprache, lebte ihr eignes Leben. Leidenschaften wurden entfesselt, Stürme tobten — aber niemals wurden die Grenzen des Natürlichen überschritten, nie war sie etwas andres als eine Vorleserin im kleinen Kreise. Gerade weil es so einfach war, wirkte es so groß. Nicht nur der Gutsherr, alle andern horchten auf und hingen an ihren Lippen.

Mitten in der Lektüre trat Hans in das Zimmer. Er trug noch das anschließende Jackett und die Reitstiefel. Einen Augenblick stockte sie. Er aber regte sich nicht, er machte keine Miene, sie zu begrüßen, sondern blieb wie in einem Banne an der Tür stehen.

So las sie weiter. Es war ein von heißem Leben erfülltes Kapitel; je mehr sie die von Natur starke Stimme dämmte, um so bewegter klang sie. Sie fühlte selber, wie die Lektüre sie mitnahm, das Blut floß wärmer durch ihre Adern, ein Glanz war in ihren Augen.

Da, als die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hatte, zog der Gutsherr seine Uhr. Er tat es mehr aus alter Gewohnheit, denn er konnte die Ziffern und Zeiger nicht mehr erkennen. »Wie spät ist es?« fragte er leise seine Schwester.

»Dreiviertel eins,« gab diese ebenso zurück.

Jetzt wurde der Alte ungeduldig, rückte einige Male auf seinem Sessel hin und her und folgte nicht mehr mit derselben Aufmerksamkeit. Selbst ein Ereignis wie dieses durfte die strikte Hausordnung Gerschauens,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die genaueste Pünktlichkeit, an die er gewöhnt war, nicht unterbrechen.

Camilla bemerkte es ohne die leiseste Empfindlichkeit und brach ab.

Hans trat auf sie zu, ihr guten Tag zu sagen. Ihre Augen begegneten sich und ruhten eine Sekunde ineinander.

Es war ein Glück für Camilla, daß sie noch eine seidene Bluse in ihre Handtasche gepackt hatte; man erschien in Gerschauen zum Mittagessen im feierlichen Gewande. Auch so stach sie gegen die beiden älteren Damen ab, die beide ernst, aber sehr gewählt gekleidet waren. Frau von Knobelsdorf trug ein seidenes Kleid von mausgrauer Farbe, mit Brüsseier Spitzen geschmückt, Frau Thea ein blaues Tuchkleid mit mattem Schmelz, das ihr ausgezeichnet stand.

Die Herren hatten alle den Überrock an, auch Hans, der ihr aber vorher in dem eng anschließenden Jackett und den hohen Stiefeln viel besser gefallen hatte.

Lautlos bediente der Alte; er kannte die Neigung eines jeden seiner Herrschaft, sorgte dafür, daß der General und Frau Thea, die beide nicht stärker werden wollten, nur wenig Suppe erhielten, daß dem Major, dem das schwarze Fleisch verboten war, besonders viel von dem vorzüglichen Karpfen aus den Gerschauer Gewässern aufgetan wurde, und dem Geheimrat, der unter allen der größte Feinschmecker war, seine Spargeln ungeschält vorgelegt wurden.

Es war alles so harmonisch bei diesem Mittagessen: das mit antiker Vornehmheit ausgestattete Zimmer mit den hohen geschnitzten Möbeln und Schränken, der mit Frühlingsblumen und reichem Silberschatz geschmückte Tisch, die Sonne, die, in weichen Fluten durch das große Erkerfenster dringend, über all dem lag, am meisten aber diese Versammlung der alten Herrschaften in ihren Festtagsgewändern.

So schweigend man das Frühstück eingenommen, so angeregt, beinahe heiter war das Gespräch bei Tisch. Bei allem Patriotismus vom Kriege und seinen großen Ereignissen kein Wort. Das hatte man vorher bei der Zeitungslektüre ausgiebig besprochen, hier wollte man etwas andres hören.

Eine gute Mahlzeit mit harmloser Unterhaltung ist der beste Arzt,« sagte der General. »Die Leute, die ihre Sorgen und Kümmernisse mit an den Tisch bringen, werden nie alt.«

Camilla lächelte leise. Wie oft hatte sie sich vor dem Altwerden gefürchtet, vor jenen dunklen Tagen, da ihr Körper nicht mehr blühte, das Feuer ihres Temperaments müder wurde und sie als gealterte Tragödin von Theater zu Theater pilgern würde! Nun sah sie, daß auch das Alter noch seinen Reiz und seine Freuden haben konnte.

Man hatte bisher »Bischoff« getrunken, einen Rotwein mit Pomeranzen und Zucker, jetzt zur Mehlspeise schenkte der alte Diener Sekt in die Kristallschalen, deutschen, aber sehr guten, wie er zu der Gediegenheit und Vornehmheit dieser Tafel paßte. Der General erhob sein Glas; in kurzen kernigen Worten trank er auf das Wohl des Gastes, den Gerschauen zum ersten, aber nicht zum letzten Male in seinen ländlichen Gefilden zu begrüßen hoffte.

Alle stimmten freudig ein. Nur Hans, der als der Einzige auch bei dieser anregenden Mahlzeit still und in sich versunken geblieben war, taute selbst jetzt nicht auf.

Von der Diele her läutete das Telephon. Der Gutsherr machte ein unwilliges Gesicht. »Früher wäre es nicht möglich gewesen, einen in dieser Weise bei der Mahlzeit zu stören.«

»Man wird mich abrufen,« sagte Camilla.

»Nein, es ist etwas andres,« gab Frau Thea zurück, die schnell aufgestanden war und das kurze Gespräch erledigt hatte. »Wir bekommen Besuch zum Feste.« Und nun mit einem vielsagenden Lächeln zu Hans herüber: »Die Perkapper, Bernstoff und seine Tochter Gertrud, melden sich zum ersten Feiertag für den Abend an.«

Hans leerte sein Glas, entschuldigte sich mit einer wichtigen wirtschaftlichen Arbeit und verließ mit einem stummen Gruß die Tafel.

Allein der Gutsherr zog sich nach dem Essen zur kurzen Ruhe zurück. Die andern spielten Schach, Frau von Knobelsdorf mit dem General, Frau Thea mit dem Geheimrat. Auch dies taten sie mit ganzer Hingebung; Camilla hatte es wohl gemerkt, daß sie gegen das Ende der Tafel, die heute ein wenig später aufgehoben wurde, eine gewisse

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unruhe zeigten. Sie fühlte sich jetzt überflüssig, begab sich auf ihr Zimmer und nahm ein Buch.

Aber sie las wenig und ging nach einer Stunde wieder nach unten.

Die alten Herrschaften saßen immer noch in ihr Spiel vertieft. Sie trat über die Veranda in den Garten. Unwillkürlich suchte sie wieder die stille Bank zwischen den beiden Linden am Gewölbe.

Klar und blank wie farbloses Glas war die Luft, die rechte Maienluft, weiß und rein hing die Sonne am Himmel, über den hellovalen Rasenplatz huschten ihre Lichter in buntverschlungenen Kreisen, die sich lösten und aufs neue verbanden, selbst über das ernste Gewölbe bis hinauf zu der Urne mit den kreuzweise übereinandergelegten Fackeln wagte sich ihr übermütiges Spiel.

Wie oft, dachte sie bei sich, mag einer der Alten auf dieser Bank gesessen, dem Leben und Sterben nachgedacht haben, bis die Stunde kommen wird, wo man seinen Sarg in dies Gewölbe trägt! Sie hatte sich in dieser Zeit des großen Sterbens so manches Mal mit dem Gedanken des Todes beschäftigt, jetzt hatte er nichts Furchtbares mehr für sie. Auch hier, an der ernsten Stätte des Todes, war alles von jenem friedlichen Behagen, jener stillen Geborgenheit erfüllt, die das ganze Haus und seine Umgebung auszeichnete. Nicht eingegraben werden in die dunkle Erde — hier, an einem Maientag wie diesem, still beigesetzt werden, in dieser wunderbaren Umgebung ausruhen nach des Lebens Lust und Last, und die Vögel zwitscherten das Schlummerlied, und die Nachtigallen schluchzten ihre Weisen wie süßen Trost — was Schreckliches war daran?

Selbst das Sterben verklärten die greisen Lebenskünstler von Gerschauen zur Harmonie und zu dem stillen Frieden, in dem sie durch alles Bangen und Kriegen hindurch, das jetzt durch die Welt zog, dahinlebten bis an ihr seliges Ende.

Allmählich schwiegen auch diese Betrachtungen. Nun dachte sie gar nichts mehr und gab sich ganz dem holden Frühlingstraum hin, der mit weichen, wohligen Banden Leib und Seele umstrickte.

Endlich erhob sie sich, schritt durch eine kleine hölzerne Pforte hinter dem Grabgewölbe in einen schmalen Gemüsegarten und gelangte von da aus auf die Landstraße. Der große Wald dahinten lockte sie, den sie gestern abend und heute den ganzen Tag gesehen hatte und der von hier aus bald zu erreichen sein mußte.

Da stand Hans vor ihr. Sie wußte nicht: war er aus einer der Scheunen, die dort jenseit des Weges lagen, oder war er über das Feld gekommen, das eine Reihe dichter Bäume von der Landstraße abschloß. Jedenfalls war ihm diese Begegnung genau so unerwartet wie ihr und anscheinend weniger willkommen. Vorbei konnte er nicht mehr an ihr, so wechselte er einige höfliche Worte mit ihr und wollte sich dann entfernen.

Aber sie ließ ihn nicht. »Nein, Herr Bendemann, so leichten Kaufs, wie heute morgen auf Ihrem schnellen Pferde, entwischen Sie mir diesmal nicht. Meine Stunden hier sind bald gezählt, da darf ich wohl Anspruch erheben, daß mein Herr Begleiter, der mich so freundlich hierhergeführt, einen Augenblick seiner gewiß sehr wertvollen Zeit für mich übrigbehält.«

Er ging auf ihren frohgemuten Ton nicht ein, sondern blieb ernst. Aber er war zu gut erzogen, um ihr nicht zu willfahren. »Die hauptsächliche Arbeit ist getan. Ich stehe zu Ihrer Verfügung, was wünschen Sie zu unternehmen?«

»Ich möchte in den Wald.«

»Zu Wagen? Zu Pferde? Zu Fuß?«

»Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir. Ich fühle mich auf meinen Füßen immer am sichersten.«

»Gut, gehen wir.«

Er trug wieder den kleidsamen Wirtschaftsanzug, auf der dunkelbraunen Stirn perlten einige Schweißtropfen. Als sie so an seiner Seite ging und Mühe hatte, mit seinem schnellen, festen Schritt mitzuhalten, sah sie zum erstenmal, daß etwas Scharfes, beinahe Hartes in seinem Profil war. Aber es kam nicht auf gegen die blühenden Lippen und das warme Leuchten, das langsam in seine Augen zurückkehrte.

»Wie schön ist es hier bei Ihnen!« sagte sie aus vollem Herzen. »Wie doppelt wohltuend ist dieser Friede gerade in unsern Tagen!«

»Ja,« gab er nicht ohne Stolz zurück, »das Land hat seine stillen Werte, insbesondere aber das ostpreußische. Sie sind nicht jedem klar, sie drängen sich nicht auf den Markt, sie liegen verborgen im Schoße

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Erde. Man kann sie nicht sehen, nur fühlen; man muß ein bestimmtes Organ für sie haben. Übrigens, daß gerade Sie ein so warmes Empfinden für unser ländliches Leben haben würden —«

»Weshalb nicht, Herr Bendemann?«

»Nun, weil Ihnen dies eine Welt sein muß, die von der Ihren himmelweit entfernt liegt.«

»Vielleicht gerade deshalb,« gab sie leise zurück, und dann: »Sie lieben Ihren Beruf?«

Eine kurze Pause. »Ich liebte ihn von ganzer Seele — bis —« Er brach ab, sein Blick schweifte in die Ferne. Das Unbefriedigte und Suchende war wieder in ihm. »Eins hat ihn mir immer lieb gemacht,« fuhr er dann fort, »er dünkt mich der menschenwürdigste. Nur einer ist wohl noch größer: der des Kriegers.«

»Der menschenwürdigste — weshalb?«

»Weil er ganz in der Natur aufgeht und eins mit ihr ist. Er blickt in ihr Herz hinein, belauscht ihre Geheimnisse, die unergründlichen Wunder des Werdens. Er arbeitet mit ihr vereint, sucht ihre Ziele zu fördern, er ist ihr immer nahe. Mir ist alles zuwider, was von der Natur entfernt.«

Sie stutzte. Sollte, was er hier mit so aufrichtiger Begeisterung sagte, eine andre Absicht haben? Sollte er —?

Sie waren auf einen schmalen Feldweg gekommen. Zu ihrer Linken schimmerte ein junges Roggenfeld; wie Lanzen standen die blaßgrünen Halme in der regungslosen Luft, ein leiser Dampf lag über ihnen, die ersten Kornblumen lugten mit schüchternen Augen aus ihnen empor, hier und da auch der knospende Mohn. Zu ihrer andern Seite aber breitete sich, durch einen schmalen Graben getrennt, eine würzige Wiese mit saftigem Grün; frischer Grasduft stieg aus ihr empor, mit sichtbarem Behagen weidete das Vieh in der üppigen Trift.

»Wissen Sie, was für mich von meiner frühesten Jugend an den höchsten Genuß bedeutete, den ich über jedes Buch und jede Kunst stellte? Hier auf dem Rande des Grabens zu sitzen oder meinetwegen im grünen Grase zu liegen und dem gemütlichen Weiden des Viehes zuzusehen. Das ist auch heute noch meine Sonntagsandacht, gerade wenn so manches in mir ringt und gärt. Es läßt mich, für einen Augenblick wenigstens, alles vergessen, mein eignes Leid und das große, das jetzt in der Welt ist. Aber das verstehen Sie nicht, können Sie gar nicht verstehen.«

Ihr scharfgeschnittener Kopf mit dem blassen Antlitz neigte sich, etwas Fernes, Fremdes lag auf ihren Zügen. »Vielleicht wenn ich hier aufgewachsen wäre, wenn ich eine Kindheit und Jugend durchgemacht hätte, so rein und sorglos wie Sie — vielleicht wäre es dann auch heute meine Sonntagsandacht. Uns trennt viel, Herr Bendemann, das vergessen Sie manchmal.«

»O nein, ich vergesse es nicht. Sie haben recht: uns trennt viel.«

Er hatte es mit einer Entschiedenheit gesagt, die etwas Ablehnendes hatte. Er sah das leise Zucken um ihren Mund, er hatte ihr nicht wehe tun wollen, eine Empfindung faßte ihn an, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte; er suchte auf einen unbefangeneren Gegenstand abzulenken, dem Gespräch eine heitere Bahn zu weisen.

»Sie haben wahr gesprochen. Wir sind im letzten Grunde die Produkte unsrer Kindheit. Hier ist kein Weg, kein Baum, kein Busch, an den mich nicht Erinnerungen knüpfen. Wir lebten damals in einer großen, ewig rauchenden Industriestadt, in der mein Vater Richter war. Aber alle Ferien verbrachten wir hier in Gerschauen, meine beiden Brüder und ich. Damals war mein Großonkel wohl schon ein älterer Mann, aber frisch in seinem ganzen Wesen und voller Verständnis für uns Jungens und unsre Freuden. Sowie wir ankamen, erhielten wir ein ausgedientes Pferd zu unsrer Verfügung. Das stellten wir in den Kutschstall und fütterten es zum Ärger des alten Ludwig — ja, er war damals auch schon hier, und wir nannten ihn den ‚alten Ludwig', obwohl er in den besten Jahren stand — mit so viel Hafer auf, daß es ganz stattlich anzusehen war. Und dann wollten wir den steifen Gäulen den spanischen Tritt und allerlei Kunststücke beibringen, wie wir sie im Zirkus gesehen. Einmal bekamen wir einen Rappen, der nahe an die Dreißig war, mit unsäglicher Geduld und Mühe sogar die kleine Treppe — Sie wissen, die vor dem Hause zwischen den beiden blühenden Fliederbäumen — in die Höhe, führten ihn mitten ins Wohnzimmer und riefen den Onkel aus seiner Arbeitsstube: »Ein Herr, der dich sprechen will!« Es gab einige Katzenköpfe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber wir triumphierten über unsern gelungenen Streich.«

Endlich hatte er das fremde Wesen abgestreift, das er bisher ihr gegenüber angenommen hatte. Das frohe Feuer und der junge Lebensmut glühten aus seinen männlichen Zügen. So gefiel er ihr.

»Erzählen Sie weiter!« bat sie.

»Machen Ihnen die alten Geschichten Spaß?«

»Warum fragen Sie das noch?«

Er ließ sich nicht nötigen. »Ein andermal nahmen wir den alten Karl — das war der Nachtwächter von Gerschauen, ein lahmer, schmutziger Kerl, für uns aber die interessanteste Persönlichkeit des Gutes —, als er gerade mit dem langen Spieß und der alten Wolfshündin seine Nachtwache antreten wollte, in das Arbeitszimmer des Onkels. Der war zu einem Essen außerhalb, und wir erwarteten ihn erst spät. Mit seinem schmutzigen, zottigen Pelz, den die Motten zerfressen hatten, setzten wir ihn in des Onkels Lehnstuhl, gaben ihm von seinem Rotwein zu trinken und spielten mit ihm eine Partie Sechsundsechzig. ‚Trumpf As!' rief der Alte gerade und klopfte mit den harten Knöcheln auf den glatten Tisch, wie er es vom Kruge her gewöhnt war — da öffnete sich die Tür, und — unser Entsetzen! Der Onkel —«

Sie lachte auf, so hell und froh, wie sie seit langer Zeit nicht mehr gelacht hatte. Wie das Zwitschern der Lerche über ihnen klang ihr Lachen in der freien, frischen Luft. »Diesmal gab es aber mehr als Katzenköpfe, meine armen jungen Herren!«

»Nein, denken Sie, gar nichts gab es. Erst wollte sich der Onkel wohl auf uns stürzen, so zornig war er. Dann machte ihn das Bild und die Jammergestalt des alten Nachtwächters, der sich aus bebender Angst nicht aus seinem Sessel zu erheben vermochte, so lachen, daß er entwaffnet war, und dieser Scherz seine Hauptgeschichte für die ganze Nachbarschaft wurde.«

»Trau, schau, wem, Herr Bendemann!« sagte sie, kniff die Augenlider ein wenig zusammen und blinzelte ihn voller Schelmerei an. »Ich dachte gar nicht, daß Sie so loser Streiche fähig wären.«

»Sie hielten mich für einen sehr ernsten jungen Mann. Das bin ich auch — leider, möchte ich sagen. Ist es ein Wunder, in dieser Zeit und in dieser Stille, die man hier doppelt empfindet? Früher — ja, da war sie Wohltat und Erquickung, aber jetzt, in der heißen Erregung überall — Sie ahnen nicht, wie lähmend sie da wirkt!«

»Ich glaubte, hier in Ostpreußen wäre es gar nicht so still gewesen.«

»Wir blieben wie durch ein Wunder verschont. Einmal zwar sah die Sache auch hier bedenklich aus. Es war im Anfang des Krieges, da drang der Feind bis hart an die Grenzen von Gerschauen.«

»Und Ihre alten Herrschaften?«

»Begaben sich nach Berlin, wo mein Großonkel, der Geheimrat, eine große Wohnung hat. Aber die Gefahr zog vorüber, sie kehrten zurück —«

»Und leben nun in ihrem friedlichen Behagen hier fort.«

»Gewiß, aber auch nicht immer so wie heute, wo —« Er brach mit einer gewissen Absicht ab und fuhr fort zu erzählen: »Sehen Sie den schlanken Kirchturm da drüben — nein, dort zwischen den Linden, die ihn wie ein Rahmen einschließen —, das ist Methgethen. Da wohnte damals der Amtmann Bleikorn, der hatte ein Töchterlein, ein bildhübsches, schlankes Mädel von vielleicht vierzehn Jahren; sie hatte eine ganz feine, durchsichtige Haut und blonde Haare wie — ja, wie die Ihren. Es fiel mir gestern abend gleich auf, als Sie ins Zimmer traten. Das war meine erste Liebe —«

»Auch Ihre letzte?«

Ein beinahe herausfordernder Schalk lag auf ihrem Antlitz, das ihm, von den Lichtern der Sonne umspielt, in seinem ganzen Liebreiz entgegenleuchtete.

»Es mag sein — vielleicht auch meine letzte. Ich weiß es nicht.«

Seine Verwirrung entzückte sie. »Welch ein Ende nahm Ihre Liebe? Oder nahm sie gar keins?«

»Sie nahm eins, und ein sehr tragisches dazu. Als ich sehr stolz mit dem Primanerzeugnis nach Gerschauen kam, teilte sie mir ihre Verlobung mit einem Rittmeister von den Ulanen mit. Und als ich zwei Jahre später als junggebackener Student zum Geburtstag des Onkels herausfuhr, fand ich eine Einladung zur Taufe nach Methgethen vor.«

Sie waren, quer über das Feld, auf einen sandigen Fahrweg gelangt, der den Wald

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchschnitt. Unermeßlich breiteten sich zu ihren beiden Seiten die tiefen Labyrinthe der Bäume, denn der Gerschauer Wald, der an sich groß war, stieß unmittelbar an die Königliche Forst. Durchsichtig in dem flüssigen Sonnengold hingen die jungen Blätter der Buchen, ein weicher Schimmer lag über den Kronen der ernsten Tannen, die Zeisige huschten von Zweig zu Zweig, und um den glatten Stamm einer Birke lief die blaue Spechtmeise.

Sie gingen langsamer und atmeten mit vollen Zügen den wundervollen Duft des Waldes. Mit einem Male wandte sich Camilla zu ihm: »Eine Frage, Herr Bendemann! Warum haben Sie mich bis zu dieser Stunde gemieden?«

Er wurde sichtbar verlegen und fand keine rechte Antwort. »Ich weiß es selber nicht,« sagte er endlich.

»Aber daß Sie es getan haben, geben Sie zu? Sehen Sie, wenn ich auch keineswegs immer Veranlassung zur Zufriedenheit mit Ihnen habe, Ihre Wahrhaftigkeit gefällt mir. Nun werden Sie mir auch den Grund sagen, nicht wahr?«

Er wollte sich zu einem Worte aufraffen, da drang das Knirschen von Rädern an ihr Ohr. Ein großer Landauer, mit zwei starken Pferden bespannt, arbeitete sich durch den dichten Sand. Des alten Ludwigs bärbeißige und doch ergebene Miene, dieser Typ eines herrschaftlichen Kutschergesichts aus der guten alten Zeit, ward sichtbar.

»Gerschauen macht seine Abendpromenade,« sagte Hans. »Richtig, genau nach der Uhr!«

»Purr!« Die Braunen hielten, froh, einen Augenblick der selbst für ihre Kräfte nicht leichten Last ledig zu sein.

»Die Antwort bleiben Sie mir schuldig,« flüsterte Camilla ihrem Begleiter zu, dann trat sie in ihrer munteren Gewandtheit an den dichtbesetzten Wagen. Auf dem Rücksitz saßen der Gutsherr mit Frau von Knobelsdorf, ihnen gegenüber der General und seine Gattin.

»Also entwischt!« rief Frau Thea. »Aber wir haben die Flüchtlinge doch eingeholt und werden den Schwächeren von ihnen zur Rückfahrt in diesem Käfig verurteilen.«

»Wer ist das, gnädige Frau, wenn ich fragen darf?« erwiderte Camilla.

Und in der Tat, in der schlanken Fülle ihrer Gestalt, in ihren geschmeidigen Bewegungen und dem heiteren Antlitz, in das jetzt auch ein Hauch der ländlichen Farbe getreten, war eine Schwäche nicht zu spüren. Den vollen Arm leicht auf den Wagenschlag gelehnt, plauderte sie mit solcher Begeisterung von dem guten Stand der Saaten und Wiesen, daß der alte Herr mit schmunzelnder Freude zuhörte. Obwohl ihm die glitzernden Sonnenlichter lästig genug fielen, zog er den tief herabgezogenen Schirm der Mütze in die Höhe, ja lüftete diese und ließ sich den warmen Windzug in wohligem Behagen um das weiße Haar spielen. Ein frohes Lächeln huschte um Frau von Knobelsdorf zierlichen Mund, als sie ihren Bruder mit einem Male so guter Dinge sah.

»Wir lassen Sie so bald nicht fort, liebes Fräulein,« sagte sie, mit der feinen welken Hand mütterlich über Camillas Arm streichelnd. »Sie sind der beste Arzt für meinen Bruder.«

Hans aber konnte sich so leicht nicht in die veränderte Lage finden. Ob ihm ihre letzten Worte noch zu schaffen machten, ob es etwas andres war, das ihn beschäftigte — Camilla bemerkte den prüfenden Blick sehr wohl, mit dem Frau Theas kluges Auge über sie fort zu ihm hinüberspähte. Sie kam ihm zu Hilfe.

»Eines Vergehens habe ich mich sicher schuldig gemacht,« sagte sie, »den Herrn Gutsverwalter, der sich den ganzen Tag müde gewirtschaftet, noch zu einem so weiten Spaziergang verleitet zu haben. Ich bin zu jeder Buße bereit — Aber einer fehlt ja in ihrem Kranze. Wo ist der Herr Geheimrat?«

»Glaubten Sie, ein so junger Mann ließe sich zu uns Alten in die Kutsche spannen?« erwiderte der General, der chevaleresk aus dem Wagen gestiegen war. »Sehen Sie da!«

Den kleinen Feldweg entlang, den sie eben gegangen waren, kam ein Reitersmann. Sowie er des haltenden Wagens ansichtig wurde, setzte er seinen Schimmel in einen leichten Galopp und parierte jetzt, sichtbar glücklich, daß sie ihn in so stolzer Haltung sah, unmittelbar vor Camilla.

»Ah sieh, der Herr Geheimrat!«

»Ja, mein gnädiges Fräulein, das haben Sie einem alten Manne nicht mehr zugetraut — nicht wahr? Aber Sie sehen, das Land

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und eine gesunde Übung halten Leib und Seele frisch!«

Nicht ohne einige Mühe, aber doch mit einem Geschick, das sie in Erstaunen versetzte, machte er sich aus den Bügeln los und ließ sich am Sattel hinuntergleiten. Ruhig und geduldig stand das fromme Damenpferd, das von der Ausmusterung zu so harmloser Verwendung zurückgelassen war, und das sich der Gutsherr für die Besuche seines Bruders von einem Nachbar zu leihen pflegte.

»Du bist so gut, Hans, und reitest den Gaul nach Hause, für meine mürben Knochen war es gerade genug. Ich gehe mit dem gnädigen Fräulein zu Fuß, wenn es mit meiner Begleitung vorliebnimmt.«

Der erste Pfingsttag war da. Strahlend war der junge Tag emporgestiegen. Wie ein Wehen des Geistes ging es durch die im Brautschmuck prangende Natur; stiller Gottesfriede spannte seine hellen Fittiche über Gerschauen, sein Herrenhaus, seine duftenden Gärten und Felder, als wäre der Krieg ein Märchen.

»Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars!« begann der Ortspfarrer in dem schlichten Gotteshause, das im Dorfe auf einem kleinen Hügel inmitten eines Friedhofs voll alter Bäume und gepflegter Gräber lag. Die Herrschaft war vollzählig in dem für sie eingerichteten und durch grobe Schnitzereien ausgezeichneten Stand erschienen, niemand durfte hier fortbleiben. Das war geheiligte Sitte für die Festtage seit alters her.

Auch Camilla hatte sich angeschlossen. Wie lange war sie nicht in einer Kirche gewesen! Nun machte die einfache Predigt des würdigen Geistlichen, der so warme und aufrichtende Worte für die fand, denen der Krieg schon herbe Wunden geschlagen, einen tiefen Eindruck auf sie. Ganz Andacht, saß sie unter den andern; Stimmen, die sie seit vielen Jahren nicht mehr vernommen, wurden in ihr wach.

Aber mit dem reinen Glück, das sie empfand, mischte sich eine unbezwingliche Wehmut. Nie war sie sich so des Traumes ihrer Seele bewußt geworden wie in diesem Augenblick des Feierns; nie war es ihr so klar, daß er sein Ende haben mußte — wer weiß, wie bald!

Am Nachmittag ging sie mit Hans noch einmal dem Walde zu. Auf einem gefällten Baumstamm, der am Rande einer Wiese lag, ließen sie sich nieder. Ein dünnes Gewölk zog über den Himmel, aber es hinderte die Sonne nicht, deren siegendes Antlitz durch die dünnen Schleier leuchtete und rotgoldene Flecken auf den Wiesenboden malte. Camillas Fuß spielte in dem raschelnden Laub; er sah den elegant anschließenden Schuh und ein Stück des seidenen Strumpfes.

Er erzählte, wie zur Zeit seiner Kindheit hier an dieser Stelle das Haus des alten Waldhüters gestanden habe, der darin einen kleinen Ausschank betrieb und ein köstliches Braunbier hatte, das sie mit Ei und Zucker tranken.

Eine Weile hörte sie ihm aufmerksam zu, dann unterbrach sie ihn: »Sie brauchen Listen, um mir zu entfliehen! Aber es soll Ihnen nicht gelingen. Jetzt erst die Antwort, die Sie mir gestern schuldig blieben. Warum mieden Sie mich bisher so geflissentlich?«

»Vielleicht — weil ich Sie fürchtete.«

Er hatte es im Scherz gesagt, aber sein Antlitz war ernst dabei, und sein Auge mied sie.

»Weil sie mich fürchteten?«

»Ja, erscheint Ihnen das so unbegreiflich? Mir ist es so klar. Es war das Ungewohnte, das noch nie Erlebte, das mit Ihnen in mein Leben trat. Eine Frau wie Sie war mir bis dahin nie begegnet. Ich wußte gar nicht, daß es solch eine Frau gab.«

Ihr Fuß spielte noch in dem raschelnden Laub, ihr Blick war zur Erde gerichtet.

»Sie kamen in dies Haus, fremd und unter ein wenig abenteuerlichen Umständen. Die Alten da sind auf Abenteuer wenig gestimmt. Sie aber bezauberten sie alle, die strengdenkende Tante Knobelsdorf, die kluge Thea, den wenig zugänglichen Onkel — alle in einer Sekunde!«

Sie hob den Blick. »Und Sie, nicht wahr, Sie wollten sich nicht bezaubern lassen?«

»Nein.«

Kurz hatte er es hervorgestoßen und fest, beinahe trotzend.

Sie sah ihn an. Wohlgefallen war in ihrem Auge.

»Aber es war doch die Furcht,« fuhr er fort, »die geheimnisvolle Furcht des Mannes vor dem Weibe, das er zum erstenmal sieht.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Offenheit lag in seinen Worten, eine Keuschheit zugleich — sie wandte den Blick von ihm, eine leichte Blutwelle stieg in ihr Antlitz.

»Nein,« gab sie mit leiser, nachdenklicher Stimme zurück, »das war es nicht, das wenigstens nicht allein. Es war etwas andres, das Sie von mir entfernte, nicht das Weib. Sie sind ein Mann, der die Wahrheit liebt, geben Sie mir volle Offenheit in dieser Stunde, Herr Bendemann!«

»Nun gut, wenn Sie es wollen — es war die Schauspielerin.«

»Ich wußte es.«

»Sie wußten es?«

»Von jener Sekunde an im Wagen, da ich Ihnen meinen Beruf nannte und Sie ein andrer wurden.«

»Es ist mir wunderbar ergangen. Erst fürchtete ich, daß die Alten nicht darüber hinwegkommen würden — und nun konnte ich es selber nicht.«

Sie warf den Kopf in den Nacken, ihre Augen maßen sich, beinahe feindlich.

»Nicht hinwegkommen? Sie wurzeln trotz Ihrer Jugend in einer überwundenen Zeit, Herr Bendemann. Ihre alten Verwandten sind Ihnen über. Wir sind Kulturträgerinnen in dem Unsern wie Sie in dem Ihren. Vielleicht in noch höherem Grade. Wir übermitteln das Größte, das deutsche Männer gedacht und gedichtet haben. Unser Beruf, ernst erfaßt, ist Prophetentum.«

»Aber es ist so viel Unwahrheit in ihm — und man empfindet das gerade in dieser Zeit.«

Es war schroffer herausgekommen, als es seine Absicht gewesen. Er war auf einen heftigen Widerspruch gefaßt. Aber sie erwiderte nichts. Ihr Mund preßte sich zusammen wie zugesiegelt.

»Auch hier — vorgestern abend, als ich Sie so sah, wie Sie gleich auf den ersten Blick jeden meiner Verwandten in seiner Art zu nehmen wußten, wie fein und freundlich Sie waren — oh, ich begriff es sehr wohl, daß sie Sie liebgewinnen mußten. Aber wieder fragte ich mich —«

»Ob dies aufrichtig war oder ein überlegtes Spiel —?« unterbrach sie ihn, und ein herbes Zucken lief um ihren Mund.

»So war es. Solche Rollen, dachte ich bei mir, spielt sie ja jeden Abend. Da ist es kein Wunder, daß sie ihr so gut gelingen. Und gestern, als ich des Mittags in unsre stille Stube trat, und Sie lasen aus dem Roman, und alles war in Ihrem Bann und hing an Ihren Lippen — da hätte ich am liebsten hinauslaufen mögen auf die Felder, an die Arbeit, aufs Pferd — und Sie nie wiedersehen mögen! Und vielleicht wäre es das Beste gewesen.«

Eine lange Pause. Der Wind zog leise über die Wiese und trug frischen Kleegeruch zu ihnen herüber. Schillernde Fliegen hingen bewegungslos in der sonnigen Luft, wie von unsichtbaren Fäden gehalten.

»Und nun sehen Sie mir ins Auge, Herr Bendemann,« sagte endlich Camilla. »Glauben Sie, daß ich jetzt lüge, jetzt lügen könnte? Sie haben sich geirrt! Ihr Vorurteil hat Sie, diesmal wenigstens, getäuscht. Nie bin ich so wahrhaftig, so ganz ich selbst gewesen wie an jenem Abend; nie habe ich mich so glücklich gefühlt wie diese kurze schöne Zeit hindurch. Alles, was ich sagte und tat, kam aus einem wahren, ja, lassen Sie es mich getrost sagen: aus einem reinen Herzen.«

»Wirklich?« Aber immer noch war der Zweifel in seiner Frage.

»Sie wissen eben nicht, was mein Leben bisher gewesen, was es heute noch ist. Eine Unruhe vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein und jeder Stillstand Gefahr. Eine Furcht vor dem Alterwerden und Verdrängtsein, ein um so angestrengteres Jagen und Rennen, solange man noch etwas ist und gilt. Erst das Erringen, dann das zähe Halten, und niemals Ruhe und Frieden! So kam ich auf Ihr Gut, trat in den Kreis Ihrer Verwandten. Sie glauben gar nicht, wie das alles zu mir sprach. Diese stille Geborgenheit vor den Stürmen, die jetzt die ganze Welt durchbrausen und hier nur von fern rauschen; dieses friedliche Behagen in einem Alter noch, von dem ich glaubte, daß sich die Nerven und Kräfte des Menschen völlig in ihm abgenutzt hätten und er nur noch ein Schatten wäre. Hier kam ich zur inneren Ruhe, hier sah ich, daß das Leben Werte hat, die ich nie gekannt, vielleicht nie gesucht. All mein heißes Ringen und Mühen kam mir mit einem Male so sinnlos, so töricht vor.«

In der Erregung des Gesprächs hatte sie sich von dem Baumstamm erhoben; auch er stand auf, langsam gingen sie über den weichen Waldboden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Bis dahin hatte ich immer geglaubt, meine Darstellungskunst, die mich zwang, mich in alle denkbaren Menschen und Verhältnisse hineinzuversetzen, sie machte mich in einem gewissen Sinne zur Meisterin des Lebens. Jetzt sehe ich, wie ich mich geirrt habe. Diese Alten meistern das Leben. Denn was ist all meine Kunst, der ich Leib und Seele gegeben, gegen die viel größere: das Leben, allen Kämpfen, allen Gefahren zum Trotz, sich zur inneren Harmonie, zum stillen Einklang mit sich selber zu gestalten?!«

»Wahrhaftig, das haben meine lieben Verwandten vortrefflich verstanden!«

»Und ist es nicht das einzig Richtige? Eine große Weisheit ist mir in diesen zwei Tagen aufgegangen: Die nur sind die Meister des Lebens, die seine größte Kunst gelernt: allem, was von außen hart und schwer auf uns einstürmt, den unerschütterlichen Frieden, die sichere Geborgenheit des Herzens entgegenzusetzen.«

»Wir haben die Rollen getauscht!« rief er schnell und lebhaft. »Mir ist, gerade in dieser Zeit, die entgegengesetzte Klarheit gekommen: Das Gut des Lebens und sein Sinn heißt Kampf! Ich will das Wetten und Wagen wie Sie, nur in meiner Weise, will den Kampf, der jedem Mann von Mut und Kraft jetzt heilige Sache ist — und bin zum Feiern verurteilt! Dies Leben, das man hier in Gerschauen führt, das Sie entzückt — ich möchte es nicht, selbst nicht um den Preis eines solchen Alters!«

Er war stehengeblieben und blickte weit auf die Wiese hinaus, über die sich die erste Dämmerung des Abends legte.

»Ich weiß, was Sie sagen wollen,« fuhr er dann mit wachsender Lebhaftigkeit fort. »Gewiß, ich habe meine Freiheit. Aber es ist die Freiheit der jungen Pferde dort. Sie leben unter grünen Bäumen und jagen über weite Flächen — doch wenn sie recht ausholen wollen, stehen sie vor Zäunen und Gräben, die sie nicht nehmen können!«

Seine Stimme wurde leidenschaftlicher. Er fühlte, daß er bei ihr Verständnis fand, und es schien ihm wohlzutun, sich einmal aussprechen zu dürfen.

»Immer Rücksichten nehmen, immer ausharren und stille sein — selbst in Tagen wie diesen! Erst meinten sie, ich müßte bleiben! Ich wäre dem alten Großonkel, wäre Gerschauen dies Opfer schuldig. Und als ich sie endlich überzeugt — sie sind ja selber einmal mit Leib und Seele Soldaten gewesen —, daß es für mich jetzt höhere Aufgaben und Pflichten gäbe, als ich den Bann der Unabkömmlichkeit mit entschiedenem Willen brach — da kam das Schwerste über mich: die Untauglichkeitserklärung des Arztes.«

Er hielt inne. Eine tiefe Bewegung war in seiner Sprache.

»Nun bin ich verurteilt, hier im stillen Frieden zu bleiben, indes die andern ihr Leben für eine große Sache einsetzen. Diese friedliche Beschaulichkeit, die Sie so beredt preisen, sie liegt auf mir wie schwüle, schwere Luft, sie preßt und engt mich ein, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Dann packt mich etwas wie Widerwille gegen dies stille Glück, dies ruhige Sichabfinden mit dem Dasein. Ich komme mir so überflüssig vor in dieser großen Zeit — so entsetzlich überflüssig! Das ist es, was mich keine Freude und keinen Frieden mehr finden läßt.«

Aus seinen Augen brach ein tiefer Glanz und lag wie stiller Abendschein auf seinem Antlitz. Sie sah es. Ihr lange gezügeltes Blut begann wach zu werden, und in ihrer Seele regte sich etwas, das sie zu ihm zog.

»Es ist mir nicht anders ergangen, Herr Bendemann,« sagte sie, sich zur Ruhe zwingend, »eine lange, schwere Zeit hindurch. Es kam mir furchtbar abgeschmackt vor, mich des Abends in bunte Flitter zu hüllen, auf die Weisungen meiner Rolle zu lachen und zu weinen, während da draußen der bittere Ernst der Wirklichkeit durch die Welt zog. Aber dann besann ich mich auf das, wovon ich vorhin zu Ihnen sprach: auf die große Aufgabe meines Berufes. Und wenn ich des Abends vor die vielen Verwundeten trat, die jetzt immer zahlreich das Theater füllen, und sah ihre Augen aufleuchten nach all dem Schweren, das sie durchgemacht, dann fühlte ich, daß ich kein vergebliches Werk trieb. Schließlich können wir alle doch nichts andres tun, als mit Kraft und Liebe den Posten ausfüllen, auf den wir gestellt sind.«

Es war still um sie, so still, daß man den Aufflug eines Vogels hörte. Ein früher weißer Falter zog seine Bahn über die Wiese, und vom nahen Walde her rief der Kuckuck.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Und Sie wären überflüssig?« fuhr sie nach einer kurzen Pause fort. »Sie bebauen Ihr Land, Sie schaffen und mehren die Werte der Kultur, für die sie da draußen ihr Leben einsetzen. Sie erwerben in zäher Arbeit, was Sie von Ihren Vätern ererbt haben. Das ist auch ein Kampf, der des Schweißes lohnt. Sie werden einmal, wenn die Sonne des Friedens wieder über unserm Vaterlande leuchtet und das alte Geschlecht in das stille Haus da in Ihrem Garten eingezogen, auf friedumhegter Scholle ein Glück genießen —«

Ihr fiel ein, was der Geheimrat ihr erzählt hatte. Ein lockendes Bild stieg vor ihrer Seele auf: hier einmal in kommenden, besseren Zeiten an seiner Seite über die Felder und Äcker zu wandern, täglich Zeuge zu sein des Werdens und Gedeihens dessen, was man mit fleißiger Hand gesät, Pferd an Pferd durch die Forsten zu jagen, daheim dann zu walten und zu sorgen in Haus und Garten, Kinder zu haben und sie großzuziehen am Herzen dieser Natur!

Und wieder fühlte sie das rebellische Blut, das rascher und heißer durch ihre Adern rann.

Auch in ihm kämpfte etwas. Sie merkte es in seinem Antlitz, in seiner ganzen Gestalt.

»Bleiben Sie bei uns — nur wenige Tage noch!« rang es sich endlich aus seinem tiefsten Herzen, und seine Stimme erbebte in dumpf zusammengepreßtem Klang.

Nun war es um ihre Beherrschung geschehen. Ihre Hand streckte sich ihm entgegen, in ihren Augen waren helle Lichter angezündet. Da vernahm sie in einiger Ferne hinter sich das Schnauben eines Pferdes. Auch Hans war aufmerksam geworden.

»Die Perkapper!« sagte er. »Sie scheinen uns noch nicht gesichtet zu haben. Wenn wir hier quer über das Feld gehen, können wir ebenso schnell zu Hause sein wie sie auf dem sandigen Wege.«

»Ist es so eilig?« fragte sie, sich zum Lächeln zwingend; aber ein weher Ton war mit einem Male in ihrer Stimme.

»Tante Thea würde mir mein Zuspätkommen nie verzeihen. Sie ist die eigentliche Verfasserin der kleinen Geschichte, die ich Ihnen morgen erzählen werde — wenn Sie sie nicht längst kennen —«

»Aber das junge Mädchen gefällt Ihnen?« fragte sie statt jeder Antwort, und in ihrer Stimme zitterte das Pochen ihres Herzens nach.

»Ich kann es nicht leugnen. Vielleicht hätte ich mich heute mit ihr verlobt, wenn nicht — Nun aber, fürchte ich, wird der Schluß der hübschen Geschichte doch ein wenig anders ausfallen, als die besorgte Tante ihn vorgesehen hat.«

Frau Thea war unruhig geworden. Der Abend kam heran, jeden Augenblick mußte der Wagen vorfahren, der den erwarteten Besuch bringen sollte, und von Hans war immer noch nichts zu sehen.

Ein Pferdegetrappel auf der Kunststraße, das Rollen leichter Räder, die Perkapper Kalesche bog durch den Torweg ein. In derselben Sekunde traten vom Garten her Camilla und Hans in die Wohnstube, gerade zeitig genug, um die Gäste empfangen zu können.

Frau Thea war erlöst und begab sich auf den Flur, wo der Geheimrat bereits Herrn von Bernstoff und seine Tochter begrüßte.

»Ist es wahr und wirklich, Tante Thea,« rief ihr das junge Mädchen entgegen, »die Normann ist bei euch? Camilla Normann?«

»Woher weißt du es?«

»Der Herr Geheimrat sagte es mir eben.«

»Du kennst sie?«

»Wer kennt sie nicht! Als ich in Dresden in der Pension war, sah ich sie als Judith. Ich werde es nie vergessen. Ganz Dresden schwärmte für sie. Und nun hier bei euch in Gerschauen! Schnell, führe mich zu ihr! Und nachher erzählst du mir, wie das alles gekommen ist.«

Die große Schauspielerin und Gertrud von Bernstoff standen sich gegenüber. Diese eine eben erschlossene Knospe, der die mädchenhafte Schüchternheit den Hauch eines unaussprechlichen Liebreizes auf das zarte Antlitz goß, und die doch in ihrer Haltung wie in ihrem Wesen die Tochter des altadligen Grundbesitzers nicht verleugnete; jene in ihrer reif erblühten Schönheit und vornehmen Sicherheit, mit der sie die Huldigungen jugendlicher Verehrer entgegenzunehmen gewohnt war.

Bald wurde die Unterhaltung allgemein. Dann erschien der alte Diener und meldete mit seiner leisen Stimme, daß angerichtet war.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Camilla hatte den Geheimrat zum Nachbarn, aber sie hörte heute noch weniger auf seine Unterhaltung. Mit einer Aufmerksamkeit, als wollte sie jeden Zug aus ihm lesen, weilte ihr Blick auf Gertruds Antlitz und Gestalt.

Sie war leicht gebaut, aber kräftig von Wuchs. Ihr regelmäßiges Gesicht zeigte eine feingeformte, ein wenig eigenwillige Nase, schmale, aber hübschgeformte Lippen mit einem leisen Zug von Schelmerei und Augen, die klar waren wie die von Hans und blühend wie Vergißmeinnicht. Sie hatte solche Augen immer geliebt um der Reinheit wegen, die sie spiegelten.

Die karge Art ihres Nachbarn, auch die sichtbare Zerstreutheit, mit der er ihr antwortete, schienen das junge Mädchen wenig anzufechten. Sie sprach nicht viel. Aber was Camilla von ihr hörte, war verständig bei aller Jugendlichkeit des Empfindens und klug, auch wenn sie scherzte.

Frau von Knobelsdorf hob die Tafel auf. Nun versuchte Hans, an Camillas Seite zu kommen. Aber der Gutsherr, den seine Schwester auf den Sessel geführt, bat Camilla zu sich auf das Sofa. Jetzt saß sie zwischen ihm und Frau Thea, ihr gegenüber Hans, wiederum neben Gertrud von Bernstoff, die immer mehr aus sich herauskam und in heiterer Unbefangenheit auf ihn einsprach.

Nun wurde auch er lebhaft, einmal lachte er sogar hell auf.

Immer schweigsamer und in sich gekehrter wurde Camilla.

Der Diener trat mit langsam schlürfendem Schritte ein, näherte sich dem jungen Herrn und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

»Was ist es?« fragte der alte Herr, dem nichts entging.

»Eine Kuh ist schwer erkrankt.«

»Welche?« forschte der Major weiter, der jedes Tier in seinem Stalle kannte.

Hans gab Auskunft.

»So wirst du zu ihr gehen müssen.«

Aber Hans rührte sich nicht von seinem Platze.

Der Perkapper Wagen fuhr vor. Die Gäste verabschiedeten sich, mit warmen Worten wünschte Gertrud Camilla gute Nacht.

»Ist der Hans immer noch nicht gegangen?« fragte der Major Frau von Knobelsdorf.

»Er hat die Perkapper an den Wagen geleitet.«

Der Gutsherr schüttelte den Kopf. »Der Junge ist doch sonst so pflichttreu.«

Da kam Hans in das Zimmer zurück. Er reichte den andern kurz die Hand. Zuletzt trat er zu Camilla. »Auf morgen!« sagte er leise und innig.

»Auf morgen!« gab sie zurück.

Kaum hatte er die Stube verlassen, da erhob auch sie sich. »Ich möchte den Herrschaften Lebewohl sagen und innigen, herzlichen Dank für alles, was sie an mir getan haben. Es waren für mich unvergeßliche Stunden.«

Eine merkbare Bewegung war in ihren Worten, aber auch eine feste Entschiedenheit, gegen die alles Zureden der erstaunten Alten vergeblich war.

»Doch in Alt-Drosseln weiß man nichts von Ihrem Kommen,« meinte der Geheimrat.

»Ich drahte morgen früh von der Station aus. Meine Freundin muß mich selber abholen. Ich habe nur den einen kurzen Tag für sie.«

»Und dann?« fragte Frau Thea, die bisher kein Wort gesprochen hatte.

»Dann geht es in die weite Welt hinaus, gnädige Frau, zu neuen Verpflichtungen.«

Da wußte man, daß jede weitere Bitte zwecklos war.

In der Frühe des nächsten Morgens stand der alte Ludwig mit der Halbkutsche und den beiden starken Braunen vor dem Gerschauer Herrenhaus.

Es war ein Festtag, da schlief alles lange auf dem Gute. Aber Frau von Knobelsdorf und der Geheimrat hatten es sich nicht nehmen lassen, der strengen Hausordnung zum Trotz, ihrem Gast beim Frühstück Gesellschaft zu leisten und ihm das Geleit bis auf die Veranda zu geben.

So fuhr Camilla davon in den lachenden Frühlingstag, wie sie gekommen war, eine »Frau von unterwegs«.

In Hans Bendemanns Morgenträume klangen die Hufe der Pferde, die sie vom Hofe führten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie Gott dat will!

Still ruht die Geest — so ernst im milden Himmelsstrahl,
So herb und streng, wie ringsum ihre Menschen sind,
Die aus dem dürft'gen Boden karge Früchte ziehn.
Im Sonnenglast liegt Poggenhof, und leuchtend Gold
Fließt über das Gebälk, auf dem geschrieben steht:
„Wie Gott dat will!"

Ein blondes mütterliches Weib geht breiten Schritts
Voll segenträcht'ger Hoffnung aus dem Haus ins Licht;
Sie schaut weit übers Wiesenland zum Moorkanal,
Von dem verheißungsvoll ein rotes Segel winkt.
Dort steht sie lang und atmet sehnsuchtsvoll
Und weint und weint ...

Dann kam die Zeit, da laut die Amsel sang,
Da sich die Geest zu neuem Leben reckte;
Wie jenes liebgeborgene Menschenkind,
Das sonnumflossen in der alten Wiege lag
Und schrie und schlief und lächelte.
Sein Vater aber war weit weg. Er hielt
Auf blutigen Karpathenhöhen scharfe
Treue Russenwacht seit Wochen schon ...
Doch heute war sein Freudentag!
Wohl schon zum zwölftenmal las er den Brief,
Darinnen frohe Kunde stand
Vom „Prinzen" auf dem Poggenhof.
Er lachte leis und dachte: Sollt' es Zufall sein?
Zur selben Stund, da sie mir meinen Jungen gab,
Nahm ich des Feindes Fahne fort ... und heut
Schmückt meine Brust am weiß und schwarzen Band
Das Kreuz von Eisen! — —

Und wieder kam ein Sonnentag.
An ihres Kindes Wiege saß
Die blonde Frau vom Poggenhof.
Hielt in der Hand ein eisern Kreuz
Und ihren Brief, voll Mutterglück und Mutterstolz.
Zerfetzt war er; das Kreuz zerbeult,
Und der's getragen, war
Ein stiller Mann — —
Sie küßt die roten Zeichen seines Bluts.
Und als der Knabe aus dem Sonnenspiel
Die Händchen lächelnd ihr entgegenstreckt,
Da geht ihr Auge ernst und still
Zum Spruch am Holz:
„Wie Gott dat will!"

Paul Schröer

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Henri Bergson

Von Prof. Dr. Otto Gramzow

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war das deutsche Volk von einem vornehmen Nationalismus noch weit entfernt. Noch hielt es sich nicht für zu gut zum Nachahmen und Nachplappern des Ausländischen. Waren doch nach dem Kriege von 1870/71 die deutschen Lustspieldichter und Erzähler zu den Franzosen in die Lehre gegangen! Die Pariser Gewaltherrscher der Mode zwangen Jahrzehnte hindurch deutschen Frauen und Mädchen die geschmacklosesten Kleider und Hüte auf. Mode war es auch, Denker und Dichter des Auslandes auf den Schild zu erheben und als führende Geister zu verehren. Hoffentlich schafft der gegenwärtige Krieg hierin endgültig Wandel, denn das deutsche Volk hat schlimme Erfahrungen machen müssen. Gerade die drei am meisten Gepriesenen: Bergson, Maeterlinck und Verhaeren, haben es als geistige Franktireure aus dem Hinterhalt angefallen und es Barbaren geschimpft.

Es gibt leider auch Moden im geistigen Leben, obwohl es feststeht, daß die Wahrheit nicht marktgängig ist, und daß der Geist, der sich mit seinen Schöpfungen vorübergehender Liebhaberei und den Launen der Müßigen anpaßt, sich zu käuflicher Ware erniedrigt. Die Frau ist ebenso Trägerin der geistigen wie der äußeren Mode. Eine gewisse Neigung zum Haschen nach dem Neuen und zum Hervorkehren der »Bildung« ist häufig die Ursache dafür. Ihr wird künftig die Erkenntnis entgegenwirken müssen, daß in aller Ausländerei eine Gefahr für das eigne Volk verborgen ist. Bergson war zum Modephilosophen in Deutschland geworden. Es wäre jedoch einseitig geurteilt, die Ursache davon ausschließlich in der gekennzeichneten Ausländerei zu sehen. Auch ernststrebende und klardenkende Frauen und Männer haben in Bergson den führenden Geist verehrt, bei dem sie befriedigenden Aufschluß über Leben und Welt zu finden meinten. Das war großenteils im Zeitgeist begründet. Gabriel Hanotaux, Bergsons Kollege in der Akademie, hat die Anhängerschaft der Frauen mit den Worten zu erklären gesucht: »Gleich dem Philosophen ist das Weib hervorragend divinatorisch; etwas in ihrer Seele benachrichtigt sie, daß das geistige und moralische Wetter wechselt, daß große Wandlungen bevorstehen.« Der Umschlag in der geistigen Atmosphäre bestand in dem Aufkommen eines Zuges und Verlangens nach Romantik. Man klagte über die Nüchternheit der auf Naturwissenschaft sich gründenden Philosophie. Die Einsicht in die Ursächlichkeit alles Geschehens schien das Gefühl der inneren Freiheit zu beeinträchtigen. Und doch ist die naturwissenschaftlich gegründete Erkenntnis nicht zu bestreiten. Bergson nimmt die Ergebnisse des Naturerkennens auf, sucht aber jenseit der Natur ein Reich allgemeiner Beseeltheit und geistiger Freiheit dem sehnsüchtigen Geist zu eröffnen. Kein Wunder, daß man sich gern in seine Lehre flüchtete. Sind doch selbst Buddhismus und Theosophie als erlösende Lebensmächte in unsrer Zeit begrüßt worden! Es läßt sich nicht verkennen, daß Bergsons Philosophie viel Bestechendes für den haben kann, der nicht gewöhnt ist, überall mit wissenschaftlich geschultem, kritischem Blick zu prüfen. Jedenfalls ist es zeitgemäß und lehrreich für Vergangenheit und Zukunft, diese Lehre einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Man hat Bergsons Lehre eine Philosophie des Lebens genannt. Das ist in einem bestimmten Sinne richtig. Aber ganz falsch ist es, wenn sie Hanotaux als »eine Hymne an das Leben« bezeichnet. Bergson philosophiert nicht über das Leben, sondern aus dem Leben. Das Erlebnis ist ihm der Ausgangspunkt aller philosophischen Erkenntnis. Vom Erlebnis führen zwei Wege zum Wissen: Verstand und Intuition. Der Verstand oder Intellekt ist rein praktisch. »Ursprünglich denken wir nur, um zu handeln.« Das Handeln aber dient Zwecken, soll unsre Interessen befriedigen. Dennoch ist unser Denken nicht imstande, das wahre Wesen des Lebens, den tiefen Sinn seiner Entwicklungsbewegung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorzustellen. Deutlich stellt es nur die Bewegungslosigkeit vor. Es haftet stets an einem Sein, so daß unsre Logik hauptsächlich eine Logik fester Körper ist. Will der Intellekt eine Bewegung auffassen, so betrachtet er das Bewegte und die von diesem durchlaufene Bahn. Teile der Bahn werden in einem Koordinatensystem festgelegt und Anfangs- und Endpunkt der Bewegung bestimmt. So erscheint die ganze Strecke als aus Teilstrecken zusammengesetzt. Damit ist aber der Schwung (élan) nicht erkannt, der die Bewegung hervorrief und einheitlich und unteilbar wirkt, bis sich seine Kraft in der Bewegung erschöpft hat. Das Denken ist kinematographischen Wesens. Deutlicher wird die Unzulänglichkeit des Intellekts, wenn es sich nicht um Bewegung im Raume, sondern um seelisches Geschehen handelt. »Empfindungen, Gefühle, Wollungen, Vorstellungen, das sind die Bestimmtheiten, unter die mein Dasein sich aufteilt, und die es abwechselnd färben!« Ich verändre mich unablässig. Jeder meiner Zustände verfließt in einen andern, der Übergang ist kontinuierlich. Aber meine Aufmerksamkeit wendet sich den Zuständen und Akten in mir so zu, als wären sie für sich gesondert und setzten das psychische Geschehen so zusammen, wie die Teilstrecken eine ganze Bewegungsstrecke. Es entsteht der Schein, als sei unser psychisches Leben diskontinuierlich. Der Schein verstärkt und befestigt sich, indem ich die vereinzelten voneinander isolierten Akte mit den Begriffen Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Wollung usw. bezeichne. Eine weitere Bewahrheitung scheint die Diskontinuität meines psychischen Lebens dadurch zu finden, daß unvorhergesehene Zwischenfälle hereinbrechen, die das abzuschneiden scheinen, was war, so daß plötzlich mein Inneres ganz verändert erscheint. Aber solche Plötzlichkeiten sind nur den Paukenschlägen vergleichbar, die in einer Symphonie aufdröhnen. Unsre Aufmerksamkeit heftet sich ja stets an den stärksten Eindruck. Darum bemerken wir die plötzlichen Zwischenfälle besonders deutlich. Jeder von ihnen ist für uns der bestbeleuchtete Punkt »einer wogenden Zone, die alles umfaßt, was wir fühlen, denken, wollen, kurz alles, was wir in einem gegebenen Augenblick *sind*«.

Jeder Augenblickszustand setzt sich in den folgenden in einem Fließen ohne Ende fort. Darum trägt auch jeder alle vergangenen in sich. Die Vergangenheit bleibt gleichsam automatisch erhalten. Daraus folgt ohne weiteres, daß es in keinem menschlichen Seelenleben zwei einander gleiche Augenblickszustände gibt. Jedem folgt seine Vergangenheit nach und vergrößert sich beständig um das, was in jedem weiteren Augenblick neu aufgenommen wird. Unser Bewußtsein bedeutet Gedächtnis. Es besteht in der Türmung von Vergangenheit auf Vergangenheit. In dem ununterbrochenen Fortschreiten der Vergangenheit besteht unsre *Dauer*. Es ergibt sich von selbst, daß sie nicht umkehrbar sein kann. Wir schreiten fort, indem wir uns wandeln. Wir erschaffen uns damit in jedem Augenblick selbst. Wenn der Psychologe ein solches schöpferisches Werden in gesonderte Akte zerlegt und alsdann aus ihnen ein unteilbares »Ich« zusammensetzt, so gibt er kein wahres Abbild, sondern nur ein gekünsteltes Bild. Seine Begriffe sind Symbole dessen, was geschieht. Sie sind Schatten, aus denen eine Wirklichkeit sich nicht zusammensetzen läßt.

Über dem Intellekt steht das Erkenntnisvermögen der *Intuition*. Will man ihr Wesen begreifen, so darf man die von der Biologie gewonnene Einsicht nicht außer acht lassen. Danach hat sich das Erkenntnisvermögen in zwei Ästen entwickelt: dem *Instinkt* und dem *Intellekt*. Es läßt sich mutmaßen, daß beide anfänglich ineinander befaßt waren, und daß an beiden die ursprüngliche Aktivität teilhatte. Beide waren noch Gefangene einer Materie, die zu beherrschen ihnen nicht gelang. Wäre die Kraft des Lebens unendlich gewesen, so hätten sich Instinkt und Intellekt im selben Organismus vielleicht unendlich weit entwickeln können. Aber da die Lebenskraft endlich war, so hatte sie die Wahl zwischen zwei Arten der Wirkung auf die Materie. Der Instinkt erscheint bei den Insekten (Bienen, Ameisen usw.) auf seiner höchsten Stufe. Der Intellekt hat im Menschen seinen Gipfelpunkt erreicht. Instinkt ist Sympathie, Hinneigung zum Leben. Aus ihm ist die Intuition entstanden. Man kann sie als divinatorische Sympathie bezeichnen, weil ihr die Treffsicherheit des Instinkts eigen ist. Sie ist der uninteressierte, seiner selbst bewußt gewordene Instinkt. Ihr Wesen und Wirken wird am deutlichsten im Vergleich zum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Intellekt. Das Objekt der Intuition ist das Leben. »Der Intellekt charakterisiert sich durch eine natürliche Verständnislosigkeit für das Leben.« Er analysiert immer genauer die physikalischen Vorgänge, und in die Begriffe vom Leblosen will er das Leben übersetzen. Begriffe sind aber überhaupt keine Bestandteile eines Wirklichen, sondern nur Ausdrucksteile. Wie wollte man aus ihnen das Leben zusammensetzen! Haben wir verschiedene Ansichten eines Turmes, die von verschiedenen Standpunkten aufgenommen wurden, so läßt sich aus ihnen weder der Turm zusammensetzen, noch können wir uns ein ganz deutliches Bild von ihm daraus machen. *Die Intuition erkennt in einem Zuge, auf einen Schlag.* Unser intellektuell gerichtetes Auge faßt nur die Züge eines Lebewesens auf. Die Lebensströmung selbst entgeht ihm. »Diese Strömung aber ist es, die der Künstler zu ergreifen trachtet, wenn er sich durch eine Art Sympathie ins Innere des Gegenstandes versetzt.« Das Schauen des Künstlers ist ein Beispiel der Intuition.

Die Intuition bringt den Intellekt zu dem Anerkenntnis, daß das Leben in seine Kategorien nicht eingeht. Sie führt zur Erfahrung eines Ganzen, Zusammengehörigen, wie es das Leben ist. Erkenntnistheorie und Lebenstheorie sind deshalb etwas Untrennbares. *Der wahre Empirismus der Intuition ist die wahre Metaphysik, die ohne die Symbole der Verstandesbegriffe auskommt.*

Die Intuition hat die Beweglichkeit der Dauer zum Gegenstande. Die Dauer ist nicht die Zeit als Länge (temps-longueur), die durch Raumstrecken gemessen wird, wie sie z. B. die Zeiger der Uhr durchlaufen. *Dauer ist schöpferisches Werden* (durée créatrice), die Zeit als Zeugung (temps-créateur oder -inventeur), die im Raum nicht sichtbar gemacht werden kann. Am psychischen Leben wird die schöpferische Dauer zuerst von der Intuition ergriffen. Die Dauer ist die Bindekraft (trait d'union), wodurch die ineinander verfließenden seelischen Akte zur Einheit zusammengefaßt werden. Das Psychische aber ist ein Abbild des Lebens überhaupt. »*Wo immer Leben ist, liegt auch ein Buch aus, dem die Zeit sich einschreibt.*« Schöpferische Dauer eignet allem Leben. Das führt unmittelbar zu der Annahme, daß ihm eine *ursprüngliche Schwungkraft* (élan vital) zugrunde liegen muß, die von Keimgeneration zu Keimgeneration übergeht. Die Lebensschwungkraft ist ununterbrochener Antrieb, Drang oder *Wille*. So ist das Leben etwas Seelisches, das sich als Lebensunruhe offenbart. Aus der toten Materie ist es nicht abzuleiten. Eine ungeheure Lücke trennt die Zelle von der anorganischen Welt. Darum darf auch ein Lebewesen nicht einem Gegenstande verglichen werden. Leben ist vorzüglich eine Tendenz der Wirkung auf die tote Materie, ein Werden, das wohlgeordnete Phasen durchläuft. Die Materie ist als Rückstand zu betrachten, den das Leben nicht überwunden hat. Überall, wo die Spannung des Lebens nachläßt oder entschwindet, verfällt das Lebewesen in Dumpfheit oder in Erstarrung, die der Tod ist. Die Lebensschwungkraft, die zur Überwindung der Materie ansetzte, mußte sich zuerst mit bescheidenen Erfolgen begnügen, denn die ersten Lebewesen waren von äußerster Einfachheit. Aber es gab keinen Ruhepunkt. Die Schwungkraft verfestigte sich nicht in den fossilen Arten, die wir kennen, sondern trieb fort von Gestalten zu Gestalten. Gleich den Strahlen einer aufschießenden Feuergarbe entfaltete sie sich. In verschiedene Richtungen wurden die Arten hineingeschnellt. Diese Richtungen waren keineswegs vorbestimmt. Es gibt kein allgemeines biologisches Gesetz, das automatisch auf jedes beliebige Lebendige paßte. Die Entwicklung läuft nicht in einem Punkte zusammen, sondern divergiert. Wie Instinkt und Intellekt als zwei Richtungen erzeugt wurden, so auch Tier und Pflanze. Aber in der Divergenz der Schöpfungswege offenbart sich doch die Gemeinsamkeit der Schwungkraft. Die Entwicklung ist weder aus dem Mechanismus der Anpassung, wie ihn Darwin lehrte, noch aus dem Finalismus, wie ihn die Neo-Lamarckisten und Neo-Vitalisten verkünden, zu begreifen. Beide Erklärungsrichtungen sind überhaupt nicht so voneinander verschieden, wie jede behauptet hat. Der Finalismus ersetzt ja nur den mechanistischen Impuls der Vergangenheit durch die Beziehungskraft der Zukunft: die Zwecke sind Endursachen und werden als ursächlich wirkend gedacht.

Dem Leben ist das Universum als ein ungeheurer Organismus vergleichbar. Es hat

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebenfalls schöpferische Dauer, ist ununterbrochenes Fließen der Geschehnisse. Da wir die Dauer als psychischen Wesens erkannten, das in erster Linie Wille ist, so dürfen wir diese Wesenheit auch dem Universum zuschreiben. So erreicht unsre Intuition, im Gegensatz zum Intellekt, das Absolute. Intuitiv leben wir die Dauer mit. Die Intuition macht sich das Leben der Dinge selbst zu eigen. Blitzartig leuchtet sie auf, wenn Ströme der Wirklichkeit berührt sind. Sie ist das Organ der wahren Philosophie, während der Intellekt die positiven Wissenschaften hervorbringt.

Die Lebenswoge, die das All durchbraust, hat im Menschen die uns erkennbare Kammhöhe erreicht. Sie kommt sonst fast auf ihrem ganzen Umkreis zum Stillstand und setzt sich in Pendelbewegungen an der Stelle um. Nur an einem einzigen Punkte hat sie das Hemmnis der Materie besiegt, ist ihr Impuls frei ausgeströmt. Fast überall in der organischen Welt sah sich das Bewußtsein in eine Sackgasse getrieben, nur im Menschen hat es seine Ketten zersprengt und seine Straße verfolgt. Die Lebensschwungkraft kommt in ihm zu sich selbst. Und lediglich die Freiheit des Lebensimpulses ist es, die die Form Mensch bezeichnet. Deshalb ist der Mensch dem Wesen, nicht dem Grade nach vom Tier unterschieden. Die Frage nach der Willensfreiheit ist bisher nur mit den Denkmitteln des Verstandes und darum falsch behandelt worden. Der auf das Bewußtsein zurückgewendete Intellekt läßt es in den Rahmen seiner Kategorien eingehen, in die er die Materie eingehen sieht. »Er wird also die Freiheit immer nur in der Form der Notwendigkeit wahrnehmen, wird immer den Anteil des Neuen, des Schöpferischen, das der freie Akt birgt, vernachlässigen.« Das Bewußtsein ist ursprünglich seinem Wesen nach frei: Es ist die Freiheit selber, die in schöpferischem Gestalten sich offenbart. Es ist eins mit der Lebensschwungkraft, dem Drange und Verlangen nach Schöpfung. Groß ist allerdings der Anteil des Zufalls an der Entwicklung der Formen des Belebten. Als zufällig sind die an einem bestimmten Ort in einem bestimmten Augenblick vorhanden gewesenen Hindernisse in der Entfaltung der Urtendenz anzusehen. Der Anteil des Zufalls am geistigen Bau unsrer Art ist ebenfalls unverkennbar. Die Intuition, die das Leben, der Geist selbst ist, ist fast vollständig dem Intellekt geopfert worden. Welche Notwendigkeit dazu vorlag, ergibt sich aus der menschlichen Organisation.

Das Leben des Körpers liegt mit dem Leben des Geistes auf demselben Wege. Jedes Lebewesen stellt ein Zentrum von Handlung dar. Die Handlungen haben im Nervensystem ihre Vorbedingung. Im menschlichen Gehirn hat sich das Leben ein Organ geschaffen, das dem Handeln weitesten Spielraum ermöglicht. Unter keinen Umständen aber darf man annehmen, daß das Gehirn den Geist oder das Bewußtsein erzeuge. Es stellt vielmehr nur motorische Mechanismen her. Es schaltet die Bewegung des Geistes um in eine auf die materielle Welt gerichtete Bewegung. Es ist so beschaffen, daß der Mensch eine unbegrenzte Anzahl motorischer Mechanismen konstruieren, unablässig neue Gewohnheiten den alten entgegensetzen kann. Die Möglichkeiten des Handelns malen sich uns noch vor der Handlung selbst. Unser Gehirn ermöglicht es uns, aufmerksam auf die Wirklichkeit zu sein. Wir nehmen wahr. Aber unsre Wahrnehmungen sind nicht passiv empfangene Eindrücke, sondern in ihnen steckt unsre Selbsttätigkeit. Wir nehmen das wahr, was uns interessiert. Interesse ist ein Ausdruck des Willens, der hauptsächlich das Wesen des Lebens ausmacht. Darum steht das Interesse bereits am Anfang unsers Wahrnehmungslebens. Es folgt auch daraus, daß Gehirn und Bewußtsein oder Geist weder identisch sein noch sich völlig entsprechen können. Eine Bestätigung dafür, daß unser Bewußtsein etwas Selbständiges neben oder über dem Gehirn ist, geben die Erscheinungen des Gedächtnisses. Nicht das Gehirn ist die Schatzkammer unsrer Erinnerungen, sondern der Geist in seiner schöpferischen Dauer. Diese Dauer ist ja nichts andres als »das fortlaufende Leben einer Erinnerung, welche die Vergangenheit in die Gegenwart fortsetzt«. Der größte Teil unsrer Erinnerungen liegt unbewußt in den verschiedenen Schichten unsers Geistes (plans de conscience). Nur eine kleine Anzahl ist uns in jedem Augenblick unsers wachen Lebens bewußt. Unsre Wahrnehmungen ziehen die Erinnerungen ins Bewußtsein,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ihnen assoziierbar und für das augenblickliche Handeln von praktischem Werte sind. Sie werden, wie die Wahrnehmungen, in Tätigkeiten umgewandelt. So ist unser Gedächtnis ein doppeltes: ein *Gedächtnis des Geistes* und ein *motorisches Gedächtnis des Körpers*. »Die Vergangenheit speichert sich allem Anschein nach in zwei extremen Formen auf: einerseits in den motorischen Mechanismen, durch die sie nutzbar gemacht wird, anderseits in den persönlichen Erinnerungsbildern.« Unser Gehirn stellt uns in jedem Augenblick die Wahl frei, welchen Mechanismus wir in Bewegung setzen wollen. Es erzeugt nicht die Erinnerungen, sondern verdrängt alle die für eine bestimmte Handlung nicht brauchbaren. Im Traume dagegen sind die Erinnerungsbilder unsers Geistes nicht vom Gehirn gehemmt. »Da erheben sich Tausende von Erinnerungen, schweben her und tanzen in der Nacht des Unbewußten einen gewaltigen Totentanz.«

Motorisches Gedächtnis und Intellekt sind Mittel zur Eroberung der materiellen Welt. Aus praktischen Gründen haben sie die Intuition überwuchert. Aber diese ist darum nicht erloschen. Immer wieder flackert sie gleich einer Lampe auf, wenn ein innerstes Lebensinteresse ins Spiel kommt. Ganz und vollkommen wäre die Menschheit erst, wenn Intuition und Intellekt gleicherweise volle Entfaltung erreichten. Die Entwicklung dazu kann nur von der wahren Philosophie angebahnt und gefördert werden, die den Intellekt in die Intuition zurücknimmt. »Die Philosophie kann nur eine Anstrengung sein, die menschliche Bedingtheit zu überschreiten.« Mit einem Schwunge müssen wir uns über uns selbst emporheben. Deshalb ist es nötig, eine *neue Methode der Philosophie* zu schaffen, wodurch die Philosophie von den Wissenschaften des Verstandes abgesondert wird. Durch die *Philosophie der Intuition* gelangen die Menschen zur Freiheit und empfangen gesteigerte Kraft zum Tun und Leben. Bisher gab es stets nur wenige, die in große Entscheidungen und Taten und in große Werke ihre schöpferische Kraft und ihren ganzen Persönlichkeitsgehalt zu entladen imstande waren.

Bergsons System ist noch nicht abgeschlossen. Die Ausführung der Ethik, Soziologie, Ästhetik und Religionsphilosophie fehlt noch. Aber die vorliegenden Werke ermöglichen bereits ein gegründetes und abschließendes Urteil über diese Philosophie. Sie ist *nicht Wissenschaft*, was sie auch nicht sein will, sondern *Dichtung*, und zwar eine großzügige, die das Genie ihres Urhebers unzweifelhaft offenbart. Nicht eine Lösung der vorliegenden großen Probleme gibt Bergson, sondern nur eine Methode des Philosophierens, aber eine unhaltbare. Jede philosophische Methode, die sich von den durch die gesamte Wissenschaft erprobten Grundsätzen losmacht, führt ins Uferlose, wo nichts Feststehendes mehr ist. Der Begriff der Wahrheit muß da entschwinden, weil die Merkmale des Wahren und Falschen ausgelöscht sind. Jede unwissenschaftliche Methode stellt die tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf.

Der Grundfehler Bergsons ist seine falsche Auffassung von Intuition und Intellekt. Beide sieht er als »Vermögen« an, obwohl die psychologische Forschung längst mit der alten Vermögenshypothese aufgeräumt hat. Er vereinzelt und verselbständigt beide und kehrt ihr wirkliches Verhältnis einfach um. *Nicht die Intuition ist die höhere Tätigkeit, sondern der Intellekt*, weil dieser die spätere Entwicklungsstufe ist, was sich an der Entwicklung der Menschheit und des Einzellebens ohne weiteres feststellen läßt. Die Intuition ist ein Akt intensiver Phantasietätigkeit. Sie beruht auf schneller Verwebung von Vorstellungen, von denen eine in den beherrschenden Mittelpunkt des entstehenden geistigen Bildes tritt. Die Verwebung geschieht so schnell, daß der an schrittweises Fortschreiten gewöhnte Intellekt nicht zu folgen vermag. Sie findet statt, wenn wir in wichtigen Augenblicken unsers Lebens zu schneller Entscheidung genötigt sind, wenn wir ein größeres Werk konzipieren, oder wenn uns die tiefe Bedeutung eines Eindrucks blitzartig aufgeht. Die Verstandestätigkeit folgt nach. Wir geben uns durch verständige Überlegung Rechenschaft von dem, was sich unserm Inneren plötzlich entrang. Bergson sieht ein, daß die Intuition dem Denken vorangeht und vorarbeitet. Er erklärt ausdrücklich, daß sie der Psychologie ihr Objekt liefere. Er widerspricht sich also, wenn er sie als das eigentliche philosophische

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vermögen dem Verstande überordnet. Es ist auch falsch, die Intuition als vorwiegend theoretisch, den Verstand als hauptsächlich praktisch hinzustellen. Gerade umgekehrt verhält es sich!

Durch nichts bewiesen und darum ungerechtfertigt ist die Unterscheidung eines doppelten Gedächtnisses. Daß wir ein motorisches Gedächtnis besitzen, ist durch wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt. Aber wodurch ist es von den übrigen Erinnerungsleistungen unterschieden? Wir wissen, daß aus den ersten ziellosen Bewegungen des Säuglings seine ersten Erinnerungsbilder entstehen und die Grundlage seiner weiteren geistigen Entwicklung abgeben. Die innere Dauer, die unsrer psychologischen Einsicht offenliegt, wird von Bergson in einer unberechtigten Bedeutung verwendet. Sie ist ihm nicht nur das Hauptmerkmal der individuellen Entwicklung, sondern auch des Weltprozesses und zugleich der Mittelpunkt, von dem sein Denken ausgeht, und in den es immer wieder zurückkehrt. Und doch ist an diesem Begriff der Dauer nicht viel Neues. Die Philosophen haben stets zwischen einer leeren und einer erfüllten Zeit unterschieden. Es ist auch allgemein bekannt, daß wir in der Summe der Erlebnisse ein subjektives Zeitmaß haben, das uns freilich oftmals über die Länge einer Dauer täuscht. Jedenfalls aber ist die Dauer selbst nichts Schöpferisches, sondern sie enthält nur die Vorbedingungen des Schaffens.

Durch die Überwertigkeit des Begriffs der schöpferischen Dauer bricht der Dualismus in Bergsons Philosophie ein. Er will Monist sein, indem er alles auf Geist zurückzuführen sucht, einen Panpsychismus verkündigt. Er setzt die Materie zu etwas Untergeordnetem herab. Trotzdem ist seine Auffassung von Mensch und Welt gleicherweise dualistisch. Jede auf dem Grunde unsrer Naturerkenntnis aufgebaute Philosophie muß monistisch gerichtet sein, wenn es auch nicht gelingt, den letzten Wesensgrund der Welt aufzuzeigen. Bergsons Denken vollführt einen Salto mortale, indem es Mensch und Welt parallelisiert.

Er genießt einen ähnlichen Rauschzustand wie die großen deutschen Romantiker, namentlich Schelling und Hegel. Mit beiden und mit Leibniz, Schopenhauer und Fechner verbinden ihn gleiche Gedankenrichtungen, obwohl er im Aufbau seiner Lehre ganz selbständig ist. Diese Lehre steht ähnlich zu unsrer Zeit, wie Schellings Naturphilosophie zu der ihrigen stand. Sie bringt eine *scheinbare* Erlösung von dem, was die moderne Seele bedrückt, und von den scholastischen Spitzfindigkeiten, die heute noch in der Philosophie fortwuchern.

Das deutsche Volk ist über Schellings Naturphilosophie einst hinausgewachsen. Es hat den Pessimismus Schopenhauers und seiner Nachfolger überwunden. Es wird auch Bergson überwinden, nicht, weil er sich an ihm vergangen hat, sondern weil seine Lehre unhaltbar ist und dem deutschen Geistesleben keinen neuen wesentlichen Inhalt hinzufügen kann. Gewiß ist Bergson mancher tiefere und überraschende Blick in Leben und Welt geglückt. Seine Darstellung ist geistreich und schwungvoll. Aber aller Schwung nützt nichts, über die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit hinauszukommen. Noch nie hat einer auf seinen eignen Kopf steigen können. Auch Bergson ist das nicht gelungen. Wozu nach Unmöglichem trachten! Der Mensch von wahrer philosophischer Besonnenheit hat genug an dem, das menschlicher Erkenntnis zugänglich ist.

Jung

Jungsein — das ist so wild und schwer,
Jungsein — das tut so weh;
Die Rosen blühen viel zu rot,
Und die Sehnsucht steht weinend im Schnee.

Die Welt läuft stumpf die alte Bahn,
Jungsein — das ist wie ein Schrei.
Die Alten lächeln und gehn ihren Gang ...
Jungsein — oh, wär' es vorbei!

Helene Brauer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lossow & Kühne: Der Leipziger Hauptbahnhof. Nördliche Hälfte der Vorderansicht

Die Architektur im modernen Leipzig

Von Dr. Ludwig Weber (Leipzig)

Noch vor fünfzehn Jahren konnte man sich, wenn man durch Leipzig ging, des Eindrucks nicht erwehren, daß das sogenannte Pleiße-Athen eine jener Städte sei, in denen nie nach etwas anderm als nach Verdienst, nach äußeren Gütern getrachtet worden sei. Daß auch hier einmal ein kunstsinniges Bürgertum gewohnt habe oder gar noch wohne, das konnte sich der Fremde bei dem düsteren Eindruck, den diese Stadt machte, nicht recht vorstellen; und es ist begreiflich, daß an allem gezweifelt wurde, was Leipzig an künstlerischen Dingen bergen sollte. Es war die Zeit, in der die äußere Physiognomie Leipzigs allerdings einen trüben Eindruck machte; es war die Zeit, in der Leipzig unmittelbar vor dem Anbruch jenes glänzenden baulichen Aufschwunges stand, den es im letzten Jahrzehnt genommen hat. Leipzig war wie eine verbrauchte Wohnung, aber seine Insassen waren von der notwendigen Neugestaltung längst selbst überzeugt. Vielleicht hatte zur Umsetzung dieses Gefühls in die Tat nur der große äußere Anstoß gefehlt, der dann um die Wende des Jahrhunderts mit dem mächtig emporstrebenden neuen Rathause auch gegeben war. Die auf eine streng künstlerisch-persönliche Art umgebildeten Formen des romanischen und gotischen Stils und der Renaissance, wie der damalige Stadtbaumeister und jetzige Geheime Baurat Hugo Licht sie anwendete, ferner seine Einführung des jetzt in ganz Deutschland mit Vorliebe verwendeten Muschelkalksteins aus dem Maintal regten die Baulust mächtig an; und als man erst einige Geschäftshäuser in dem großzügigen Stil errichtet hatte, den Messel in Berlin mit der Vereinigung von Eisenkonstruktion und Steinarchitektur geschaffen, als man erst die Schönheiten kennengelernt hatte, die mit dem neuen Baumaterial von Eisenbeton sich erzielen lassen, da fiel denn eins nach dem andern der alten Häuser, so daß heute bereits eine stattliche Zahl jener Prachtbauten in Leipzig steht, deren fortschrittliche Architektur in gleichem Maße praktisch wie künstlerisch wertvoll ist.

Der Sinn für künstlerische Architektur, der schon in früheren Epochen die Leipziger Bürgerschaft zu besonderen Anstrengungen veranlaßt hatte, regt sich auch gegenwärtig wieder, und wie im 18. Jahrhundert, wie in den Zeiten der Renaissance und des gotischen Baustils, so entstehen auch jetzt wieder Prachtbauten, die den Stempel des künstlerischen Geschmacks ihrer Zeit deutlich genug an der Stirn tragen. Vor einiger Zeit ist an dieser Stelle von der Porträtmalerei ausführlich gesprochen worden, die im 18. Jahrhundert unter der Anregung des Dresdner Kunstschaffens so viel Wertvolles in Leipzig hervorgebracht hat. Die Prachtliebe Augusts des Starken hatte damals Dresden zu einem Kunstzentrum gemacht, das in Deutschland nicht seines-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hugo Licht: Das neue Leipziger Rathaus
Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz

gleichen hatte, und es ist begreiflich, daß diese Vorliebe für die bildenden Künste, die ja bei dem starken Drange nach äußerem Prunk nicht fehlen konnten, auch in dem reichen Leipzig ihren Widerschein fand. Die Geld- und die Geistesaristokratie kleideten sich nicht nur höfisch, es gehörte auch zum guten Ton jener Zeit, von sich selbst ein Bildnis im graziösen Rokokokostüm in seinem Salon zu haben, und es galt schließlich als selbstverständlich, daß der wohlhabende Mann auch in seinem eignen Hause wohnte, das die Formen des neuen Baustils trug, der damals in Leipzig noch der des späten Barocks war, und in den gerade eben die Formen des Rokokos sich zersetzend hineinzudrängen begannen.

Es war die Zeit, die insofern der unsern glich, als das meiste fiel, was frühere Epochen hervorgebracht hatten. Die wenigen Bauten aus der romanischen Zeit waren früher schon gefallen, jetzt galt es den Werken der Gotik und der Renaissance. Gewiß, was an monumentalen Bauten vorhanden war, wurde erhalten; die aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts stammende Nikolaikirche steht noch, desgleichen die Thomaskirche, von deren ursprünglichen Formen allerdings nichts mehr erhalten ist; im Thüringer Hof, der architektonisch bis auf die spätgotische Epoche zurückgeht, läßt man sich's heute noch wohlsein, und in der Paulinerkirche, dem letzten Rest einer alten Klosteranlage, kann man heute noch sein Gebet verrichten. Auch das 1556 von Hieronymus Lotter erbaute berühmte Alte Rathaus steht noch, und wie schon im 16. Jahrhundert, so ist auch heute noch das sogenannte Fürstenhaus (1558) eine Zierde der Grimmaischen Straße. Schließlich ist hier auch noch der Alten Börse Erwähnung zu tun, die aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1678) in unsre Kultur hineinragt und in ihrer ganzen Anlage schon jenen graziösen Einschlag zeigt, den etwa zwei Jahrzehnte später August der Starke von Pariser Vorbildern abguckte.

Wie zum Teil die eben genannten Bauten, so sind auch die meisten der im 18. Jahrhundert neu erstandenen auf alten Grund-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rissen, auf alten Fundamenten errichtet. Natürlich nur so weit, als man sie gebrauchen konnte, ohne den neu zu errichtenden Gebäuden Zwang anzutun. Denn was jetzt entstand, war ja nicht nur in den Formen des neuen Stils zu erbauen. Es galt vielmehr, einen neuen Typus von Gebäuden zu schaffen, jedenfalls einen Typ, der, wenn er überhaupt schon vorhanden war, bis dahin nur in nicht bedeutenden Anfängen bestand. Das 18. Jahrhundert hatte in Leipzig einen mächtigen Aufschwung der allgemeinen Geschäftslage gebracht. Große Höfe, große Lagerräume, starke Giebel mit Aufzügen waren nötig geworden, Stallungen und gedeckte Umgänge, die bei den großen Messen begreiflicherweise eine besondere Bedeutung bekamen. Jene großen, teils sehr schönen, an den Renaissancehof erinnernden Höfe mit umlaufenden Galerien entstanden, von denen einige heute noch als Perlen der Leipziger Baukunst des 18. Jahrhunderts gezeigt werden können. Aber nicht nur diese Höfe sind erhalten. Wer sehenden Auges durch die Straßen der alten Stadt geht, wird allerorten noch jene barocken Portale, Fensteraufsätze, Giebel, ja ganze Fassaden sehen, die einmal der Stolz der Leipziger Bürgerschaft gewesen sind. In der Katharinenstraße 31 steht heute noch der vom Architekten Fuchs 1701 bis 1704 errichtete Prachtbau, der den damaligen Bürgermeister Romanus sein ganzes Vermögen kostete; und im Brühl Nr. 27 ist noch eine Barockfassade erhalten, die heute noch den vollwertigen Sehenswürdigkeiten Leipzigs mit allem Rechte zugezählt wird. Es war eine Bauepoche, die mit Geschmack und Energie bei der Arbeit war, eine Epoche, die jenes von einem Kranz von Villen und blühenden Gärten umgebene Leipzig entstehen ließ, das am Ende des 18. Jahrhunderts das Entzücken des in Leipzig studierenden jungen Goethe werden konnte.

Aber auch diesem Abschnitt in der Entwicklung Leipzigs sollte sein Ende beschieden sein. Schon die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte das Ereignis, das die Vorbedingung für den Untergang dieses idyllischen Stadtbildes bilden sollte. Als in den dreißiger Jahren die Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden gebaut worden war, da wurden auch jene Gedanken geboren, die später bei den Bahnhöfen große Schuppen und Lagerhäuser entstehen ließen, die ihrerseits wieder die großen Höfe in der Stadt selbst überflüssig machten. Es ist die Entwicklung Leipzigs zur Großstadt, die das Leipzig des 18. Jahrhunderts zerstören mußte, und die heute jene Paläste bedingt, die ihrem Grundriß und ihrer äußeren architektonischen Ausstattung nach zum Besten gehören, was die Baukunst unsers zeitgenössischen Deutschlands hervorbringt,

Hugo Licht: Das neue Leipziger Rathaus. Ergänzungsbau mit Verbindungsbrücke und Brunnen beim Eingang zum Hauptgebäude

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

E. Franz Häusel: Specks Hof in Leipzig (Meßpalast). Fronten an der Reichsstraße und am Schuhmachergäßchen

von einer persönlichen Kunst sprechen kann. Ein Lenbach der Architektur, steht er zwischen den Architekten von heute und zwischen jenen, die die genannten Bauten älterer Stile errichtet haben, und sein neues Rathaus bildet ein künstlerisch wertvolles Übergangsglied von der Baukunst in früheren Stilarten zu der Baukunst, die der Ausdruck des Geistes unsrer Zeit ist. Und das ist sie so sehr wie irgendeiner der großen Stile, die wir kennen, denn sie ist so ganz und gar aus den Bedürfnissen unsrer Zeit herausgewachsen. Wie der griechische Tempel, wie die altchristliche und die romanische Basilika und wie der gotische Dom aus tiefgreifenden religiösen Empfindungen heraus geboren wurden, wie der Palast der Renaissance dem Kultus der großen Persönlichkeit sein Dasein verdankt, so entstand auch der Monumentalstil unsrer Zeit aus den Bedürfnissen, die die einschneidendsten unsrer geschäftigen Gegenwart sind. »Wir stehen im Zeichen des Verkehrs.« Keine Kunst unsrer Zeit paßt so sehr auf dieses, unsers Kaisers Wort wie die Baukunst, die, in ihrem eigentlichen Wesen betrachtet, eine Kunst ist, die dem Verkehr und dem Großkaufmann dienen will. Dem großen Geschäftsbetriebe in erster Linie will der Monumentalstil der Architektur unsrer Gegenwart förderlich sein, und die angestrebte Großräumigkeit sowie die völlige Auflösung der flächigen Mauer, um in erhöhtem Maße Licht und Luft in die Gebäude eintreten zu lassen, gehen konsequent genug auf die Notwendigkeiten hin, deren das große Geschäftshaus von heute in erster Linie bedarf. Nur das statische Element behält bei dieser Architektur sein Recht, und die nachdrückliche Betonung dieses Motivs bringt die bei der konsequenten Verwendung von Eisenbeton für die Ewigkeit gebaut scheinen und wohl nach zwei Jahrtausenden noch Zeugnis ablegen werden von dem hellen und praktischen Sinn des Geschlechts, das diese Bauten erstehen hieß.

Wie schon gesagt, leitete die Errichtung des neuen Rathauses die neue Bauepoche in Leipzig ein. Gewiß entstanden auch in den voraufgegangenen Jahrzehnten schon einige Prachtbauten, wie das Neue Theater, das Museum der bildenden Künste, das neue Gewandhaus, die Universitätsbibliothek, das Reichsgericht und die umgebaute neue Universität. Aber das sind Bauten, die bei aller Schönheit nur Abschriften ausgelebter alter Stile und als solche eben künstlerisch wertlos sind. Der Fortschritt setzte mit Hugo Lichts Prachtbau ein und gipfelt in dem der Vollendung entgegenreifenden neuen Bahnhof der Architekten Lossow und Kühne. Auch Licht wendete ja in seinem Neuen Rathause noch die Formen älterer Stile an, aber er hat doch jedes Motiv so selbständig durchgebildet, daß man in jeder Hinsicht bei ihm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsre Monumentalarchitektur von heute in engste Verwandtschaft mit dem griechischen Tempel und der gotischen Kirche.

Die Eisenkonstruktion in Verbindung mit der Steinarchitektur, deren Messel in Berlin sich noch bediente, kommen den statischen Prinzipien der neuen Bauart schon sehr entgegen. Mehr noch das Material des Betonbaues, das, fast wörtlich zu nehmen, die Gebäude wie aus einem Guß schafft. Dem Material paßt sich der bildnerische Schmuck an, und wo die Frührenaissance zum Beispiel eine elegante schlanke Girlande anbrachte, wo der Barock irgendein schwulstiges Ornament verwendete, da sitzt nun ein einfaches, ins Große gehendes Motiv, eine Maske oder ein lineares Schmuckwerk, das zugleich mit dem tragenden Element gegossen wurde. Die Architekturbildhauerei hat jetzt nicht mehr viel zu tun, wenigstens nicht mit dem Meißel, aber was die Technik des Betonbaues an bildnerischem Schmuck gibt, das trägt vielleicht mehr als bei den früher angewandten Materialien das Wesen der ins Große strebenden Architekturbildhauerei in sich.

E. Franz Häusel: Portal am sogenannten König-Albert-Bau in Leipzig. Am Markt

E. Franz Häusel: Specks Hof in Leipzig. Portal an der Reichsstraße

Wie der Platz für den Grundriß eines Gebäudes von ausschlaggebender Bedeutung ist, so ist es seinerseits das Material für die Bauart. Sowohl aus Gründen der Tragfähigkeit wie aus stilistisch-ästhetischen Gründen strebt das Material des Eisenbetonbaues ins Kolossale. Die Eisenkonstruktionen, die man damit in Verbindung bringt, ermöglichen größere Spannungen als die ältere, gemauerte Wölbung, und so liegt es denn auf der Hand, daß diese Bauart ihrem ganzen Wesen nach für das kleinere Haus nicht recht passen will. Im Palast, im großen Geschäfts- oder Messepalast, sieht dieser neue Baustil seine beste Aufgabe, und es fallen meisthin mehrere, oft viele der älteren Gebäude, um einem dieser Paläste Platz zu machen. Welch ein Segen in baulicher Hinsicht dieser neue Stil nun gerade für Leipzig ist, das erkennt man erst, wenn man hinter den Fassaden der älteren Häuser das jämmerlichste Fachwerk zum Vorschein kommen sieht. Man erkennt daran, wie schlecht in den älteren Teilen der inneren Stadt einmal gebaut wurde, und man fühlt sich der städtischen Bauverwaltung zu Dank verpflichtet, wenn man sieht, wie gründlich seit einem Jahrzehnt etwa mit diesen älteren baulichen Unzulänglichkeiten aufgeräumt wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schmidt & Johlige: Der Königsbau in Leipzig. Ecke Grimmaische Straße u. Goethestraße (Augustusplatz)

Es kann nun hier nicht auf jede der vielen Bauten näher eingegangen werden, die im Laufe der letzten Jahre in dem neuen Stil errichtet worden sind. Es kann auch nicht aller der Architekten gedacht werden, die mit einem vollen Verständnis für die Aufgabe und mit einem genauen Gefühl für den einzuhaltenden Charakter der neuen Architektur beim Werke waren. Wer aber die Petersstraße, die Heinstraße, die Katharinen- und Reichsstraße, die Nikolaistraße, den Brühl, die Grimmaische Straße, den Neumarkt, den Markt, die Gegend beim neuen Hauptbahnhof und den Promenadenring durchwandert, der wird schnell genug finden, was sie geschaffen haben, wird sehen, wie vortrefflich jener monumentale Charakter, jener ernste, stille, ins Große strebende Zug festgehalten wurde, der zwischen dem neuen Rathausbau und dem Völkerschlachtdenkmal liegt.

Die Aufgaben, die sich die Architekten stellten, waren recht verschieden. Am schwierigsten vielleicht bei der sogenannten Mädler-Passage, bei deren Schaffung es zugleich galt, Auerbachs Keller umzubauen, diese historische Stätte, die in ihren Hauptteilen, jedenfalls in ihren Fundamenten und in dem alten gotischen Gewölbesystem erhalten werden mußte. An der Fassade des neuen Mädlerbaues ist allerdings von den Teilen des alten Baues nichts mehr zu erkennen. Sie ist ganz nach den Grundsätzen unsrer Architektur von heute geschaffen, die nur noch die tragenden Elemente betont und im übrigen möglichst für den Eintritt von Licht und Luft sorgt. Daß bei den Fassaden dieses Stils immer wieder ein Ganzes erreicht wird, das auch als ästhetischer Gegenstand das Auge des Beschauers entzückt, das ist der Phantasie und dem fein durchgebildeten Proportionsgefühl unsrer Architekten gutzuschreiben. Nicht nur die Fassade des Kösserschen Mädlerbaues ist hier zu nennen. Die Fronten der prächtigen Eisenbetonbauten von E. Franz Häusel und die Stirnseiten einiger Gebäude der Architekten Lossow und Kühne kommen hier in erster Linie in Betracht. Ein Gebäude,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem sich das stilistische Prinzip des modernen Geschäftshauses in Eisenbeton in mustergültiger Weise ausspricht, ist der sogenannte »Specks Hof« (Abbild. S. 804), den E. F. Häusel zwischen Reichsstraße und Schuhmachergäßchen errichtet hat. Größe und Einfachheit sprechen als die beiden hauptsächlichsten künstlerischen Prinzipien aus diesem Werke, und schließlich ist eine vortreffliche Harmonie gefunden zwischen vertikaler und horizontaler Gliederung des Baues. Die beiden Galerien über dem Erdgeschoß und dem dritten Obergeschoß stehen in musterhafter Korrespondenz zueinander, die obere bereitet wirkungsvoll auf die beiden Dachgeschosse vor. Das König-Albert-Haus (Am Markt) desselben Architekten ist den räumlichen Verhältnissen entsprechend zierlicher und leichter, aber immer auch noch ästhetisch befriedigend, trotzdem bei der vertikalen Bindung der Fenster des Baues ein Zug ins Spielerische nicht zu verkennen ist. Der Verzicht auf die horizontale Gliederung ist ein Motiv, das übrigens auch bei dem an der Ecke Prager- und Waisenhausstraße zu Dresden von Häusel errichteten Residenzkaufhaus nicht zum Vorteil des äußeren Eindrucks des Baues durchgeführt ist.

Auch der sogenannte Königsbau (Abbildung S. 806), Ecke Grimmaische Straße und Goethestraße (am Augustusplatz), soll nicht unerwähnt bleiben. Er wird das Auge des Passanten eher auf sich lenken als eine der andern Bauten. Zunächst liegt er offener da, und dann fällt er auf durch das eigenartige Gemisch von modernen architektonischen Gedanken, einer pompösen Ordnung ionischer Säulen (die zwei Obergeschosse koppeln), und Motiven aus der deutschen Renaissance. Man mag nun im allgemeinen einer Vermengung der Stile mit Recht feindlich gegenüberstehen, hier wird man zugestehen müssen, daß eine wohltuende Harmonie des Ganzen erreicht ist, trotz der Verbindung so vieler Formen, die eigentlich einander widerstreben. Das Geheimnis der Harmonie ist hier in dem aus-

Weidenbach & Tschammer: Der neue Leipziger städtische Handelshof. Fassaden am Naschmarkt und an der Grimmaischen Straße. Vorn links die Ecke des alten Rathauses (1556/57) von Hieronymus Lotther

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lossow & Kühne: Verlagshaus von B. G. Teubner. Hauptfront an der Poststraße

gleichenden Element zu suchen, das durch die Umbildung des Einzelmotivs nach einem persönlichen Empfinden hin über das Gebäude als Ganzes ausgegossen ist. Jedenfalls ist der »Königsbau« eine Leistung, mit der die Architekten, die Kgl. Bauräte Schmidt und Johlige, die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf sich gelenkt haben.

Eine besondere Aufgabe fiel den Architekten Weidenbach und Tschammer bei der Errichtung des neuen städtischen Handelshofes zu (Abbild. S. 807). Hier galt es ja bei der Durchbildung des Grundrisses nicht nur der durch die umliegenden Stadtteile bedingten Eigenart der zur Verfügung stehenden Bodenfläche Rechnung zu tragen. Die mehrere Hunderte von kleineren Räumen, deren ein zeitgemäßer Meßpalast bedarf, fordern eine Vielzelligkeit, der in der Anlage von Gängen und Treppenhäusern sowie bei der Belichtung des Hauses mit besonderer Sorge gedacht werden muß. Nicht minder schwierig waren die Aufgaben für den Außenarchitekten. Zunächst galt es für die kürzere Hauptfront eine Form zu finden, die auch in der schmalen Grimmaischen Straße noch zur Geltung kommt, dann aber wollten besondere Gedanken gefunden sein für die lange Westfront, die zusammen mit dem schon genannten Lotterschen Alten Rathause und mit dem graziösen Bau der Alten Börse den altehrwürdigen Leipziger Naschmarkt einzuschließen hat. Auch hier haben sich die beiden Architekten dem Gegebenen vortrefflich angepaßt, haben sie in Form und Farbe eine künstlerische Lösung der schwierigen Aufgabe gefunden.

Von den Bauten der Architekten Lossow und Kühne sei zunächst das Verlagshaus von B. G. Teubner genannt (Abbildung S. 808). Nicht nur, weil es sich mit seiner reichgegliederten Stirnseite, mit Portikus und zurücktretendem drittem Obergeschoß als ein Werk der Phantasie und der praktischen Einfälle erweist, sondern weil hier auch in den Innenräumen, wie Bibliothek, Empfangsraum, Vorraum usw., eine Fülle von feinen raumkünstlerischen Gedanken zur Ausführung gekommen ist.

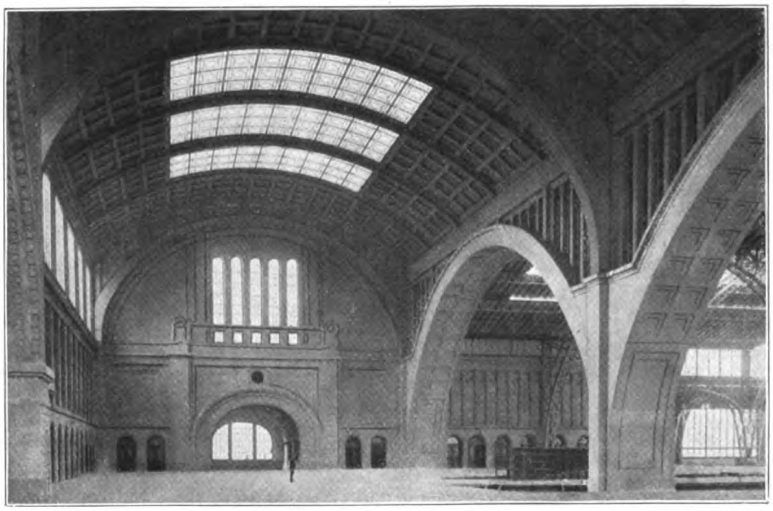
Das Hauptwerk freilich, das Leipzig von Lossow und Kühne erhalten wird, ist der Hauptbahnhof, der mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegengeht. Ganz anders stellte sich hier den Künstlern die Aufgabe als bei dem Geschäftshause. War da noch immer ein Zug nach dem Intimen möglich, so geht bei dem Hauptbahnhof be-

Lossow & Kühne: Der Leipziger Hauptbahnhof. Teil der Haupteingangshalle mit kassettiertem Tonnengewölbe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lossow & Kühne: Der Leipziger Hauptbahnhof. Haupteingang in der nördlichen Hälfte der Süd-Hauptfront

greiflicherweise alles ins Kolossale. Schon die Länge der Front von 298 Meter verlangt hier in jeder Einzelheit einen Zuschnitt aufs Außerordentliche, und die mächtig hervorspringenden beiden Mittelbauten sind schon nötig, um die Eintönigkeit wirkungsvoll zu unterbrechen, die eine Front in der angegebenen Länge bei einer weniger markanten Gliederung hervorrufen würde. Sie überragen den vier Stockwerk hohen Längsbau um ein Beträchtliches und erheben sich so zu jener kolossalen Höhe, in der auch die den sechs Einfahrtshallen vorgelagerte, 267 Meter lange Querhalle sich erhebt. Die



Lossow & Kühne: Der Leipziger Hauptbahnhof. Die den Bahnsteigen vorgelagerte Querhalle, nach Norden gesehen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paul Würzler-Klopsch, Leipzig: Haus des Geh. San.-Rats Prof. Dr. A. v. Strümpell in Leipzig

großartigen Überschneidungen, die sich bei einem Blick in die Spannungen des Eisengitterwerks dieser je 220 Meter langen und zwischen 41 bis 45 Meter breiten Zug-Einfahrtshallen ergeben, liegen zwar schon abseits der architektonisch-ästhetischen Aufgaben dieses Aufsatzes, seien aber ihrer ganz eigenartigen Schönheit halber doch erwähnt. Ein mächtiges Tonnengewölbe deckt die Querhalle ein, und ein mächtiges Tonnengewölbe mit kassettierter Decke schwebt auch über den Eingangshallen, die in den beiden schon erwähnten großen Mittelbauten liegen. An die besten Werke der Architektur gemahnen diese Hallen, so edel ist ihre Raumwirkung; und man wird an die herrlichen Proportionen des Pantheons in Rom erinnert, wenn man beim Eintritt in diesen Raum empfindet, wie leicht und luftig das kolossale Gewölbe in einer lichten Höhe bis zu 37 Meter über dem Raume schwebt.

Weidenbach & Tschammer: Wappen der Stadt am Neuen Handelshof in Leipzig

Neben den Monumentalbauten ist in Leipzig das Interesse für den Wohnungsbau nicht erlahmt. Allerdings kann dabei nicht verschwiegen werden, daß auf diesem Gebiete etwas Besonderes nur in vereinzelten Fällen erreicht ist. Das liebliche Leipzig um die Wende des 18. Jahrhunderts, das blühende Idyll, das den jungen Goethe so entzückte, ist von der Leipziger Einwohnerschaft nicht vergessen, und das Bestreben, soweit es heute noch möglich ist, aus Leipzig wieder eine Gartenstadt zu machen, ist nicht zu verkennen. Freilich sind die Schwierigkeiten groß, und ein Kranz von duftenden Gärten wie ehedem wird in der Zukunft nicht noch einmal Leipzig umschlingen. Dazu hat die Spekulation längst die Bodenpreise zu sehr in die Höhe getrieben, dazu ist Leipzig längst viel zu sehr in die Breite gewachsen. Immerhin hat man den Versuch gewagt, Leipzig wenigstens stellenweise

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Gartenkolonien zu umgeben, und man hat in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals mit der Gartenstadt »Marienbrunn« die Versuche begonnen. Sie sind nicht gerade fehlgeschlagen, wenn auch im Verzicht auf das freistehende Einfamilienhaus die geschlossene Häuserreihe für diese neue Anlage bevorzugt wurde. Gewiß, es ist durch kleine Gärtchen vor und hinter den Häusern etwas blühende Poesie in diese neue Anlage getragen worden, und auch mit rein architektonischen Mitteln wurde mancher Stimmungswert geschaffen, im großen und ganzen aber ist nichts erreicht worden, was nicht auch andre Städte vor Leipzig im Prinzip schon besessen hätten.

Glücklicher steht es um den Villenbau. In der Gegend um Gewandhaus und Reichsgericht, dem Viertel des vornehmen Wohnhauses, sind in den letzten Jahren einige Gebäude entstanden, in denen die Architekten mit viel Glück einen Baustil geschaffen haben, der aus dem Wesen des Biedermeiertums geboren wurde. Daneben steht einer der jüngeren Architekten, Paul Würzler-Klopsch (D. W.-B.), der sich besonders als Raumkünstler hervorgetan hat, der als Außenarchitekt neue Formen sucht und findet. Seine originellste Schöpfung ist vielleicht das Modellhaus von der Leipziger Baufach-Ausstellung, ein Landhaus, in dem thüringisch-hessische Motive geschmackvoll angewendet sind. In der Villa für den Universitätsprofessor und Geheimen Sanitätsrat Dr. von Strümpell hat er die Lösung gefunden für die Notwendigkeiten des Wohnhauses eines vornehmen Mannes, der zugleich ein großer Gelehrter ist und nicht nur in gesellschaftlicher Hinsicht zu repräsentieren hat. Das prächtige Herrenhaus des Gutes »Niederholz« in Liebertwolkwitz-Leipzig ist schon in seinem Äußeren gekennzeichnet als das Landhaus, das seinen Besitzer die schönen Sommerabende in der Mitte eines großen Parks genießen lassen will, das aber auch fest genug ist, seine Insassen gegen den strengsten Winter zu schützen.

Blickt man zurück, so ergibt sich, daß in Leipzig auf allen Gebieten des Bauwesens Wertvolles erzielt worden ist, daß aber, wie auch in andern deutschen Großstädten, der eigentliche Fortschritt, von Industrie und Handel verursacht, auf dem Gebiete des großen Geschäftspalastes liegt.

Märchen

Erzählt mir ein Märchen! Oh, die Welt ist kalt,
Ich friere, so wie Kinder, die verstoßen.
Wie ist sie hart, die große Welt der Großen!
Ich fliehe bang in den Zauberwald.

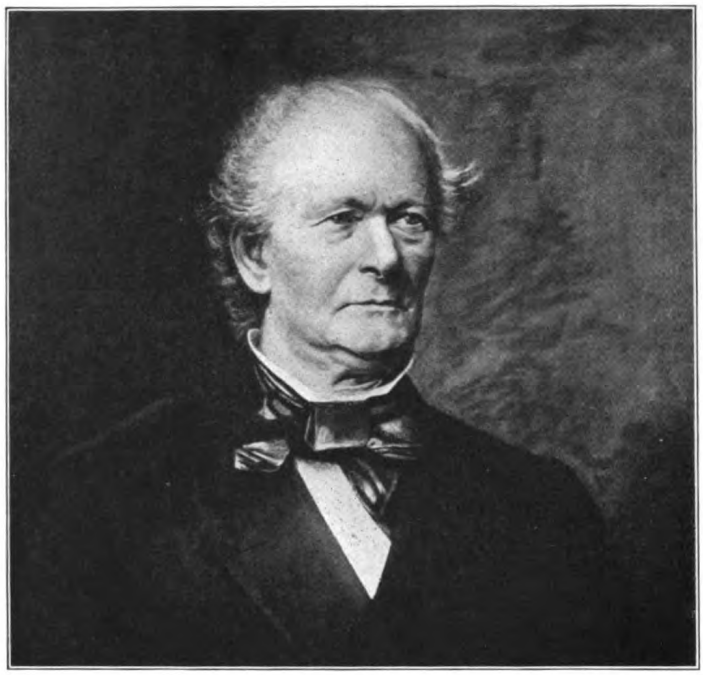
Sind da nicht Brünnlein, welche drohend locken:
»Wer aus mir trinkt, der wird ein Panthertier!«
Oh, welch ein arges Dürsten ist in mir,
Und dennoch flieh' ich weiter, sehr erschrocken.

Dann endlich trinke ich — und bin ein Reh
Und bin umstellt von hundert heißen Hunden,
Und meine Tränen schaffen einen See.

Ihn trübt das Blut aus meinen tiefen Wunden —
Kommt dann der Prinz? Und neigt sich licht die Fee?
Erzählt mir Märchen! Dunkel sind die Stunden!

Alma Johanna Koenig (Johannes Herdan)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Christian Friedrich Scherenberg

Christian Friedrich Scherenberg

Mit Proben aus seinem noch unveröffentlichten Nachlaß

Von Dr. Heinz Robert Ulich

Stolz und mit neuem Verständnis gedenken wir jetzt wiederum jener Dichter, die für deutsche Innerlichkeit und deutschen Kampfesmut begeisternde Worte gefunden haben. Darum scheint es an der Zeit, auf einen Sänger preußischen Kriegsruhmes hinzuweisen, dessen Schlachtenepos »Waterloo« einstmals staunendes Aufhorchen erregt hat, der aber seit Jahrzehnten nur noch von Wenigen gekannt und geschätzt wird: auf Christian Friedrich Scherenberg.

1798 wurde er zu Stettin geboren. Sein Vater war ein begüterter Kaufmann; die Mutter, eine geborene Couriol, entstammte der französisch-reformierten Gemeinde der Stadt. Die Jugend unsers Dichters war reich an Abwechslungen: Stettin wurde 1806 von den Franzosen belagert und besetzt; 1812 zogen die prunkend gerüsteten Soldaten der großen Armee durch Pommern nach Rußland hinein, matt und zerlumpt schlichen die Gottgeschlagenen zurück — und bald darauf lohte der Brand der Befreiungskriege hoch empor. Christian Friedrich, der in diesen Jahren von einem tüchtigen Landprediger erzogen worden war, kam nach kurzem Aufenthalt in einer Advokatenstube zu Stepenitz auf das Gymnasium seines Heimatortes. Dort glühte die Begeisterung der noch kaum beruhigten Zeiten in dem Knaben weiter; auf dem Trockenboden des Stadtmusikus Schmidt baute er mit seinen Freunden einige Bretter zusammen; und dann spielten sie Theater, spielten Schiller und Körner und brüllten dazu, daß es den Zuschauern angst und bange wurde. Der Schauspieler Fr. W. Porth hat uns in seinen noch unveröffentlichten Jugenderinne-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rungen all das treulich berichtet. Und eines Tags, im Februar 1818, flüchtete Scherenberg nach Berlin, um von dort den sehnlichst erwünschten Übergang zur Bühne nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Er erreichte von dem überraschten Vater die Erlaubnis, und nach anderthalbjähriger Vorbereitung erfüllte sich der Herzenswunsch des Sohnes: die beiden Magdeburger Bühnenleiter Fabrizius und Hostovsky, von denen Karl von Holtei in seinen Erinnerungen anschaulich berichtet, stellten den jungen Mann an ihrem Theater an.

Nun beginnt eine lange Zeit der Enttäuschungen und des Kummers: die künstlerischen Hoffnungen schlagen fehl, alle Versuche, sich und seine Familie als Kaufmann und Agent zu ernähren, mißglücken ebenfalls, bis Scherenberg im Jahre 1837 gezwungen ist, gegen seine Gattin die Scheidungsklage anzustrengen und zugleich vor der drängenden Schar unbefriedigter Gläubiger aus Magdeburg nach Berlin zu entweichen. Auch seine vielen künstlerischen Versuche werden von keinerlei Erfolg gekrönt; nur ein Libretto »Die Krone Attalons« kommt 1840 in der Vertonung von Julius Wunderlich auf die Magdeburger Bühne, jedoch kann sich die Oper nicht behaupten.

In Berlin nun, während dreier Jahre einsamer, scheuer Armut, zergliederte dieser bisher stürmend unruhige Charakter seine Erlebnisse durch grüblerische Arbeit voll Weltverachtung, Selbstanklage und Trotz. Aus dieser Zeit ist ein Tagebuch erhalten, dessen vergilbte Blätter ich nicht ohne das peinliche Gefühl gelesen habe, in ein fremdes Gefühlsleben schonungslos eingedrungen zu sein. So offen zeigten sich hier die aufgewühlten Tiefen einer um neue Innerlichkeit und Weltanschauung ringenden Persönlichkeit. Künstlerisch freilich waren diese starken Konflikte vorerst ohne greifbares Ergebnis. Sie bereiteten es jedoch vor und lockerten den Acker für neuen früchtereichen Ertrag.

Seit 1841 gewann endlich der Dichter die Bahn ins Leben zurück. Damals schloß er sich dem »Tunnel« an, einer literarischen Gesellschaft, die recht eigentlich die Resonanz für Scherenbergs nun anhebende männliche und realistisch-kühne Kunst hergab. In dieser Umgebung wurde er auch mit dem damaligen Assessor und späteren Justizminister Heinrich von Friedberg sowie mit dessen Gattin bekannt. Beider tiefes Verständnis für die Leiden des verbitterten Mannes, ihre Anteilnahme und Hilfsbereitschaft erquickten seine Seele tief und andauernd. Nur noch seine zweite Gattin Henriette geb. Henschler hat auf ihn einen ähnlich beglückenden und nachhaltigen Einfluß ausgeübt.

Um 1844 wurde nun Scherenberg auch auf die großen Schlachten der Befreiungskriege hingewiesen — künstlerische Stoffe, für deren Gestaltung er wie kein andrer geschaffen zu sein schien.

Denn über die weltfernen romantischen Themen seiner Jugendlyrik hatte er sich schon seit einigen Jahren zur wahrhaften Darstellung der Natur und des flutenden Lebens hinaufgearbeitet. Aber trotz der in dem Gedichtband von 1845 hervortretenden Liebe zum unverfälschten Genrebild hatte er sich die alte Neigung zum Überalltäglichen und Erhabenen bewahrt. Realistik und Pathetik verschmolz er nun 1846 in seinem ersten Schlachtenepos »Ligny«, das er während des Revolutionsjahres 1848 zu seinem bedeutendsten Werk »Waterloo« erweiterte. Dieses schildert voll mächtiger Leidenschaft in schwerschreitenden Jamben die Erhebung der Völker wider den zurückkehrenden Napoleon und dann die blutigen Kämpfe des 16. bis 18. Juni.

Alle konservativen Kreise waren begeistert, Friedrich Wilhelm IV. sparte nicht mit lobender Anerkennung, sogar berühmte Liberale wie Kinkel und Prutz würdigten »Waterloo« unvoreingenommen. Doch als umherreisende Rhetoren antiliberale Versammlungen benutzten, um durch den Vortrag des Werkes ihre Börse zu füllen, wurde seiner unbefangenen Aufnahme schwer geschadet, ja der Verfasser kam in den zweifelhaften Ruf, als »Reaktionspoet« im Dienste des Treubundes zu stehen. Und doch war selten jemand von dem freien Priesteramt der Kunst so durchdrungen wie Scherenberg! Auch war er ja gar nicht jener unbedingte, spezifisch preußische Konservative, als den man ihn damals ansah und noch heute einzuschätzen gewohnt ist. Denn es sagt zunächst noch nichts über die politische Stellung eines Künstlers, wenn er die Begeisterung und die Schmerzen kämpfender Massen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schöpferisch nachlebt. Gerade Scherenberg liebte es, die Geschichte von hoher Warte zu betrachten und sein Auge an den gewaltigen Höhen zu weiden, über die von Zeit zu Zeit die Bahn der Menschheit führt. Hoch über den Streit der Parteien hinweg klingen die im Gedenken an Napoleon gesprochenen Schlußworte des Gedichts:

Und heilig ist das Unglück.
Wenn Götter strafen, weine der Mensch und lerne!
Nicht Fabel ist es, nur — Vergangenheit,
Und was geschah, kann wiederum geschehn.

Also nicht »Ligny« und »Waterloo« oder die folgenden Schlachtenepen, sondern nur die in diesem Zusammenhang noch nie beachteten »Gedichte« von 1845 und vor allem der bisher noch ungedruckte aufschlußreiche literarische Nachlaß ermöglichen es uns, über Scherenbergs Stellung im Getriebe der Parteien zu urteilen.

Da ergibt sich denn eine für diese Zeit typische Haltung, die deshalb genauer besprochen werden soll, weil sie uns zugleich die politischen Ansichten Immermanns, Chamissos und mancher andrer, dem Tagesgeschrei fernbleibender Dichter jener Zeit erklärt oder doch erläutert.

Zunächst läßt sich in Scherenberg ein tiefgehender Widerwille gegen jede einseitige Stellungnahme aufweisen, den er besonders mit dem spottlustigen Aristokraten Franz von Gaudy gemeinsam hat. Da diesem an die romantische Ironie erinnernden Wesenszug das Bedürfnis nach universalem Verstehen zugrunde liegt, hebt er den Menschen von parteipolitischer Engigkeit hinweg zu unbefangener Objektivität. So zeigt sich auch unser Dichter keiner Partei eingeschworen, als jedesmal der, die seiner Ansicht nach den sittlichen Wert auf ihrer Seite hat. Deshalb verbrüdert er sich einerseits mit dem damaligen Liberalismus in allen Forderungen, die die Freiheit der Persönlichkeit, des politischen sowie geistigen Lebens und die Weiterentwicklung des unglückseligen deutschen Staatenbundes zum Bundesstaat betreffen. Er wehrt sich in einem Epigramm aus dem Nachlaß bissig gegen den Metternichschen Brauch, die Redefreiheit einer Nation zu unterdrücken:

Kein Mensch, so steht's schon über tausend Jahr geschrieben,
Soll wahrer als das Volk die Freiheit lieben.
Und doch versagt man jedes Wort ihm drum?
Ganz recht! Die wahre Liebe sei auch stumm.

In dem hervorragenden Gedicht »Die schwarzen Künste«, das durchaus an die Kampflyrik von Anastasius Grün, Prutz, Hoffmann von Fallersleben und deren Mitstreiter anklingt, bekämpft er auf dem Umwege über das Mittelalter die Hengstenbergische Staatskirche und den Feudalismus. Mit folgendem Kehrreim enden die beiden Teile der Parabel:

Wenn Großes kommt und Großes geht,
Der Heerschar'n Herr durch die Wetter weht,
Wer weiß es: wohin und von wannen?
Wir können die Geister nicht bannen.

Und in dem von Schillerscher Schwungkraft getriebenen Mahnruf »Das Fest des tausendjährigen Deutschlands« erhebt er Widerspruch gegen die Jubelfeier des Vertrages von Verdun, denn die deutsche Eiche habe sich in den zehn Jahrhunderten ihres Wachstums nicht zum »sturmhaltigen Riesen« zu entwickeln vermocht. »Der Stamm verkümmerte an seinen Schossen: ein Busch Eichbäumchen ward's — kein Baum.« Und kräftig stimmt er in das Einheitssehnen der Großdeutschen ein:

Wo weht das Reichspanier der deutschen Lande?
In Bruderschlachten vierzig Bannerlein!
Strittst wider dich mit Feinden im Verbande,
Gewannst den Fremden Ruhm, dir selber Schande,
Und kaufest Schmach mit Blut dir ein!

Im Ausland ward dein Taufbrief dir geschrieben,
Das Ausland war dein Götze stets und Held!
Drum sind wir Deutschen, trotz den deutschen Hieben,
Dreihundert Jahr in Vormundschaft geblieben,
Bemündelt von der ganzen Welt!

Wann wirst du, graues Land, einst mündig werden,
Da dir's in tausend Jahren nicht gelang?
Wann gehst du, bärt'ger Mann, allein auf Erden,
Der Legionen warf von seinen Herden,
Der schon als Kind die Keule schwang!

Einst sah dich, ritterlichen Jüngling, prangen
Voll Ehrfurcht dein Vasall, die Christenheit,
Italien, das schöne Weib, umfangen,
Da alle Künste eure Minne sangen —
Wie fern die Hohenstaufenzeit!

Seitdem, trotz Zwiespalt, Drangsal und Mißachtung,
Schrieb Archimedes Zirkel in den Sand.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Blitz durchzuckt des weisen Manns Umnachtung —
Er rafft sich auf — wird's Tat? Bleibt es Betrachtung?
Hat Gott den Strahl umsonst gesandt?
Noch ist zu feiern nichts und nichts gewonnen,
Bis Sachs' und Bayer, brüderlich entbrannt,
In einer deutschen Herrlichkeit sich sonnen;
Noch bleibt in Arme unser Strom zerronnen,
Kein Deutschland ward im deutschen Land.
Die Rinde löst, wachst Mark an Mark zusammen,
Ihr Zweige einer Wurzel, einer Erd'!
Frei über Nebeldunst und Irrlichtflammen,
Am Lichte wollt verwachsen und verstammen,
Dem Sturm zu stehn, von wo er fährt!

Weist somit Scherenberg Überzeugungen und Wünsche auf, die mit dem spezifisch preußischen Konservativismus jener Tage an sich wenig zu tun haben, so führen ihn doch anderseits gewisse Grundstimmungen seines Wesens auch von den liberalen Parteien hinweg.

Dem durch eine Periode des tiefsten Pessimismus hindurchgegangenen Manne eignete ein auch bei Immermann vorhandenes Mißtrauen in die Stetigkeit und Reife des politisierenden Volkswillens, das wohl die tiefste Kluft zwischen ihm und den Demokratischgesinnten bildete. Herwegh bekannte: »Die Stimme Gottes ist des Volkes Stimme«; Scherenberg schrieb die Satire »Zeit und Volk«, in der die Unfähigkeit des souveränen Demos, sich durch eigne Kraft zu lenken, launig verspottet wird.

Daneben lebte tief in dem Dichter die Abneigung gegen alles Sprunghafte, Übereilte, Erzwungene. Sie war wohl ebenso aus eignen bitteren Erfahrungen wie aus der großen Einsicht der Romantik hervorgegangen, daß wahrhafter Fortschritt nicht durch Stoßen und Zerren, sondern nur durch organische Entwicklung erreicht werden könne. Die Revolution erschien ihm daher als widersinnig.

Was ihn jedoch dem notwendigerweise zum Bruch mit der Tradition hindrängenden Liberalismus völlig entfremdete, war die Stärke seines royalistischen Gefühls. Er war trotz aller Abneigung gegen reaktionäre Kreise sicher, daß die Freiheit und Größe des Volkes nur im Einklang mit Königtum und Heer, nicht gegen sie zu erreichen sei; daß es daher trotz allen Enttäuschungen noch weiterhin versucht werden müßte, diese Mächte zu den mit Recht bestehenden neuzeitlichen Forderungen in ein freundlich-gedeihliches Verhältnis zu bringen. Inzwischen ging er ruhig den Weg weiter, den ihm sein geschichtlicher Sinn und sein künstlerisches Vermögen wiesen: über die politische Lyrik hinaus zur Darstellung der großen nationalen Kämpfe Deutschlands.

Und die geschichtliche Entwicklung gab ihm recht; gesteht doch sogar Robert Prutz bereits in den fünfziger Jahren zu, daß Scherenberg als einziger diejenige Macht verherrlicht habe, die allein ohne schweren Schaden durch die Revolution hindurchgegangen sei: das preußische Heer.

Begreiflicherweise gedachte dessen oberster Führer, Friedrich Wilhelm IV., nach der Beruhigung seines Landes gern des Waterloo-Dichters, dem schon der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., im März 1849 als Zeichen gemeinsamer Überzeugung seine »Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung« zugeschickt hatte. Und auch Scherenberg trat aus der Zurückhaltung heraus, die er bis zum Anfang der fünfziger Jahre aus verständlichen Gründen geübt hatte. Er widmete 1858 sein Epos »Abukir« dem Admiral Prinzen Adalbert und das 1868 entstandene »Hohenfriedberg« dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Freilich erfaßte auch der preußische Hof die Epen nicht rein als Ausdruck einer Künstlerpersönlichkeit, sondern mehr noch als nützliche Zeugnisse einer gesinnungstüchtigen Begabung. Doch wie konnte dies in jenen Jahrzehnten, da jede Meinungsäußerung politisch aufgefaßt wurde, anders sein? Vielleicht ist in diesem Zusammenhang ein bisher unbekanntes Schreiben der Königinwitwe Elisabeth aus Mentone vom 4. Februar 1869 lesenswert: »Wie ich stets Ihre Dichtungen als Erzeugnisse echt poetischen Talents und innersten Patriotismus vor allem nach der Richtung hin gewürdigt habe, daß Sie hervorragend dazu beigetragen, im Volke das Bewußtsein davon zu heben, daß die Macht und Stärke des Vaterlandes vornehmlich auf unserm in schwerer Zeit geschaffenen und auf den unveränderten Grundlagen fortgebildeten Heere beruht, so habe ich auch Ihr neuestes Epos ... sehr gern entgegengenommen ...«

Leider liegt das hervorragendste künstlerische Denkmal der Verbindung Scheren-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bergs mit dem preußischen Hofe, den Deutschen unbekannt, in den kaiserlich russischen Sammlungen zu Petersburg verborgen. Jedoch fand sich noch im Nachlaß der Entwurf jener umfangreichen Dichtung vor. Es ist der Text zu einem Erinnerungswerke, das die Hohenzollern 1854 der Kaiserin Charlotte von Rußland überreichten, einer geborenen Prinzessin von Preußen. Die auf das sorgsamste ausgefeilten Ottaverimen schildern als dichterische Beigabe zu fünf Aquarellen Wolfgang Menzels in ihrem Hauptteil das Turnierfest der Weißen Rose vom Jahre 1829. Um jedoch Namen und Sinn des Festes klarzulegen, erzählen die Eingangsstrophen, wie die Prinzessin Charlotte vor ihrer Verheiratung täglich mit einer weißen Rose das Grab ihrer Mutter, der Königin Luise, zu schmücken pflegte:

Doch als die Zeit, der Balsam aller Wunden,
Den heißen Schmerz zur Wehmut lind gekühlt,
Als Frühling kam und mit ihm jene Stunden,
Wo jedes Herz die alten Sonnen fühlt,
Da schlich wohl aus dem Saal der lauten Kerzen
Sich gern die erste Königstochter still,
So recht allein zu sein mit ihrem Herzen,
Das sprechen, aber doch nicht laut sein will.

Und wenn der Abendstern am Himmel glühte,
Am warmen Blicke, reich auf feuchter Au,
Die weiße Rose, ihre Liebe, blühte,
Dann brach sie ihre Liebe, reich an Tau.
Und wo der Winde klagendes Geflüster
Durchs weinende Gezweig der Weiden geht,
Gehüllt in Trauermantel, stumm und düster,
Wie großes Leid, die hohe Tanne steht,

Da streifte sie vorbei am web'nden Flore,
Trat durch die hohen regungslosen Reih'n
Mit ihrer Blume durch die eh'rnen Tore
Ins stille Haus der Mutterruhe ein,
Wo fort aus allem Sturm der wilden Tage
Gebettet Liebe die Geliebte hin,
Wo süß sie schlummert auf dem Sarkophage,
So marmorweiß, die schöne Königin.

Und drüber beugt sich hin die Mutterlose,
Legt nieder warm auf das entschlafne Herz
Mit ihren Tränen ihre tauige Rose
Und schmückt mit ihrer Liebe ihren Schmerz.
Und Schmerz und Liebe heiligt ihr die Blume,
Und schmückt sie sich, ist Schmuck die Rose nur.
Und traulich heißt nach ihrem Heiligtume
Das Vaterherz sie seine Blancheflur.

War die Freude an dieser Gelegenheitsdichtung nur einem kleinen Kreise vorbehalten, so war es ihrem Schöpfer später vergönnt, an einem Ehrentage des Deutschen Reiches dem Fühlen vieler Tausende Ausdruck zu geben. Die Stadt Berlin forderte den stillen Poeten auf, das Begrüßungsgedicht für den am 16. Juni 1871 siegreich heimkehrenden Kaiser Wilhelm zu verfassen. Diese Verse sind fast ganz vergessen und werden doch in diesen Tagen gewiß gern von neuem gelesen werden:

Heil Kaiser Wilhelm dir im Siegeskranze!
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt,
Heim führst du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

Nun grüßt der Jubel dich von Millionen
Aus deutscher Brust in Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimatspulse fort.
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
Bringst du die Palme uns als Friedenshort.
Oh, daß ihr Schatten dich noch lange labe,
Dein Sämanns-Mühen reiche Ernte habe!

Als Scherenberg diese Zeilen niederschrieb, im Alter von 73 Jahren, war er bereits der Aufmerksamkeit des deutschen Volkes entfremdet. Es hatte sein Schaffen zu sehr als Parteidichtung, aber zu wenig als nationale Poesie aufgefaßt und sie daher bald aus dem Gedächtnis verloren, nachdem der Schritt der Geschichte in neue Bahnen eingelenkt war. Auch wiederholte Scherenberg sein »Waterloo« zu oft in schwächeren Leistungen, als daß er neben der das Feld erobernden Prosa eines Keller, Storm, Freytag und Spielhagen die alte Stellung hätte behaupten können.

Und dennoch waren, wie aus den vielen Altersbriefen des erst 1881 in Zehlendorf verstorbenen Dichters hervorgeht, seine letzten Jahre von stiller Zufriedenheit getragen. Denn zwei Hoffnungen hatten sich erfüllt, die ihm in der Mitte seines Lebens kaum erreichbar geschienen hatten: ihm selbst war das Glück ruhigen Schaffens und Denkens zuteil geworden, und sein Vaterland war durch Sturm und Streit hindurch gediehen zu einem einigen und mächtigen Deutschland.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Otto H. Engel: Friesische Braut

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Ring des Lebendigen

Novelle von Adele Gerhard

Dem Gedächtnis der jungen Kriegsfreiwilligen,
die in Flandern fielen

Hand in Hand wanderte ein junges Paar den schmalen Weg zu dem Dörfchen in der Talsenkung von der Höhe hinab. Den welligen Wiesenrand entlang, längs den weiten grünen Matten, überstreut von weißen Blütensträußen heißduftenden Holunders, ging die schaukelnd heitere Reise. Lose ineinander ruhten die Finger der beiden und regten sich doch zueinander wie in flüsternd vertrauter Zwiesprach. Da war Bien' und sich neigende Ginster, bebende Blüte und tanzender Schmetterling in dem hohen Gras ringsum. In der schwarzen Erde noch eine leise Feuchte, und doch schon wieder der Sonnenhauch frischer Wärme in der dufttrunkenen Frühluft. Das Mädchen mit dem üppigen fahlbraunen Haar und den strengen Zügen, dem ein flacher Strohhut mit flatterndem Sammetband am Arme hing, war ein wenig größer und stärker als der schlanke Begleiter mit dem feingezeichneten Vogelkopf. Oben auf der Höhe an dem kleinen Erholungsort trieb die Julisonne ihr Wesen auf den breiten Kastanien des Frühstücksplatzes und streichelte über das dunkelschattende, haariggrüne Blattdach.

»Das ist ein Sommer!« Der Bankdirektor wandte sich zum Nachbartisch an die umfangreiche Dame in dem breiten Korbsessel. »Ein Sommer des Übermuts. Ein Sommer, der nicht weiß, was er will! Vorgestern der Bahndamm fortgerissen durch die Überschwemmung, und heute so warm, daß man sich noch um zehn Uhr früh am liebsten gar nicht rühren möchte ... Ihre jungen Leute haben Sie aber doch verlassen?« Er machte eine Handbewegung zu dem wandernden Paar.

»Mein Neffe will seiner Braut das Dorf zeigen. Ich bin da nicht nötig, Herr Burgeson —« Sie sagte es mit Humor und Entsagung.

»Ein liebenswürdiger junger Mann, der Herr Neffe.« Burgeson legte die Zeitung beiseite. »Sehr sympathisch. Hochschullehrer in Berlin, nicht wahr?«

Die Geheimrätin nickte. »Aber jetzt sollen sich beide ein wenig ausruhen. In vier Wochen wird schon Hochzeit sein ... Darum sind sie zu meiner Erholung hier, Herr Burgeson,« fügte sie mit freundlichem Spott hinzu.

»Der Herr Neffe ist ein wenig zart?«

»Ein Herzleiden, nicht eben gefährlich, aber doch immer zu beachten.«

In der Ecke des Frühstücksplatzes ward es lebendig. Ein paar junge Österreicher, die erst gestern zur Kur angekommen waren, tauschten wenig achtungsvolle Bemerkungen über den Morgenkaffee in diesem »bayrischen Nest«. »Beinahe Norddeutschland. Und das einzige hübsche Mädel hier ist auch ganz Norden.«

»Doch nicht etwa Berlin?«

»Eher würde ich sie nach Schweden hindenken. Übrigens ist sie schon verlobt. Dort geht sie in den Wiesen.«

»Da sehen Sie, welche Aufmerksamkeit Ihr Fräulein Nichte erregt,« sagte der Bankdirektor verlegen zu der Geheimrätin. »Sie ist wohl auch Waise wie Ihr Neffe?«

»Ja, unsre Traut ist bei ihrem Onkel auferzogen worden. Aber nun ist es Zeit, nach dem Bad Umschau zu halten.« —

Die beiden waren inzwischen außer Sehweite und tief in die Wiesen getaucht.

Traut stand still und sah um sich in die blumige Fülle. »Kann man sich denken, Reiner, wie es noch vorgestern wütete! Und erst im vorigen Monat, als in Paris die Menschen versanken! Wie die Erde jetzt leuchtet!«

»Es ist ein rechter Sommer der Gewaltsamkeit, der Üppigkeit und zugleich der Unfälle,« sagte Storzing mit seiner weichen, singenden Stimme. »Ein heftiger, ein unbürgerlicher Sommer ...«

Eine sanfte Bewunderung war bei seinen Worten in Trauts ernstem Gesicht mit den geraden, weit auseinandergezeichneten Brauen.

Reiner hatte ihre Hand genommen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blickte mit einer religiösen Andacht in ihre Züge. »Ja, Traut, jetzt darf ich solche Dinge plaudern. Früher fürchtete ich mich fast vor dem ein wenig verspielten Formen und Biegen. Lauter Gäßchen und Sträßchen sah ich und niemals die Straße. Nun weiß ich, daß ich den Weg und die Straße treffen werde — seit ich die Traut gefunden habe!«

»Ich habe dir doch nichts Neues gegeben.«

»Und wenn es nun die Kraft zu dem Alten ist? Du hast die Gerte in deiner zuckenden Hand: hier rauscht ein Quell ...«

Er hatte die Finger um das Gelenk des Mädchens geschlossen, und sie überließ sich stumm seiner Führung.

»Morgen zeige ich dir den Prentenwald, das Seltsamste und Unheimlichste in dieser Moorecke. Jetzt gehen wir ins Dorf. Wie oft habe ich da im vorigen Sommer einsam gesessen — bis dann deine Briefe kamen, Traut!«

Eine dunkle Röte überzog ihre reine, frohe Stirn. »Wie habe ich erst um dich werben müssen!«

»Du um mich! ... Doch da sind wir schon am Tischlerhaus. Dort sitzt mein alter Freund an der Hobelbank, und der daneben im Winkel hockt, ist der bald hundertjährige Vater.« Reiner nickte durch das kleine, von buntblauen Glyzinien umbuschte Fenster.

Man hörte einen Ruf der Überraschung. Dann stießen starke braune Finger die morsche Holztür auf. »Herr Doktor! Wir dachten schon, in diesem Jahr kämen Sie gar nicht! Sicher hat die Überschwemmung Sie aufgehalten?«

»Ja, Musche, in den letzten Tagen. Und ist man erst in Amt und Würden, so muß man die Universitätsferien abwarten. Aber ich habe dafür jemand mitgebracht. Wißt Ihr noch, wie Ihr im vorigen Sommer fragtet, an wen ich nur die vielen Briefe schriebe? ... In vier Wochen ist Hochzeit!«

Traut war nähergekommen und reichte dem Tischler die Hand. »Grüß Gott!«

»Herrgott, das schöne Fräulein! Das hat der Herr Doktor aber gut gemacht.«

»Das meine ich auch. Und nun soll dein Vater sie sehen.«

Die breite Stirn des Tischlers zog sich zusammen. »Mit dem Vater ist's nichts Rechtes mehr, Herr Doktor. Er ist den Winter ganz zusammengefallen. Zweiundneunzig ist wohl auch ein Alter. Aber wenn Ihr mit dem Fräulein zu ihm eintreten wollt —« Er öffnete die Tür.

In der Ecke des kleinen Holzhauses kauerte der Alte. Die Füße auf einer niedrigen Bank, hatte er die Knie dicht an sich gezogen. In dünnen weißen Strähnen hing das Haar um den merkwürdigen Kopf. Schwere Runzeln waren in das pergamenthaft gelbe Gesicht geschnitten. Wie ein erstarrtes Gehäuse aus ferner Vorzeit wirkte er.

Als der Sohn ihn anrief, blickte er durch die Hornbrille mit den wasserhellen Augen starr auf Reiner. »Ihr kommt spät,« murmelte er.

»Die Überschwemmung hat den Doktor gestern aufgehalten, Vater. Ihr wißt doch, der Bahndamm ist entzweigerissen.«

Der Alte nickte. »Die Überschwemmung —« Sein Kopf senkte sich wieder tiefer. Mit einem Male hob er langsam, schwer die knochige Hand. »Der Bahndamm — die Überschwemmung — Die Natur will etwas Böses! Etwas Ungeheures!« Seine Stimme war hohl. Einen Augenblick sah er Reiner noch groß und gespenstig an, im nächsten war er schon wieder in sich zusammengesunken. Das magere Kinn hing fast bis auf die Knie.

Der Tischler führte die beiden hinaus. »Ich fürchte, es wird bald mit ihm zu Ende gehen,« sagte er draußen. Er sprach es mehr ergeben als betrübt. »Manchmal ist er ja noch viel gescheiter als früher, und dann ist er wieder für Stunden wie weg, stiert nur so vor sich hin.«

Reiner hatte den Arm um Trauts Schulter gelegt. »Wenn man ihm glaubte, stände der Zeiger der Zeit auf Sturm. Und wir wollen doch Hochzeit machen im blühenden Sommer, Musche.«

»Mit dem Sturm hat's gute Weile,« sagte der Tischler bedächtig, »der Vater hat ihn leider im Kopf —«

Reiner reichte Musche die Hand zum Abschied und schlug mit Traut den Weg in die Felder ein. Die Sonne war höher gestiegen und warf eine starke, schwere Glut auf die blühende, atmende Welt.

»Also du hast um mich werben müssen? Als ob ich dich nicht ergriffen hätte, wie ich noch niemals etwas ergriff! Lahm, taub, Erbe von tausend und aber tausend Müdig-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keiten, wie du bist — hier ist die Kraft, klang es in mir.«

»Aber im Anfang — weißt du nicht?«

Er sann nach. Ja, im Anfang war er an ihr vorübergegangen, hatte mancher Hörerin in seinem Kolleg sich eher genähert. Es war, als ob er unbewußt in bequemere Gefühlsregionen tauchen wollte.

»Damals warst du doch auch nur so ein bißchen verliebt,« meinte er leichthin.

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. Als ob er nicht gewußt hätte, daß sie stets alles aus einer letzten Tiefe gab.

»Und dann glaubte ich ja zuerst, du seiest mit Mark verlobt. Als ich ihn immer neben dir auf der Universität sah.«

»Der Bub!« Eine heitere Ruhe war in ihrer Stimme. »Er ist wohl drei Jahre jünger als ich.« Gleich darauf wurde ihr Gesicht warm von einer frohen, geschwisterlichen Sehnsucht. »Wo steckt er nur? Seit er da im Erzgebirge herumstreicht, hat er mir noch keine Zeile geschrieben.«

Auf der Höhe zogen Pferde die Mähmaschine durch die rauschende Wiese. Die braunen Leiber der Tiere tauchten auf über der buntblumigen Flut. Mächtige Grasbündel waren in ihre Mäuler gestopft, wie sie die Köpfe jetzt steil gegen den Himmel richteten.

Reiner verlor sich in Trauts Züge, wie sie vertieft das sommerliche Wirken um sich beobachtete.

Im Nahen und in der Ferne sah man hohe Haufen zusammengeschobenen Heues. Dazwischen bewegten sich blaue und rote Jacken, die Gestalten der Mäher, in der lichten, sommerlichen Helligkeit. Reiner wies mit der schlanken Hand in die weite, offene Landschaft. »Das ist der Sommer, der wunderbare, der ganze Sommer — so ein Sommer, wie du ihn mir bereiten wirst, meine Traut.«

Am Abend saßen sie mit der Tante auf der Höhe in einer einsamen Birkenallee. In der Ferne küßte die Sonne rot und überflammend die Landschaft. Überall sah man weiße Sträuße heißduftenden Holunders verstreut. Still und gelassen ging der Abend seine Straße. Ein paar Vögel flogen über die grünen weiten Wiesen.

»Wenn der Mond das nächste Mal wieder voll ist, ist Hochzeit,« sagte Reiner langsam.

»Und danach soll gleich gearbeitet werden?« fragte die Geheimrätin.

Traut sah sie ernsthaft an. »Aber Tante, ich bin so froh, daß ich ihm endlich helfen kann.«

»Ihr seid schon zweie!« Die alte Dame glättete ihr Kleid. »Übrigens, während ihr in den Wiesen philosophiertet, hatten wir hier das reine Theater. Der Herr Burgeson hatte eine Depesche bekommen, die er zusammenknäulte und dann immer wieder hervornahm. Er sei froh, wenn wir erst heil in den Herbst hineingekommen seien, meinte er.«

»Die Börse steckt dem Manne wohl im Kopf,« warf Reiner hin.

Er hatte Trauts Finger fest umschlossen. Es war jetzt ganz dunkel geworden. Die schlanken Stämme der Birken glänzten phosphorartig, in bleicher, traumhafter Unwirklichkeit dehnten sich die Wiesen. Hin und wieder schwebte langsam ein Leuchtkäfer durch die warme Nacht. Visionenhaft hob sich der winzige glitzernde Husch, neigte sich, beugte sich, tanzte und ertrank wieder in der Finsternis.

Reiner und Traut hielten sich an den Händen. »Die Welt ist seltsam,« sagte das Mädchen leise. Ein Lauschen war in ihren großen Augen.

Den nächsten Nachmittag führte Reiner Traut den einsamen Weg zum Prentenwald. Sie las ihm einen Brief vor, den sie soeben von Mark erhalten hatte. Der Vetter und seine Eltern würden natürlich zur Hochzeit kommen. »Man kann schwer denken, daß das Jungfer Bäschen wirklich schon aufgeboten ist. Soll's beim 21. August bleiben?«

»Weißt du, daß Mark dir ein wenig ähnlich sieht?« meinte Reiner.

»Ein wenig? Wir wurden fast immer für Geschwister gehalten. Nur du in deiner Eifersucht —«

»Ja, aber er ist doch ganz anders. Ihm fehlte d a s« — Reiner deutete leicht auf Trauts Stirn — »das Geheimnis in der Klarheit.«

Sie faltete das Blatt langsam zusammen und sagte mit einem strahlenden Lächeln: »Beim 21. August bleiben ...«

Als sie ein Stück zwischen den Torfhüttchen über das stille flache Land gegangen waren, hörten sie Stimmen. Nach einiger

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit erkannten sie die beiden Österreicher. Der Ältere hielt ein großes Schreiben mit amtlichem Stempel in der Hand. Beim Vorbeischreiten zogen sie den Hut, aber ihre Augen gingen, während sie erregt weitersprachen, gleichgültig und wie abwesend über die beiden.

Reiners Stirn umwölkte sich. »Dann sieht es doch wohl ernsthafter aus.«

Traut blickte ihn fragend an.

»Nun, mit der österreichischen Note an Serbien! Es scheint, sie haben Einberufungsorder erhalten.«

Bei Trauts betroffenem Ausdruck änderte er den Ton. »Ach, wer weiß, ob ich richtig verstand! Man soll so im Vorbeigehen nicht Brocken auflesen ... Siehst du dort das langhingestreckte Gebüsch, Traut? Das ist schon der Prentenwald, und dicht daneben breitet sich der Moorboden. Du wirst glauben, es sei Magie, wenn du über ihn schreitest.« Er faßte Traut unter den Arm und zog sie schnell zu der Moorwiese.

Langsam, behutsam trat sie auf die weiche, gummiartige Erde. Rote Moospflänzchen und Enzianlaub wucherten unten, da und dort wehten ein paar zerzauste weiße Flausblumen. Es hob und senkte sich seltsam unter ihrem zaubernden Fuß.

»Wie eigentümlich!« sagte sie schwer.

Ihre Augen gingen wie träumend über den unbegrenzten, wie endlosen Raum, über die sumpfige, dunkle, wogende, weichende Fläche. Es war ihr bei dem merkwürdigen Bild, als hinge etwas Schweres, Grausenhaftes am Horizont, als schaue sie in weitem Umkreis Reiter, Gesichte.

»Nun, Traut?«

Sie schauerte zusammen. »Nein, Lieber, wir wollen nicht bleiben, wir wollen in die Wiesen zurück — ja?« Sie sah seinen erstaunten Blick. »Es wird so finster in mir, so stumm. Als ob der Atem mir stocke.«

Wie Reiner sie sanft heimwärtsführte, sagte er: »Ich hätte es mir denken sollen, daß du lieber die offene, halmige Wiese magst.« Er blickte sie verloren an. »Du Mensch mit der Nähe und der Ferne in dir, du Traumessichere am hellen Tag! Ich würde mich von dir an Schlucht und Abhang des Lebens führen lassen, Traut.«

Es dunkelte bereits, während sie heimwärtsgingen. Als sie die Höhe des kleinen Erholungsortes erreichten, bemerkten sie unter den Kastanien ein fremdes und hastiges Leben. Die Gäste standen in unruhigen Gruppen zusammen. Neben dem mit hohen Koffern bedeckten Omnibus warteten die Österreicher. »Das dürfte wohl die letzte Alpenblume sein, die ich in diesem Sommer pflückte,« sagte der eine gedämpft und befestigte eine Enzianknospe an seinem Knopfloch.

Im Hausflur war Burgeson mit dem Wirt in erregtem Gespräch. Der blonde Gastwirt mit dem mächtigen Bart bot alles auf, ihn zu beruhigen. »Aber denken S' doch, ehe das Telephon auf der Strecke heute frei ist!«

»Ja, man sollte eben nicht in solch abgelegenes Nest gehen, wenn die Welt brennt.« Der Bankdirektor trommelte nervös an der Scheibe des Telephonhäuschens.

Neben dem breiten Tor, wo eben die kleine Laterne angezündet ward, leuchtete ein weißes kaltes Stück Papier. Ein Telegramm.

Klammernd schlossen sich die Hände der beiden ineinander, als sie in der dämmernden Dunkelheit standen und spähten und spähten und lasen und wieder lasen. War es möglich, daß an diesem Horizont, hinter dem sich eben die friedliche Sonne des Gebirges senkte, morgen vielleicht schon ein Furchtbares als Gewißheit aufstehen würde?

Räder kreischten auf dem Kies. Der alte gelbe Omnibus drehte schwerfällig und rappelte dem Bahnhof zu. Undeutlich sah man durch das kleine Wagenfenster die beiden Österreicher. Ein schwerer Ernst war in den jungen, frischen Gesichtern. —

Groß und hart stieß das Furchtbare sich Reiner und Traut entgegen, als sie in der nächsten Sonntagsfrühe die Treppe hinabstiegen. Vorn im breiten Torweg ein Haufe flatternder, haltloser Menschen um ein neues glänzendes Blatt.

»Traut,« sagte Reiner, als sie durch die Wiesen ins Dorf zum Posthaus schritten, »ist es nicht, als seien Mauern gefallen? Als lausche und schaue man durch unendliche Räume? Ein Beben geht durch die heimatliche Erde.«

Am Tischlerhaus, wo die Julisonne sich strahlend umhertummelte, waren die abgeblaßten grünen Läden geschlossen. Wie sie herankamen, trat Musche mit verweinten Augen heraus. »Ach, Herr Doktor, mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Vater ist's auch eben zu Ende gegangen. Wie lange ist's her, daß Sie mit dem Fräulein bei uns drinnen standen und wir nichts von all dem Bösen dachten ... Gerade vor einer Stunde, als die Nachricht kam, ist er gestorben. Wie der Jürgen vom Nachbar die Tür aufreißt und es mir zuschreit: ‚Die Russen — ja, die Russen wollen's doch!', da hebt er sich vom Stuhl so in die Höhe, greift noch ein paarmal wie wild in die Luft: ‚Da hoabt ihr's, da hoabt ihr's!', und vorbei war's.«

Auf der Dorfstraße drängten sich die Leute in Gruppen. Niemand achtete viel der geschlossenen Läden an dem kleinen Hause — man hatte andre Sorgen.

Traut glaubte die knochige Hand des Alten sich emporheben zu sehen. »Etwas Böses!« Das Ungeheure, das er ahnend aus sich hatte sprechen hören, stieß ihn in die Vernichtung, löschte sein Licht, dies flakkernde, schwache, müde Licht. — Was bedeutete heute sein Tod — der Tod eines alten Mannes!

Am nächsten Abend standen sie am Bahnhof in der großen Stadt. Da stauten sich die Menschen, in qualmige Haufen geballt, mit Mienen und Gebärden, als sei etwas in ihnen geborsten; Ruhe, Sicherheit, Gleichmaß schienen zerstoben. Die Kreatur schrie auf. In all den Tausenden das gleiche Schüttern.

Über den Schultern hing noch da und dort Rucksack und Bergstock, und etwas von heiterer Höhenluft schwebte um braune Gesichter. Aber diese Gesichter waren verzerrt, zerstört. Man hörte Elemente gegeneinander heulen.

Arm in Arm gingen die beiden über die Bahngleise und suchten den Zug, der sie in die nordische Heimat bringen sollte. Wie sie in der sinkenden Dunkelheit über die nächtlichen-Felder hinrasten, fragten sie sich bebend, ob es möglich sei, daß diese Erde, die wunderbare, herrliche, voll reifenden Korns, voll weiter grünender Wiesen, Blut des Menschen trinken sollte.

Noch war kein schmerzhaftes Fragen in ihnen erwacht, ob da auch ein Trümmerhaufe ihres eignen Glückes läge. Doch bald schon lernten sie spüren, daß Dinge und Begriffe ihre Seele und ihr Angesicht gewandelt hatten. Die Stunde des Einzelnen war gewesen.

Reiner und Traut standen in der blauen schweren Augustluft vor dem Altan des Schlosses. Kaiserworte drangen hinaus zu einem stumm und heiß harrenden Volksgebilde. Und wie unter gleichsam gemeinsamen tiefen Atemzügen die Brust der Unzähligen sich in einer einigen befreiten Kraft hob, fühlten beide erzitternd, daß in diesen Tagen ein neues Volksempfinden geboren war. Nicht ein Heer zog aus, ein Volk rüstete sich, Heimat und Grenzen zu schützen. Nicht der kräftige und fähige Soldat, nein, der Arm eines jeden, auch des nie zum Heeresdienst Tauglichen wie Reiner, suchte heute mit nachtwandlerisch sicherem Griff die Waffe. Ein Glied einer fest ineinander verzahnten Kette.

Wohl lagen die Hände der beiden noch ineinander, doch es war nur ein geistiges Band. Ein ganz Unirdisches hatte befehlend Herrschermantel und Krone an sich gerafft. Aus geheimem Grund stieg etwas hervor, das band und löste.

Gleich am ersten Kriegsmorgen suchte Reiner sich freiwillig zu stellen. Traut sah sein schmales Gesicht sich zu ihr neigen, um sie zu küssen, ehe er ging. Und sie fühlte, daß sie ihr Letztes aus sich riß, in einer reinen Armut dastand und doch zugleich eine fremde Sicherheit in ihr war. Nun bleibt mir nichts mehr zu geben übrig, denn ich gab alles!, tönte es in ihr, wie sie seine Schritte verklingen hörte.

Es war ein gewandeltes Leben, zu dem Traut sich emporzurichten suchte. Im Grunde stand sie schon mit Reiner auf den Außenwällen, um Land und Heimat zu schützen ...

Am Nachmittag aber kam Reiner erregt zurück und berichtete, daß man ihn seines Herzleidens wegen beim Bezirksamt als ganz untauglich fortgeschickt habe. Traut fühlte sich mit ihm bedrückt und eigentümlich verstört. Irgendwo, irgendwie mußte er es doch erreichen, denn wie konnte man jetzt anders leben!

An einem heißen, grellen Augustmorgen stand Traut allein in der Wohnung der Tante und wartete wieder auf Reiner. Es war einer der vielen quälenden und vergeblichen Gänge, die diese Wochen peinvoll erfüllt hatten. Lähmend schlich sich, wie Traut auf die weißstaubige Straße im Sonnenbrand hinabschaute, ein müdes, kraftloses

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Empfinden in sie ein. Ein Empfinden, wie es nach immer neuen zwecklosen Versuchen sich mit toter Gewißheit in eine Seele drängt. Hinhallend klang der Sang später Reservisten zu ihr hinauf, die, mit grünen Zweigen geschmückt, auszogen: »Fest steht und treu die Wacht, die Wacht —«

Eine harte Last schien sich Traut körperhaft auf ihr Hirn zu stemmen, und wie ein Hohn klangen voll und weich ein paar Verse Reiners in ihr, die er ihr in den ersten Tagen nach ihrer Rückkehr einmal still in die Hand gedrückt hatte:

Hand in Hand und kranzgeschmückt,
Froh des weißen hohen Tags,
Letzter Dunkelheit bereit,
Letzter Helligkeit gewiß ...

Das Mädchen blickte auf seine Hände hinab, als ob es plötzlich fühlte, daß diese festen, tatwarmen Hände leer seien.

Gleich darauf kam Reiner. Sie fragte nicht mehr. Auf dem kleinen Sofa saßen sie eine Weile stumm nebeneinander. Der Sang der Reservisten tönte nur noch ganz fern ...

Sanft strich er über ihre Hand. »Weißt du, Traut, was ich dachte, als wir gestern davon sprachen, daß es heute wohl wieder, und jetzt für immer, auch als Sanitäter, vergebens sein würde? An den Abend dachte ich, da wir mit der Tante auf der weißschimmernden Wiese saßen, die Leuchtkäfer durch die Dunkelheit glitten und ich sagte: ‚Wenn der Mond das nächste Mal wieder voll ist, ist Hochzeit.'«

Sie nickte. »Ja, Reiner, am Sonntag ist unser 21. August, zu dem wir aufgeboten sind.«

Ein tiefer, abgründiger Schmerz war in beider Zügen. In fernen Brunnen hinabgeglitten ruhte das Glück; nur wie eine bange Geisterstimme rief es aus dem Wasser.

Er beugte sich über sie. »Traut, liebe Traut, wir können doch nicht wie Fremde in ferne Ecken der Welt voneinanderflattern, jetzt in dieser Zeit, die das Höchste, das Unerahnte in uns allen steigert.«

»Aber doch auch nicht uns angehören, Reiner, nicht wahr?« Schwer und leblos kamen ihre Worte. »Es geht doch nicht. Selbst *wenn* man wollte. Man hat nicht die Kräfte, nicht die Regung in sich.«

Er sah die mächtige Stirn über dem fahlbraunen Haar, das weiße strenge Gesicht. Und es war ihm mit einem Male, als ob er in seinem Empfinden nach etwas griffe, das nicht mehr da sei. Mit einem tiefen Atemzug stand er auf und trat ans Fenster. Der Gesang der Reservisten war verhallt, und doch glaubte er noch die grünen Zweige an den feldgrauen Kriegerkleidern zu sehen.

Mit einer fremden, stillen Zurückhaltung wandte er sich zu Traut und nahm ihre Hand. »Nein, Traut, nur wie Freunde können wir jetzt zusammen leben. Wie Freunde, die mit jedem Wunsch und jeder Regung für ein großes Ziel zusammengeschmolzen sind. Aber man muß sich doch nicht fliehen, sich allein lassen, weil man das zauberhafte Schloß, das wir uns einst bauen wollten, nicht schenken kann.« Ein Entsagen, ganz von der Wurzel aus, wie wenn in einem jungen Stämmchen längst die frischen Säfte ausgesogen sind, ging durch seine Stimme.

Sie dachte nach. Es war etwas Traumhaftes in ihren Augen, die über Wegstrecken hinwegzublicken schienen zu weiten, fernen Feldern, wo Waffen klirrten und Blut von Menschen auf braunen Erdgrund floß. »Wie Freunde,« wiederholte sie und sagte dann leise und weich: »Ach, Reiner, lieber Reiner, wie ist die Welt gewandelt, daß wir ihr Gesicht gar nicht mehr erkennen können!«

Es war der Tag der Sonnenfinsternis, an dem die stille Trauung Reiners und Trauts vollzogen ward. Nur seine Tante und ein naher Freund waren als Zeugen dabei. Mark, der gleich bei Kriegsbeginn als Freiwilliger eingetreten war, hatte keinen Urlaub erhalten. In dem fahlen Licht der Mittagsstunde schritten sie am Schloß vorüber den Weg zu ihrer Wohnung. Es wirrte und schwirrte Unter den Linden von verhaltener Erregung, von einem Lauschen in die Ferne, von harrendem Wunsch. An den Ecken hingen groß und starrend die weißen Blätter, und um sie ballte es sich. Menschen reckten sich hoch, um über die gedrängten Köpfe der andern hinwegspähen zu können.

Als sie über den Königsplatz kamen, hob sich in dem falben, dumpfen Licht groß und gespensterhaft des ersten Kanzlers Gestalt empor. Horchte auch er in die Weite, um des Reiches Schicksal zu erspüren, das er einst aufgebaut hatte? Reiner und Traut blickten zu dem mächtigen, schildhaft starken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bild in der verhangenen, gelblichen Luft. Dann schritten sie hinüber zu der kleinen abseitsgelegenen Wohnung, die schon so lange, ein fertiges Nest, da gewartet hatte. Heute gab es nicht mehr Nest und Heim. Eine gepanzerte Riesenhand hatte in dies alles hineingegriffen.

In einem der beiden kleinen Schlafzimmer, die, dicht nebeneinander und doch wie meerweit voneinander geschieden, da jetzt bereitet waren, lag nun Traut einsam in den unruhig und schwer wogenden Nächten dieser Wochen. In ihrem Blut glaubte sie den Wellenschlag der Fernsten dort draußen zu spüren. Und schreckhaft heftige Träume drangen in ihren ungleichen und unfrohen Schlaf.

Manchmal streifte Trauts Denken, wenn sie von ihrem schmalen Balkon in das warme Augustgrün der Bäume auf den großen Platz tauchte, schmerzhaft die vergangenen Wochen, da sie mit Reiner Hand in Hand über die blühende Erde schritt und alles in einem grenzenlosen Segen dagelegen hatte. Und sie litt auch um Reiner.

Als er eines Morgens, da sie zu ihrer Hilfsarbeit gingen, mit einem Blick auf die grünbuschigen Bäume sagte: »Ich weiß nicht — es ist, als sei das alles Kulisse — es spricht gar nicht mehr, wie sonst Natur sprach,« da erwiderte sie traurig: »Ja, man hat doch eigentlich sich selbst ganz verloren.«

Er sah das Unruhige und Schmerzliche in den sonst immer so festen und stetigen Zügen. Es tat ihm weh. »Ja, Liebe,« er nahm sanft ihren Arm, »wir haben aufgehört, einzelne zu sein. Es ist, als ob Kanäle von einem zum andern gingen, und die unendliche Wachheit, die minutenhafte Bereitschaft, der Kampf bis zu den Zähnen ist auch in uns. Früher saßen wir in dem abgeschiedenen Schloß unsrer Persönlichkeit. Aber dafür wissen wir auch jetzt erst wieder, was es heißt, ein Volk zu sein. Und wenn heute trotz allem durch gramdurchfurchte und zerschnittene Seelen ein Leuchten geht, so danken wir das dem Krieg, den wir einst den Feind und Vernichter nannten.«

Sie blickte ihn zärtlich mit ihren großen Augen an. »Du bist doch immer meine Stimme, Reiner. Aus dir kommt, was mich sonst in der Stummheit fast erdrückte.«

An einem Nachmittag, als Reiner in der Dämmerung heimkam, fand er Traut im Wohnzimmer auf dem Diwan eingeschlummert. Die anstrengende Hilfsarbeit hatte sie erschöpft, und sie erwachte nicht einmal, als er dicht neben sie trat. Sanft hob sich unter dem leichten Kleide die volle Brust. Nackt und hüllenlos in all ihrer rührenden Reinheit kam ihre junge Lieblichkeit im Schlaf zu ihm.

Und mit einem Male, als er versunken auf sie schaute, durchzuckte es ihn: wie es nur möglich sei, daß sie, die ihm mit ihrem warmen Duft so sehnsüchtig entgegengeblüht war, nun ihre Gabe für ihn verdorren ließ.

Unter der heißen Kraft seines Blickes rührte sich Traut unruhig, fuhr verwirrt in die Höhe und erwachte.

Sie wollte aufstehen, verfehlte aber den Tritt und glitt auf den Diwan zurück. Reiner sprang ihr schnell zu Hilfe und hob sie empor. Aber wie er sie stützte, fühlte er die warme, süße Schwere ihres Körpers. Traut sah die eigentümliche Spannung in seinem schmalen Gesicht, sah, wie er sich sehnend zu ihr neigte. Und jäh ging ein Beben durch ihre Nerven. Ganz dicht zog sie ihn sekundenlang an sich.

Aber schon flogen wieder graue Schleier nächtig und gramvoll zu ihr. Mit Klauen und Krallen grub es sich in sie ein — furchtbare, peitschende Bilder. Der Strom des Lebens stockte. Ihre zärtlich umhegenden Arme wurden schlaff.

Reiner zuckte zusammen. Er spürte die Hände sinken, die sich verlangend um ihn geschlossen hatten, er sah die großen düstern Augen. Langsam, peinvoll empfand er, wie sie ihm wieder entglitt, empfand einen müden Schmerz, der ihn band und den zitternden Wunsch kraftlos hinlöschen ließ. —

Ganz still, fast ein wenig fremd gingen sie in den nächsten Tagen nebeneinander her. Fröstelnd, in einer schmerzlichen Verworrenheit, hatten sie ihr warmes, menschliches Zueinanderstreben auf halbem Wege verlöschen sehen. Noch viel fester verkettete sich nun in ihnen das Wissen um ein hartes inneres Versagen und Entziehen.

Manchmal, in kurzen Ruhestunden, strichen sie in diesen blauen Herbsttagen wie Freunde durch die schon ein wenig bräunlichen Baumgänge des Tiergartens. Reiner meinte einmal schwer, daß man schon hinter jedem Busch den Krieger mit der stürmenden Waffe zu sehen glaube, und daß aus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der feuchten Erde das geheime Wissen einer Ferne zu quellen scheine. Ganz verflattert saß da zwischen ein paar einsamen Spaziergängern neben einer Spreewälderin ein dicker, ungefüger Säugling in blinkend weißem Wägelchen, stieß jauchzende Laute in die helle Luft und griff mit dem ungeschickt begehrenden Kinderhändchen zu der gelben Herbstsonne. »Das ist nun da und ist nicht da,« meinte Traut feindlich. »Von unsrer Zeit weiß und fühlt es doch nichts.«

Reiner fing ihren kalten Blick auf dies krähende Wohlsein auf. »Ja, es ist uns fast seltsam, daß so etwas möglich ist, daß etwas wächst, was von dem Wirbel und Sturm nichts spürt, von dem Wellenschlag unsrer Tage nicht umspült wird. Es ist doch wie ausgeschlossen aus dem Ring des Lebendigen,« sagte er langsam.

Zugleich aber regte sich ein heimlicher Schmerz in ihm, wie er die Ablehnung in Trauts Zügen sah. Er dachte, wie sie früher beim Anblick von Kindern aufgeleuchtet war. Als wollten diese Arme jedes hilflose kleine Geschöpf in ihre Mutterwärme bergen.

Er bog schnell mit ihr in den Rosengarten ein, der einsam dalag. Nur eine Frau mit bunter Schürze harkte seitwärts auf dem Rasen. Wie Formen einer fernen jenseitigen Schönheit erschienen diese Teiche, diese stummen Spiegelflächen, auf denen breit und reglos die großen bleichen Wasserblumen ruhten. Ringsum standen wie Wächter der Stille hohe Büsche und Stöcke duftender, üppiger Rosen, dichte Wände von Rosen, die die Ruhe und Abgeschlossenheit noch spürbarer zeigten.

Mit einem Male aber war das Bild gewandelt. Aus einer Seitenallee trat ein schlanker feldgrauer Soldat. Mit festen Schritten ging er in seinen hohen lehmigen Stiefeln über den braunen Erdgrund — jung, stark, erdhaft wirklich. Nun kam er in dem breiten Hauptweg ihnen entgegen.

»Mark!« rief Traut plötzlich. »Nein, das ist aber eine Überraschung! Wo kommst du denn her?«

Er war jetzt herangetreten und schüttelte ihnen herzhaft die Hände. »Ja, wo komme ich her! Auf einen Tag Urlaub natürlich, um euch endlich zu sehen. Ich habe mich verlaufen, ich wollte zu eurer Wohnung und habe da in den Zelten herumgesucht.«

Traut betrachtete ihn mit mütterlichen Blicken. »Junge, wie siehst du aus! Ich wußte gar nicht, daß du so lang bist.«

Er lächelte knabenhaft erfreut. Es war ein halbes Kindergesicht unter der Soldatenmütze.

Wie sie plaudernd weiterschritten, fiel Traut nach einer Weile auf, wie schmal und fast gebeugt Reiners schlanker Körper neben des Vetters frischer Jünglingsgestalt erschien. Die eigentümlich schimmernde Blässe in seinem Gesicht, als ob ein feines Mondlicht darüberstriche, trat heute besonders hervor. Um seinen Mund bemerkte Traut einen wehen Zug. In aufsteigender Zärtlichkeit hing sie sich an seinen Arm, wie sie jetzt über den Königsplatz zu ihrer Wohnung gingen.

»So sehe ich dich also endlich als junge Frau,« rief Mark. Er bemerkte nicht, daß Trauts Brauen sich zusammenzogen. Frisch und begeistert erzählte er von seiner Ausbildung, seinen Kameraden.

Beim Abendessen betrachtete der junge Soldat wieder vergnügt die beiden, während er von Traut mütterlich umsorgt wurde. »Ihr seid doch so als junge Eheleute etwas ganz Neues für mich. Ich habe euch ja nur als so ein unruhig wartendes Brautpaar gekannt.«

Trauts Lider senkten sich. Sie sah aber noch, wie Reiner jäh die Farbe wechselte. Noch etwas eifriger hantierte sie an des Vetters Teller herum, bis er sich ernstlich wehrte: »Aber Traut! Weißt du noch, wie du mich früher immer einen unnützlichen Vielfresser nanntest?« —

Als Mark abgefahren war, stand Traut, ehe sie sich zur Ruhe legte, lange auf dem schmalen Balkon ihres Schlafzimmers und blickte in den weiten blätterduftenden Platz hinein. Mark — nein, der machte sich keine unnötigen Gedanken. Wie er den runden Augen der Setzeier auf seinem Teller vergnügt zulachte! Er nahm die Dinge einfach und natürlich. Gewiß, für König und Vaterland hatte er den Waffenrock um die jungen Glieder gezogen, hatte beim ersten Kriegrufen sich freiwillig zu den Fahnen gestellt. Aber was in Seelen schwingen und zehren mochte, die von dem allem abseits, verbannt standen, denen die Leiber der andern erst die Erdensicherheit boten ...

»Ihr seid doch so als junge Eheleute etwas ganz Neues für mich ...« Sie sah

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den jähen Farbenwechsel in Reiners schmalem Gesicht. —

Im September kam eine große Siegesnachricht aus dem Osten. Ganz leise zitterte in den Seelen die Hoffnung auf ein schnelleres Ende des Feldzuges auf. Und dann schien sich in den Tagen, die nun folgten, eine gewisse Ruhe, wie oft nach großen Erregungen, zu breiten.

Es war an einem dieser linden Septemberabende. Traut und Reiner kehrten von einem späten Spaziergang im Tiergarten zurück. Die Sterne waren noch nicht hervorgetreten, aber der nächtliche Himmel dehnte sich tiefblau und wolkenrein über dem Platz. Die Straßen lagen schon fast verlassen. Nur da und dort klangen noch ein paar späte, eilige Schritte. Ein lauer Heimatsfriede, wie der Atem von bestellten Äckern, war in der stillen, klaren Luft.

Etwas von der sanften Ruhe war auch in Traut und Reiner, wie sie Hand in Hand hinauf zu ihrer kleinen Wohnung stiegen. Noch eine kurze Weile standen sie da zusammen, sprachen leicht und fast glücklich miteinander. Der große Einklang ihrer Seelen tat sich ganz rein wieder vor ihnen auf.

Und wie Traut in einer wohligen Müdigkeit sich zur Ruhe legen und Reiner mit leis zärtlicher Hand von ihr gehen wollte, kam zum erstenmal unter seiner streichelnden Berührung eine bereite Weichheit zu ihr.

»Lieber — geh nicht — heute nicht ...«

Es war ihr in der dämmernden Dunkelheit ihres Zimmers, wo der späte herbstliche Blätterduft flutete, als ob eine Stimme töne, daß in diesem Augenblick alle Schmerzen stilleständen, daß für die Fülle einer Stunde der gemarterten Menschheit ein Freispruch erklänge ...

Schimmernd, ein priesterliches Traumgebilde, glaubte sie den Engel des Lebens mit erhobenem Arm in weißer Leuchtkraft zu schauen. Leise löste sich, was sie so lange zerrend gebunden hatte. Alles in ihr wurde warm und ruhig und still unter Reiners zitternd werbenden Händen.

Und frei in ihrer heißen Frauenkraft lag sie mit bebenden Pulsen in des Mannes Arm.

Nach dieser Nacht fanden sie sich wieder in einer im Äußeren fast geschwisterlichen Gehaltenheit und doch in einer großen Freiheit zueinander. Wie ein lang zurückgezwungener Quell war in jener Stunde die Glut hervorgedrängt, die Trauts starkes Weibleben so ganz an Reiner gebunden, seit sie je in seine Nähe getreten war. Aber auch nur in jener seltsamen und stillen Abendstimmung unter der geheimnisvollen und feierlichen Kraft einer fromm befreienden Vision war in ihr alles andre in Schweigen gesunken. Als ein Einziges, Einmaliges, mit dem Zeichen lösender und segnender Weihe lebte es in ihr.

Für Reiner aber war hieran kein Kampf und Opfer geknüpft. So friedlos er empfunden hatte, so gewann er nun sein Gleichmaß zurück. Er hatte die holde Frau besessen und ihr reiches Weibgeschenk empfangen. Der Druck, der die Qual über das Versagen seiner Manneskraft als Krieger verschärft hatte, löste sich. Und wie ein fast Notwendiges fühlte er mit Traut, daß nun die Zeit sie beide wieder voll in ihre Fänge nahm.

Mark hatte mit ihnen besprochen, daß sie sich in jedem Falle, ehe er ins Feld ziehe, noch einmal sehen wollten. Aber eines Morgens kam eine eilig gekritzelte Bleistiftkarte: »Der Befehl zum Ausrücken ist heute ganz unerwartet und früher, als wir angenommen hatten, gekommen. So muß ich fort von allen, die ich liebhabe, und kann euch nur schriftlich herzlichst Lebewohl sagen. Aber ich bin ja mit vielen, vielen tapferen Kameraden zusammen. Hoffentlich bekommen wir bald Arbeit.«

Traut las die Worte einmal und noch einmal und sagte mit einer etwas belegten Stimme: »Dann ist er also schon fort.«

Als Reiner die Karte überflogen hatte, sah er, daß Traut sich zum Fenster gewendet hatte und mit einem sonderbaren Ausdruck auf die graue, nasse Straße starrte ...

Mark war ihr gewiß nur der liebe Bruder, aber seine Frische, seine Begeisterung hatten um seine einfache Natur einen hellen Glanz gelegt. Es war alles schön und einheitlich bei ihm gewesen. Nun zum erstenmal schien Traut etwas Quälendes gekommen. Sie hatte so fest vertraut, ihm noch einmal die Hand drücken zu können. Etwas Unheimliches, wogegen ihre starke Tatkraft sich vergeblich anstemmte, kroch in ihr empor, wie sie auf die feuchte, leere Straße hinabblickte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Je tiefer sich der Spätherbst senkte, je grauer sich die Natur einschloß, ein um so bangeres Frösteln ging durch die Seelen der Menschen. Bisher war die Erde doch noch immer das heimatliche Haus gewesen, aber nun standen die Kämpfer im Sturm und in allen winterlichen Rauheiten und Unbilden draußen.

Traut spürte wohl, daß es Reiner nun weit mehr quälte, nicht in den Reihen seiner Brüder zu sein, als in den ersten Kriegsmonaten, da einer dem andern in rauschender Begeisterung seinen Platz fast neidete. Aber es berührte sie nur wie von fern. Auch die Freude, wenn eine Karte von Mark, meist noch vom Transport, eintraf, trat zurück. Alles andre ward hinweggeschwemmt von der dunklen, übermächtigen Erregung über das große Ringen in Flandern.

Ungewisse Gerüchte von dem furchtbaren und erbitterten Kampf jagten eine eigentümliche Unruhe in Trauts Blut. Dort stand der Frühling Deutschlands, die zukunftswarme Kraft der Heimaterde, die Scharen der jungen Freiwilligen. Traut glaubte das Meer, den breiten, ihr wohlbekannten Strand zu sehen und auf der nackten, endlosen Fläche Reiter, Getümmel ... Verworrene Bilder von schreckensvoller Gewalt hetzten sich in ihr. —

Einmal an einem Abend, da sie, über ihren grauen Soldatenstrumpf gebeugt, bei Reiner saß, ließ sie die Arbeit plötzlich sinken und blickte durch die Scheiben starr in die dunkle winterliche Welt draußen.

»Die Jugend um uns geht und stirbt,« sagte sie kaum hörbar. Und mit gepreßter Stimme sprach sie ein paar Verse Reiners vor sich hin:

»Wir sitzen im traulichen Raume
Und spüren doch feucht und kalt
Und spüren in bebendem Traume
Ein Sturmwehn voll harter Gewalt ...
Wir sitzen im traulichen Raume
Und horchen in atmender Not
Und schauen am Meeressaume
Den stählernen Reiter, den Tod ...

Und horchen in atmender Not«, wiederholte sie langsam.

Es erschreckte Reiner, daß nun auch die Nachrichten von Mark ausblieben. Er wußte ja, daß Trauts Erregung nicht ihm, sondern all der Jugend am Meeresstrand galt. Aber er fuhr doch zusammen, als an einem Frühmorgen zwei Sendungen an Mark mit dem Vermerk »Vermißt« zurückkamen. Eine Stunde später traf ein angstvolles Schreiben der Eltern ein: ob Traut einmal bei der Kommandantur nachforschen wolle.

Schon am nächsten Tage gab man ihr dort die schmerzliche Gewißheit. Eine Depesche wegen Mark und eines andern vermißten jungen Freiwilligen seiner Kompagnie sei auf telegraphische Anfrage eingelaufen. Die Erkennungsmarken der beiden waren gefunden, Traut möge sich die Depesche bei dem Vater des jungen Kameraden zeigen lassen. Es war Traut mit einem Male, als habe sie nie etwas andres erwartet, seit sie, die halbverwischte Bleistiftkarte in der Hand, auf die nasse Straße geblickt hatte. Ein dunkles schmerzhaftes Pochen in ihr hatte damals schon um den Abschied gewußt.

Stumpf harrte sie dann in der fremden Wohnung, daß man ihr das Telegramm bringe. Ganz greifbar sah sie Mark vor sich: die schlanke Gestalt, die fest gezeichneten, den ihren so ähnlichen Züge, die unschuldige Stirn. Ihre Blicke begannen unruhig in der Stube umherzuwandern. Es war das Wartezimmer eines Arztes, ein häßlicher, mit tausend geschmacklosen Kleinigkeiten überfüllter Raum. Plötzlich gewahrte sie dicht neben sich das Gipsmodell eines Totenkopfes. Und jäh begann es in ihrem Kopf zu jagen und zu fluten — furchtbare erschütternde Bilder. Über gewellte Felder, über breite, abgrundtiefe Wasser ging die schreckensvolle Reise — »Mark!«

Aber mit einem Male tönte etwas Süßes, Starkes, Holdes. Ein kleiner gelber Vogel mit spitzem Gefieder jubelte eine wundervolle, melodienstarke Klangesfülle in die beklemmende Schwüle des Zimmers. Und langsam erglomm, wie aus der engen Vogelkehle das Schmettern emporbrang, in Trauts gebundener Seele ein Strahl. Sie sah nicht mehr den Gefallenen, Hingefällten, nicht mehr den Todesgang — sie schaute den leuchtenden Tag, schaute den Sieger, den Überwinder mit dem immergrünen Kranz seiner jungen Heldenhaftigkeit auf der reinen, makellosen Jünglingsstirn. —

Zwei Tage später fand Reiner, als er mittags nach Hause zurückkehrte, Traut vorn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf dem Diwan in einem bleiernen Schlaf. Es war, als ob die Natur nach der furchtbaren Erregung dieser Wochen sich einen Ausweg gebrochen habe. Eine schwere Bewußtlosigkeit schien über ihr zu liegen. Das Gesicht war bleich, die Linien wie eingeschnitten.

Als sie endlich erwachte, erschreckte Reiner noch immer die Blässe ihrer Züge. Und plötzlich packte sie ein Schwindel — sie griff nach seiner Hand.

»Traut — Kind —« Eine ungewisse Ahnung stieg in ihm auf.

Sie stand mit gesenktem Haupt, die ineinandergeschlungenen Hände herabhängend. Etwas priesterlich Strenges und zugleich etwas Finsteres war in ihrer Haltung. Jetzt schlug sie die Augen groß zu ihm auf. »Reiner, ich fühle mich Mutter,« sagte sie leise.

Er zuckte zusammen. »Traut!« Er sah die stolze, starke Gestalt, die schweren Züge. Schmerzlich durchglitt es ihn: sie in ihrer blühenden Frauenfülle jubelt nicht!

»Sie hielten mit ihren Leibern die Hochzeitswacht, damit wir glücklich sein konnten,« sprach sie tonlos.

»Traut, siehst du es wirklich nur *so*?« fragte er traurig und beugte den schmalen Kopf zu ihr. »Nur in *solcher* Gestalt?«

Da blickte sie ihn an. Er las in ihren Augen, daß jene Stunde unangetastet in all ihrer Kraft und in all ihrer Herrlichkeit in ihr geblieben war. »Nein, Reiner, ich weiß wohl, was war — was wir erlebten. Ich werde es mir nie hinabziehen. Aber ist es nicht doch furchtbar?« Sie holte tief Atem. »Wir haben geliebt und uns angehört, während sie sich schlugen. Das wird dies kleine Antlitz ewig sagen. Aber wenn auch sein Sein es nicht spräche, ich wüßte es doch in jeder Lebensminute.« Sie verbarg das Gesicht in den Händen und wiederholte schluchzend: »Ist es nicht doch furchtbar?«

Reiner zog sie sanft an sich. »Liebe, ich meine, es ist doch anders —« In seinen feinen, stillen Zügen mit der schimmernden Blässe war ein eignes und starkes Leben, als er gedämpft weitersprach: »Nun erst bringst du eine Gabe, eine Tat. Fühlst du es nicht, wie es doch mit seinem Lebenston an dem großen Geschehen draußen hängt? Fühlst du nicht, daß es mit unsichtbaren Fäden sich damit verspinnt?«

Sie dachte nach und blickte dann stumm an sich hinab. »Es ist schön, wie du es fühlst, Reiner.« Ihre großen Augen schienen in eine unerfaßbare Ferne zu lauschen.

Langsam begann nun in dieser Zeit in Traut, von Reiners spürender und tastender Hand geführt, eine sanfte Aussöhnung. Ihr Gefühl band das Erlebnis ihrer eigensten, körperhaftesten Welt eng an das große Geschehen draußen. Hatte Reiner nicht tief bis zu den Wurzeln hinabgeschaut, als er mit seinem Wort dorthin als der verborgenen Keimstätte des jungen Werdewillens in ihr wies? Des schaffenden Lebens Kräfte, die aus den kampfklirrenden Welten geheime und starke Nahrung zogen, trug sie in ihrem Schoß einer fernen stahlgeschmiedeten Zukunft entgegen. So war ihr Geheiß und Botschaft erklungen.

Jetzt erst ward sie auch in ihrem Empfinden in einem andern und ergebenen Sinne Reiners Weib, jetzt erst kam ihr in dies alles Sinn und Schönheit. Wenn sie in den stillen Nächten in sanften Träumen an seiner Seite ruhte, wob sich ihr in verborgenem Netz das Leben draußen und das Leben in ihr in eins.

In einer tiefen Sehnsucht, noch näher und besser mit dem starken Puls der Zeit zu schwingen, begann sie in den ersten Januarwochen in dem Barackenlazarett eines Vorortes Hilfe zu leisten. Ein Dorf für sich, lag es auf einem langhingestreckten winterlich-unwirtlichen Feld. Niedrige kleine Häuschen, neben denen sich kahle Baumkronen in die weißliche Luft hoben. Von da oben schwatzte es hinab von zahllosen, eng zusammengedrängten Staren, die auf den nackten Ästen ihre Winterschau hielten; innen aber in den langen Sälen zu ebener Erde lagen die stillen Verwundeten. Manche saßen dazwischen schon aufrecht in blauen Lazarettkitteln über irgendein Spiel gebeugt, aber der furchtbare Ernst kauerte doch wie ein verborgener Scharfschütze neben ihnen, denn kaum einem war nicht ein Zeichen aufgeprägt.

Hochgewachsen in ihrer sicheren Körperkraft, wie sie einst ausgezogen waren, erstanden sie vor Traut, als jetzt durch das geöffnete Fenster mit der grauen, frischen Luft die Klänge von Militärmusik hereindrangen und plötzlich Bewegung durch den Saal ging: »Die Eisenbahner rücken aus!« Jäh, wie angerufen, richteten sich alle mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angespanntem Ausdruck empor, und selbst die Schwerverwundeten bewegten lauschend den Kopf. In Siechtum und halber Bewußtlosigkeit noch ein Heer, das auf die Töne des Kommandos lauscht!

Wie Traut über die hartgefrorene Erde unter den nackten Bäumen und den schwatzenden Staren heimwärtsschritt, dachte sie schmerzlich an Mark. Hatte er so, verwundet, tagelang auf feuchtem, kaltem Grund gelegen? Dann ergriffen ihre Gedanken ein Wort in dem Brief eines seiner Kameraden: »Er wird in einem Massengrab in Flandern mit vielen Brüdern ruhen.«

»In einem Massengrab in Flandern mit vielen Brüdern ...« Kein einzelner in fremder Abgeschiedenheit — einer der starken, schweren Atemzüge der Volksseele!

Am Abend des kurzen Wintertages saß Traut mit Reiner zusammen und bewegte ihre Holznadeln an einem grauen Soldatenschal, der schon morgen hinausgesandt werden sollte. Nun hatte sie ihn beendet, stand auf und legte ihn auf dem Tisch zusammen. Dabei glitten ihre Hände sanft und wie zögernd über das lockere, warme Gewebe. Wie die schöne Gestalt in dem weiten Morgenkleid sich hinabneigte und die weiße Frauenhand sanft über die wollige Gabe hinstreichelte, kam eine weiche Zärtlichkeit aus Trauts Gebärde. Langsame Tränen quollen unter ihren Wimpern hervor.

Reiner sah sie an ihren Arbeitskorb treten und mit einem hellen Knäuel zurückkehren.

»Was ist denn dies?« fragte er nach einer Weile erstaunt. »Dies schmale weiße Band, das so windschnell in deinen Händen wächst?«

Sie schaute auf. Noch hingen an den langen Wimpern Tränen, und doch war ein geheimnisvolles Lächeln, eine sehnsüchtige Ahnung in den großen Augen. »Weißt du nicht, wen dieses Wickelbändchen einhegen soll?« Ihr Blick liebkoste den unschuldig weißen Knäuel. Dann ging er zu dem dunklen Gewebe, das bald in einer Welt sein würde, wo nur Mann, Eisen und Speer sich regten. Ihr Empfinden wob eine Einheit um das eine und das andre.

Reiner nahm ergriffen ihre Hand. »Traut, eins weiß ich: was in dieser Zeit wächst, muß die Züge des Heroischen tragen. Und da spricht ein Herrliches, Verheißungsvolles.« Seine schmalen Hände bewegten sich in einer langsamen Erregung. »Wie wenig bedeutete es, wenn wir jetzt nur so jäh erwacht wären und erkannt hätten, was die Natur in des Menschen Brust an Größtem und Gewaltigem einschließt, um nachher wieder in das alte träge Alltagsempfinden zurückzusinken! Nein« — er beugte sich über sie und küßte bewegt ihre Stirn —, »wir brauchen Blutzeugen — Blutzeugen dieser Wandlung. Auch im Reiche des Unbewußten.«

In der Nacht war es Traut, als ob körperhaft von draußen Wellenschläge zu ihr drängen. Sie spürte zuckende Bewegungen. Eine eigentümliche Erregung erfaßte sie. War das nicht ein Pochen — ein leises, unruhiges Stoßen? ... Sie setzte sich aufrecht und lauschte ...

Langsam begann sie zu begreifen. Einen Augenblick war es ihr, als ob sie das Bangen der Kreatur unter der Wucht eines Elementaren fühle. Dann, wie es sich wieder zuckend in ihr regte, war es ihr wie ein geheimer Gruß aus fernen Weiten. Um solches willen, klang es in ihr, daß euer Volk sich stets erneut, opfert ihr euch und kämpft! Um solches Werdens willen. Ihr schützt die heimliche, die warme, die mütterliche Klause.

Die nächsten Wochen gingen ihnen beiden in einem tiefen Ernst hin. Reiner hatte sich ganz in seine Arbeit versenkt. Das Gefühl war in ihm erstarkt, daß es gelte, einst in einer weißen Ferne, in brünstig ersehnter Friedenszeit die geistigen Fluren der heimatlichen Erde sich wieder begrünen und in einem späten Herbst goldenes Korn reifen zu lassen. In der Einheit mit der geliebten Frau war alle Vieltönigkeit und Farbigkeit seiner Natur wieder erwacht. Aber Traut aber kam es wie eine Befreiung. Der Friede umhüllte reich und licht ihre ernste Erscheinung. Sie war schön mit den groß geschnittenen, jetzt so mild gewandelten Zügen; sie war schön mit der schweren, tragenden Gestalt, die in einer priesterlichen Würde dahinschritt.

Die Natur aber zeigte in diesen Wochen des Vorfrühlings noch nirgend ein Erwachen, nirgend ein Atmen, den Reif zu sprengen. Und als am Geburtstag der Königin Luise Reiner und Traut zu dem Denkmal im Tiergarten wanderten, sah man ringsum noch schweren ungelösten Schnee.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Seen waren zugefroren. Nur als Schmuck um das ernste Steinbild farbiges Rhododendrongebüsch und scheu erblühende lichte und violette Krokus. Ein andrer Hermelin, ein naturhafter weißer Schneepelz deckte die feinen Schultern, den geneigten Kopf der Königin.

Ein merkwürdiger Zug wallfahrtete zu dem Denkmal: Scharen feldgrauer Soldaten, der eine den Arm in der Binde, der andre auf den Stock gestützt. Sie standen und sahen hinauf zu dem ernsten Bilde, und der Blick der Frau schien freudiger zu leuchten, ihr Haupt sich stolzer emporzuheben, als ihr Auge das starke, kampfgezeichnete Geschlecht dieser Zeit traf.

Es war, als ob sich die schlichten Krieger in einer wie menschlichen Andacht vor der rührenden Gestalt neigten — eines gemeinsamen Glaubens, eines festen Wollens mit ihr.

Oben in der klarblauen Luft über den weißen Schneefeldern, den hartgefrorenen Flächen, hob sich jetzt schimmernd und blitzend ein Flugzeug in den weiten Himmel hinein.

Reiner und Traut blickten lange auf das ergreifende Schauspiel, auf die Krieger mit ihren frischen Wundmalen vor dem stillen Steinbild. Reiner fühlte, wie sich Trauts Arm dichter in den seinen schob, während sie in eine einsame Allee bogen und in der Ferne die feldgrauen Schatten dämmernd zwischen den kahlen Gesträuchern entschwanden.

Er beugte sich zu ihr. »Viele sanken hin, sinken hin. Das Geschöpfchen, das in fruchtbarer Wärme in dir wächst, ist ihr Schuldner. Ihrer Wünsche, ihrer Pflichten, ihrer Verantwortungen Erfüller wird es sein.«

Ihre starke, aufrechte Gestalt hob sich — stolzer und zugleich demütiger, wie unter einer stummen Verheißung ...

Spät hatte der Frühling in diesem Jahr eingesetzt. Ohne Zartheit, mit jäher Kraft war er endlich gekommen. Ringsum ein Blühen und Farbenschillern ohnegleichen. Eine duftende, prangende, berstende Üppigkeit.

Es war an einem weißen Junitage, daß Traut mit einer frohen Mattheit in den Kissen lag. Vogelgezwitscher drang mit der linden Luft durch das geöffnete Fenster von dem weiten sommergrünen Platz. Aus dem Nebenzimmer kam das Aufträhen des kleinen Knaben.

Eine eigentümliche Sehnsucht war in den Augen des jungen Weibes. Galt sie nur dem Kinde, das mit Wehen aus ihrem Schoß geboren worden war? Nein, dieser Blick ging weiter — in dämmernde, schwere Fernen, zu Wällen von Menschen, zu Burgen menschlichen Opfermuts.

Bewegt blickte Reiner auf das Kind, als es in Trauts Arm ruhte. Schön und stark war es. Wohlgebildet die jungen Glieder, fest gezeichnet und ebenmäßig, wie selten bei einem Neugeborenen, das winzige Gesicht. Traut nickte ihrem Gatten verschwiegen zu. »Wir wissen ja, was ihn geformt hat.«

Ihre Finger streichelten über das flaumige Köpfchen. Dann fanden sie sich mit Reiners Hand: »Mark soll er heißen, nicht wahr, Lieber? So wie du es mir neulich deutetest: nicht nur nach dem jungen Bruder — als Erbe des Lebensmarkes jener Jugend voll Kraft und versunkener Hingabe.«

Nach dem Sieg

Wenn sich neu die Dinge lenken
Und der Strom verebbt zum Fluß,
Dann darf ich dem Sieger schenken
Meine Stirn zum reinsten Kuß.

Darf als kühlen Stirnreif halten
Meine Hände um sein Haar:
Sind die Augen noch die alten,
Darin meine Jugend war?

Unsrer Augenpaare Flammen,
Einst ein Sommerliebesbrand,
Leuchten ruhevoll zusammen:
Arbeit — Arbeit — Vaterland.

Mia Forst

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer war's?

Aus dem Buche des unergründlichen Lebens abgeschrieben von Nanny Lambrecht

Es war fürchterlich. Ein Mann wie der Edward Kelly, in ganz Oldham beliebt, wo junge Mädchen auf ihn warteten. Auf ein Zuwinken von ihm oder auf seinen Händedruck, auf einen Kuß oder auf eine Brosche.

Er machte schöne und süße Geschenke, der Edward Kelly. Obwohl die Christel Macq schon an der Brautwäsche nähte.

Und jetzt lag Christel krank vor Scham und Leid, weil das Fürchterliche geschehen war: Edward Kelly nahm den siebzehnjährigen Sam Hilton mit sich, und beide erschlugen einen Buchhändler aus Oldham.

Sie wurden beide des Todes schuldig.

Seit jener Zeit betete die Mutter Edward Kellys bei Tag und Nacht, daß er eines gottversöhnten und guten Todes sterben möge.

Aber an einem Abend, der so traurig und still war, daß erschreckte Kinder in ihren Bettchen weinten, sprang das Gerücht von Haus zu Haus: »Sam Hilton ist begnadigt ... Sam Hilton ist begnadigt ...«

Und an dem Hause Hilton klopfte man ans Fenster, und die Stimmen, die draußen laut wurden, waren wie Sang und Klang: »Sam Hilton ist begnadigt, der arme kleine verführte Hilton wird nicht unters Beil kommen ...«

Auch diejenigen, die den armen kleinen verführten Sam Hilton nicht kannten, sprachen es mit Genugtuung: »Er wird nicht unters Beil kommen.«

»Und was ist mit Edward Kelly?« fragte man.

Da verstummte der Freudenruf von Sam Hilton in den Straßen. Da wurde der Abend wieder so still und traurig, als ob man Kindlein in schrecklichen Träumen weinen hörte. Und da ging man in weitem Bogen an dem Hause Kelly vorüber und dort, wo Christel vor Scham und Leid krank lag.

»Was ist's nun mit Edward Kelly?«

Eine dumpfe, bohrende Frage, auf die alle die Antwort wußten und keiner sie sagte. Und als müßte plötzlich in den Straßen draußen das fröhliche Lachen Edward Kellys laut werden. Horch! Schleicht da einer an? Der Gerichtsbote, er flüstert's, er sagt's dem und diesem ins Ohr. »Was sagt der Schleicher? Er sagt, daß er es weiß, ganz bestimmt weiß. Morgen in der Frühe wird Edward Kelly in Manchester hingerichtet!

Ist er verrückt, der Schleicher? Ja, er ist verrückt, er ist wahrhaftig verrückt. Der schöne, stolze, lächelnde Edward Kelly hingerichtet! Sein Kopf unters Beil! Oh, dieser boshafte Schleicher! Prügelt ihn, prügelt ihn, prügelt ihn ...

Da schreit der's mit hocherhobenen Schwurfingern in die Straßen Oldhams: »Morgen in der Früh wird Edward Kelly hingerichtet, ich schwör's bei dem allmächtigen Gott!«

Oh, er schwört's bei dem allmächtigen Gott. Nun glauben sie ihm. Sie stehen erschüttert und zerschlagen. Sie pressen die Hände zusammen, als wären sie ihnen gekettet und sie könnten nicht helfen.

Zu den stummen Männern stoßen die Frauen, und es wird ein heftiges Gerede. Hat man nicht Bittschriften gesandt für beide? Für den kleinen Hilton und Edward Kelly? Haben nicht dreihundert unbescholtene Bürger ihre Unterschriften gegeben für den kleinen Hilton und Edward Kelly? Weiß denn einer, ob der kleine Hilton verführt wurde? Kelly ist kein Verführer. Kelly, der schöne, stolze Kelly! Weiß einer, warum der den Buchhändler erschlug? Er sagte kein Wort darüber vor Gericht. Er sagte nur: »Ich mußte ihn erschlagen.«

Weiß einer, wie es zwischen den beiden stand? Der Buchhändler war gleich tot und konnte nichts mehr aussagen. Und Kelly wird aufs Schafott steigen und den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mund nicht auftun. Man kennt den stolzen Kelly. Und jetzt will man den Kelly, der den Mund nicht auftut, unters Beil legen! Achtet man so die Unterschriften von dreihundert ehrbaren Bürgern?!

Der Mob höhnt: »Der hohe Gerichtshof schert sich den Teufel um die dreihundert ehrbaren Bürger von Oldham!«

Und die Bürger: »Wir werden's denen in Manchester schon zeigen!«

Der Mob: »In Manchester schimpft man die Dummen: Du siehst aus wie ein Oldhamer.«

Wie ein jäher Windstoß stürmt da die Erregung los. Wut und Gelächter.

Die Frauen schwenken Tücher: »Wir wollen Edward Kelly retten vom Schafott!«

Der Ruf hallt wie Feuersignale durch die Straßen von Oldham: »Wir wollen Edward Kelly retten!«

Wo Türen verschlossen sind, hämmern sie dagegen: »Auf! Auf! Wir wollen Edward Kelly retten!«

Sie kommen, sie eilen, immer mehr, immer mehr, ein langer, endloser Zug. Fackeln her, Fackeln! Rot zuckt es in der nächtlichen Finsternis auf, schwelende Flammen aus Pechstümpfen. Rufe und wirres Geschrei. Nieder mit dem Richter Mac Kenna! Hoch Kelly!

Der Zug tobt durch die Straßen. Der Mob jauchzt. Die Bürger schwingen die Fackeln. Die Frauen schwenken Papierlaternen. Ein Zug wie ein Freudenfest. Man wird Kelly retten! Nieder mit dem Richter Mac Kenna!

Der Taumel schwillt zu wilden Liedern an: Tanz, mein Schühchen, flink, mein Hühnchen, little-diddle gigerl-girl ahoi...

Sie fallen sich in die Arme, drehen sich in tollem Wirbel: Tanz, mein Schühchen ... Nieder mit Mac Kenna! ... Gigerl-girl ahoi! ... Hoch Kelly, der schöne, stolze Kelly! Wir kommen, Kelly, wir kommen!

Und fort in die dumpfe Nacht. Fackelschein, rotzuckende Flammen, Gelächter und wilde Tänze. Wir kommen, Kelly, wir kommen!

Im Dämmer der frühesten Morgenstunde näherte sich der Zug Manchester.

Und fern hinter dem Zuge zwei einsam schwankende Gestalten. Eine alte Frau und ein junges gebeugtes Mädchen.

»Herr, erbarme dich seiner!« betet die Frau.

»Herr, erbarme dich seiner!« schluchzt das Mädchen.

Da lenkt der Zug der Frauen und Männer in Manchester ein. Schutzleute versperren den Weg. Da prallen drohende Stimmen aus dem Zuge: »Hindert uns nicht, sonst gibt's einen Aufruhr, wie ihr ihn nie gesehen habt.«

Die Schutzleute verständigen die Wache. Da bleiben die zwei einsamen Frauen stehen.

»Sie sind nun vor dem Gefängnis,« sagt das Mädchen.

Da henkelt sich die Frau wieder an ihren Arm, geht, geht weiter, den Kopf gebeugt, die Lippen flüsternd: »Herr, erbarme dich seiner!«

»Herr, erbarme dich seiner!« schluchzt das Mädchen.

Als der Zug vor dem Gefängnis steht, sind zweihundert Polizisten alarmiert. Der Mob drängt vor die Bürger, Steine in den drohend geschwenkten Fäusten. Ein Wurf, und noch einer, und wieder einer, und immer wieder — poch! bumm! wider das Gefängnistor.

Berittene sprengen gegen die Menge an. »Zurück!«

Aber die Bürger stehen zur Mauer zusammengedrängt.

»Wenn man Kelly hängt, gibt's einen Aufruhr!«

Poch! Bum! wider das Gefängnistor. Die Gendarmen reden auf die Männer ein, man soll doch die Polizei nicht zwingen, zu den Waffen zu greifen.

»Wenn man den Kelly hängt, machen wir Aufruhr,« sagen die Männer. Poch! Bum! wider das Gefängnistor. Die Frauen schwenken Tücher.

»Kelly!« rufen sie. »Kelly, wir sind da!«

»Zeige dich, Kelly!« rufen die Männer. »Zeige dich am Fenster!«

»Nieder mit dem Richter Mac Kenna!« brüllt der Mob. »Seht ihr nicht? Dort — dort! Die Mutter! Kellys Mutter! Arme alte Frau! Und das Mädchen — das Mädchen — Christel! Wahrhaftig, das Christel, wie der Tod so bleich. Arme Frauen! Arme verlassene Frauen! Hoch Kelly! Hoch Kelly! Hoch Kelly!«

Die Menge schwankt, wankt, stößt vor,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

prallt gegen die Gendarmenreihe an. Hoch Kelly! Dreihundert Polizisten vor! Hoch Kelly! Zum Angriff, los! Los! Hoch Kelly!

Schutzleute rücken mit Knüppeln an. Hallo! Stürmt das Tor! Poch! Bum! Hoch Kelly! Geschrei. Wüster Lärm. Fanatische Wut. Brüllen und Johlen und Singen. Poch! Bum! Blut — Blut ... Da ... tinktinktink ... das Armsünderglöckchen ... tinktinktink ... über allem Lärm. Die Stunde der Hinrichtung. Ein armer Sünder besteigt das Schafott.

Stille. Entsetzte, atemlose Stille. Stille vor dem Sturm. Horch! Eine Stimme in das Läuten, eine zitternde, betende: »Näher zu dir, mein Gott ...«

Eine kniende Frau — da sank einer und der andre neben ihr nieder, überwältigt, geworfen. »Näher zu dir, mein Gott ...«

Und noch eine zagende Stimme — und wieder eine — und viele — viele, und alle — ein brausender Chor — ergriffen und weinend:

Näher zu dir, mein Gott, näher zu dir!
Das soll die Losung sein, das mein Panier.
Wie du auch führest hier,
näher, mein Gott, zu dir,
näher zu dir ...

Tink ... tink ... vertönte das Armsünderglöckchen. Es war vorüber. Ein armer Sünder hatte gebüßt.

Still verlief sich die Menge.

Zwei einsam wankende Frauen auf dem Wege nach Oldham. Man hat sie nie gefragt: Wer war's? Wer sang?

Jesus und der Soldat

An einem Sommersonnentag
Ging Jesus durch das gelbe Korn.
»Wann Er wohl heute rasten mag?«
Von Mund zu Mund schlich sich's nach vorn.

Als endete der Schlängelpfad,
Sah keiner mehr den Schlehendorn,
Sahn alle nur, daß ein Soldat
In seinem Schatten schlief. Der Zorn

Fürbaß ging durch den Mittagbrand
Der Herr den Pfad durchs gelbe Korn;
Auftauchte, fern am Ackerrand,
Ein Busch, ein alter Schlehendorn.

Fiel reißend in die Jüngerschar.
St. Petrus stieß ins Redehorn:
»Der Krieg ist alles Sinnes bar!
Kein Recht zu sein hat Schild und Sporn!«

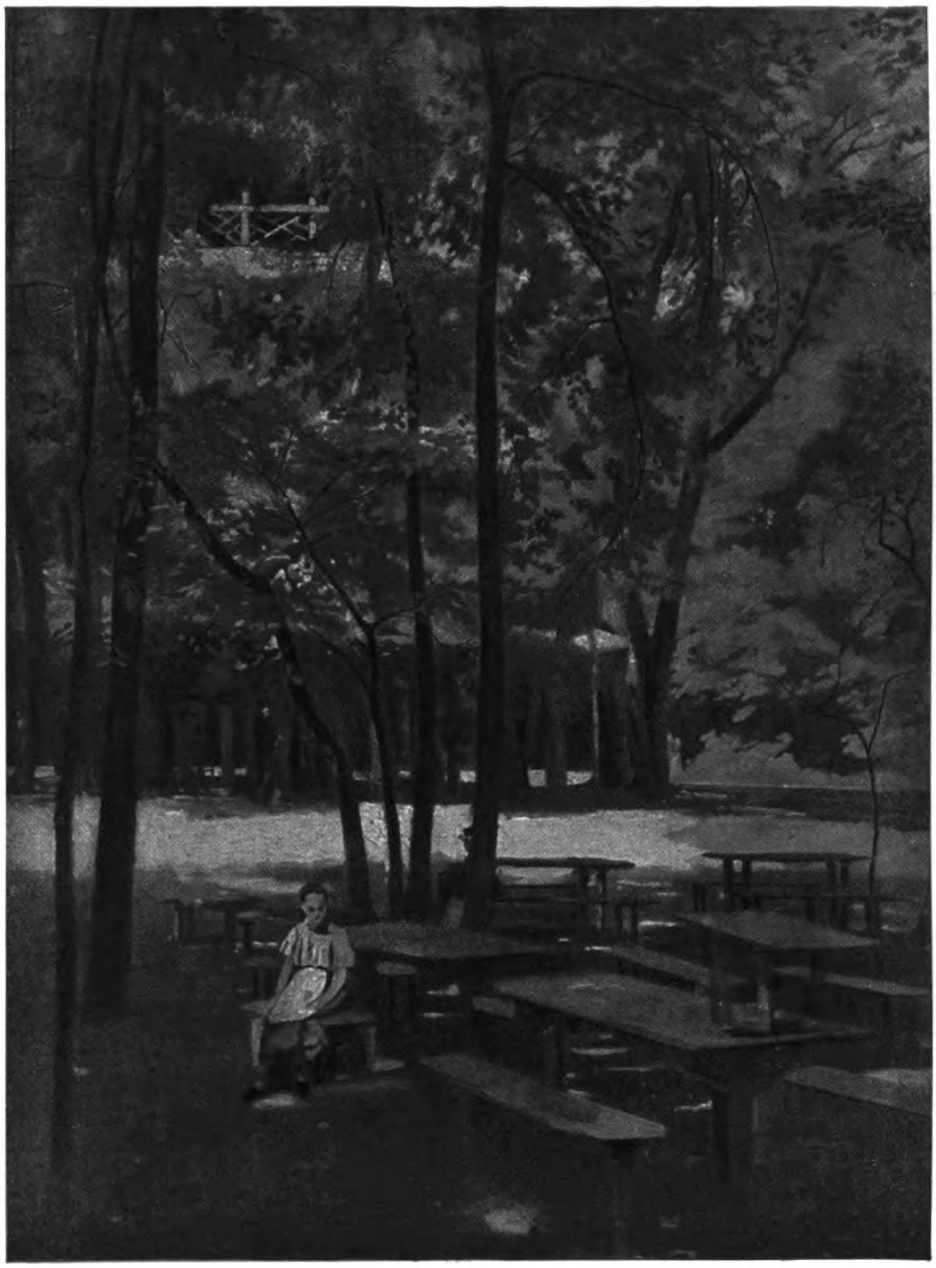
Jakobus hob die heiße Hand.
Andreas spöttelte: »Ein Dorn!«
Johannes sprach: »Dem Wüstensand
Entquillt kein baumbekränzter Born.«

St. Thomas zweifelte an Gott.
Philippus fand die Frag' verworrn.
Im Gelde sah Ischariot
Für alle Kriegerei den Born.

Derweilen saß im Sonnenbrand
Jesus und half dem Schlehendorn
Mit ausgebreitetem Gewand
Den müden Kriegersmann beschatten.

Hans Franck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Fritz Schider: Im Engliſchen Garten zu München

Aus dem Beſitz der Städtiſchen Kunſthalle in Düſſeldorf Mit Genehmigung der Kunſthandlung Karl Haberſtock, Berlin

Zu dem Aufſatz: »Fritz Schider, Einer aus dem Kreiſe Leibls«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Familie Leibl beim Weihnachtsfest — Aus dem Besitz des Kestnermuseums in Hannover

Fritz Schider

Einer aus dem Kreise Leibls. Von Ernst Warburg

Sämtliche Abbildungen dieses Aufsatzes werden mit Genehmigung der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W wiedergegeben

Von einem Unberühmten, bisher fast Unbekannten soll hier berichtet werden, den der überragende Ruhm eines größeren Freundes zeitlebens nicht hat zur verdienten Geltung kommen lassen, und der vor der Nachwelt vollends in Gefahr schwebt, von dem noch stetig wachsenden Lichte jenes Größeren bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt zu werden. Anfangs, solange es sich durch die Vorwerke der Kunst hindurchzuarbeiten gilt, mag es von Reiz und Vorteil sein, im Gefolge des Genius einherzuschreiten, gehalten und gestützt von ihm, durch seinen schnellen Aufstieg selber getragen und gehoben. Dann aber, wenn die Jahre der Anlehnung überwunden sind und sich gebieterisch der Drang zur künstlerischen Selbständigkeit meldet, verwandelt sich der Segen in einen Fluch, und es wird dann auch wohl bei dem Neidlosesten nicht an bitteren Stunden fehlen, wo er die Zweischneidigkeit solcher Freundschaft fühlt und ihr im tiefsten Herzen eher grollt als dankt. Wohl dem, der sich auch dann noch so weit in der Gewalt behält, daß er sich nicht durch Trotz und Widerspruchsgeist aus der Bahn werfen läßt, oder der so stark von dem Ernst seiner Kunst durchdrungen ist, daß er ihr, auch wenn er wollte, gar nicht untreu zu werden vermag!

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Wilhelm Leibl, der große Wirklichkeitsmaler und noch größere Charakteristiker, im Kreise seiner Freunde und Strebensgenossen solche überragende und überschattende Rolle gespielt. Sein Licht war zu mächtig, als daß daneben so bald noch kleinere Sterne hätten aufkommen können. Selbst ein Maler von der koloristischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mutter und Kind — Aus dem Besitz der Galerie Caspari in München

Kraft und Vornehmheit eines Karl Schuch hat Jahrzehnte gebraucht, ehe er sich als einigermaßen Ebenbürtiger neben dem Allbekannten und Allgerühmten durchsetzen konnte; erst die Berliner Jahrhundertausstellung von 1906 mußte kommen, um Theodor Alt, dem Weggenossen der Leiblschen Jugendzeit, dem Meister temperamentvoller Tüchtigkeit und frühen Beherrscher feiner Luft- und Lichtstimmungen, einen bescheidenen Teil seiner längst verdienten Anerkennung zu verschaffen; erst der Tod mußte ihn dem Leben entrücken, bevor Johann Sperl, Leibls treuer, heißgeliebter Kamerad, mehr für uns wurde als ein Schatten seines großen Freundes, und Karl Hagemeister, der Einsiedler von Werder, der Havel-Landschafter und Meister des Meeres, fängt eben erst an, mit seiner Kunst in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Einem Fünften aus Leibls Umgebung ist selbst dies bescheidene Los bis heute kaum geworden, obgleich ihn schon seit acht Jahren der Rasen deckt und Werke seiner Hand in wählerischen öffentlichen Sammlungen hängen. Vielen von denen, die diese Zeilen lesen, wird der Name Fritz Schider hier zum erstenmal begegnen. Aber sie brauchen sich keinen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihnen bisher völlig unbekannt war. Wissen doch selbst unsre großen Kunstgeschichten nichts von ihm, sucht man ihn doch sogar in Leibl-Monographien vergebens. Ihn der Vergessenheit entrissen zu haben, ist das Verdienst des Berliner Kunsthändlers Karl Haberstock, der seit einer Reihe von Jahren allen Schiderschen Werken mit planmäßiger Beharrlichkeit nachgeht und auch an Nachrichten über sein Leben und Schaffen gesammelt hat, was heute noch zu erlangen ist.

Viel wissen wir nicht von Fritz Schider. Nur daß er — ein Altersgenosse Karl Schuchs — 1846 in Salzburg geboren war, in den sechziger Jahren mit Leibl zusammen in der Meisterschule Rambergs in München studierte, mit ihm, Sperl, Alt, Hirth u. a. im »Künstler-Sängerverein«, den Dienstag-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teegesellschaft

Aus dem Besitz der Galerie Caspari in München

Versammlungen im »Orlando di Lasso«, auch wohl bei Lettenbauer in der Landwehrstraße verkehrte und später, nach seiner Verheiratung mit einer Nichte seines Freundes Leibl, nach Basel übersiedelte, wo er bis an sein Lebensende (1907) als Zeichenlehrer an der Hochschule wirkte, zuletzt wegen seiner hervorragenden anatomischen Zeichnungen zum Ehrendoktor der medizinischen Fakultät ernannt. Von seiner Übersiedlung nach Basel an hat er nur äußerst selten noch gemalt, und daher mag es wohl kommen, daß er als Maler so wenig bekannt geworden ist.

Ja, wer in Deutschland kennt Werke von Fritz Schider? Aufmerksame Ausstellungsbesucher mögen sich vielleicht entsinnen, vor mehr als zehn Jahren auf einer Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast ein Bild von ihm: »Am Chinesischen Turm im Englischen Garten zu München« (s. Einschaltbild), gesehen zu haben, das für eine Malerei aus den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts merkwürdig modern anmutete und als Freilichtmalerei und farbige Impression fast an ähnliche Schöpfungen Manets denken ließ. Auf der Jahrhundertausstellung war Schider nicht vertreten, obgleich er als Angehöriger des Leiblkreises ebensogut dorthin gehört hätte wie Sperl, Theodor Alt u. a. Freilich, trotz der innigen Freundschaft, die ihn mit Leibl verband, hat Schider sich erstaunlich frei von der Beeinflussung durch dessen Art und Technik gehalten. Das beweist nicht nur jenes Gemälde des »Chinesischen Turms«, das übrigens jetzt dem Baseler Museum gehört, davon wird man sich bei ein wenig Blick für malerische Eigentümlichkeiten auch durch die fünf andern, größeren Bilder überzeugen lassen, die Haberstock aus ihrer Verborgenheit gezogen und nach Deutschland gebracht hat, die aber jetzt — ein Zeichen für die steigende Schätzung des Malers — schon wieder in andern Besitz übergegangen sind.

Der »Chinesische Turm« darf als Schiders Hauptwerk betrachtet werden. Des-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halb ist es mit Freude zu begrüßen, daß wenigstens die an Ort und Stelle im Englischen Garten zu München gemalte erste Fassung für Deutschland zurückgewonnen werden konnte. Denn Schider hat diesen merkwürdigen Mittelpunkt der beliebten Münchner »Jausenstätte« mehrmals gemalt. Zuerst — und diese erste Fassung ist es, die wir in farbigem Kunstblatt wiedergeben — ohne die dem Nachmittagskonzert lauschende Menge; nur auf einer Bank im Vordergrunde sieht man ein einsames junges Mädchen sitzen, das verträumt dem Spiel der Sonnenstrahlen auf dem Parkboden zusieht. Die warme, Boden, Stämme und Laubwerk umspielende Luft ist das Schönste an dem Bilde; einen besonderen Reiz gewinnt sein weicher graugrüner Grundton durch die sommerliche Bläue des Himmels, die rechts oben durch das Blattwerk dringt. Die Städtische Kunsthalle in Düsseldorf tat gut daran, sich wenigstens diese Fassung zu sichern, wenn schon die spätere an die Schweiz verlorengegangen war.

So meisterlich ihm dies Bild gelungen ist, im Grunde war Schider doch mehr Innenmaler als Landschafter. In dem Weihnachtsbild — wie selten werden sie gemalt, viel zu selten für die Bedeutung, die diesem Fest für das deutsche Gemütsleben zukommt! — hat er seinem innigen Verhältnis zur Familie Leibl ein Denkmal gesetzt; im Hintergrunde rechts glauben wir den Meister zu erkennen, im Vordergrunde sind die Mutter und die Tante Leibls verewigt, und hinter dem Christbaum steht Schider selbst mit seiner jungen Braut, die ihm soeben mit zärtlicher Umarmung ihr Geschenk darbringt. Es ist ein impressionistisches Gemälde von bemerkenswerter Feinheit des Tons und wirkungsvoller Ausnutzung des flackernden Kerzenlichts an der buntgeschmückten Weihnachtstanne. Das Original hängt jetzt im Kestner-Museum zu Hannover.

Kindtaufe

Aus dem Besitz der Galerie Caspari in München

Ein kaum minder fesselndes Innenbild gelangte vor einiger Zeit in das Großherzogliche Museum zu Darmstadt. In einem Zimmer sitzen da zur Stunde der Dämmerung fünf Menschen um den Sofatisch, in angeregte Unterhaltung vertieft. Aus dem Nebenzimmer naht sich, ohne diese

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alter Mann mit Pelzmütze
Aus dem Besitz des Herrn F. v. Bayer in Berlin

Alte Frau
Aus dem Besitz der Städtischen Kunsthalle in Düsseldorf

Stille zu stören, ein weibliches Wesen mit der Lampe — gerade dadurch wird die gedämpfte vornehme Traulichkeit dieses Beieinander nur noch mehr betont. Auch dieses Bild ist für die Zeit seiner Entstehung überraschend impressionistisch gemalt.

Daß diese Technik Absicht und nicht etwa bloßer Zufall war, erfährt man durch ein viertes Gemälde, das der Galerie Caspari in München gehört — nennen wir es »Mutter und Kind«. Hier ist im Sinne Rambergs, Albert von Kellers oder des Belgiers Alfred Stevens in kostbarster Ausführung eine junge elegante Frau in lichtgrauem Kleide und schwarzer Jacke auf einem Diwan sitzend gemalt. Gerade unterbricht sie, noch halb nachdenklich, ihr Lesen, um sich über ihr Kindchen zu freuen, das

Damenbildnis
Aus dem Besitz des Herrn Regierungsrats Paul Sachs in München

Alter Mann mit Rosenkranz
Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weißgekleidet auf einem Holzpferdchen durchs Zimmer reitet. Wer Stevens' »Trauerbesuch« im Gedächtnis hat (vgl. »Monatshefte« Nr. 688), wird sich des Zusammenhanges beider Bilder bewußt werden, ohne doch bei Schider eine Spur von unselbständiger Abhängigkeit entdecken zu können. Mag das deutsche Bild genrehafter gehalten sein als das belgische, die ausgezeichneten malerischen Mittel, deren es sich bedient, die Vornehmheit, die im Ausdruck und in der Farbe herrscht, lassen es den Schöpfungen jener Meister — nur sie verfügten in jener Zeit über solche Ausdruckskunst — ebenbürtig oder doch nahe verwandt erscheinen.

Auf gleicher Höhe stehen die »Teegesellschaft« und die »Kindtaufe«, wenn das Taufbild in der Betonung der Licht- und Schattengegensätze vielleicht auch schon etwas zuviel des Guten tut: hier spürt man Leibls Einfluß in einem Maße, das leicht zur Übertreibung und damit zur Zerstörung überlegtester und feinster Wirkungen hätte ausarten können.

Daß Schider auch als Bildnismaler Vorzügliches leistete, beweisen seine Bildnisse des Malers Mangold, des Mannes mit der Pelzmütze und der alten Frau. Aber auch der Mann mit dem Rosenkranz und das jüngere Damenbildnis, bei dem man an Wilhelm Trübners Art denken mag, sprechen für Schiders Können als Charakteristiker. Alle diese Arbeiten scheinen in den Jahren 1873 bis 1876 entstanden zu sein.

Man muß sich vergegenwärtigen, wie sonst um diese Zeit in München gemalt wurde, um zu verstehen, daß diese Schiderschen Bilder bei ihrem Entstehen nicht geringes und nicht immer freundliches Aufsehen erregten. Unterscheiden sie sich doch von dem Geläufigen in mehr als einer Beziehung. Namentlich war es das Fehlen des üblichen braunen Ateliertones, was Makart daran entrüstete, ihn, auf dessen Fürsprache doch Ramberg dereinst den jungen Schider in seine Schule aufgenommen hatte. Ja, Makart, damals auf der Höhe seines Ruhmes, pflegte diese farbigen Freilichtbilder des Abtrünnigen verächtlich als »Schweinskotelettes mit Spinat« zu bezeichnen. Die Zeit war für die Selbständigkeit dieser Art, zu malen, eben noch nicht reif.

Schider wäre wohl noch härteren Konflikten zwischen seiner Kunstübung und dem Zeitgeschmack entgegengegangen, wenn ihn seine angestrengte Lehrtätigkeit in Basel nicht bald der Tafelmalerei überhaupt entzogen hätte. Wenigstens hat er nach seiner Übersiedlung in die Schweiz kaum noch etwas hervorgebracht, was sich den sozusagen unter Leibls Augen entstandenen Werken an die Seite stellen ließe. Aber auch das Wenige, was er hinterlassen hat oder was wir von ihm kennen, ist geeignet, der Nachwelt aufs neue in Erinnerung zu rufen, daß die deutsche Malerei um 1870 herum tatsächlich eine große und glückliche Zeit gehabt hat, und daß es Leibl war, um den die besten Künstler sich damals gesammelt haben.

Und immer der Lerche Melodein ...

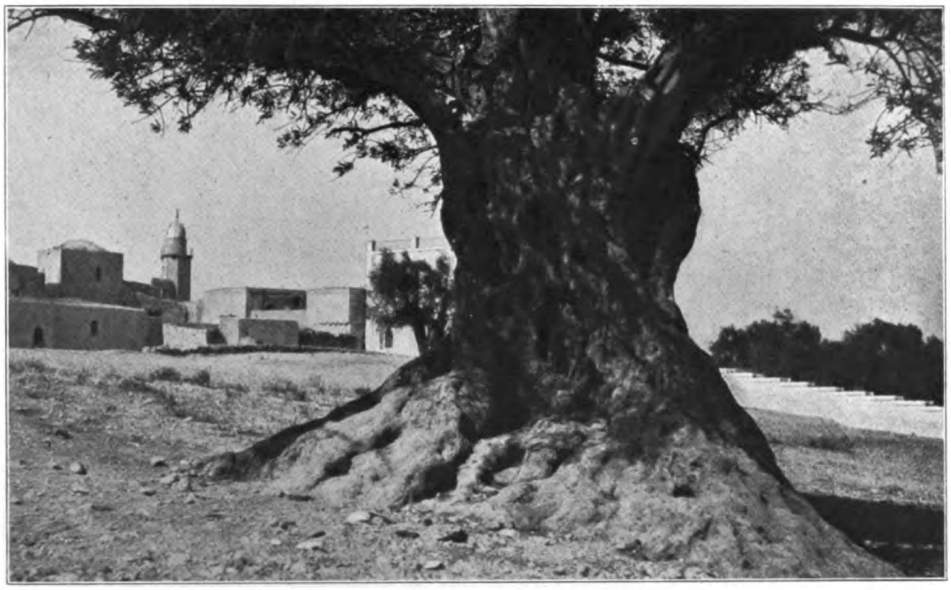
Und immer der Lerche Melodein,
Und immer das Roggenraunen,
Und immer in die Wolken hinein
Deiner Augen seliges Staunen.

Und der Sommerwind in deinem Haar,
Zikadensang von der Wiese ...
Es zittert um uns wunderbar
Ein Traum vom Paradiese.

Wir gehn so weit der Himmel blaut
Durch Korn und Lerchenlieder,
Auf seine beiden Kinder schaut
Der liebe Gott hernieder.

Helene Brauer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Zweitausendjähriger Ölbaum auf dem Ölberge

In der befreundeten Türkei

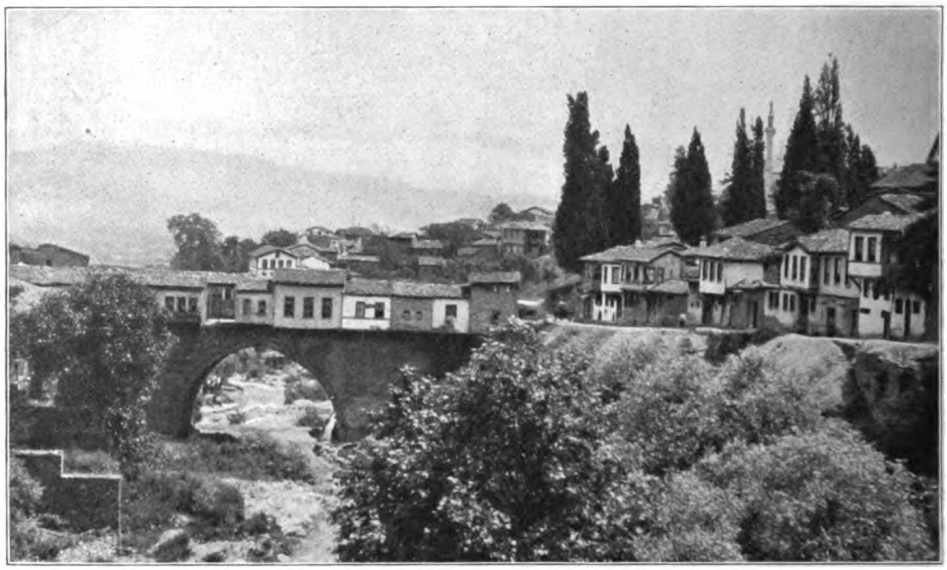
Von Prof. Dr. Hans Much (Hamburg)

Als Kenner der Türkei und als erklärter Freund der Türken habe ich wiederholt versucht, mir Rechenschaft abzulegen über die Frage: Was ist es, das uns bei näherer Bekanntschaft den Osmanen nicht nur achtbar, sondern zum Freunde macht? Nichts erscheint zugleich geeigneter, einen überschauenden Blick in die Türkei zu tun, als diese Frage und ihre Beantwortung. Sie mag die Stelle der leitenden Idee vertreten, welche die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und ihrer Eindrücke auf mich ordnen kann.

Möglich, daß man in den letzten Jahren beim Betreten der Türkei durch die Vorahnung künftiger Waffenbrüderschaft beeinflußt wurde. Möglich auch, daß später die jetzt zur Tat gewordene Waffenbrüderschaft eine Rolle in der freundschaftlichen Hinneigung zum Osmanenreiche spielen wird. Aber nimmer spielt weder die geahnte noch die verwirklichte Waffenverbrüderung die Hauptrolle. Die Geschichte lehrt, daß allein durch Waffenbrüderschaft niemals dauernde Freundschaften geschmiedet werden. Die Lebensinteressen der Völker wechseln und mit ihnen die Waffenbrüderschaften. Mag sein, daß dieser Riesenkrieg fester zusammenschweißt als irgendein andrer, aber die Erinnerung an ihn wird niemals das Hauptwort bei unsrer Freundschaft sprechen. Auch war diese Freundschaft ja schon vorhanden vor der Kriegsverbrüderung.

Ist dann etwa die Gemeinschaft wichtiger Lebensinteressen von größerem Einfluß? Ganz gewiß, aber auch nicht von führendem. Ich müßte bei dieser Erörterung politisches Gebiet betreten, was vieler Gründe halber zu vermeiden ist. Nur so viel sei gesagt: in Türkisch-Asien schlummern Kräfte, von denen wir uns gemeiniglich gar keine Vorstellung machen. Mesopotamien kann eine Kornkammer werden, wie es keine zweite gibt: die aufzubietende Mühe würde mit dem Erträgnis in keinem Verhältnis stehen. Selbst das eigentliche Kleinasien ist stellenweise ungeheuer fruchtbar. Die Ebene von Brussa erquickt den Wanderer durch den Anblick ihrer Üppigkeit. Die von der Bagdadbahn durch Bewässerung der Landwirtschaft erschlossenen Steppen um Konia werfen schon jetzt nach kurzem Betriebe Millionen ab. Die Ebene von Adana ist ein Garten. Die gebaute einheimische Baumwolle kommt der besten in der Welt gleich. Die Seidenstoffe von Brussa sind fein wie Spinneweb und die des Libanon stark und edel. Der abgeschlagene Wald ist zum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Brussa: Brücke über einen Gebirgsbach

größten Teil wieder zu ersetzen. Auch alles, was nicht zum Notwendigen eines großen Völkerlebens, zu seiner inneren und äußeren Aufrechterhaltung gehört, bietet die Natur gern und auf Anfordern verschwenderisch.

Kleinasiens Boden birgt an Metallen unerschöpfliche Reichtümer. Selbst die Quellen wetteifern mit im Angebot der Schätze. Ich traf vergessene heiße Quellen von einer Zusammensetzung und Heilkraft, die Weltbäder erblühen lassen könnten. Bei richtiger Bewirtschaftung — darauf kommt es an — kann die Türkei eins der reichsten, wenn nicht das reichste Land der Welt sein. Dazu aber braucht sie einen Freund mit starkem Arm und verständnisvollem Geist. Sie würde die Freundschaft dadurch lohnen, daß sie ihren Freund vom Neide einer ganzen Welt wirtschaftlich freimachen kann.

Ist all dies für unser Freundschaftsempfinden von großem Einfluß, aber dennoch nicht von führendem, kommt dann etwa der landschaftlichen Schönheit, verbunden mit den edelsten Denkmälern einer gewaltigen Kultur, eine größere Rolle zu?

Die Türkei ist allerdings landschaftlich reich begnadet. Von Brussa durch Kleinasien über Syrien nach Palästina — eine Kette landschaftlicher Schönheit, die einzelnen Glieder schmuckvoll miteinander verbunden, und voll erstaunlicher Abwechslung wie die Ornamentik mohammedanischer Meister. Brussa am Fuße des Olymps hinüberleuchtend in die Fruchtbarkeit der Ebene, einst von ragenden, buntkachelbedeckten Bauten überleuchtet, deren letztes Überbleibsel, die grüne Grabkapelle, noch jetzt so schön ist, daß sie das alte Leuchten vor dem inneren Auge erstehen läßt; Brussa mit seinen

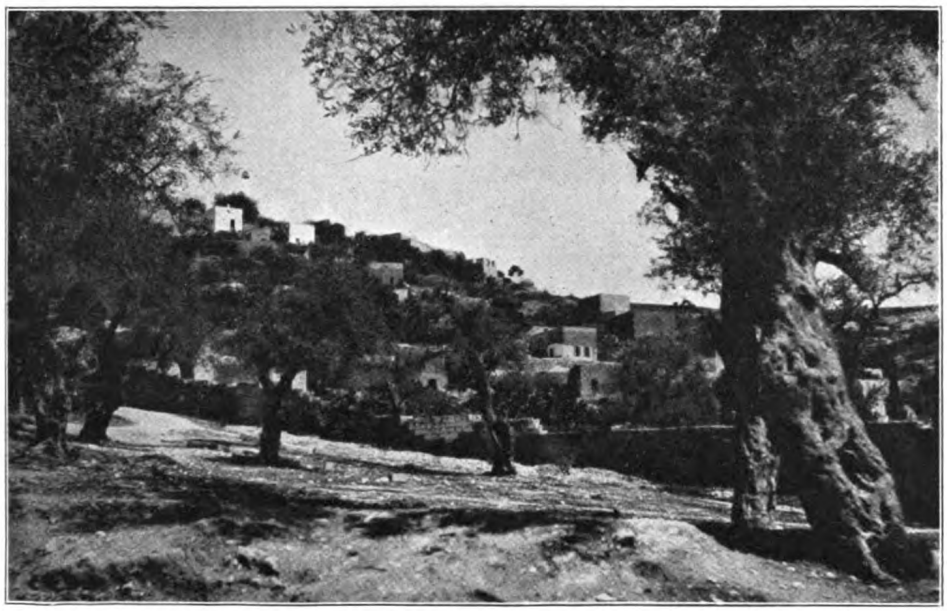
Verfallene Moschee in Nizäa

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Libanondorf

kecken Brücken und Bauten; Brussa, noch jetzt ein Vorposten persischer Kultur, noch immer lockend hinüberschauend ins Abendland.

Dann der stille und große See von Nizäa im Kranze sanft abfallender Waldeshöhen, an einem Ende Nizäas alte Mauern bespülend, an denen Griechen, Römer und Seldschuken bauten, und in deren erhaltenem Ring ein Dörfchen jetzt sein Dasein fristet. Halbverfallene Moscheen erinnern an vergangene Seldschukenpracht. Die alte syrische Handelsstraße mit wilden Engpässen von trotziger Erhabenheit und mit Tälern von ruhsamer Breite. Inmitten der einst so fruchtbaren Ebene Konia, einst strahlend von vollkommener Kultur, noch jetzt mit seinen Resten des Wanderers Auge bezaubernd und für immer in einen seltsamen Bann schlagend. Dann die Hochgebirgskette des Taurus mit Wild und Wachstum, mit Schnee und Schroffen, mit



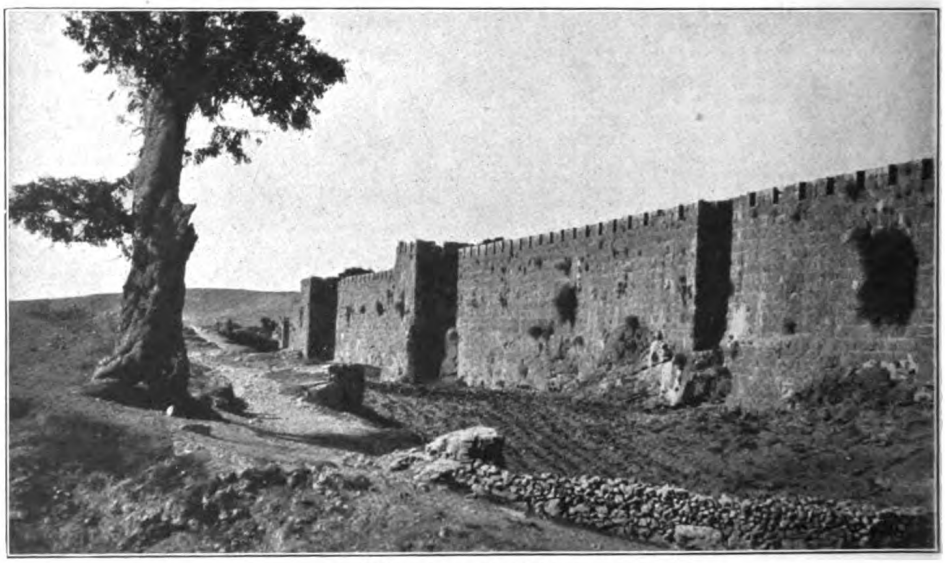
Aus Nazareth

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorfmoschee

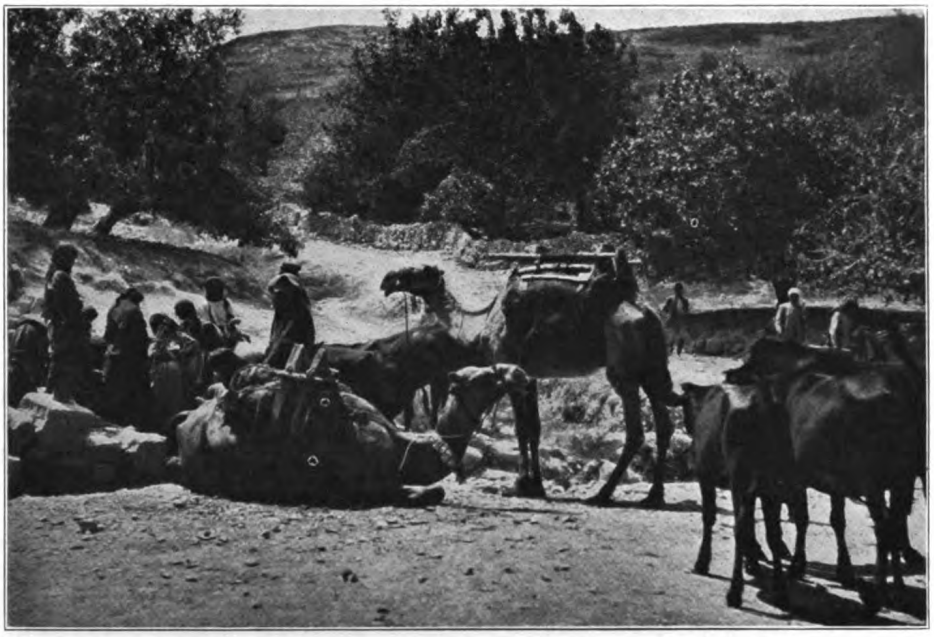
Lachen und Lieblichkeit. Zu seinen Füßen der Garten von Adana. Weiter all die Städte am Meer mit Griechen- und Römererinnerung, die aber hier nicht zu Worte kommt. Syrien mit seinen Pinienhöhen und sauberen Dörfern, deren spitzbogige Fenster den Wanderer förmlich heranwinken, der Libanon mit Wein und Wasser, Aleppo, Homs und wie die alten schönheitbergenden Orte alle heißen, endlich Damaskus im »Tal des Paradieses«.

All das leitet hin zu der landschaftlichen Krone, nach Palästina. Am Orte der Bergpredigt erschrickt das Auge fast vor dem geheimnisvollen Dunkelblau des Sees von Galiläa, so unwahrscheinlich und tief leuchtet es in den violettüberlaufenen Felsöden. Die Stimmung ist fein und zer-



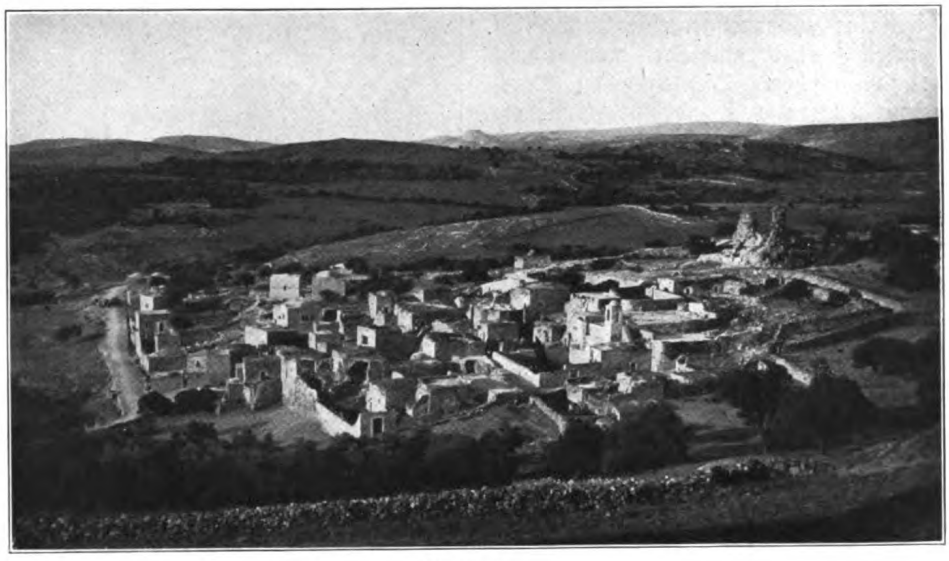
Mauer von Jerusalem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



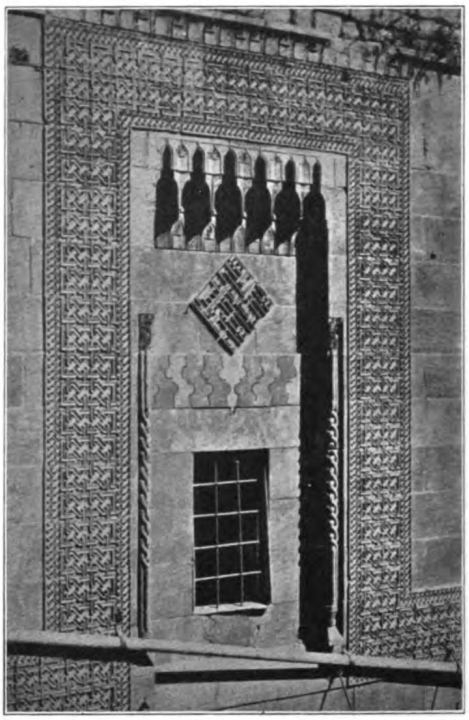
Quelle in Samarien

brechlich, als wäre sie von edelstem Glase. Aber das Glas tönt, und Melodien eines deutschen Meisters entströmen ihm: »Denn sie sollen getröstet, getröstet werden — selig sind ...« Galiläas Bergkuppen überstürzen sich wie in suchendem Spiele, und hell aus ihnen hervor lacht von der Höhe Nazareth. Europa hat durch geschmacklose Kirchen und öde Erziehungshäuser, wie überall im Morgenlande, das einheitliche Bild zerstört und die hierorts weltferne Sprache abgedämpft. Aber an Moscheen vorbei findet der Fuß, unbeeinflußt durch anmaßende Überlieferung, vergessene Plätze, die liegen, als hätten sie seit zwei Jahrtausenden den Atem angehalten. Da findet der Geist dann eines spielenden Knaben Spur und überläßt sich willig der sacht ansprechenden Rührung ...



Bethanien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Seldschukenfenster in Aleppo

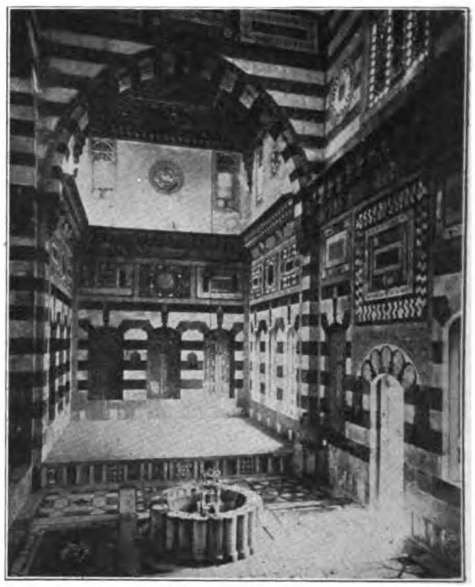
Hinüber zur weitenden Einfachheit Samariens leitet die Ebene Jesreel, das Schlachtfeld Palästinas. Kommt man von Galiläa, so glaubt man, eine freundliche Hand strecke sich freundlich hinüber nach einer verschlossenen; kommt man von Juda und Samarien, ist es, als öffne sich allmählich eine zusammengepreßte Hand. In Samarien ist alles entschleiert, man braucht nicht zu lauschen. Die einfachen Dorfmoscheen steigern stets und hindern nie die einheitliche Wirkung des Dorfbildes. Hier wandelt noch jetzt vom Taldorf herauf leichtwiegenden Ganges, den großen Tonkrug auf dem Haupte, ein schönes Mädchen — Rebekka mag ihr Name sein — zu dem begehrten »süßen Wasser«, der Quelle, wo sich Rinder, Esel und geschmückte Kamele zur Tränke drängen; und dort sitzt der Menschensohn am Brunnenrand, wirft deutungsschwere Worte in die Seele der Samariterin und glaubt an Menschen.

Und nun das herrische Juda mit seinen schweren, einsamen Linien. In seiner Mitte Jerusalem, die Dulderin unter den Städten, mauerumgürtet, blutrünstig, menschheitsgeheimnisvoll. Vor Jerusalems grausamen Mauern mit der überragenden lächelnden Moschee habe ich jedesmal dieselbe wahnvoll-enträtselnde Menschheitsempfindung wie vor dem größten Bildwerke der Welt, dem Sphinx von Gizeh.

Rings schöne, der Umgebung sich anschmiegende, ihr entsprossene, nie gegen sie aufschreiende Dörfer, unter ihnen das lieblichste: Bethanien, in freundlicher Verschollenheit versteckt, ein Ort, der einlädt, einem Menschen etwas Gutes und Liebes zu sagen: etwas, das seitab vom Wege liegt und doch dem Ziel ganz nahe führt.

Dann die Wüste Juda, ein wohlgefügter Psalm der Einsamkeit, in ihrer Mitte die von großartig herausgehobener Lieblichkeit umspielte schweigende Öde des Toten Meeres, wo nichts von Menschenvergangenheit spricht: eine Stätte verträumter Weisheit, die sich Natur für eine große Stunde schuf. Und endlich nach Wüstenwanderung der Sinai, sich selbst betonend, eindringlich, überraschungsvoll.

Und auch mit Kulturdenkmälern ist die Türkei begnadet. Überall leuchten die Buntkacheln. Eine solche Gebetsstimmung wie vor der großen, ganz in seldschukischer Buntkachelarbeit prangenden Gebetsnische in Brussas grüner Moschee löst kaum ein andrer Ort aus: es ist, als dehne sich die Riesennische zu seligen Weiten, eine freie Leichtigkeit, eine beschwingte Freiheit über-



Innenraum eines Hauses in Damaskus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor einem anatolischen Dorfwirtshaus

kommt den Geist; der Fuß will weiterschreiten, gleich als müsse sich die Wand wie auf Zauberschlag auftun und das prangende Tor hineinführen in die Gefilde paradiesischer Vergessenheit. Unser am Griechentum und seiner Wiedergeburt verbildeter Geist steht vor den Bauwerken der Seldschuken wie vor Offenbarungen. Der untergegangene Bruderstamm der Osmanen war vielleicht das kunstbegabteste Volk der Welt. In wenigen Jahrzehnten war der Weg vom Hirtenvolk zum Kulturvolk ersten Ranges durchlaufen. Mit einem erstaunlichen Genie griffen sie aus der persischen und byzantinischen Kunst die schönsten, weil einfachsten Formen heraus und verschmelzten sie schöpferisch zu noch größerer Einfachheit und Schönheit. Solche Meister in edelster Flächenwirkung und vornehmster Flächenteilung hat die Baukunst nie wieder gesehen. Nicht nur in und um Konia strahlen diese Wunderbauten, die alles aus der Fläche herausholen, ohne sie je zu verletzen, und die innen in ihren buntkachelgeschmückten Räumen zwei Welten zu verknüpfen scheinen — man findet sie oder ihren Einfluß bis hinauf zum Schwarzen Meer und bis hinunter nach Ägypten. Aus einem mehr als schlichten Fenster macht die keusch über die Fläche dahinfahrende Seldschukenhand einen Einlug in ein Wunderland. Man erwartet Wundervolles, aber beim Eintritt findet man mehr: Elfenbein, Marmor, Perlmutter, Holz wetteifern in den damaszenischen Palästen aus dem 14. Jahrhundert und erringen mathematisch spielend den Preis in der Innenkunst aller Zeiten. Die Seldschukenkultur war umfassend, und Kleinasien leuchtete in ihrer kurzen Schaffenszeit.

Das ist jetzt anders; aber die Denkmäler begleiten den Wanderer doch noch von Stätte zu Stätte, bis er in Jerusalem vor der Vollendung steht. Die vorseldschukische Omarmoschee ist wohl das schönste Gotteshaus der Welt. Und im Inneren waltet gebanntes Geheimnis, wortlose Sprache der Ornamentik. Ich habe Italien und andre Länder nach Mosaiken durchstreift; derartig Vollendetes wie hier sah ich nirgend.

Und wird nun gar Ägypten mit seinen Riesendenkmälern der großartigsten Baukultur der Welt wieder türkisch, dann ist die Türkei auch an Kunstschätzen das reichste Land der Welt.

Aber all dies macht die Freundschaft nicht. Es ist vielmehr der Mensch, der uns auf seine Seite zieht. Je länger man mit dem mohammedanischen Türken umgeht, um so lieber wird er einem. Aber man muß ihn in seinem wahren Leben, auf dem Lande, suchen. Da finden wir einen gastfreien und hilfsbereiten Mann, furchtlos und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fromm, arbeitsam und lächerlich genügsam. In die Stadt verschlagen, findet er sich häufig nicht zurecht: er verliert das Gleichgewicht und fängt an zu taumeln. Zudem ist er unter richtiger Leitung ein vortrefflicher Soldat. Ich sah in verschiedenen Jahren die soldatischen Übungen. Nach Envers und Limans Umgestaltungen glaubt man sich auf deutschen Kasernenhöfen.

Der selbstsüchtigere Araber besitzt diese Tugenden in viel geringerem Grade, könnte aber mit seiner größeren Leidenschaft und semitischen Auffassungsgabe eine gute Ergänzung bilden.

Hier nur zwei Beispiele osmanischer Lebensart.

Beim Besuche eines einfachen Türken fand ich einen Tisch von prachtvoller Arbeit, offenbar ein Familienerbstück, Hunderte von Jahren alt. Ich pries ihn nach Gebühr. Beim Abschied sagte mir der Mann: »Wollen Sie Ihr Eigentum nicht mitnehmen?« — »Ich wüßte nicht,« antwortete ich erstaunt, »daß ich etwas bei Ihnen vergaß.« — »Doch,« sagte der Türke, »den Tisch, der ist doch Ihr Eigentum.«

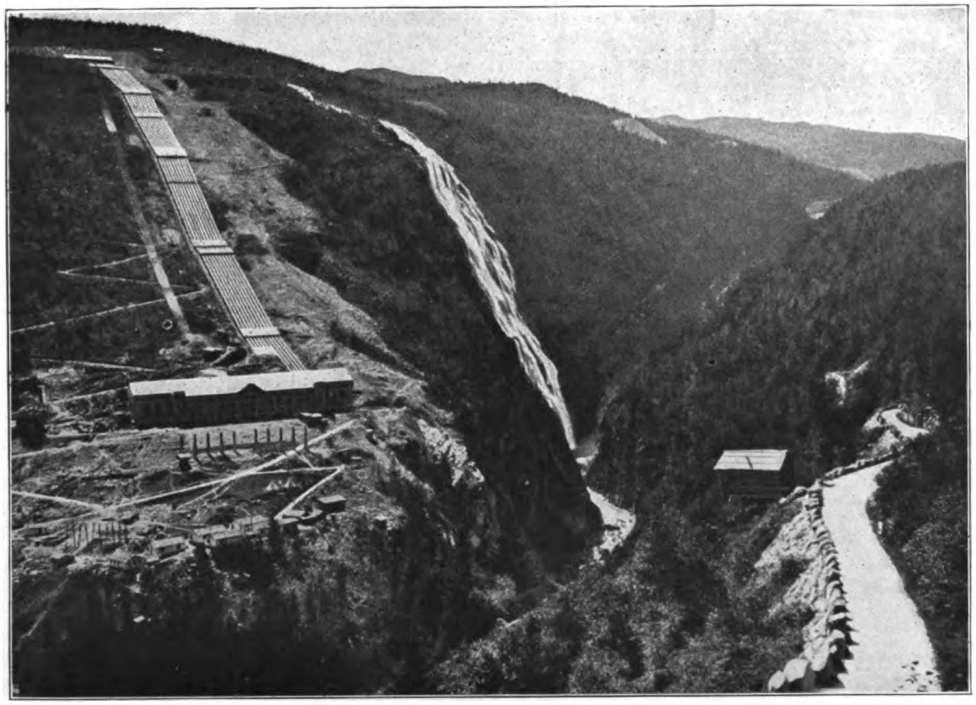
Ich lernte einen Pascha kennen, der sein Haus in ein Museum verwandelt hatte. Sein Leben lang hatte er die größten Kunstschätze darin zusammengetragen. Sein ganzes Herz hing daran, und er sprach kaum von etwas anderm. In einer Nacht brannte das Haus mit allem ab. Als ich ihm mein Beileid aussprechen wollte, fand ich einen von geschmacklosen europäischen Möbeln umgebenen Mann, der lächelnd abwinkte: »Ich habe Allah viel zu danken, er meinte es wohl sehr gut mit mir.« — »Gut?« fragte ich überrascht. — »Nun ja,« antwortete er, »Gott wollte mir wohl zeigen, daß das Menschenleben höhere Werte besitzt, um die ein Mann sich mühen soll.«

Nur loben wäre falsch wie überall. Auch ich sah manches, was anders besser wäre. Da ist die Vernachlässigung des Landes, der Verfall der Kulturdenkmäler, die mangelnde Organisation in Stadt und Bürgertum und manches andre. Aber man bedenke, daß es seit Jahrzehnten Englands vornehmstes Handwerk war, den Türken nicht zu Atem kommen zu lassen. Irgendwo war immer ein Krieg entfacht, und der Osmane schlief fast in den Waffen. Das entschuldigt viel.

Jetzt aber besinnt sich der Türke auf sich selbst, dafür fand ich viel heilsame Zeichen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Ich selbst wünsche ihm vor allem, daß er bei unsrer künftigen Freundschaft nie die Besinnung verliere und nicht blindlings alles Angebotene als Kulturwerte nehme und gar seine Eigenart preisgebe. Haben wir doch selbst erst nach dem Kriege eine Kultur neu zu schaffen, die sich auf Trümmern und aus Bruchstücken aufbauen wird. Schon einmal lernten wir vom Morgenlande. Auch künftig werden wir nicht nur die Gebenden sein.

Omarmoschee in Jerusalem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Rjukan-Kraftstation

Die Verwertung des Luftstickstoffes

Von Prof. Dr. Kurt Arndt (Charlottenburg)

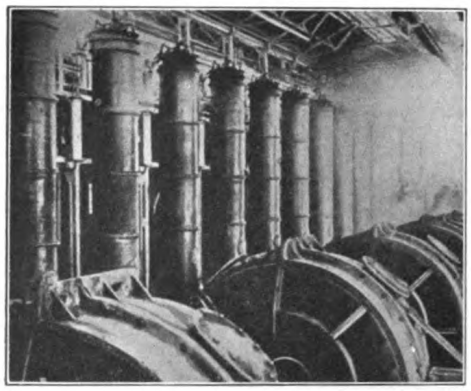
Schon vor einem Jahrzehnt hat der jüngst verstorbene berühmte Chemiker Prof. Otto N. Witt in einem Vortrage darauf hingewiesen, welche große Bedeutung den damals im Bau begriffenen norwegischen Anlagen zur Erzeugung von Salpetersäure aus Luft auch für unser deutsches Vaterland zukomme. In Sorge um die baldige Erschöpfung des Chilesalpeters, der neben dem aus Gasanstalten und Kokereien stammenden Ammoniumsulfat die Hauptquelle des vom Ackerbau und der chemischen Industrie gebrauchten Stickstoffes bildet, nannte Witt die Nutzbarmachung des Luftstickstoffes das größte technisch-chemische Problem unsrer Zeit.

Die Salpeterlager Chiles haben sich freilich bei genauer Untersuchung als viel reicher erwiesen, als man annahm; aber durch den Krieg ist die deutsche Einfuhr, die 1913 770 000 t (1 t = 1000 kg) Chilesalpeter betrug, plötzlich unterbunden worden. Jenes Problem, die zur Herstellung von Explosivstoffen und als Kunstdünger unentbehrlichen Stickstoffverbindungen aus dem unerschöpflichen Vorrat der Luft, die zu vier Fünftel aus Stickstoff besteht, in großen Mengen wohlfeil zu gewinnen, hat nunmehr eine kaum geahnte Bedeutung für Deutschland bekommen. Glücklicherweise sind unterdessen mehrere Wege zu seiner Lösung erfolgreich eingeschlagen worden.

Es handelt sich um zweierlei Verbindungen des Stickstoffes, die diesen an sich äußerst trägen Gesellen zu den gewünschten Leistungen befähigen, ihn »aktivieren«, nämlich um Salpetersäure und ihre Salze (Nitrate) sowie um Ammoniak und Ammonsalze. Die Salpetersäure ist wegen der in ihr enthaltenen Nitrogruppe, die aus einem Stickstoff- und zwei Sauerstoffatomen besteht, notwendig, um diese tückische Atomverkettung in allerlei friedliche Stoffe, wie Phenol, Toluol, Zellulose, Glyzerin, einzuschmuggeln und sie dadurch in die furchtbarsten Zerstörungsmittel, wie Pikrinsäure, Schießbaumwolle, Dynamit usw., zu verwandeln.

Wenn Luft sehr hoch erhitzt wird, zum Beispiel durch den elektrischen Lichtbogen auf mehr als 2000 Grad, so verbindet sich ein kleiner Teil ihres Stickstoffes und Sauer-

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



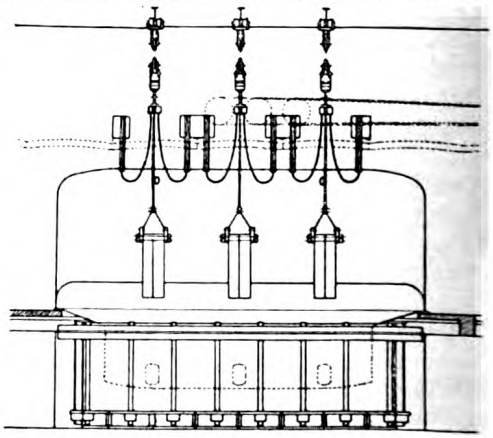
Öfen von Schönherr und von Birkeland & Eyde

stoffes zu Stickoxyd, und zwar um so mehr, je höher die Luft erhitzt wird. Dieses Stickoxyd würde jedoch beim Austritt aus dem Ofen, weil es bei niederer Temperatur unbeständig ist, rasch gänzlich wieder zerfallen, wenn man es nicht so einrichtet, daß die stickoxydhaltige Luft, die »nitrosen Gase«, schleunigst auf eine tiefere Temperatur abgekühlt werden, bei der die Geschwindigkeit des Stickoxydzerfalles nicht mehr nach Tausendstel Sekunden, sondern nach Stunden zählt. Beim Erkalten vereinigt sich das Stickoxyd mit einem zweiten Sauerstoffatom zu Stickstoffdioxyd, einem braunen, giftigen Gase, das sich in kaltem Wasser zu Salpetersäure und salpetriger Säure löst.

Die ausgedehnten Lichtbogen, die zur Erhitzung großer Luftmengen nötig sind, haben bei den Öfen von Birkeland & Eyde die Gestalt einer flachen Scheibe von mehreren Metern im Durchmesser; die Öfen von Schönherr und Heßberger arbeiten hingegen mit einem etwa sieben Meter langen fadenartigen Lichtbogen. Dementsprechend haben jene Öfen die äußere Form einer flachen Dose, diese hingegen Schornsteinform. Unsre Abbildung (s. oben!) zeigt beide Ofenarten in der norwegischen Luftsalpeterfabrik zu Rjukan, in der vorderen Reihe die mit 3500 Kilowatt (5000 P. S.) arbeitenden Birkeland-Eyde-Öfen, dahinter die Schönherr-Öfen, von denen jeder 1000 Kilowatt an elektrischer Energie verbraucht. Fächerförmige, lodernden Flammen gleichende Lichtbogen werden in den Öfen von Pauling benutzt, die in Patsch bei Innsbruck, in Frankreich und in den Vereinigten Staaten im Betrieb sind. Bei den von Moscicki erfundenen Öfen der Neuhausener Aluminium-Industriegesellschaft läuft der Lichtbogen zwischen einem Stab und einem diesen umgebenden Zylinder ringsum. Auch in der Luftzuführung unterscheiden sich diese und viele andre patentierte Anordnungen, die zumeist kaum über den Versuch hinausgediehen sind, voneinander.

Die aus dem elektrischen Ofen austretende Luft enthält ein bis höchstens zwei Prozent Stickoxyd. Sie gibt in der Anlage zu Rjukan zunächst einen Teil ihrer Wärme an Dampfkessel ab, durchstreift eine große Zahl von wassergekühlten Aluminiumrohren und verweilt darauf in den »Oxydationskammern«, großen, mit säurefestem Stein ausgekleideten Räumen, um Stickstoffdioxyd zu bilden. Von hier gelangen die nitrosen Gase in die von Wasser durchrieselten »Absorptionstürme«; der Rest dieser wertvollen Gase wird in weiteren Absorptionstürmen durch Kalkmilch oder Sodalösung chemisch gebunden. Die in den mit Wasser berieselten Absorptionstürmen erhaltene verdünnte Salpetersäure läßt man so lange im Gegenstrom zu den nitrosen Gasen durch die Türme kreisen, bis sie auf einen Gehalt von etwa 30 Prozent angereichert ist. Um konzentrierte Salpetersäure, die zur Herstellung von Sprengstoffen verbraucht wird, aus der verdünnten Säure herzustellen, muß man sie durch Eindampfen in großen Pfannen einengen.

Die Vorbedingung für diese Fabrikation, sehr billige Kraft, wird im südlichen Norwegen, dank großen, günstig gelegenen Wasserkräften, in ganz ungewöhnlichem Grade erfüllt. Während am Niagarafall das Kilowattjahr rund 70 Mark kostet,



Karbidofen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommt es an einzelnen Stellen Norwegens auf weniger als 20 Mark zu stehen, die Kilowattstunde auf nur 0,2 Pfennig. Bei einer Ausbeute von 65 g reiner Salpetersäure auf die Kilowattstunde sind für 1 kg Salpetersäure nur rund drei Pfennig an Kosten der elektrischen Energie aufzuwenden. Dazu treten freilich die Kosten für das Konzentrieren, für die Unterhaltung und Verzinsung der Anlage, die Löhne und sonstige Unkosten.

Der Rjukan-Wasserfall, der für die neuen großen Werke der Norwegischen hydroelektrischen Stickstoff-Aktien-Gesellschaft 300 000 P. S. darbietet, liegt etwa 100 km westlich von Christiania. Zu dem auf Abbildung S. 847 sichtbaren Kraftwerk Rjukan I, das 140 000 P. S. in elektrische Energie umformt, wird das Wasser durch zehn Stahlrohre von je 1½ m Durchmesser und 300 m Länge hinabgeführt; vom Kraftwerk wird der elektrische Strom durch sechzig Kabel 4 km weit zur Salpeterfabrik geleitet. Das flußabwärts gelegene Kraftwerk Rjukan II soll nach Fertigstellung 160 000 P. S. geben; die gleich danebengesetzte Fabrik soll hauptsächlich Salpetersäure liefern, während die ältere Anlage vornehmlich salpetersauren Kalk erzeugt, der unter dem Namen Norgesalpeter in den Handel kommt und in seiner Heimat den Chilesalpeter bereits aus dem Felde geschlagen hat.

Nach den für die Norwegische Jubiläumsausstellung in Christiania (1914) gemachten Angaben wurden 1913 über 73 000 t Norgesalpeter erzeugt, gegen kaum 19 000 t im Jahre 1910. Man plant, auch die großen Aura-Wasserfälle in den Dienst dieser rasch herangeblühten Industrie zu stellen und die norwegische Erzeugung auf 300 000 t zu bringen.

Für unsre deutschen Verhältnisse mit ihrer viel teureren Kraft wäre es nicht zweckmäßig, auf dem beschriebenen Wege aus Luftstickstoff Düngemittel herzustellen. Hier erscheint ein zweiter Weg, der noch nicht halb soviel an elektrischer Energie erfordert, wirtschaftlicher, nämlich die Erzeugung von Kalkstickstoff. Bei diesem unter dem mächtigen Schutze der Weltfirma Siemens entwickelten Verfahren, das von F. Rothe und H. Freudenberg erfunden ist, wird der Stickstoff über glühendes Kalziumkarbid geleitet, das mit ihm eine Verbindung »Kalziumzyanamid« eingeht, die unter dem Handelsnamen »Kalkstickstoff« als Düngemittel schon an vielen Orten der Erde mit gutem Erfolg verwendet wird. In Europa, Nordamerika und Japan wurden vor zwei Jahren von dreizehn Fabriken zusammen über 100 000 t Kalkstickstoff hergestellt. Gegenwärtig sollen nach der Angabe von Geheimrat A. Frank, der sich in unermüdlicher Tätigkeit um die Entwicklung dieser Industrie große Verdienste erworben hat, die drei deutschen Kalkstickstoffwerke allein schon 70 000 t liefern können.

Weil zur Erzeugung von Kalkstickstoff Kalziumkarbid gebraucht wird, so pflegt mit dem Kalkstickstoffwerk eine Karbidfabrik verbunden zu sein, die ihr Karbid aus gebranntem Kalk und Koks oder Anthrazit, die nicht selten aus weiter Ferne hergeholt werden müssen, in großen elektrischen Öfen herstellt. Unsre Abbildung auf S. 848 zeigt im Schnitt einen gebräuchlichen Dreiphasenofen zur Karbidgewinnung. In den Ofenherd hängen von oben her drei mächtige Kohlenblöcke als Elektroden herab, von denen ein Strom von vielen tausend Ampere Stärke in das auf den Herd geschüttete Gemisch von Kalk und Koks übertritt. Der gewaltige Strom erhitzt die Beschickung weit über Weißglut, so daß der Kalk schmilzt und sich mit der Kohle zu Kalziumkarbid verbindet (das aus einem Atom Kalzium und zwei Atomen Kohlenstoff besteht), während der Sauerstoff des Kalkes mit weiterem Kohlenstoff Kohlenoxydgas bildet, das in großen Mengen entweicht. Nach Bedarf wird frisches Gemisch von Kalk und Kohle nachgefüllt und das geschmolzene Karbid abgestochen. Man fängt das Karbid in flachen Pfannen auf, läßt die großen Platten in Kühlhäusern erkalten und zerkleinert sie dann in besonderen Maschinen unter Ausschluß von Luft und Feuchtigkeit. In den neueren Karbidfabriken wird durch ausgedehnte Verwendung von möglichst selbsttätigen Vorrichtungen die Menschenarbeit beim Beschicken, Regeln und Entleeren der Öfen auf ein geringes Maß herabgesetzt und dadurch der Betrieb gegen früher wesentlich verbilligt.

Zur Erzeugung von Kalkstickstoff wird das gepulverte Karbid in große, etwa 700 kg fassende Trommeln gepackt, die durch einen Heizwiderstand von innen elektrisch erhitzt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, und reiner Stickstoff eingeleitet. Sobald einmal das Karbid auf die rechte Glut gebracht ist, entwickelt die chemische Umsetzung genügend Wärme, um die nötige Temperatur aufrechtzuerhalten, so daß man den Heizstrom wieder abstellen kann. Deshalb ist die gesamte für die Kalkstickstofferzeugung nötige Energie nicht viel größer, als es die Gewinnung des erforderlichen Karbids verlangt. Da 1 kg Karbid in gut arbeitenden Öfen 4 Kilowattstunden braucht, so genügen, um 1 t Stickstoff in Form von Kalkstickstoff zu binden, etwa 2½ Kilowattjahre, während man für die Bindung als Norgesalpeter 6 Kilowattjahre rechnen muß.

Der nötige reine Stickstoff wird aus Luft zumeist nach dem Lindeschen Verfahren gewonnen, indem man die Luft verflüssigt und den leichter siedenden Stickstoff von dem schweren, flüchtigen Sauerstoff durch abgestuftes Sieden (fraktionierte Destillation) trennt. In der Anlage der amerikanischen Zyanamidgesellschaft am Niagarafall hingegen nimmt man den Sauerstoff der Luft durch glühendes Kupfer fort, das danach immer wieder durch Überleiten von Leuchtgas in Metall zurückgeführt wird. Die zu diesem Zwecke danebengebaute Gasanstalt liefert gleichzeitig die Kokskohle für die Karbidfabrik. Um den für diese nötigen Kalk aus Kalkstein zu brennen, sind dort zwölf große Kalköfen aufgestellt.

Durch die Notwendigkeit dieser Hilfsbetriebe verteuert sich natürlich die Errichtung eines Kalkstickstoffwerkes; anderseits werden hier die großen Kondensationsanlagen eines Luftsalpeterwerkes gespart. Das größte Kalkstickstoffwerk der Welt liegt bei Odda am Hardangerfjord in Norwegen. Es erhält 125 000 P. S. von einem 400 m über dem Meere liegenden Sammelbecken, worin 330 Millionen Kubikmeter Wasser aufgestaut werden können. Das Karbidwerk Odda verbraucht jährlich 150 000 t Kalkstein, 5000 t Koks und 45 000 t Anthrazitkohle und erzeugt fast 100 000 t Karbid, von dem der größte Teil zu Kalkstickstoff weiterverarbeitet wird. Die gegenwärtige Leistungsfähigkeit von Odda beträgt nach der neuesten Mitteilung 100 000 t Kalkstickstoff jährlich.

In Deutschland geht man jetzt während des Krieges an die Errichtung zweier großer Kalkstickstoffwerke, die an vorhandene Kraftzentralen bei Bitterfeld in der Provinz Sachsen und bei Königshütte in Oberschlesien angeschlossen werden. Das eine Werk ist auf 60 000 Kilowatt, das andre auf 30 000 Kilowatt berechnet. Kraftquelle ist an beiden Orten Kohle, die wegen der günstigen Lage die Energie zu einem nur wenig höheren Preise als am Niagarafall abzugeben gestattet. Durch die Ausführung dieser Pläne wird die Jahreserzeugung Deutschlands auf rund 300 000 t Kalkstickstoff steigen, was ungefähr 50 000 t nutzbarem Stickstoff entspricht.

Durch Behandeln mit Wasserdampf unter Druck kann man den Kalkstickstoff in Ammoniak überführen und dann diesen, wenn man will, an Schwefelsäure binden. Diese Umarbeitung erhöht natürlich die Kosten, liefert aber das wegen seiner leichten Handhabung besonders beliebte Düngemittel Ammonsulfat, das bis vor kurzem ausschließlich von den Gasanstalten und Kokereien als Nebenerzeugnis aus der stickstoffhaltigen Kohle gewonnen wurde, und zwar 1913 in Deutschland rund 500 000 t.

Ein andrer, von dem Österreicher Serpek gefundener und von einer französischen Gesellschaft mit großen Geldmitteln eingeschlagener Weg, den Luftstickstoff an Tonerde als Aluminiumnitrid zu binden, dieses mit Wasserdampf zu zersetzen und derart Ammoniak sowie die für die Aluminiumerzeugung nötige sehr reine Tonerde zu gewinnen, hat bisher nicht zum Ziele geführt. Die in Arendal (Norwegen) im Bau befindliche Fabrik, die jährlich 40 000 t Ammonsulfat nach dem Serpekschen Verfahren liefern wollte, soll jetzt für eine andre bewährte Tonerdefabrikation umgebaut werden.

Dagegen ist ein von Haber und Le Rossignol herrührendes Verfahren, den Luftstickstoff geradeswegs in Ammoniak überzuführen, erfolgreich gewesen. Bei diesem Verfahren wird der Stickstoff mit Wasserstoff gemischt, in der Wärme über geeignete Stoffe geleitet, welche die an sich sehr langsame Vereinigung dieser Gase beschleunigen, z. B. über feinverteiltes Eisen. Wenn man das Gemisch von 1 Teil Stickstoff mit 3 Teilen Wasserstoff unter sehr hohem Druck (etwa 100 Atmosphären) hält, so kann man auf diese Weise große Mengen Ammoniak aus seinen Bestandteilen Stickstoff und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wasserstoff »synthetisch« gewinnen. So einfach dieses Verfahren auch an sich ist, so hat doch die ungemeine Empfindlichkeit, welche die benutzten Reaktionsbeschleuniger (»Katalysatoren«) gegen winzige Verunreinigungen zeigen, und die Notwendigkeit, in glühenden Gefäßen unter hohem Druck mit dem leichtentzündlichen Wasserstoff zu arbeiten, seiner praktischen Durchführung sehr große Schwierigkeiten bereitet. Nach ihrer Überwindung hat die Badische Anilin- und Sodafabrik in Oppau bei Ludwigshafen eine große Fabrik für synthetisches Ammoniak gebaut, die seit 1913 35 000 t Ammoniumsulfat jährlich liefert, und hat später diese Anlage auf die vierfache Leistung erweitert. Infolge des Krieges wird die Fabrik noch weiter vergrößert, so daß sie von Beginn des nächsten Jahres an 300 000 t Ammonsulfat erzeugen kann, was einer Menge von 60 000 t nutzbarem Stickstoff entspricht. Der nötige Wasserstoff wird durch Überleiten von Wasserdampf über glühende Kohle hergestellt; die zur Bindung des Ammoniaks nötige Schwefelsäure läßt sich aus Gips (schwefelsaurem Kalk) gewinnen, von dem wir in der Heimat reiche Fundstätten besitzen.

Aus Ammoniak kann nach einem von Wilhelm Ostwald herrührenden Verfahren Salpetersäure katalytisch gewonnen werden, indem man das Ammoniakgas mit Luft gemischt über erhitztes Platin als »Kontaktsubstanz« leitet und die dabei durch Oxydation des Ammoniaks entstandenen nitrosen Gase mit Wasser behandelt. Wir sind also dank der deutschen chemischen Wissenschaft und Technik in der glücklichen Lage, auch ohne den früher unentbehrlich scheinenden Chilesalpeter alle für die Industrie und die Landwirtschaft nötigen Stickstoffverbindungen uns aus dem Luftmeer zu beschaffen, das keine englische Kriegsflotte zu versperren vermag.

Die zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnten 770 000 t Chilesalpeter, die 1913 nach Deutschland eingeführt wurden, enthielten etwa 120 000 t gebundenen Stickstoff. Die Kalkstickstoffindustrie will uns für das nächste Jahr 60 000 t und die Ammoniaksynthese 50 000 t nutzbaren Stickstoff zur Verfügung stellen; das sind zusammen 110 000 t, also eine genügende Menge, um fast den ganzen Ausfall zu decken. Dazu kommt noch die bei Innsbruck fabrizierte Luftsalpetersäure. Auch ein etwa noch vorhandener Fehlbetrag soll uns keine Sorge bereiten. Denn um ihn auszugleichen, brauchten wir nur mit dem natürlichen Stickstoffdünger etwas wirtschaftlicher umzugehen als bisher, wo sehr viel nutzbarer Stickstoff durch unverständige Behandlung des Düngers im Stall, auf dem Misthaufen und auf dem Acker verlorenging.

Neuer Abend

Durch dunkle Gassen sprang mir
Einst nach meines Schrittes Schall;
Heut türmen sich langer Ketten
Lichtfenster in das All.

Flaggen mit rotem Kreuze
Wehen im Sternenschein;
Unter Kreuz und Gestirnen
Ruhen Geduld und Pein.

»Frau, meine blinden Augen ...!« —
»Jetzt erst beginnst du zu sehen:
Blühend wird deiner Kinder
Liebe zu meiner stehen!«

Auf viel heiße Gesichter
Legen sich schmale Hände:
Daß er in meiner Pflege
Bald wieder auferstände!

Weißt du, warum die verbundenen
Stirnen am Fenster lehnen?
Weil sie sich noch in den Nächten
Wieder zur Walstatt sehnen.

Furchtsam durch dunkle Gassen
Sprang mir einst nach mein Tritt;
Strahlende Sonnen der Liebe
Schwingen sich heute mit.

Max Bittrich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Luftschiffhalle

Novelle von Gerhard Heine

Es war Nacht geworden, die Gäste hatten das Haus verlassen. Frau Gertrud ließ sich von ihrer Kammerfrau entkleiden. Dabei dachte sie früherer Zeiten, wo ihr Mann dies so gern tat. Heute war ihr Hochzeitstag, und heute war er noch, sobald die letzten Gäste Abschied genommen hatten, mit seinem ersten Ingenieur und dem kaufmännischen Leiter zur Fabrik gefahren. Gewiß, es waren große Pläne, die er verfolgte; aber wieder überkam sie eine ihr nicht fremde Bitterkeit, als sie allein in ihrem Schlafzimmer lag und nach dem bunten Leben und der Erregung der Gesellschaft die Einsamkeit wie ein dunkler Spalt vor ihr klaffte. Nur der Wind zankte um das Haus. Ihr bangte vor der Dunkelheit der Nacht, und sie ließ das elektrische Licht brennen, das ihr Zimmer blendend hell erleuchtete. Die Gedanken schweiften in die Vergangenheit.

Wie weit, wie weit lagen die schönen Tage, die sie als Verlobte am Holsteiner See verlebten, sie die Pfarrerstochter und er als Vertreter eines Hamburger Eisengeschäfts dort stationiert! Sie war im Schloß mitunterrichtet, mit Fürstentöchtern befreundet. Die Welt hatte sich der Mädchenseele in einem Kreise vollendeter Anmut und Ordnung erschlossen, und ihr Horizont verschwamm in der Romantik unbestimmter goldener Träume. Zu regelmäßigen Abenden im Schlosse, wo sie unter ihres Vaters Leitung Shakespeare lasen, war der junge weltgewandte Hamburger zugezogen worden. Duftende Sommerabende im Schloßgarten blühten in ihre Erinnerung hinein: der Mond steigt hinter mächtigen Kastanien auf, ihre Blätter glänzen, die adlige Welt Shakespeares wird lebendig, und eine Mädchenseele bangt vor großem Geschehen und königlichen Gebärden, vor der funkensprühenden Wucht gewaltiger Leidenschaften und vor einem ins Unendliche flutenden Meer von Lebensstimmungen und Seelentiefen. Warum saß sie dann nachts so lange oben allein in ihrem Stübchen und sah auf den See hinaus in die hellen Nächte? Schlüpften nicht Elfen um die buschigen Ufer? Fuhr nicht ein königliches Schiff auf der glatten Fläche, auf dem gepanzerte Helden standen, während eine dunkeläugige Jungfrau es mit purpurroten Wimpeln schmückte? Der See dehnte sich, und das herrliche Schiff fuhr ins Weite.

Und wie aus weiter Ferne tauchte seine schlanke Gestalt vor ihr auf, wie er das erstemal an der Seite des alten Fürsten dahinschritt. Es war da ein Teehäuschen am Rande des Sees, durch ein kleines Fenster blickte man in die Kastanienallee, die nach dem Schlosse führte. Von dorther kamen die beiden — unvergessenes Bild. Er war jung und doch selbstsicher, mit gebändigter Leidenschaft, die ungehemmt aus ihm sprach, wenn er Shakespearische Worte las; dann bangte ihr vor ihm wie vor der Welt des Dichters.

In jener Zeit teilte ihr der Vater mit, daß der junge Hilfsprediger um ihre Hand angehalten habe. Es galt bei ihren Eltern als natürlich, daß sie ihr Jawort gab. Sie konnte es nicht und wußte nicht, warum. Sie achtete ihn, und ihre Frömmigkeit erbaute sich an seinen Predigten. Fast erschien er ihr als das Ideal eines Predigers. Nie war ihr ein junger Theologe vorgekommen, der so den Anforderungen seines Berufes zu entsprechen schien. Sie warf sich ihre weltlichen Gedanken vor, als sie mit dem Entschluß rang, ob sie sein Weib werden solle. Aber immer, wenn sie zum Ja kommen wollte, schrak sie zurück, und in ihr rief es: Nein, nein! Und dann atmete sie auf. Was fehlte ihr denn an ihm? Damals wußte sie es nicht. Dann war ein Tag gekommen, der ihr einen unverlöschlichen Eindruck hinterlassen hatte. Es war so lange her, und der Radfahrsport hatte noch vornehmen Charakter. Da fand eine Dauerfahrt statt, weit bis zur Eider nach Norden und zurück zum großen Rund im Park, wo der Fürst den Sieger krönte. Nommen Heims nahm daran teil. Bei Eckernförde zerriß er sich eine Sehne am linken Bein; mit dem rechten weitertretend,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das andre angeschwollen und blutüberströmt, war er als erster zum Ziel gelangt. Auf das bleiche Gesicht legte der Fürst den Eichenkranz, dann brach der Jüngling zusammen und wurde in seine Wohnung getragen, wo er wochenlang zu Bett lag. Das Bild ging ihr nach, das Bild stand vor ihr, als der junge Prediger von der unvergänglichen Krone und der himmlischen Heimat predigte.

Genesen kam Nommen Heims wieder zum Schloß. Stubenbläße lag auf seinem Gesicht, als er den Hamlet las. Inniger drangen Töne des Gemüts aus seiner Seele, die noch nicht vollständig wieder von dem eisernen Reifen der Selbstbeherrschung umschlossen war. Bei den Worten »Bereit sein ist alles!« stockte seine Stimme, und in tiefer Bewegung mußte er innehalten, unfähig, weiterzulesen. In diesem Augenblick wurde sie sein, und als sie an dem schönen Septembernachmittag langsam durch die Allee gingen, einige gelbe Blätter durch die Spätsonnenstrahlen herniederfielen und ihre Augen leuchtend an den seinen hingen, da sprach er die Frage und sie die Antwort, die ihre Lebenswege vereinigten.

Sonnige Herbsttage, innerstes Einssein, flutende Erinnerungen! Oh, käme er jetzt zu ihr herein in das einsame Schlafzimmer, welche Glut würde ihm entgegenschlagen! Sie lauschte nach der Diele. Kein Laut regte sich im Hause, auch der Wind war stiller geworden, er murmelte nur noch um das Haus.

Und wieder tauchten die Gedanken in die Vergangenheit. Eine Geschichte rastloser Arbeit. Selbständig werden, geschäftliche Sorgen, aber immer aufwärts. Vergrößerung der Fabrik, erneute Nervenanspannung. Sie daheim, einsam, sehnsüchtig — und dann verlor sie die innere Fühlung mit ihrem Manne, die sie geschenkt geglaubt hatte, und die erst erworben sein wollte in Opfer und Hingabe. Hatte sie Opfer und Hingabe bereitgehabt? Scheu blickte sie auf das Bett neben sich. Es waren Jahre gekommen, da schien ein Entfremdeter dort von mühseliger Arbeit auszuruhen; und wenn ihr Herz voll gewesen war in seiner Abwesenheit, dann verschloß es sich, wenn er zu ihr hereintrat. Empfand er es? Fehlte ihm etwas? Oder war sein ganzes Sinnen nur auf die Arbeitsstätte gerichtet? Sie wußte es nicht einmal.

Die beiden Söhne bildeten das einzige Band, das sie noch umschloß. Jetzt waren beide auf einer höheren Schule in Hamburg, und unruhig spann ihre einsame Seele die Fäden in die leere Luft, ohne Anhalt zu finden.

Unterdessen saßen die Herren in den Klubsesseln des Bureaus, um die letzten Ergebnisse des großen Unternehmens zu ziehen. Der Tisch vor ihnen, der fast die Hälfte des Zimmers ausfüllte, war bedeckt mit Zeichnungen und Geschäftsbriefen. Es stimmte alles. Das Problem der Luftschiffhalle war gelöst, gelöst nach langen Mühen und Berechnungen. Nun war es fertig auf dem Papier, und wichtige Versuche in der Eisenkonstruktion hatten den Unterbau zu dieser papiernen Krone geliefert. Diese Papiere sollten das große nationale Werk Zeppelins unter Dach und Fach bringen. Eine Luftschiffhalle sollte entstehen, drehbar nach jedem Winde, aber noch Größerem dienstbar: durch wenig Hebel bewegt, sank das Dach der Riesenhalle auf beiden Seiten zusammen, und frei konnte das Luftschiff in sein Reich steigen. Dies war das Werk, das seiner Verwirklichung entgegenging.

Es lag eine große Stimmung über diesem nächtlichen Kriegsrat moderner Technik. Die gewaltige Anspannung, die das Werk erforderte, beherrschte die müden Nerven; aber Nommens Hände zitterten, als er das Blatt mit dem Modell der Halle ergriff.

Hand in Hand mit der Arbeit waren die Bemühungen gegangen, die Stadtverwaltung für den Bau einer Luftschiffhalle an der Nordsee zu gewinnen. Von hier sollten die Kriegsluftschiffe ihre freie Fahrt über das Meer antreten, Helgoland mit dem Kaiser-Wilhelm-Kanal und Kuxhaven verbinden. Hier sollte der Typus der Luftschiffhalle erstehen, der über ganz Deutschland sich verbreiten würde. Nur der erste Schritt war schwer, dann mußte der Triumph kommen. In wenig Wochen schon sollte die erste Entscheidung in der städtischen Kommission erfolgen.

Die Fabrik selber war zum Werke gerüstet. Alle sonstigen großen Aufträge wurden abgelehnt und, soweit dies ging, befreundeten Firmen zugewandt. Alles zunächst Notwendige wurde dem kaufmännischen Direktor anvertraut; denn am nächsten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tage wollten Nommen Heims und sein Chefingenieur nach Berlin fahren, um mit der Militärflugabteilung zu beraten und ihre endgültige Zustimmung einzuholen.

Es war in später Nacht, als der müde Mann in sein Schlafzimmer trat, wo seine Frau aus unruhigem erstem Schlummer erwachte. Eine nervöse Bitte der Entschuldigung kam von seinen Lippen. Dann ging er in das Nebenzimmer, entkleidete sich und nahm eine Dusche; lange ließ er das warme Wasser über seinen Körper rinnen, bemüht, an nichts zu denken und nur das natürliche Behagen zu empfinden. Darauf sank er neben ihr in einen tiefen Schlaf. Als sie am andern Morgen erwachte, war sein Bett leer.

Noch vor Mittag kamen die beiden Herren in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstraße an, von wo sie im Auto zum Militärflugplatz jagten. Hier war die Besprechung mit den Sachverständigen der Marineflugabteilung angesetzt. An Hand der Pläne und angesichts der Flughalle, in der ein Zeppelin zum Ausflug eben fertig gemacht wurde, sollten noch einige Punkte erläutert werden. Die Erklärungen fanden die Billigung der Fachleute. Das neue System würde die Brauchbarkeit der Luftschiffhalle erheblich erhöhen bei verhältnismäßig geringer Steigerung der Kosten. Die offizielle Zustimmung wurde ausgesprochen und eine finanzielle Unterstützung für die Stadt in Aussicht gestellt. Damit war wieder eine Station erreicht. Nommen Heims und sein Ingenieur traten aus dem Geschäftszimmer heraus. Frisch blickten seine Augen, seine Brust weitete sich. Er sah sich eingereiht unter die Pioniere des Fortschritts, eine freie Bahn öffnete sich seiner Tatkraft. Wahrlich, sie von der Wasserkante waren diesen Berlinern mit ihrer schnellen Auffassung ebenbürtig. Nie war ihm die Stadt so heimatlich erschienen wie heute, wo sich aus ihrer Mitte ein Arm ihm entgegenstreckte, der seine Hand ergriff.

Jetzt öffnete sich die gewaltige Flughalle, und langsam bewegte sich die helle Spitze des Zeppelin vorwärts. Überall frische Tatenlust. Frohe Männer hatten auf der Galerie Platz genommen, heitere Worte flogen zu den Zuschauern herunter und zu den Luftschiffern hinauf. Hier wehte der Atem der neuen Zeit, und Nommen Heims sog ihn ein in berauschendem Glücksgefühl. Langsam und feierlich war der mächtige Leib des gewaltigen Schiffes erschienen, und unter Tücherschwenken erhob er sich mit sausenden Propellern zur Höhe. Den Männern von der Wasserkante ein vertrautes Schauspiel. Wie oft schon waren die »Marie-Luise« und die »Hansa« über die Nordsee geflogen! Aber dennoch war der Anblick auch für sie, deren Gedanken seit Monaten auf die Luftschiffahrt gelenkt waren, von unverbrauchter Schönheit und in diesem Augenblicke wunderbar herzerfreuend.

Nommen Heims winkte dem Chauffeur: Zum Potsdamer Platz! Dort wollten sie speisen, um dann zum Bahnhof weiterzufahren. Beide stiegen ein; freudig bewegt schob Nommen seinen Arm in den des Ingenieurs, als wollte er mit ihm einen Bund der Arbeit schließen. Das Auto flog fauchend dahin.

Plötzlich ertönte hinter ihnen ein furchtbarer Schrei, ein unerklärbarer Schrei des Entsetzens, ein Schrei, der sie bis ins Mark erzittern ließ. Ihre Köpfe flogen herum, das Auto hielt jäh. Sie sehen Köpfe nach oben gerichtet, verkrampfte Gesichter. Ihre Blicke folgen der Richtung. Da über ihnen das stolze Schiff ist mit der Spitze zur Erde geneigt. Ihre Herzen zucken in der Ahnung von etwas Ungeheuerlichem zusammen. Die Welt mit ihrem Treiben ist erstarrt, alle Gedanken hängen an dem Luftschiff dort oben. Da ertönt ein Knall aus den Lüften, eine blaue Flamme züngelt am Leibe des Schiffes auf. Auf der Galerie bewegen sich Menschen, Hände greifen über den Rand in die Luft. Mit immer wachsender Geschwindigkeit nähert sich das Schiff der Erde. Alles nur wenige Augenblicke. Noch einmal ein Knallen und Krachen. Wie ein röchelndes Schreien stöhnt es durch die Luft. Krampfhaft hervorbrechendes Schluchzen gibt ein grausiges Echo. Ein herrenloses Tier, eine unlenkbare Masse, rast das gewaltige Schiff dem Boden zu. Flammen schlagen daraus hervor, und krachend und knallend und knickend schlägt es auf die Erde nieder.

Verstört saßen die beiden Herren im Hamburger Zuge. Sie sprachen nicht,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie konnten nicht sprechen. Eben erst waren sie von der Stätte des Entsetzens zum Bahnhof gefahren. Nommen Heims schloß die Augen vor Abspannung und fiebernder Nervosität. Aber um so greller malte sich in ihm das Bild des brennenden Schiffes, des glühenden Trümmerhaufens, aus dem heraus die grauenhaften Rufe der Todesangst und der qualvollen Schmerzen brüllten, bis man einen halbverkohlten wimmernden Menschen hervorgezogen hatte, dessen verzerrte Lippen nur immer das eine stammelten: »Tötet mich!« Das war der Rest.

Als beide durch die Straßen der Heimatstadt gingen, verkündeten Extrablätter der Zeitungen den Hergang, dessen Zeugen sie vor mehreren Stunden gewesen waren. Tiefbestürzt empfing sie der kaufmännische Direktor im Bureau. Waren über sie beide die Eindrücke des Erlebten mit elementarer Wucht hereingebrochen, so daß die Gedanken an die Gefährdung der eignen großen Pläne kaum Platz in ihrer Seele fanden, so fanden sie den Zurückgebliebenen diesen Sorgen preisgegeben. Sein Besuch beim Stadtverordnetenvorsteher war durch die erste Telegrammnachricht unterbrochen worden. Erschüttert hatte dieser jedes Eingehen auf den Plan der Luftschiffhalle abgelehnt. Auf das Unglück bei Helgoland war das bei Berlin gefolgt. Für eine luftschiffhafte Marine Hallen bauen, schien Wahnsinn. Ob das System Zeppelin überhaupt Aussicht für die Zukunft habe —?

Über das Geschäft, dessen Räder alle auf den Befehl warteten, sich zur Verkörperung des großen Plans in Bewegung zu setzen, brach die Krisis herein.

Woraus entsprang auf einmal die drohende Gefahr? War es die Benommenheit der Entdecker, die, den Blick auf das große Ziel gerichtet, nicht nach rechts und links sehen? War es die Ehrenhaftigkeit des Geschäftsmannes, der sichere Aufträge nicht hatte annehmen wollen, weil er um größerer Pläne willen nicht für ihre rechtzeitige Ausführung hatte bürgen können? Hätte Nommen Heims verzichten sollen, um das Sichere zu haben? Vielleicht. Und doch wäre es ihm eine Unmöglichkeit gewesen. Das Hochgefühl in seiner Brust ob einer großen Sache war nicht Eitelkeit gewesen, sondern der Mannesstolz auf das Außergewöhnliche, der Wikingerwagemut und die Gewißheit der Tüchtigkeit seiner Sache. Sollte er nun den Leidensgang gehen, der den Pionieren des Neuen bestimmt ist? Sollte sein Plan in einem Jahrzehnt von andern ausgeführt werden, die dann auf seinem Arbeitsfelde schalteten?

Im Bureau des kaufmännischen Leiters herrschte eine emsige Tätigkeit, um Aufträge der letzten Wochen, die abgelehnt worden waren, nachträglich zu gewinnen. So gering die Aussicht war, es mußte versucht werden. Nommen Heims selbst mußte warten und zusehen. Eine quälende Unruhe marterte ihn. Was sollte er tun? Kapital schaffen, ohne sichere Aussicht auf Arbeit und Verdienst? Vielleicht würde er es bekommen, aber mit schlechtem Gewissen. Seine Frau wollte ihn trösten; er mied das Haus. Allein saß er in seinem Geschäftszimmer in sorgenerfüllter Arbeitsleere.

Da tauchte der Plan in ihm auf, das Haus am Wattenmeer, das er vor mehreren Jahren für sich und die Seinen erbaut hatte, zu verkaufen. Sein Ingenieur redete ihm zu der Reise zu; denn er sah, wie seine Nerven aufs höchste gespannt waren.

Drei Tage nach seiner Rückkehr von Berlin saß er auf einem Dampfer, der über Helgoland nach Sylt fuhr, um von dort sein Seeheim zu erreichen. Frau Gertrud hatte ihn begleiten wollen; er hatte es abgelehnt in dem Gefühl gereizter Ohnmacht, die allein sein will.

Bei hohem Seegang legte das Dampfschiff in Hörnum an. Dann hieß es, die Fahrt nach Wyk könne wegen des Sturmes nicht gewagt werden. Schließlich gab ein zeitweiliges Nachlassen des Windes den Ausschlag, und das Motorboot »Ballin« trat seine Fahrt an, die zu einem wilden Schaukelspiel wurde. Der einsame Mann saß gleichgültig, in seinen Gummimantel gehüllt, auf Deck. Sollte er auf dem Wattenmeer Schiffbruch leiden? Wie ein Hohn rauschten die Wellen und schlugen zu ihm hinauf. Auf dem Wattenmeer verunglücken, wo seiner Tatkraft die große Fahrt verschlossen war! Eine bittere Verachtung kam über ihn. Seine Lebensarbeit trat vor seine Seele. Arbeitstage und Arbeitsnächte mit Eisen und Fabriklärm verbunden, dröhnende und rauchende Tage und Nächte. Kräne,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hellinge und Hochbrücken in Schleswig-Holstein zeugten von den Erfolgen der Mühe. Erfolge! Sie erschienen ihm jetzt plötzlich klein und wertlos. Er fühlte eine tiefe Leere im Inneren. Gewaltsam wollte er die Gedanken ablenken und beobachtete die Wellen, die aus dem Dunkel des Abends in den Lichtschein des Schiffes rollten und an seine Wände wuchteten. Es lag Größe in dem Schauspiel — aber die Gedanken wollten nicht daran haften; sie suchten nach etwas anderm, was beruhigte und stärkte, und fanden es nicht. War er nicht im Grunde tief einsam? Die Arbeit hatte ihn verbunden mit treuen Mitarbeitern. Das Band schien gelöst, da die Arbeit aufhörte. Hatte er nicht einen Freund, mit dem er als Mensch verbunden war? Er besann sich — vergeblich — nein, er hatte keinen; und ein schmerzliches Gefühl überkam ihn. Zwei Söhne, ja, die wuchsen heran und versprachen, Tüchtiges zu werden, so sagte man ihm. Sagte man! Denn er selber kannte sie nicht; er hatte keine Zeit für sie gehabt. Aber da war ja noch seine Frau, ja — Gertrud war noch da. Sie war doch wohl eine treue Lebensgefährtin. Warum hatte er die nicht mitgenommen? Warum hatte er allein sein wollen? Da wurde es ihm klar — er war schon seit Jahren allein. Aber war das nicht die Notwendigkeit der Arbeit? Und ihm war's doch, als habe er manchmal die Hand nach ihr ausgestreckt, so wie einer die Hand aus dem Eisenbahnzuge streckt; aber er hatte doch auf einen Gegendruck gehofft und hatte keinen gefühlt, und über seine Enttäuschung war das Leben hinweggerauscht. Das Leben und die Arbeit. Langsam war etwas in ihm gestorben: es zog ihn nicht mehr hin mit dem wunderbaren Zwang der Natur zu seinem Weibe. Ein altes Wort summte in ihm: »Hier ist kein Mann noch Weib«. Gehörte das auch zur Religion des modernen Arbeitsgetriebes? Und wie hieß es weiter: »Hier ist kein Knecht noch Freier.« »Kein Freier«, das mochte passen: freie Herren, nein, das waren sie nicht, die modernen Arbeitsherren; freie Herren der Arbeit, nein — Knechte ... Törichtes Grübeln, in das er da geriet; Spielen mit Gedanken. Fort damit! Er war allein, ganz allein.

Schon kam die Landungsbrücke in Sicht; gut, daß er sich bald Bewegung machen konnte. Dies hilflose Geschütteltwerden machte müde und dumm.

Er stand auf, an der Reeling festgeklammert. Die Landung war ein Kampf, bis das Boot, wild sich hebend und senkend, an der Brücke angebunden lag. Nommen Heims stieg endlich an Land. Sein Gepäck gab er der Reederei zum Nachsenden und machte sich auf den Weg zu seinem Heim, das zwischen Wyk und Nieblum am Strande lag. Schon am Morgen war die Frau, die in Nieblum wohnte und hin und wieder im Hause lüftete, benachrichtigt, das Nötige zu seinem kurzen Besuch in Ordnung zu bringen.

Wyk lag ausgestorben da; die wenigen Gäste, die bis in den Oktober geblieben waren, lagen im Bett. Dürres Laub raschelte im Winde um die leere Musikhalle, und an den dunklen Häusern entlang, in enge Gassen stürzte polternd der Wind, und immer von neuem anschwellend rauschte und rauschte das Meer.

Nommen Heims ging unter den hohen Bäumen des Sandwalles; die Verlassenheit der kleinen Häuser mit ihren sommerlichen Veranden, die von der lärmenden Nacht wie von wilden Träumen umfangen waren, beklemmte ihn.

Er war froh, als er die Häuser hinter sich ließ und nun, gegen den Wind geschützt, zwischen den von Föhren und Fichten besetzten Wällen dahinschritt — wie in einer dunklen Gasse. Rechts und links stöhnten die Bäume, darüber war ein Jagen von dunklen Wolken, kaum unterscheidbar, hastend und versetzt, nur hier und da ein verirrter Stern. Wilder faßte ihn der Sturm, als die Bäume aufhörten und er auf die breite Strandmauer trat. Die Luft war trotz der mächtigen Bewegtheit weich, da der Wind aus Südwest kam; er faßte ihn schräg von vorn und zwang ihn, sich mit vorgebeugtem Leibe, die Hand an der Mütze, langsam vorwärtszuarbeiten. Zu seinen Füßen rollten die Wellen fast bis zur Mauer heran, darüberhin blickte gleichmütig das Leuchtfeuer der Hallig Langenes; der Leuchtturm von Amrum glänzte in regelmäßiger Abwechslung bald in längeren, bald in kürzeren Pausen vor ihm auf, und zur Rechten schickte der Hörnumer seine gewaltigen Feuerhiebe durch die Luft.

Der einsame Wanderer achtete nicht auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Unterhaltung der nächtlichen Wächter. Er fühlte seine Haut brennen, und die Arbeit des Vorwärtsschreitens tat ihm wohl. Jetzt zeigte sich zur Rechten, nachdem er an einigen Landhäusern vorbeigekommen war, das letzte Gebäude, ein stattliches Schulheim, in dem noch einige späte Lichter stille Studien bewachten. Dann trat er auf unebenen Boden, hohes Strandgras streifte seine Füße. Er zog seine kleine elektrische Laterne aus der Tasche und begann den Weg vor ihm zu beleuchten. Wie ein landflüchtiger Verbannter fühlte er sich.

War es nicht vor kurzem gewesen, daß er im Auto durch die Friedrichstraße in Berlin jagte, im stolzen Gefühl einer bewegten Zukunft? Und nun einsam in sturmdurchjagter Nacht mit dem Ziel, ein Stück seines Heims zu verkaufen! Sein Heim? Seit der Einweihung vor sechs Jahren hatte er es nicht betreten, die Geschäfte hatten ihm keine Zeit dazu gelassen; nur seine Frau war jahraus, jahrein mit den Jungen einige Wochen am Wattenmeer gewesen. Er wußte wenig von ihrem Treiben in diesen Wochen.

So ging er, von wechselnden Stimmungen bewegt, durch die dunkle Nacht, bis, erst zwinkernd wie ein sich schnell schließendes Auge, dann heller und schärfer beleuchtete Fenster des Hauses vor ihm auftauchten. Die Haustür, die, nach Norden gelegen, durch einen Windfang geschützt war, fand er unverschlossen. Tief atmend in der plötzlichen Stille, trat er ein und öffnete die Tür zur Stube.

Da saß Frau Gertrud im Lehnstuhl und fuhr aus dem Schlummer empor.

Draußen heulte der Sturm um das Haus, durch die geschlossenen Fenster drang das unruhige Rauschen des Meeres, ringsum sonst nur die weite Heide, die unter der Herrschaft des Windes seufzte. Es war eine Nacht, wo die wilden Gestalten der nordischen Sage durch das Fenster schauen und die bewegte Einsamkeit die Menschen zusammendrängt. Hier in stiller Stube standen sich zwei gegenüber, die zusammengehören sollten; in Frau Gertruds Seele derselbe Sturm wie draußen der der Elemente, ein Sturm, sich hinzuwerfen an die Brust des Geliebten, wie es vor vielen Jahren ihr selbstverständliches Recht gewesen war. War es noch ihr natürliches Recht? So lange hatte sie es nicht ausgeübt, daß es vielleicht verjährt war. Sie erhob sich, unsicher und zögernd, denn der rasche Drang ihres Blutes und Herzens war vom Zweifel gehemmt; eine einsame Welle verrinnt, wenn sie nicht getragen wird von der nachbarlichen.

Starr stand Nommen, von dem unerwarteten Anblick betroffen, keine freudige Aufwallung löste die Spannung der entscheidenden Sekunde. Auf seine Lippen drängten sich die bitteren Worte: Ich wollte allein sein. Doch er verschloß die Lippen, um ihr nicht weh zu tun. Aber dies Verschließen hatte des Bittern genug und übergenug für Gertrud. In dieser Sekunde fühlte sie: sie beide waren getrennt, und was erträglich war im Getriebe des alltäglichen Lebens, das wurde unerträglich in der Einsamkeit dieses sturmumtobten Hauses. Sie sank auf ihren Stuhl zurück, und die Tränen quollen ihr in die Augen.

Da eilte Nommen zu ihr und faßte ihre Hand. Mit fürsorglichem Ton erkundigte er sich nach ihrer Fahrt. Mit dem Automobil war sie zum Bahnhof gejagt, um dann in langweiliger Fahrt von Station zu Station durch die endlosen Marschen nach Dagebüll zu gelangen und dort den Dampfer nach Wyk zu erreichen. Einige Stunden vor ihm war sie angekommen und hatte in der Abenddämmerung ihr Haus auf der Heide betreten. Mit welcher Sehnsucht im Herzen, davon sprach sie nicht. Sie hatte das Licht des kleinen Motorbootes auf den Wellen tanzen sehen und wußte, daß es den trug, der ihr Glück ausmachte, wenn es ein Glück gab. Jetzt hatte sie es ergreifen wollen, und nun wußte sie ganz genau, daß sie ins Leere griff, daß eine furchtbare Leere sie umgab, aus der ein Frösteln zu ihr kroch. Aber mit unnatürlicher Gewalt unterdrückte sie die aufquellenden Tränen.

Es graute ihr vor der Einsamkeit zu zweien, die zusammengehörten und nicht zusammen fühlten.

Dann saßen sie miteinander am Tisch: sie, unfähig zu essen, kaum imstande, zu sprechen; er, unter dem Druck einer unnatürlichen und gequälten Situation, wenn er schon nicht ahnte, welche Hoffnungen sein Weib eben begraben hatte und wie es in ihr weinte. Unruhig und verworren war sein Inneres, seine Seele in dieser Stimmung kein reiner Spiegel der Dinge außer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm. Sonst ein scharfer Beobachter und Menschenkenner, sagte er sich: Wirklich, sie ist müde und abgespannt; es war ein sehr freundlicher Gedanke von ihr, zu mir zu kommen; aber er wäre besser unausgeführt geblieben, dann könnte ich mich nach all den furchtbaren und erschütternden Eindrücken der letzten Tage sammeln. Statt dessen bürden wir uns jeder des andern Last auf, und keiner wird seine eigne los ...

Frau Gertrud schob die Gardinen zurück, die wegen des Sturmes vorgezogen waren. Da stand auf einmal ihre Gestalt vom hellen Mondlicht umflossen, von den dunklen Vorhängen umrahmt; eine Hand erhob sie wie in Entzückung über das Haupt.

Da lag das Wattenmeer, noch stark bewegt, aber vom Schein des halben Mondes mit einer breiten Lichtstraße übergossen; matt verdämmernd hoben sich links die Umrisse der Halligen aus dem Wasser, vom Leuchtfeuer auf Langenes begrenzt; rechts ragte der höhere Strand von Amrum auf, und ganz schwach waren die Umrisse des Kurhauses von Wittdün erkennbar, in dem noch ein erleuchtetes Fenster glänzte.

Im Mondschein hoben und senkten sich die Wellen in unermüdlichem Spiel; vor dem Strande zog sich ein unerklärbarer schwarzer Streifen, von dem dann wieder ganz dicht am Strande kleine hastige Wellchen lichtüberglänzt in den Sand hinaufrollten.

»Mein liebes, wunderbares Meer!«, sagte Frau Gertrud und stand eine Weile versunken in den Anblick des reinen Bildes. Dann wandte sie sich langsam ab, um zur Ruhe zu gehen.

Nommen bot ihr den Arm, um sie in das obere Schlafzimmer zu geleiten; sie ergriff ihn, und er stützte sie wie eine Kranke. Als er ihr noch mit kleinen Hilfeleistungen zur Seite stehen wollte, dankte sie ihm mit nervöser Dringlichkeit.

Er nahm seine Sturmmütze und schritt hinaus in den Garten, der sich, von einer Mauer umschlossen, vor dem Hause erstreckte. Er bemerkte jetzt auf einmal, daß der Wind sich ausgetobt hatte; die beginnende Ebbe hatte ihn verschluckt. Eine leichte westliche Brise wehte, weich und doch voll herbstlicher Kraft und Fülle, ein Genuß für das Atmen.

Mit Staunen sah er, wie wohl die von ihm selbst angepflanzten Bäume gediehen waren: die Föhren und Fichten in der Mitte, dazwischen Rosensträucher, die noch hier und da in Blüten standen, vom Mondschein beglänzt und zugleich verschleiert; dann im Schutze der Mauern Eichen und schnellwachsende Weiden und Eschen. Aber er hielt sich nicht lange hier auf, das Meer zog ihn hinunter an den Strand.

Tief atmend trat er aus dem Gartentor und schritt hinunter. Gewaltiger noch war der Anblick des großen Bildes hier in der majestätischen Einsamkeit selbst. Von einem Horizont zum andern wölbte sich der klargefegte Himmel. Tief stand im Osten der Orion über den Wassern; neben dem Hause, das nur ein wenig über die Uferböschung hervorragte, weidete der Große Bär, und dazwischen reihte sich Stern an Stern bis hin nach Westen, wo immer wieder der Hörnumer Leuchtturm sein starkes Feuer in den Nachthimmel warf. Mein liebes, wunderbares Meer! flüsterte es in ihm; er ging einige Schritte den Strandweg hinauf, um zu sehen, ob noch Licht bei ihr war. Es war alles dunkel; aber ihre Stimme klang in ihm nach.

Langsamen Schrittes ging er zurück bis dicht an die verebbenden Wellen. Schwerfällig bewegte sich etwas in dem flachen Wasser. Er erkannte das weiße Boot, das, mit dem Kiel schon auf dem Sande ruhend, sich im Hin- und Herfluten der Wellen bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legte. Dicht am Saum des feuchten Sandes wandelte er die Bucht entlang bis zu ihrem Ende, schritt dann zögernd zurück und trat in den Garten ein. Wie friedlich lag das Haus da, entrückt allem irdischen Lärm!

Als Nommen nach langem, tiefem Schlaf erwachte, rüstete Frau Gertrud schon den Frühstückstisch. Nommen sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster. Ein dichter Herbstnebel lag über der Landschaft, nur die Föhren des Gartens waren noch in weichen Umrissen erkennbar; wie ein leiser getragener Gesang rauschte aus dem Nebel das Meer heraus, und hin und wieder ertönte ein Möwenschrei aus dem dichtverhüllten Wasserreich.

Weit — weit dort hinten lagen die Pläne zu seiner Luftschiffhalle. und er selbst war hier, um mit dem Häusermakler in Wyk zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhandeln. Das konnte auch morgen geschehen. Ein Gefühl von Frische und natürlicher Gesundheit überkam ihn, wie er es lange nicht gehabt hatte. —

Frau Gertrud und Nommen wanderten am Strand entlang. Wunderbares Wandern am stillen Nebelmeer; nur leises Heben und Senken war noch in dem Wasser von dem Sturm der Nacht her. Zu ihren Füßen liefen kleine Wellen, die mit dem Sande spielten. Hier und da stand eine Möwe am Ufer und schwang sich mit geschmeidiger Kraft über die Wasser. Fern vom Meere her aus dem Nebel heraus drang ein seltsames ungeduldiges Rollen und Trommeln von Tausenden von Vögeln, die hier warteten, daß die Ebbe ihnen den Tisch bereite.

Wann waren sie zum letztenmal so miteinander gewandert? Nommen ließ den Blick fragend in der Vergangenheit Einkehr halten; es war ihm, als blicke er wie in den Nebel auf dem Meere. Wann war es? Arbeitshast stieg vor ihm auf, Rauch der Fabrikschornsteine, ratternde Maschinen, Autofahrten vom Bureau zur Gesellschaft, wo er seine Frau traf; stolze Pläne zu immer größeren Unternehmungen, Arbeiterstreiks und Verhandlungen, Besprechungen im Bureau und Geschäftsreisen ... Wann waren sie zum letztenmal so miteinander gewandert? Er schüttelte den Kopf — er fand es nicht.

Nieblum blieb rechts liegen, sie sahen nichts davon. Nur einige Hünengräber, die zwischen Dorf und Strand liegen, hoben sich aus dem mattglänzenden Nebel heraus. Sie schritten weiter auf dem feuchten, festen Sand dahin, immer zur Linken das Meer; der erste Schein der siegenden Morgensonne lag darauf und malte die freiwerdenden Watten in glänzendem Farbenspiel. Der Strand, der sich zur Uferböschung hinzog, glich einer Decke von edler gelbbräunlicher Färbung: der im Nachtsturm stiebende Sand hatte Steine und Strandholz eingehüllt. Mit glänzenden Tropfen war das Ufergras bedeckt, ebenso wie das Heidekraut, das den Boden der erhöhten Geest bedeckte. Hier und da standen Schafe, eigentümlich groß im Morgennebel, und hoben den Kopf zu den Wanderern.

Oft schwiegen die beiden lange, und es schien ihnen, als gingen sie in einem verzauberten Lande. Einmal bückte sich Gertrud und gab ihm einen seltsam geformten Feuerstein. Es war ein Dolch aus uralter Zeit, nicht fertig behauen, aber die Spuren der Bearbeitung deutlich verratend. Dann hob ein Plaudern zwischen ihnen an, als seien sie zwei Freunde, die sich auf der Reise getroffen hätten und sich nun auf die Merkwürdigkeiten der Gegend aufmerksam machten.

Kein Wort berührte die Vergangenheit, auch der gestrige Abend schien verweht wie die Sturmnacht. Eine Stimmung von Feierlichkeit lag auf dem Morgen, und manchmal flüsterten ihre Stimmen, ohne daß ein Grund dafür war.

Immer lichter wurde der Nebel; rechts tauchten die Reetdächer eines Friesendorfes auf über roten Mauern und kleinen Fenstern; links hoben sich sanft verschwimmend die Dünen Amrums über das Meer; aber allmählich wurde die herbstliche Sonne so kräftig, daß ein gelbes Leuchten die Dünen scharf vom erblauenden Meere abhob.

Wohl anderthalb Stunden waren sie so dahingeschritten, da begann Nommen Hunger zu spüren.

»Wir wollen beim nächsten Dorf in ein Wirtshaus gehen,« sagte er. »Mir ist's, als hätte ich schon lange nichts mehr gegessen; die Luft ist gut, aber man kann nicht davon leben.«

Frau Gertrud lächelte. »Hedehusum hat solche modernen Einrichtungen noch nicht; aber du sollst nicht zu kurz kommen, wir wollen uns bei meinen Freunden ein Glas Milch ausbitten. Das ist das Beste, was die Insel bietet.«

Sie wandten den Schritt vom Meere ab und trafen bald auf ein Dutzend stattlicher Höfe, die, von Gärten umgeben, hier verstreut lagen; an jedem Hause unter dem gleichen Reetdach der Stall. Neugierig blickte Nommen durch die kleinen Fenster hinein. Alle Ställe waren leer, da das Vieh noch draußen auf der Marsch weidete.

An einem der kleinen Häuser blieb Frau Gertrud stehen. Sie traten in den engen, halbdunklen Flur ein. Aus einer Stube klangen die Töne einer mächtigen Stimme, die in seltsamem Tonfall, halb singend, sprach. Gertrud klopfte links an der Tür an. Nichts antwortete. Beide blieben lauschend stehen. Da drangen zu ihnen die Worte:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als nun östlich der Stern mit funkelndem Schimmer emporstieg,
Welcher das kommende Licht der Morgenröte verkündet,
Schwebten sie nahe der Insel im meerdurchwallenden Schiffe.
Jene lenkten hinein, denn sie kannten den Hafen schon vormals.
Siehe, da eilte das Schiff bis an die Hälfte des Kieles
Stürmend ans Land: so stark war der Schwung von der Ruderer Händen.
Und sie stiegen vom Schiffe mit zierlichen Bänken ans Ufer,
Hoben zuerst Odysseus vom Hinterverdecke des Schiffes,
Samt dem leinenen Teppich und schönen purpurnen Polster,
Und dann legten sie ihn, wie er schlummerte, nieder im Sande.

»Das ist ihre Lieblingsstelle,« flüsterte Gertrud; »wenn sie die hört, ist sie fröhlich und stellt sich vor, ihr Ältester kehre so wieder. Und als wir weiterlasen, wie Odysseus seine Heimat nicht erkennt, da hat sie den Kopf geschüttelt und gesagt: ‚Frerk erkennt sie.' Und gelacht hat sie bei dem Gedanken, daß Frerk seine Heimat nicht wiedererkennen sollte.«

Leise öffnete sie die Tür. Ein wundersam friedliches Bild bot sich ihnen dar. Durch die kleinen Fenster fiel die Sonne auf die blauen Holzmöbel; sauber bedeckten weiße Kacheln mit blauen Bildern aus der biblischen Geschichte rings die Wände. Kein unnützes Stück lag auf dem langen Tisch mit der gestrichenen Platte. Der Fußboden war so sauber wie der Tisch. Es war wie am Sonntagmorgen. In einer Ecke stand noch ein kleiner Tisch. Daran saß ein alter Mann, die bloßen Füße in großen Holzschuhen, und ihm gegenüber in einem Lehnstuhl ein altes Mütterchen mit feinen Zügen, in der alten Friesentracht, mit dem leuchtendblauen Kleidsaum, dem buntgestickten Tuch um die Brust und den feingearbeiteten großen Silberknöpfen an Brust und Armen. Der Alte hatte eine mächtige Hornbrille vor den Augen und vor sich ein kleines Buch, aus dem er gelesen hatte.

Langsam erhob er sich und wuchs dabei zu einer so hünenhaften Größe an, daß er mit dem Kopf fast den Balken der Decke berührte. Mit schwerem Schritt trat er auf Frau Gertrud zu, und indem er ihr eine Riesenfaust entgegenstreckte, sprach die mächtig dröhnende Stimme: »Das ist gut von Euch, Frau, daß Ihr wieder zu uns kommt.«

Sie legte ihre feine Hand in die seine. »Sie müssen erlauben,« sagte sie, »daß ich dieses Mal meinen Mann mitbringe,« und wandte sich zu der Alten, die sich mühsam von ihrem Lehnstuhl erheben wollte, als Gertrud schon ihre Hände ergriff. Nommen trat heran, um sie zu begrüßen; ihre Hand tastete ihm entgegen; da sah er, daß sie blind war. Ergriffen wandte er sich dem Alten zu. Dieser wies auf einen Stuhl: »Setzt Euch her, Mann; die Frauen wollen miteinander reden.«

Als er hörte, daß die beiden zu Fuß den Strand entlang gekommen waren, erhob er sich, um ihnen Speise zu holen. Nommen begleitete ihn. Der Alte schritt hinaus, unter der Tür gebückt; sie gingen durch den Flur in die kleine Küche, in der dieselbe Sauberkeit herrschte wie in der Stube. Ein Melkeimer, mit Milch gefüllt, stand auf einer Bank, im Schrank lagen kleine Kuchen.

Der Alte schöpfte in einen Krug Milch, nahm Gebäck und zwei Gläser und stellte alles auf ein Brett.

Dann wandte er sich zu seinem Gast um; seine Gestalt verdeckte das kleine Fenster, so daß Dämmerung in dem Raum herrschte. »Sie ist blind,« sagte er. »Wir hatten drei Söhne, die sind tot. Der dritte starb zuletzt. Da wurde sie blind. Er hieß Jan und war an die zwölf Jahre mit den Engländern zu Schiff gewesen. Er wollte sich hier zu Hause erholen; aber er brachte ein Fieber mit und starb; er starb lange.« Aus dem beschatteten Gesicht sahen ein paar alte Augen ganz ruhig auf Nommen; die Stimme hatte geklungen im gelassenen Ton eines Berichts, kein Verlangen nach einem teilnehmenden Wort klang daraus, und Nommen, befangen von dem Ungewöhnlichen der Umgebung und der Art des Alten, schwieg, so herzlich ihn auch das Schicksal der Familie bewegte.

»Der zweite«, fuhr der Mann fort, »segelte bei Japan auf einem der Schiffe, wie sie die Leute dort haben; sie nennen sie Dschonken. Wenn die See hochgeht, taucht das Vorderdeck unter Wasser. Da war ein Schaden am Vorderdeck zu bessern, und der Kapitän fragte, wer es wagte, das zu tun. Da meldete sich Nickels und noch ein Mann, der war aus Nieblum; sie banden sich zu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammen und banden den Strick um das Bugspriet. Da tauchte das Vorderdeck unter Wasser, und als es wieder hervorkam, war das Bugspriet abgebrochen. — Der Älteste war Kapitän und trieb nebst zwei andern Schiffen bei Indien. Da trieb sie der Sturm auseinander. Ein Schiff ist nach Hamburg zurückgekehrt, und die Leute sagen, sie hätten einen Feuerschein gesehen, das eine Schiff müßte verbrannt sein. Das dritte ist verschollen.«

Jetzt war es still in der Küche. Der Alte stand regungslos. Er blickte nicht mehr auf Nommen herab; er sah auf die Wand, aber seine Augen schienen ins Weite zu sehen. Nommen war zumute, als habe er ein altes Heldenlied voll Bitternis und Schwermut gehört.

»Wie lange ist das her?« fragte er.

»Das war vor siebzehn Jahren.«

»Waren das Ihre Kinder alle?«

»Meine Tochter ist in der Marsch beim Vieh ... Aber kommt und eßt, Ihr müßt Euch begnügen.« Dann ging er schwerfällig mit dem Brett in die Stube, und Nommen folgte ihm.

Nun saßen sie beisammen, der alte Bauer, der Fabrikherr und die beiden Frauen. Zwischen ihnen lag Homer, der von Seefahrten und glücklicher Heimkehr berichtet, und die alte Frau hatte um ihre blindgeweinten Augen ein Leuchten liegen. Sie dachte an glückliche Heimkehr, und daß er die Heimat erkennen würde. Hedehusum hatte sich nicht verändert, das wußte sie, obwohl sie es nicht mehr sah.

»Jetzt ist gute Zeit,« sagte der Bauer. »Die Ernte ist hereingebracht; nun kann ich ihr wieder vorlesen aus der alten Geschichte. Ich habe ihr auch neue Geschichten vorgelesen; aber die Mutter hört nichts lieber als das.«

»Ja, er ist doch zurückgekommen,« sagte die Greisin.

Da erhob der Alte seinen Arm über den Tisch und streichelte ihr welkes Händchen, das auf dem Tische lag, und er tat es, als wären sie allein in der Stube. Und was sie erlebt hatten, war auch so groß, daß es sie umschloß wie die Mauern ihres Hauses; sie waren zusammen in ihrem schweren Schicksal daheim, und der alte Sänger löste in ihren Seelen unendliche Stimmungen von wildem Meer und wildem Leid, Stimmungen, die ihre Zunge nur hätte stammeln können; aber bei seinen Bildern atmeten sie tiefer, eine kleine Welt erweiterte sich zur großen, und ein kleines Schicksal tauchte unter in ewigem Menschenerleben.

Gegen Mittag gingen die beiden von Hedehusum weg. Vor ihnen lagen drei Hünengräber, darauf wanderten sie zu. Sie gingen Hand in Hand und sprachen wenig.

Auf dem höchsten der Hügel ließen sie sich nieder; ihre Blicke schweiften nach Westen. Vor ihnen lag die Heide, auf der noch ein letzter braunroter Schimmer lag; dahinter dehnte sich ein breites Band blauen Meeres, von sonnenglitzernden Streifen der in der Ebbe hervortretenden Watten unterbrochen, und darüber hoben sich die herrlichen Dünen von Hörnum, dessen Leuchtturm als ein stattliches Denkmal die große Einfachheit der Landschaft belebte. Links daran schloß sich Amrum, seinen Dünen war ein freundliches Friesendorf vorgelagert.

Nommen saß lange in Gedanken. Sein Blick wanderte von der Heide zum Meer, vom Meer zur Düne und seitwärts zu dem Frieden von Hedehusum. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, warum ich nicht öfter hierhergekommen bin.«

Mit weicher Stimme, wie tröstend, antwortete Gertrud: »Lieber, du hattest keine Zeit, du hast für uns gearbeitet.«

»Habe ich für euch gearbeitet?« sagte Nommen halblaut, aber durch seine Stimme klang eine tiefe Bitterkeit. »Ich weiß nicht, ob ich für euch gearbeitet habe — oder habe ich für die Fabrik gearbeitet?« Er blickte auf sein Leben, und ihm war's, als sähe er einen andern und eines andern Leben. Ein merkwürdiges Schauspiel, diesem andern Manne zuzusehen, der durch ein Arbeitsleben hastete, ohne einmal auf die zu schauen, für die er arbeitete, wie eben sein Weib sagte. Der Mann arbeitete einmal für eine Hochbrücke und war stolz, daß die beiden Enden der Brücke sich fast fehlerlos in der Mitte trafen; der Mann arbeitete für eine Helling in Hamburg und war voll Hochgefühl, daß es die größte des Kontinents werden sollte.

Nommen stand oben auf dem Hünengrab, seine mächtige Gestalt erhob sich wie ein Denkmal; aber in seinem Gesicht arbeitete eine heftige Bewegung, die es verzerrte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er schrie hinaus über die Heide, bitter und leidenschaftlich: »Erfolge! Erfolge! Wo sind die Erfolge? Arbeiten kann ich, das hab' ich immer gekonnt, früher besser als jetzt. Meine paar Eisengestelle — das soll ein Erfolg sein? Diese Luftschiffhalle auf dem Papier, das soll ein Erfolg sein? Und wenn sie erst in Eisen und Stahl dasteht — stehen wird sie; wenn ich sie nicht baue, macht's ein andrer — das ist kein Kunststück; das kann jeder, der rechnen kann — das wäre ein Erfolg? Bescheiden sind wir geworden, das ist der ganze Erfolg — ein bescheidener Erfolg. Die ganze Zeit ist bescheiden geworden. Wer den besten Motor baut, ist ein Held, so dumm ist die Zeit geworden, diese dumme und krumme Zeit. Diese alten Seeräuber, die hier begraben sind, waren nicht so dumm wie wir; die lachen über uns, und sie haben recht. Aber zu lachen brauchen sie doch nicht. Die Sache ist verflucht ernst. Hol' euch der Teufel!«

Nommen griff an eine alte Steinplatte, die, halb bloßgelegt, aus dem Hügel ragte, und rüttelte daran; der Schweiß trat ihm auf die Stirn, sie rührte sich nicht. Erschöpft ließ er ab. Sein Blick fiel auf Gertrud, die mit blassem Gesicht im Heidekraut saß und deren Lippen zuckten. Er seufzte: »Ich wünschte dir einen besseren Reisegenossen; ich weiß nicht, was mit mir los ist, ich weiß es nicht.«

Ein langer Heimweg stand ihnen bevor.

Als die Abenddämmerung hereinbrach, und die große Schlichtheit der Landschaft in dem letzten Lichte des Abends erhöht und verklärt wurde, da kam auch die traute Stimmung des Morgens wieder. Tief friedlich zogen sie in ein Dorf ein, in dem schon die Schatten der Nacht dichter lagen und stille Menschen in den Winkeln der Häuser saßen. Hier tranken sie Kaffee. Freundliche Worte gingen zwischen ihnen hin und her, alltägliche Worte, aber von unsagbaren Stimmungen schwer.

Beim letzten Teil des Heimweges stand wieder der Mond am Himmel. Hand in Hand gingen sie, zwei Menschen, die nicht wußten, ob sie elend waren oder vor der Pforte des Glückes standen.

Als sie spät abends wieder beim Abendessen in ihrem Hause am Meer zusammensaßen, wurde Frau Gertrud sehr froh und zugleich träumerisch zu Sinn. War nicht ein Stück Menschenleben heute durch ihre Seele gezogen, fremdes und eignes Erleben? War es nicht doch ihres Lebens geheimer Sinn und Wille, sie beide zusammenzuführen zu einer Einheit? Aus der bitteren und trüben Stimmung, in der sie ihren Mann gesehen hatte, erwuchs ihr die beglückende Hoffnung, ihm geben zu können aus ihrem Leben. Er war nicht mehr der selbstsichere Fabrikherr, sondern ein Mensch, der noch nicht fertig war. In bebendem Glück lehnte sie sich zurück; um sie rauschten hohe Bäume, einzelne welke Blätter fielen durch die Herbstsonne; an seiner Seite schritt sie durch die Wege des Parkes. O Glück des Traumes!

Langsam erhoben sich ihre Augenlider wieder; da fühlte sie erst die tiefe Müdigkeit, die dieser Tag in Nordseeluft auf sie gelegt hatte. Wie schlafwandelnd ging sie an Nommens Arm in das Schlafzimmer und sank bald in einen traumbewegten Schlaf.

Nommen lag neben ihr. Leise rauschte das Meer seine drängende, weiche Melodie herauf, mit ewigen Akkorden wie aus unendlicher Ferne; gleichmäßig und ruhig gingen ihre tiefen Atemzüge. Sonst alles ganz still. Da überkam ihn die leidenschaftliche Sehnsucht wie am Hochzeitsmorgen, sie zu umfangen in beseligendem Einssein.

Bebend richtete er sich auf und beugte sich über sie, lange, lange hoffend, daß sie die Augen öffne und auf ihn richte. Ein schönes beseeltes Bild, lag sie im Mondenschimmer vor ihm, ruhig hob und senkte sich die Brust.

Er küßte ihre Finger, die auf der Brust lagen, er küßte ihr dunkles Haar. Ein leises Regen ihres Körpers, ein glückliches Lächeln trat auf ihre Lippen. Gleichmäßig gingen ihre Atemzüge den gewohnten Rhythmus des Schlafes weiter.

Da erhob er sich und trat an das Fenster. Er sah sie schreiten wie am Morgen, mit anmutigem Gang über den Ufersand, er sah sie die Hände der blinden Frau ergreifen, er sah ihr blasses Gesicht am Hünengrab, er fühlte den Druck ihrer warmen Hand ... Dort lag sein Glück.

Er sah den Mond nach Westen ziehen, weiter und weiter, ehe der Schlaf ihn und seine Sehnsucht mit freundlicher Hand beruhigte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Große weiße Herbstwolken, wie wandernde Baldachine, zogen über den Morgenhimmel, der Horizont war dunkel umlagert, in graugrünem Glanze lag das Meer vor ihnen. Nommen trug sein Weib ein Stück durchs Watt zu dem weißen Boote, das dort verankert lag. Sorgsam legte er Kissen am Steuer zurecht und bereitete ihr einen Sitz. Dann ergriff er die Ruder und fuhr hinaus.

Weich plätscherten die Wellen an den Kahn, klar war das Wasser nach dem stillen Tag, silbern blitzten hier und da die Rücken blanker Fische, Möwen schwangen sich über die Fläche und ließen sich wie Bälle in das Meer fallen.

Langsam trat das Ufer zurück und wurde zum freundlichen Panorama. Schon kleiner geworden lag dort ihr Haus, durch dessen Gartentor der grüne Föhrenschmuck winkte. Da ließ Nommen die Ruder sinken. Ein frischerer Wind strich von Norden her über die Fläche. Wohlig nahm er die Mütze ab und ließ ihn durch die Haare streichen, die um seine kräftige männliche Stirn wehten.

»Gertrud,« sagte er, »ich bin durch das Leben gelaufen wie ein blinder Tor; ich bin an dir vorbeigelaufen. Ich danke es diesen Tagen, daß ich wieder zu dir komme; wir wollen zusammengehen, ganz eng beieinander!«

Ihr stiegen die Tränen in die Augen; sie nahm seine Hand und küßte sie lange. Tränen fielen darauf.

»Halt mich nur fest,« sagte sie leise und sah ihm in die Augen, »und lasse mich nicht wieder los. Ich bin dein, und du bist mein, des sollst du gewiß sein.«

»Warum hab' ich dich nicht festgehalten? Warum war ich so kurzsichtig? Einst waren wir glücklich, als wir eins waren.«

Da schüttelte sie ernst und sinnend den Kopf: »Waren wir es wirklich schon ganz? Oh, es war ein schönes Geschenk, das uns gegeben war. Aber es ist wohl nicht so leicht, daß man ganz ineinander verwurzelt. Wir glaubten, der Anfang wäre schon das Ziel. Wir hätten das Leben so leben sollen, daß wir immer mehr ineinander lebten; wir haben's aber nicht getan; ich bin schuld daran. Nommen, es soll anders werden, du lieber Mann.«

»Diese verlorenen Jahre, unwiederbringlich dahin! Gertrud, als wir gestern am Strande gingen, wie schön war das! Und wir wußten es noch nicht einmal, und du schrittest noch so leicht dahin wie früher.«

»Schilt nicht, Nommen, die verlorenen Jahre, wenn wir heute Erntetag haben. Bei manchem wächst es langsamer; aber die Frucht wird schön, so schön, wie man es sich nie gedacht hat.«

»Und unsre Jungen, Gertrud, wie hast du mit denen gelebt? Was beschäftigt sie? Waren sie immer gut zu dir?«

»Walter ist wie du, Nommen; was er will, das führt er aus. Weißt du, er ging am liebsten gegen solchen Sturm an, wie er vorgestern wehte, und sang dazu. Aber gegen mich war er lieb und gut, mein Junge.«

»Und Karl?«

»Ach, Karl ist so wie seine Mutter; er trägt den Kopf hoch und denkt, es müßte ihm so zufallen; aber ich denke, er wird auch noch, und hoffentlich früher als seine dumme Mutter. Du mußt es uns nur immer wieder sagen, Nommen.«

»Ja, ich will's euch immer wieder sagen, wie lieb ihr mir seid; nein, ich will's nicht sagen, ihr sollt es fühlen jeden Tag.«

»Ich fühle es, Lieber, auch wenn du nichts sagst. Nein, sag' nichts! Sieh mich nur immer mal so an wie heute, das ist genug.«

»Wie ich mich auf meine Jungen freue! Und wie schön ist dieses Land! Können wir denn unser Häuschen verkaufen, können wir's denn?«

Ihre Blicke wandten sich nach ihrem Heim, und sie sahen, daß sie schon weit nach Amrum zu getrieben waren.

»Tu, was du für nötig hältst, Lieber. Wir werden an jedem Ort glücklich sein, wo wir beieinander sind — beieinander.«

Stärkere Wellen schlugen schon seit geraumer Zeit an das Boot; sie hatten es nicht gemerkt, daß sie in die Fahrrinne gelangt waren, wo der starke Zug der eintretenden Ebbe sie nach dem offenen Meere zu zog. Zugleich hatte der Nordwind heftiger eingesetzt und verstärkte die Kraft des rückflutenden Wassers. Gertrud sah besorgt auf die höhergehenden Wogen, die den Kahn auf und nieder schaukelten. »Wollen wir nicht umkehren?«

»Wie du willst. Doch ist die Stunde so wunderschön auf deinem lieben, schönen Meer. Weißt du, daß du es mir eigentlich geschenkt hast?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Nein, das weiß ich gar nicht.«

»Vorgestern abend, als du sagtest: ‚Mein schönes, wunderbares Meer!', da hab' ich's mit deinen Augen gesehen.«

»Vorgestern abend — o Nommen, was haben wir seitdem erlebt! Können Menschen etwas Größeres erleben?«

»Nein, Gertrud, das können sie wahrlich nicht. Und weißt du, als ich so dumm redete auf dem Hünengrab, das war doch nur, weil mir etwas Großes fehlte. Meine Luftschiffhalle — ach nein, die meine ich nicht; ich glaube ja, ich baue sie doch noch; aber Freude habe ich nur daran, wenn du Freude daran hast.«

»Ich habe sicher Freude daran, wenn dich die Arbeit glücklich macht, und das —«

Sie wurde am Weiterreden verhindert, da plötzlich eine Welle über Bord schlug und beide durchnäßte.

»Oho,« rief Nommen, «das gute Wattenmeer will auch mitreden.«

Er griff kräftiger in die Ruder, mit denen er bis jetzt nur die Richtung des Kahnes gehalten hatte, und wendete um. Seine Spitze drehte sich dem Ufer zu.

»Ich halte gerade auf unser Haus zu. Halt das Steuer fest! In einer halben Stunde sitzen wir beim Frühstück.«

Gertrud sah die Entfernung, in der sie sich befanden, und ein plötzliches Zittern überlief sie.

»Nommen,« sagte sie hastig, »das Wattenmeer ist nicht ungefährlich, die Strömungen sind sehr stark, und der Wind wechselt schnell.«

Der Himmel hatte sich mit trüben Wolken bezogen, und der Wind blies sturmartig über die Wellen. Wiederholt schlug Wasser über Bord, so daß schon der Boden des Bootes bedeckt war.

Nommen ruderte jetzt mit aller Kraft; nicht selten war er in Gefahr, rückwärtszufallen, wenn ein Ruder über ein Wellental hin durch die Luft fuhr.

»Ich schaffe es schon, Gertrud, sei unbesorgt. Du wirst sehen, ich zwing' es. Du kannst dich auf mich verlassen, wenn es ein Ziel gilt!«

»Ich weiß es,« erwiderte sie, und plötzlich stand vor ihren Augen das Bild, da der Eichenkranz auf sein Haupt gelegt wurde und er bewußtlos zusammenbrach. Es durchschauerte sie seltsam. Eine gleiche Erinnerung schien in ihm aufzutauchen.

»Ich habe Wikingerblut in den Adern, glaub' ich, und, Gertrud, ich arbeite für dich; und wenn der alte Fürst dort am Ufer stände, ich käme noch einmal mit einem Kranz nach Hause.«

Jetzt schwiegen beide eine Zeitlang. Die Anstrengung des Ruderns, die spritzenden Wellen, der brausende Wind, das Auf- und Niederschaukeln des Kahns nahmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Gertrud sah starr auf das Ufer.

»Um Himmels willen, Nommen,« schrie sie auf einmal, »wir entfernen uns immer weiter nach der offenen See.«

»Das kann nicht sein, der Kahn fliegt ja vorwärts.«

»Nein, die Wellen fliegen an uns vorbei; sieh nur, sieh nur genau hin, wie das Ufer weicht!«

Nommen sah sich um nach dem fernen Ufer und versuchte — immerfort rudernd — einen Punkt mit den Augen festzuhalten. Eine ganze Weile starrte er darauf; seine Züge trugen den Ausdruck furchtbarer Spannung. Plötzlich zog er die Ruder ein, riß seinen Rock herunter und packte die Ruder blitzschnell von neuem. Seine Augenbrauen waren wie gewaltsam zusammengezogen. Dann ein Blick auf Gertrud, der Krampf seiner Züge löste sich. Mit heller Stimme rief er: »Jetzt wollen wir unser Frühstück verdienen.«

Er arbeitete, daß die Adern an seinem Halse quollen.

Die Wellen gingen höher. Ringsum hoben sich bedrohlich weiße Kämme, immer neue Spritzer schlugen ins Boot, immer stärker.

»Ich will dich ablösen, du kannst nicht mehr,« rief Gertrud ihm zu.

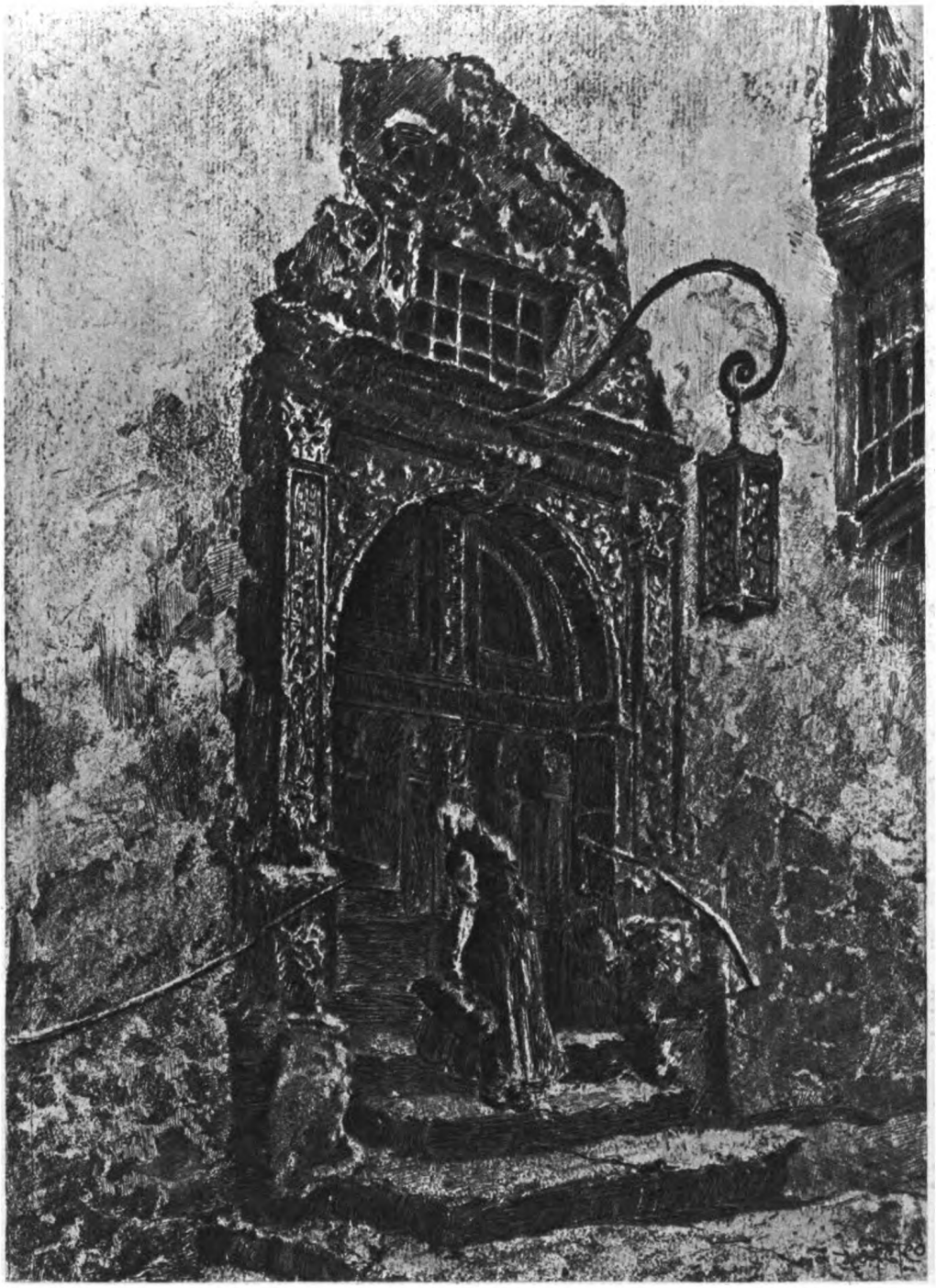
»Ich kann noch lange,« tönte Nommens Antwort zurück. »Aber schöpfe Wasser, es steigt im Kahn!«

Gertrud sah sich um. Nichts zu sehen, was zum Schöpfen dienen konnte.

»Nimm meine Mütze!« rief Nommen keuchend und warf ihr seine Mütze zu.

Gertrud fing an zu schöpfen, hastig die Mütze füllend und über Bord leerend. Es war Zeit, daß etwas geschah. Das Boot senkte sich oft bis zum Rande in das wilde Wasser und hob sich dann hoch empor. Jede höhere Welle drohte es zu füllen. Aber noch gelang es Nommen, die meisten Wellen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



O. F. PROBST: RATHAUSPORTAL IN ROTHENBURG

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

mit der Spitze des Bootes zu brechen. Jeder ankommenden sah er schon von weitem mit Bangen entgegen.

Vor ihm kniete Gertrud, ihr Atem flog. Sie sah zu ihm auf: »Kommen wir näher?«

Er schwieg eine Weile. Die Wage des Schicksals schwebte über ihnen.

Dann rang sich ein Stöhnen aus seiner Brust. »Nein, wir entfernen uns immer mehr.«

Eine Möwe schrie über ihnen.

»Wende den Kahn und halte auf Amrum zu!«

»Wir können nicht wenden, wir schlagen um.«

»Wir müssen wenden, sonst sind wir verloren.«

Einen langen, langen Blick warf er auf ihre bebende Gestalt. Dann warf er sich mit aller Gewalt zurück, das rechte Ruder mit gewaltiger Kraft anziehend, das linke in entgegengesetzter Richtung drückend; eine Welle schlug in den Kahn, aber er drehte sich mit wildem Schwanken schnell. Amrum lag rechts seitwärts vor ihnen.

»Wir können nicht daraufzuhalten, wir schlagen um.«

»Rudre gerabeaus! Vielleicht kommen wir von der andern Seite heran.«

Langsam schob sich Amrum vorüber. Das weite offene Meer lag vor ihnen.

Zwei Segelschiffe zeigten sich am Horizont. Man sah nicht, ob sie näher kamen oder sich entfernten.

»Siehst du unser Haus noch?« fragte Gertrud.

»Ganz wenig, ein kleiner Punkt.«

»Dort liegt unser Glück, du lieber, lieber Mann.«

»Nein, hier ist es,« sagte er mühsam mit stockender Stimme. »Du bist es, und du sollst es bleiben für immer.«

»Weißt du, wovon ich träumte in der letzten Nacht? Wir brachen auf aus dem Hause der Eltern vom Hochzeitsfest und fuhren nach Hamburg in die erste Nacht, da wir uns gehörten? Denkst du noch daran?«

Ein wilder Schrei kam aus seiner Brust. »Ja, ich denke daran, ich habe daran gedacht, gestern beim Heimweg, gestern abend, als du neben mir schlummertest mit einem Lächeln auf deinen lieben Lippen, gestern nacht, als ich noch lange am Fenster stand und auf das stille Meer sah.«

»Nommen — gib mir noch einen Kuß!«

Er beugte sich zu ihr.

In einem langen Kuß gaben und nahmen sie Glück und Liebe, Seligkeit, Einssein und höchstes Leben. —

Wie lange sie noch gekämpft haben?

Die nächste Flut spülte ein leeres Boot an den Strand von Föhr.

Meine Mutter

Ich seh' dich so: der schlichte Scheitel teilt
Dein schwarzes Haar, und unter dunklen Brauen
Entstrahlt den Augen Güte, wenn sie trauen.
Doch wenn du fremd im Kreis der Gäste, eilt

Ein Scheusein über deine schmalen Lippen,
Und auf dem Tischtuch streicht die rauhe Hand
Verlegen Krümchen weg, die Tellers Rand
Entfielen, stolz verschlossen ist das Nippen

Des Mundes an der Tasse. Jede Frage
Vom Nachbar, ungeschickt und unerbeten,
Verhörst du sorglos ohne Antwortgeben:

Indes du mir, der fern am Tische sitzt,
Mit leuchtendem Gesicht bist nahgetreten,
Dein Wesensteil mir freundlich zuzuheben.

Franz Wegwitz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau von Staël und das heutige Deutschland

Von Univ.-Prof. Dr. Schultz-Gora (Straßburg i. E.)

Der Weltkrieg treibt uns zu eifriger Beschäftigung mit dem gegenwärtigen Augenblick, aber die Länge und Schwere des Ringens läßt uns auch noch Zeit zur Selbstbetrachtung übrig. Doch liegt vielleicht eine gewisse Gefahr darin, daß uns im Wirbel augenblicklicher Eindrücke und Empfindungen nicht diejenige Ruhe zu Gebote steht, die zu einer Selbstbeurteilung erforderlich ist, daß wir gleichsam uns selbst zu nahe stehen; daher empfiehlt es sich, um das richtige Augenmaß zu gewinnen, den Blick auch mal wieder rückwärts zu wenden, zu fragen, welche Ansichten in vergangenen Zeiten über uns ausgesprochen worden sind, und dabei dann ein Buch nicht zu vergessen, das schon vor den Freiheitskriegen geschrieben ist, von dem aber noch immer Fäden zur Gegenwart hinüberlaufen, und das gerade jetzt in mehr als einer Hinsicht unsre Beachtung verdient. Ich meine das Buch der Frau von Staël über Deutschland.*

»Über Deutschland« ist das Hauptwerk der geistreichsten aller französischen Frauen, der erste groß angelegte Versuch, die Deutschen in ihrem Wesen und in ihrem Geistesleben zu erfassen und der romanischen Welt, in erster Linie den Franzosen, vorzustellen und nahezubringen. Zweifellos war Frau von Staël nicht von vornherein in der Absicht nach Deutschland gekommen, um ein Buch über uns zu schreiben; der Plan dazu reifte in ihr erst, als sie dort war. Auch kann man nicht einmal sagen, daß die Haupttriebfeder zu ihrem Besuche in dem Drange gelegen hat, unser Vaterland aus eigner Anschauung kennenzulernen, wenngleich ihre Beschäftigung mit der deutschen Literatur und Philosophie schon weiter zurückreicht und Wilhelm von Humboldt sie schon in Paris im Deutschen unterrichtet hatte; vielmehr war es vornehmlich das Verlangen, auf einen empfindlichen Schlag, den ihr Napoleon versetzt hatte, mit einem Gegenschlage zu antworten. Als sie im September 1803, vom Genfer See kommend, sich der französischen Hauptstadt näherte, erhielt sie plötzlich den gemessenen Befehl, sich künftighin vierzig Wegstunden in der Runde von Paris fernzuhalten. Wie der erste Konsul zu dieser Gewaltmaßregel kam, ist begreiflich: einmal waren ihm politisierende Frauen überhaupt ein Greuel, und dann hatte er Ursache, den einflußreichen Salon seiner Gegnerin besonders zu fürchten. Er gedachte sich so ihrer ein für allemal zu entledigen. Allein ebenso begreiflich war die Empörung der Schloßherrin von Coppet. Ihr, dem Genie der Unterhaltungskunst, Paris zu nehmen, wo sie geboren und erzogen war, wo sie ihre ersten Triumphe gefeiert hatte, wo ihr die Welt zehnmal schöner erschien als irgendwo anders, kurz, ihr die Luft zu entziehen, in der allein sie auf die Dauer atmen und gedeihen konnte, das war in der Tat grausam. Aus Mißtrauen wurde Haß, aus der Gegnerschaft ein erbitterter Kampf, bei dem sie Europa zum Zeugen nahm. Sie wollte, so sagt sie selbst in ihren Denkwürdigkeiten, die freundliche Aufnahme, die ihr die alten Dynastien in Deutschland versprachen, der Keckheit derjenigen gegenüberstellen, die sich anschickte, Frankreich zu unterjochen.

Durch diese Sachlage wird jedoch ihr ernstes Bemühen, Deutschland genauer kennenzulernen, nicht in Frage gestellt. Mußte sie einmal Paris meiden, und beabsichtigte sie, einen Trumpf gegen Napoleon auszuspielen, indem sie sich sofort nach Deutschland wandte, so wollte sie doch zugleich den Aufenthalt in diesem Lande so nutzbringend wie möglich gestalten. Und wie konnte das besser geschehen, als daß sie geradeswegs nach Weimar ging! Weimar war damals der Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens, und dort konnte sie hoffen, Natur und Wesen unsrer Dichtung an den Quellen selbst zu ergründen. In der Tat

* Der Leser, dem es gegenwärtig etwa widerstrebt, einen längeren französischen Text zu lesen, sei auf eine nicht vollständige, aber das Wesentliche enthaltende Übersetzung hingewiesen, die vor zwei Jahren Paul Friedrich unter dem Titel »Madame de Staël, Über Deutschland« geboten hat (Weimar 1913, Gust. Kiepenheuer).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kam ihr der Umstand ungemein zustatten, daß die deutsche Literatur gerade in ihrer vollsten Blüte stand, als sie Weimar im Dezember 1803 betrat, und wenn auch unsern Dichterfürsten Goethe und Schiller der Wissensdrang und die Unterhaltungslust der zungenfertigen Französin oft lästig fielen und Zeitopfer kosteten, so war Goethe später doch gerecht genug, in den »Annalen« die Wirkung ihres Werkes auf das Ausland rückhaltlos anzuerkennen: »Jenes Buch über Deutschland ... ist als mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquierter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über den Rhein und im Gefolge dessen über den Kanal von uns nähere Kenntnis nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernen Westen zu gewinnen hatten.«

Dieser Einfluß, der übrigens nicht überschätzt werden darf, läßt sich zwar im allgemeinen kennzeichnen, harrt aber im einzelnen noch immer der genaueren Erforschung. Für uns Deutsche freilich bietet diese Frage weniger Interesse als eine andre, die sich sofort aufdrängt: Ist das Bild, das Frau von Staël von Deutschland entwarf, für die damalige Zeit richtig? Heine hat bekanntlich gespöttelt und das Deutschland der Frau von Staël »ein nebelhaftes Geisterland« genannt, »wo die Menschen, ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln und sich nur über Moral und Metaphysik unterhalten«. Allein der hierin versteckt liegende Vorwurf der Schönfärberei nach Art der Taciteischen »Germania« ist im ganzen nicht begründet. Rühmt doch De Sismondi in einem Briefe an die Gräfin von Albany gerade die Unparteilichkeit der Beurteilung, und wenn der Herzog von Rovigo, der Polizeiminister Napoleons und dessen gefügiges Werkzeug, ihr im Jahre 1810 schrieb: »Wir sind noch nicht so weit, daß wir es nötig haben, Musterbilder in Völkern zu suchen, welche Sie bewundern«, so war das nur eine böswillige Übertreibung und einer der Vorwände Napoleons, um die Einstampfung des kaum gedruckten Buches besser zu rechtfertigen. Vollends töricht und keiner Widerlegung wert ist natürlich der Vorwurf, den die Franzosen ihrer Landsmännin noch nachträglich, nach 1870/71, machten, sie über das wirkliche Deutschland getäuscht zu haben; als ob die dazwischenliegenden sechzig Jahre spurlos für unsre Entwicklung hätten vorübergehen sollen!

Doch greifen wir noch einmal kurz auf zeitgenössische Äußerungen zurück und nehmen wir keinen Geringeren als Goethe. Er schreibt über Frau von Staël an Heinrich Meyer: »Sie hat sich eine unglaubliche Mühe gegeben, den Begriff von uns Deutschen aufzufassen, und sie verdient deshalb um so mehr Lob, als man wohl sieht, daß sie den Stoff in der Unterhaltung mit vorzüglichen Männern durchgesprochen, Ansicht und Urteil dagegen sich selbst zu danken hat.« Hiermit steht es nicht in Widerspruch, wenn derselbe Goethe 1814 an Frau von Grotthuß schreibt: »Die Deutschen werden sich darin (d. h. in dem Buche der Staël) kaum wiedererkennen, aber sie finden darin den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie getan haben.« Goethe hat hier offenbar den Befreiungskrieg im Sinn und die veränderte politische Lage.

Nun ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß es der Darstellung der Frau von Staël in manchen Punkten an Tiefe, in andern wieder an Fülle gebricht, und das erklärt sich leicht, denn sie hat nicht lange genug in Deutschland gelebt, und ihre Beobachtung erstreckte sich nur auf gewisse Teile unsers Vaterlandes und auf gewisse Gesellschaftsklassen; ja, einiges ist schief oder geradezu unrichtig, und daran trägt nicht selten die Schuld ihr Freund und Berater August Wilhelm von Schlegel, der sie verschiedene Dinge durch die romantische Brille ansehen ließ. Allein dem ist auch wieder entgegenzuhalten, daß es ihr weniger darauf ankam, eine erschöpfende Schilderung des deutschen Volkes zu geben, als der herkömmlichen Art der Franzosen das Bild einer ganz andern Denkweise entgegenzusetzen. Was aber den Einfluß von Schlegel betrifft, so ist der besonders von Franzosen maßlos übertrieben worden, nicht etwa auf Grund von eingehender Untersuchung, sondern weil ihnen die Annahme peinlich war, daß Frau von Staël aus sich heraus so viel Erfreuliches über uns berichtet haben sollte. In Wahrheit ist dieser Einfluß beschränkt gewesen. Das zeigt sich selbst in dem Abschnitt ihres Buches, der über die Literatur handelt; gerade in dem wichtigsten Punkte, der Beurteilung von Schiller und Goethe, ist sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz selbständig, hat sie mit eignen Augen gesehen, und dazu stimmt vollkommen die schon angeführte Äußerung Goethes, der ihr sogar durchgehends Unabhängigkeit des Urteils zuspricht. Es ist wichtig, hierauf nachdrücklich hinzuweisen, weil wir dann auch mit Zutrauen und Ernst an den Teil ihres Buches herantreten werden, in dem sie von dem Charakter und den Sitten der Deutschen spricht, und der uns in der gegenwärtigen Zeit besonders anziehen muß. Was sie hier von Ungünstigem über uns vorbringt, dürfen wir um so ruhiger hinnehmen und um so bereitwilliger beherzigen, als sie entschieden mit uns sympathisiert und volles Verständnis für die Grundzüge unsers Wesens bekundet. Man braucht nicht so weit zu gehen, mit Wilhelm von Humboldt (an Charlotte Diede, 2. August 1832) zu sagen, daß sie »in ihren Interessen dem eigentlichen französischen Wesen fremd war«, aber man darf ihr selber glauben, wenn sie in einem Briefe an Friederike Brun von dem Widerstreit redet, der in ihr herrsche und sie verzehre, dem Widerstreit zwischen ihrem französischen Geschmack und ihren französischen Gewohnheiten und ihren Gedanken und Gefühlen, die dem Norden angehören; was übrigens gar nicht so auffällig ist, da ja ihr Großvater Necker ein geborener Deutscher war, also deutsches Blut in ihren Adern floß. Indessen selbst zugegeben, daß in ihrer Schilderung eine leise, ihr selbst nicht bewußte Parteilichkeit waltet, und daß sie dies oder jenes in einem zu rosigen Lichte gesehen hat, so bleibt doch immer so viel als unanfechtbar bestehen, daß sie den Deutschen zu einer Anschauung ihrer Tugenden und Fehler verholfen hat, die in der Hauptsache richtig ist.

Es versteht sich, daß Frau von Staël ihre Beobachtungen und Urteile über unsre Eigenart nicht trocken aufzählt und aneinanderreiht; zur Belebung und deutlicheren Kennzeichnung hat sie mehrfach Bilder von französischer Art danebengestellt, und ihre feingeschliffenen, in reizvollem Farbenspiel funkelnden Bemerkungen sind für den Leser ebenso unterhaltend wie belehrend. Doch das Wichtigste ist, *was* Frau von Staël über uns aussagt, und zwar ist hier ihr Lob ebenso bedeutungsvoll wie ihr Tadel, denn es fragt sich: Besitzen wir noch das Gute, das sie an uns pries, und besitzen wir noch die Fehler, die sie an uns rügte?

Sie schätzte und bewunderte an den Deutschen die Redlichkeit und Zuverlässigkeit, die Achtung vor der Wahrheit, das Pflichtgefühl, den Gerechtigkeitstrieb, den Sinn für Hohes und Edles, die Kraft der inneren Überzeugung, die kühne Unabhängigkeit des Denkens, kurz, den ganzen individualistischen und idealistischen Zug unsers Wesens.

Wie sieht es heute damit aus? Nun, den Individualismus mit seiner Kehrseite, der Eigenbrötelei, haben wir nicht verloren und werden ihn nicht verlieren; er ist eine tiefwurzelnde Eigenschaft der germanischen Völker und besonders des unsrigen. Erheblich anders aber steht es schon mit dem Idealismus. Einen Teil dieses Zuges, soweit er den Charakter weltabgewandter Träumerei trug, mußten wir freilich verlieren, seitdem wir uns kräftig mit der Außenwelt befaßten, und niemand wird es bedauern; aber schon unsre Beurteilerin sprach die Besorgnis aus, er könnte uns einmal ganz abhanden kommen, und schon vor 1870 mahnte Hamerling:

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin!
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn.

Wer auf ein längeres Leben zurückblickt und unser Volk Jahrzehnte hindurch beobachtete, mußte sich oft die bange Frage vorlegen: Haben wir nicht im Ringen nach den äußeren Gütern des Lebens viel zu viel von jenem idealistischen Zuge eingebüßt? Man hat gesagt, daß ein ziemlich schnell reich gewordenes Volk auch eine naturgemäße Freude am Ausgeben haben müsse, aber man hat vergessen, daß das Ausgeben, das sich oft zur Verschwendung steigerte, mit Genüssen verknüpft war, die uns nicht nur erschlafften und verweichlichten, sondern auch eine große Gefahr für unser moralisches Empfinden bedeuteten. Und ist in der Tat unser Wahrheitsdrang noch annähernd so stark, unser Rechtsgefühl noch so scharf wie früher? Sind wir stets für unsre Überzeugung eingetreten? Haben wir die Sache über die Person gestellt? Ließen wir uns nicht beirren durch drohende äußere Nachteile, nicht verlocken von einem Klüngel, dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anzugehören Aussicht auf Einfluß und Erfolg versprach? Und die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit? Man darf vielleicht lächeln über die Geschichten von dem unberührten Leipziger Apfelbaum und der Hamburger Steuertruhe, wiewohl Frau von Staël jenen Apfelbaum avec un sentiment de respect betrachtete; aber nicht ohne Wehmut kann man lesen, was sie weiter sagt: »Die Deutschen sind im allgemeinen aufrichtig und treu; sie halten fast immer ihr Wort, und Betrug ist ihnen etwas Fremdes«, und: »Sie sind unfähig, zu täuschen, und ihre Rechtlichkeit findet sich auch in allen ihren vertrauteren Verhältnissen wieder«, d. h. ihr Gerechtigkeitsgefühl ist so groß, daß sie nicht die Partei eines Freundes oder Genossen ergreifen, wenn sie sehen, daß er unrecht hat, und schließlich: »Die Gewohnheit der Redlichkeit macht es ihnen, selbst wenn sie wollten, unmöglich, sich der List zu bedienen.« Ohne anmaßliche Sittenrichterei üben zu wollen, müssen wir, wenn wir so aufrichtig sind, wie es Frau von Staël an uns rühmte, bekennen, daß wir uns im ganzen recht weit von allen diesen Tugenden entfernt haben. Aber sollten denn Geradheit, Wahrhaftigkeit und Charakterstärke aus der Reihe der deutschen Tugenden ganz ausscheiden? Das kann und darf nicht sein. Unser heißestes Wünschen, unser sehnlichstes Hoffen würden sonst unerfüllt bleiben. Die Begeisterung für Großes und Hohes, die Frau von Staël als qualité distinctive unsers Volkes bezeichnet, ist in uns noch nicht erloschen, sie ist vielmehr so hell aufgelodert beim Ausbruch des Krieges, daß sie auch in denjenigen Kreisen, die am meisten in Wohlleben und Mammonsdienst versunken waren, alle edleren Kräfte und Triebe neu erweckt und zur Entfaltung gebracht hat. Wir dürfen hoffen, daß, je länger die schwere Prüfung dauert, die uns der Weltkrieg auferlegt, desto mehr die idealen Werte des Lebens wieder in allen Bevölkerungsschichten das Maß von Schätzung erfahren und dauernd behalten werden, das sie niemals hätten verlieren sollen. Möchte die Wahrhaftigkeit im weitesten Sinne und vollstem Umfange wieder unter uns heimisch werden! Dann würde die deutsche Seele ganz wiedergewonnen sein, dann würden wir mit Recht sagen können: Deutsch sein, heißt ehrlich sein; und sollten die Ströme Blutes, die geflossen, nichts andres einbringen, was unmöglich, so hätten sie vielleicht nicht zuwenig eingebracht.

Nicht minder wichtig ist, was Frau von Staël an uns zu tadeln fand. Hier ist eine genaue Selbstprüfung um so mehr am Platze, als die Französin besonders klar und richtig gesehen hat. Man werfe nicht ein, daß es doch keinen Zweck hätte, darüber zu reden, weil ganze Völker sich nicht änderten, sondern sich ausleben müßten, so wie sie sind. Die Engländer haben sich seit der Zurückführung der Stuarts allmählich geändert, die Franzosen sichtlich schon mit dem 16. Jahrhundert. Ebenso wie die Individuen machen auch ganze Völker innere Wandlungen durch, nur daß diese sich natürlich über weit größere Zeiträume erstrecken; eine Summe von Veränderungen in Einzelzügen beeinflußt eben schließlich den Charakter des Gesamtbildes. So kann man zum Beispiel nicht behaupten, daß wir nicht einen Fehler abgelegt hätten, den uns Frau von Staël vorwirft: die Ängstlichkeit und Unfähigkeit, uns zur Geltung zu bringen; zum wenigsten kranken wir nicht daran im Inlande, d. h. unsern eignen Landsleuten gegenüber. Etwas anders steht es schon mit einem weiteren Fehler: Les Allemands devraient apprendre des Français à se montrer moins irritables dans les petites circonstances, afin de réserver toutes leurs forces pour les grandes; ils devraient apprendre des Français à ne pas confondre l'opiniâtreté avec l'énergie, la rudesse avec la fermeté; ils devraient aussi, lorsqu'ils sont capables du dévouement entier de leur vie, ne pas la rattraper en détail par une sorte de personnalité minutieuse, que ne se permettrait pas le véritable égoïsme. Der feinen Beobachterin fiel also unsre Reizbarkeit im kleinen auf mit ihren daraus folgenden querelles allemandes, sagen wir noch deutlicher: die kraftverzehrende Streitsucht, die einem wohlverstandenen Interesse der Selbsterhaltung zuwiderläuft. Von diesem unerfreulichen Zug, der letzten Endes mit unsrer individualistischen Natur zusammenhängen mag oder aber in übel angebrachter Gründlichkeit wurzelt, ist auch nach 1870 offenbar noch vieles an uns hängengeblieben. Noch immer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stößt man im bürgerlichen wie im öffentlichen Leben auf eine gewisse Empfindlichkeit gegenüber abweichenden Ansichten, auch wenn die Abweichung sich nur auf Unwesentliches bezieht; noch immer auf das eigentümliche Talent, sofort das Unterschiedliche herauszufinden und stark zu betonen, ja es erst zu entdecken, auch wenn es gar nicht vorhanden ist, und dabei dann über die großen Verbindungslinien fast geflissentlich hinwegzusehen und das Einigende zu vergessen. Daraus erklärt sich die vielfache Meinungszersplitterung in wichtigen allgemeinen Fragen, und daran scheiterte auch letzten Endes Bismarcks Versuch zur Bildung einer großen politischen Nationalpartei.

Wovon aber Frau von Staël sich am stärksten abgestoßen fühlte, wogegen sie nicht nur in ihrem Buche, sondern auch in Briefen, die sie aus Deutschland schrieb, unermüdlich eifert, das war die französierende Sucht der Deutschen, wie sie ihr besonders in Berlin und Wien entgegentrat; das war unsre ganze Ausländerei. Hier wird sie geradezu beredt und bezeichnet jedwede Nachahmung von Fremdländischem als einen Mangel an Patriotismus; ja, selbst in der Literatur findet sie, daß wir den Fremden zuviel Achtung bezeigen: En littérature comme en politique les Allemands ont trop de considération pour les étrangers et pas assez de préjugés nationaux. C'est une qualité dans les individus que l'abnégation de soi-même et l'estime des autres, mais le patriotisme des nations doit être égoïste. Das viele Französischreden, namentlich in Wien, fällt ihr höchst unangenehm auf: »Man glaubt in Wien, daß es zum guten Geschmack gehört, nur Französisch zu sprechen; während der Ruhm und Reiz jedes Landes immer nur in völkischem Geist und völkischer Sinnesart besteht.« Und weiter: »Die wahre Kraft eines Volkes ruht in seiner angestammten Eigenart.« Große Beachtung verdient ferner folgende Stelle: L'ascendant des manières des Français a préparé peut-être les étrangers à les croire invincibles. Il n'y a qu'un moyen de résister à cet ascendant: ce sont des habitudes et des moeurs nationales très décidées. Auch gehört es hierher, wenn sie sagt, daß das Laster des Betrügens in Deutschland nur eindringen könne im Gefolge des Verlangens, die Ausländer nachzuahmen, um ebenso gerieben zu sein wie diese. Aber ans Genialische streift eine Bemerkung, die sich an einer ganz andern Stelle ihres Buches findet, indessen ebenfalls hierherzuziehen ist: »Die Deutschen haben es nötig, vornehm verachten zu lernen, damit sie stärker werden. Sie besitzen zuviel Gutmütigkeit. Es sind vielleicht die einzigen Menschen, denen man ein stolzes Selbstbewußtsein (im Original steht ein nacktes orgueil) anraten könnte als ein Mittel, um besser zu werden.«

Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß Frau von Staël mit ihrem Tadel auch einen Zweck verband: sie wollte uns zu nationalem Bewußtsein aufrütteln und hoffte auf eine Erhebung Deutschlands gegen Napoleon, der ja für sie nicht gleichbedeutend mit Frankreich war; daß dem so ist, erhellt aus ihrer regen politischen Tätigkeit in Wien und später in Petersburg und Stockholm. Napoleon witterte denn auch mit feiner Nase offenbar vornehmlich darin das Gefährliche des Buches und ließ sofort wenigstens eine der oben angeführten Stellen durch die Zensur streichen. Ferner ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Bemerkungen der Freundin Deutschlands an Schärfe verloren hätten, wenn sie die Entstehungsursache unsrer Ausländerei kurz dargelegt und nicht zu sagen unterlassen hätte, daß auch andre Völker im 18. Jahrhundert der Einwirkung französischer Sitten und Kultur unterlagen. Aber weder das eine noch das andre schmälert das Verdienst unsrer Beurteilerin, schonungslos den Tatbestand aufgedeckt und den Finger auf unsre wundeste Stelle gelegt zu haben.

Ich sage »wundeste Stelle«, denn sie ist immer noch wund. Trotz den Freiheitskriegen und trotz 1870 blieben wir in der Ausländerei, die man treffend die deutsche Krankheit genannt hat, befangen; ja, sie ist auch noch während des Weltkrieges nicht erloschen. So viel auch darüber und dagegen geschrieben und gepredigt worden ist, so muß das Übel, das wie ein Krebsschaden an uns gefressen hat, immer wieder zur Sprache gebracht und von allen Seiten beleuchtet werden. Seine Bekämpfung ist eine heilige Sache. Wir dürfen nicht daran verzweifeln, seiner einmal ganz Herr zu werden; wir dürfen es nicht, wie manche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tun, für unausrottbar halten, denn es hat nicht von vornherein in uns gesteckt, sondern ist erst im Laufe der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands aufgetreten. Die Hauptentstehungsursache liegt in dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg, der uns auf so lange Zeit zurückwarf und einen so unerhörten Tiefstand der Kultur herbeiführte, daß der Deutsche jedes Vertrauen zu sich, jedes Selbstbewußtsein verlor. Dem gegenüber stand die Macht und der Glanz des Franzosenreiches mit Ludwig XIV. im Mittelpunkt. Daß Deutschland dorthin blickte und sich kulturell an den Westen anlehnte, ist durchaus begreiflich, aber die Abhängigkeit wurde so vollständig, daß noch hundert Jahre später Friedrich dem Großen ein Aufblühen einheimischer Wissenschaft und Literatur undenkbar schien. Als wir dann eine nationale, wenn auch von antiken Bildungselementen genährte Literatur erhielten, erwies sich doch wieder die Einwirkung der napoleonischen Herrschaft als so nachhaltig, daß trotz den Freiheitskriegen ein wirkliches Deutschtum nur allmählich zur Erstarkung gelangte; auch das ist noch allenfalls verständlich. Aber selbst nachdem wir zu politischer Einigung gekommen waren und einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung genommen hatten, selbst dann ließen wir nicht von unsrer Vorliebe für das Fremde; das Gespenst blieb wie in der Gellertschen Fabel. Diese Erscheinung behält, so lange man sie auch betrachten mag, etwas kläglich Verblüffendes, und zwar ist die Neigung, der Seele und Art fremder Völker hingebungsvoll nachzuforschen und sie liebevoll in uns aufzunehmen, um so merkwürdiger, als sie in auffälligem Gegensatz steht zu der verhältnismäßig geringen Bereitwilligkeit der einzelnen deutschen Stämme, ihrer verschiedenen Wesensart nachzufühlen und ihren Besonderheiten insoweit wenigstens Rechnung zu tragen, als dies mit der politischen Geschlossenheit vereinbar ist.

Die Einflüsse vom Ausland her, in erster Linie von Frankreich, denen wir auch nach 1870 Raum gaben, waren weit davon entfernt, nur äußerlicher Natur zu sein. Die Pariser Mode fuhr fort, unsern Geschmack und auch unsre Sprache zu verunreinigen, die schon sowieso Mühe hatte, sich von allen überflüssigen und durchaus entbehrlichen Fremdwörtern zu säubern. Französisch und Englisch zu »parlieren« galt noch immer als Zeichen besonderer Bildung, und um diese »Bildung« zu erwerben, wurden unsre Töchter fleißig in ausländische Familien oder Anstalten geschickt. Wer sich dagegenwandte und behauptete, daß sie erst lernen sollten, ihre so reiche Muttersprache ordentlich zu gebrauchen, erntete nur Spott.

Schlimmer noch war die Bevorzugung der französischen Literatur. Hätte man sich hier auf das Studium der Technik in Roman und Lustspiel beschränkt, so wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen; aber natürlich blieb es nicht dabei, man ging weit über alles Maß und Ziel hinaus: französische Romane wurden von einem großen Leserkreis verschlungen, und seichte oder unzüchtige Lustspiele und Possen wurden an allen Bühnen aufgeführt und beklatscht. Wer erinnert sich nicht der Zola-Epidemie und des Monna-Vanna-Rausches? Das deutsche Auge ertrug die heikelsten Szenen, das deutsche Ohr die größten Zweideutigkeiten, die in der eignen Literatur zunächst nicht geduldet worden wären, um dann freilich auch hier Eingang zu finden. Jeder, der sich berufsmäßig mit den romanischen Literaturen beschäftigt, mußte dabei staunen, wie man sich bei verschiedenen Erzeugnissen durch die Sprache allein, durch gedrechselte Phrasen, hohle Rhetorik und Reimgeklingel blenden und über die Leere des Inhalts hinwegtäuschen ließ; das gilt zum Beispiel von d'Annunzios Stücken und Rostands »Cyrano de Bergerac«. Wie pries man eine Reihe höchst langweiliger Romane von Anatole France, die in Wirklichkeit nichts andres als dialogisierte Thesen sind! Hätte ein deutscher Romanschriftsteller sich derartiges erlaubt, so hätte man ihn ausgelacht.

Selbst in der Lyrik, die stets die schwächste Seite der französischen Literatur gewesen ist, lauschte man andachtsvoll jedem Erguß der Symbolisten und Dekadenten, um dann sein Wohlwollen auch auf die deutschen Nachbeter in Apoll auszudehnen und weiter auf deutsch in Ästhetentum zu schwelgen. Ich kann hier nur andeuten; um den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, wäre ein ganzes, trauriges Buch erforderlich, in dem dann neben vielen andern Verhaeren, Gorki, Barrès, Pierre Loti und Marcel Prévost

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht fehlen dürften, die in Deutschland aufs eifrigste gelesen wurden, wiewohl, beiläufig bemerkt, Prévosts »Monsieur et madame Moloch« von Unkenntnis deutscher Verhältnisse strotzt. Und das alles, wo es uns doch keineswegs an bedeutenden Dichtern und Schriftstellern bodenständiger Art gebrach. Der Dank für die Verhimmelungen ist bekannt: d'Annunzio, Gorki, Barrès und Maeterlinck begeifern uns, und Prévost nebst Loti haben in der denkwürdigen Oktobersitzung der Französischen Akademie an dem gegen die Zentralmächte sich richtenden Wahnsinnsausbruch teilgenommen, dem ungeheuerlichsten, den die Kulturgeschichte kennt. Nicht anders lagen die Dinge in der Schauspielkunst: allgemeine Verücktheit von der göttlichen Sarah Bernhardt bis herab zur Yvette Guilbert; daß ganze Truppen vor uns in französischer Sprache spielten, versteht sich von selbst.

Nicht anders in der bildenden Kunst. Man denke nur an die Verherrlichung von Hodler, der natürlich entsprechend dafür quittiert hat. Die gröbsten Ausschreitungen des Futurismus und Kubismus wurden gewissenhaft von uns mitgemacht. In der Musik hielt, abgesehen von einigen Entgleisungen, die Heimat Bachs und Beethovens besser stand, dank besonders dem Einfluß Richard Wagners, einer der reinsten Verkörperungen deutschen Wesens.

Werfen wir noch einen Blick auf das Schulwesen und die Wissenschaft. Die sonderbaren Einfälle eines Schülerbriefwechsels, eines Austausches von Schülern, Schulamtskandidaten und Universitätsprofessoren sind noch in frischester Erinnerung. Allerdings waren wir hier nicht einseitig beteiligt, und viel Schaden ist uns nicht gerade daraus erwachsen, denn die übliche Dankesquittung der amerikanischen Professoren für allerhand Ehrungen rechne ich nicht dahin; aber genutzt hat es uns auch nichts und war zum mindesten überflüssig.

Und die Wissenschaft? Diese ist ihrem Wesen nach international. Die wissenschaftliche Wahrheit bleibt dieselbe, ganz gleich, wer sie sucht und findet; nur folgt daraus nicht, daß man nicht jedem das Seine geben soll. Das war aber oft nicht der Fall; vielmehr erfuhren fremde Forscher und Gelehrte eine entschiedene Bevorzugung. Ob zum Beispiel Männer wie Bergson und Boutroux dieselbe Wertschätzung unter uns erfahren würden, wenn sie Deutsche wären, ist recht zweifelhaft, und bestimmt wäre das nicht der Fall bei Herrn Georg Brandes und Frau Ellen Key; ihre Berühmtheit ist überhaupt gleich der Maeterlincks erst in Deutschland, besonders in Berlin, gemacht worden, was bei allen dreien die bekannten freundlichen Äußerungen zur Folge gehabt hat. Aus derselben Quelle fließt die weitere Tatsache, daß junge tüchtige Gelehrte in Deutschland nicht selten erst dann beachtet wurden, als sie von einer ausländischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Auszeichnung erhalten hatten, sowie weiter, daß deutsche Gelehrte es niemals verschmähten, nach England zu gehen und sich dort »vorzustellen«, wenn sie von einer der dortigen Universitäten den Ehrendoktor erhalten sollten. Wer weiß nicht, wie weit die deutschen Hochschulen den studierenden Ausländern entgegenkamen, auch wenn diese den einheimischen Studenten den Platz wegnahmen? Auf internationalen, in Deutschland abgehaltenen Kongressen konnte man die übergroßen Aufmerksamkeiten beobachten, deren sich die ausländischen Teilnehmer erfreuten. Überall zarte Auszeichnung, namentlich der Franzosen, und das, nachdem schon längst der Ton in den französischen Zeitungen und Zeitschriften immer dreister und herausfordernder geworden war.

Der Drang nach dem Fremden äußerte sich noch in verschiedenen andern Richtungen unangenehm und zum Teil schädigend. Eine wenigstens sei herausgegriffen: das fortwährende Reisen ins Ausland, das zu einer wahren Krankheit geworden war. Der den Germanen innewohnende Wandertrieb spielt hierbei wohl eine Rolle, aber um ihn zu befriedigen, hätten wir nur fleißig im eignen Lande reisen und uns an dessen Schönheiten erfreuen sollen, anstatt zu der letzten Pariser Weltausstellung in Massen hinzufluten und jährlich viele Millionen an den Spielbanken der Riviera zu vertun; große Kapitalien gingen hierdurch dem einheimischen Markte verloren. Wie viele Deutsche gibt es, die halb Europa durchfahren haben, aber nicht die Bilder Rembrandts in der Kasseler Galerie und nicht den Park von Wilhelmshöhe kennen! Wie viele Deutsche glauben ein Urteil zu haben über die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse unsers Landes und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben noch nie mit ihrem Fuße den Norden und Osten der preußischen Monarchie betreten! Gewiß kann es anregend und lehrreich sein, fremder Völker Art und Geist zu erforschen, wenn man sich gehörig dazu vorbereitet hat, aber das Reisen wurde einfach Modesache. Man mußte, um beim Näheren zu bleiben, wenigstens einmal in Monako gespielt haben, man mußte wenigstens vierzehn Tage im Lande der Zitronen gewesen sein. So entstand jener Reisepöbel, der uns früher bei den Engländern so widerwärtig war.

Die Periode des Tango, des Humpelrockes und der »Moderne« wird hoffentlich nicht wiederkehren, sondern in ewige Nacht getaucht bleiben. Auch war es erfreulich zu sehen, daß der Ausbruch des Weltkrieges eine lebhafte selbsttätige, auf die Reinigung unsrer Sprache gerichtete Bewegung auslöste, und man darf sich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß es sich da nicht bloß um eine augenblickliche Blutwallung handelte. Viel besorgter schon muß man sein bezüglich der Auslandreisemode und der Entsendung unsrer Töchter in fremde Verpflegungsanstalten. Dafür, daß hier nach dem Kriege besonders die französische Schweiz, deren Bevölkerung uns mit Schmähungen überhäuft hat, endgültig ausgeschaltet werde, sollte unsre Presse schon jetzt mit sich immer wiederholenden Mahnungen unermüdlich rührig sein. Denn man lasse sich durch die Entrüstung während der ersten Kriegsmonate nicht täuschen. Gerade unsre höheren Klassen, von denen ja auch die Unsitte ausging, bedürfen solcher Mahnungen aufs dringendste, namentlich wenn sie in großen Städten wohnen, in denen die verwirrenden Einflüsse fremder Elemente naturgemäß am stärksten wirken. Ich weiß wohl, daß eine Reihe unsrer Blätter auf der Wacht ist und uns ins Gewissen redet, auf daß wir alles Falsche, Schiefe und Verbildete von uns abstoßen, aber neben ihren beherzigenswerten Worten ließen und lassen sich auch ganz andre Stimmen vernehmen, Stimmen, bei denen man zuweilen seinen Ohren nicht traut, und die beweisen, daß wir die Ausländerei keineswegs innerlich schon überwunden haben, und daß wir vielfach noch nicht den uns von Frau von Staël gewünschten Stolz besitzen, der natürlich nichts mit Grobheit und Rücksichtslosigkeit zu tun hat, sondern der Ausfluß gefestigter Würde und entschlossenen völkischen Ehrgefühls ist. Auf dieser Linie stehen zunächst die hartnäckigen Aufklärungsbemühungen gegenüber den Neutralen, die unsern Unschuldsbeteuerungen ebenso hartnäckige Zweifel entgegensetzten. Sicherlich entsprang jenes Bedürfnis einem edlen Zuge, dem Gerechtigkeitssinn, aber wir mußten uns zum allerwenigsten dann in vornehmes Schweigen hüllen und ausschließlich das Schwert sprechen lassen, nachdem wir sahen, daß man uns nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte; alles andre war unser nicht würdig. Als darauf die Zeit der Kriegsreden kam, konnte man öffentlich und in Privatunterhaltungen die Frage erörtert finden, wie es komme, daß wir bei fast allen Völkern so »unbeliebt« seien, und was zu geschehen habe, damit ein Wandel darin eintrete. Eine solche Fragestellung läuft, bei Licht besehen, auf nichts Geringeres hinaus, als unser Selbstbewußtsein, von dem wir dem Ausland gegenüber gar nicht genug haben können, herabdrücken zu wollen. Die Engländer sind nie und nirgend »beliebt« gewesen, ohne sich jemals darum zu kümmern. Allerdings sollen wir uns immer wieder selbst zu erkennen suchen und unser Wesen prüfen, aber nur, sozusagen, vor unserm eignen Gewissen, das uns treibt, uns besser und vollkommener zu machen, aber wahrlich nicht im Hinblick auf andre Völker. Dieser Gesichtspunkt bezeichnet eine üble Verirrung und hat etwas Erniedrigendes. Nebenbei bemerkt, liegt die kurze Antwort auf jene Frage in der einfachen Tatsache unsrer Existenz und unsers Gedeihens, für die die Gegner, um ihren elenden Neid zu verbergen, mit eiserner Ausdauer das Schlagwort »Militarismus« gebrauchen. Wenn man es weiter erlebt hat, daß sich unter uns Männer fanden, die es ungestraft wagen durften, den Schweizer Dichter zu verteidigen, der unsre Ehre besudelt hat, und dessen Namen man am besten tut nicht mehr in den Mund zu nehmen, dann hat man leider Grund, zu zweifeln, ob nach dem Kriege alle öffentlichen Verleumder und Beschimpfer Deutschlands über die Grenze gejagt werden, und ob wir uns nicht wieder, just wie früher, beeilen werden, Festmahle ihnen zu Ehren zu veranstalten.

Noch eine Erscheinung, vielleicht die son-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derbarste, die bei uns während des Krieges hervorgetreten ist, erheischt in diesem Zusammenhang eine etwas nähere Betrachtung. Sie ist natürlich schon von andern beobachtet und auch hier und da besprochen worden, bedarf aber noch immer der Erörterung; zeigt sie doch so recht deutlich, bis auf welche Abwege die Gutmütigkeit, Weichheit und Übergerechtigkeit den Deutschen führen können. Es handelt sich um die sanfte und wohlwollende Stimmung, die den Franzosen gegenüber sowohl bei unsern Soldaten an der Westfront, als besonders bei uns im Lande bis an die maßgebendsten Stellen hinauf Platz gegriffen hatte und, wie es durchaus den Anschein hat, noch herrscht.

Während man für die Soldaten als halbwegs annehmbare Gründe den Schützengrabenkrieg, der auch eine gewisse Schützengrabenpolitik im Gefolge hatte, sowie den langen Verkehr mit der nordfranzösischen Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten anführen kann, sucht man für die Daheimgebliebenen zunächst vergeblich nach einer Erklärung; ja, man fragt sich, ob es denn annähernd richtig sein kann, was jemand in einer vielgelesenen Zeitung behauptete: »Wir hassen das französische Volk nicht«, und sogar: »Keiner ist im deutschen Volke, der gegen das französische Volk Groll im Herzen trägt«. Sich so auszudrücken, ist wohl eine Verwegenheit, allein es gibt leider zu zahlreiche Beweise dafür, daß viele, sehr viele unter uns da einer milden Auffassung huldigen, ja von Mitleid bewegt sind und sich zum Wahlspruch genommen zu haben scheinen: »Nur ja die armen Franzosen nicht kränken!« Es bleibt nur eine Deutung übrig: der Haß gegen England. Die Empörung über die Gegnerschaft eines uns stammverwandten Volkes, das uns als unbequemen Mitbewerber auf dem Weltmarkt erdrosseln will, ist so berechtigt wie irgend etwas, aber sie hat uns blind gemacht gegen die große Gefährlichkeit und Verworfenheit unsers Erzfeindes. Es scheint eben, als ob im deutschen Herzen nicht Raum genug ist für Haßempfindungen gegen zwei Völker zugleich. Frankreich bleibt immer die erste Ursache des Krieges. Das dürfen wir keinen Augenblick vergessen. Anders läge die Sache, wenn das französische Volk so viel Kraft aus sich selber entwickelt hätte, um allein einen Krieg mit uns zu wagen und Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen. Statt dessen hat es sich, um seinen Rachedurst möglichst sicher zu stillen, Rußland zum Helfer ausgesucht, es durch seine Milliarden sowie seine Ausbildungsoffiziere erst in den Stand gesetzt, uns ernstlich zu schaden und damit die slawische Gefahr über den ganzen Westen Europas heraufbeschworen. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob die Masse des französischen Volkes den Krieg gewollt hat oder nicht. Paris ist eben Frankreich, und die Pariser sind freudig den Sirenenklängen einer nationalistischen Hetzpresse gefolgt und einer Regierung, die ihnen die direkte Einkommensteuer vom Leibe hielt.

Wenn ich den Ausdruck »Verworfenheit« gebrauchte, so bezieht er sich selbstverständlich nicht auf den französischen Soldaten. Schon Eduard Engel hat in seinem Kriegstagebuch treffend bemerkt, daß »der daheimgebliebene Deutsche ebensowenig wie der deutsche Krieger den französischen Soldaten haßt oder verachtet, denn dieser tut seine Pflicht, wie es der unsrige tut; daß wir aber das Recht und die Pflicht haben, die feindlichen Regierungen zu hassen, die ihrer eignen Kämpfer unwürdig sind«. Damit ist aber noch nicht genug gesagt. Der Soldat als Kämpfender verdient unsre Achtung, wofern er sich nicht vandalenhaft aufführt, wie es in Saarburg geschehen ist; insoweit er jedoch zugleich der Angehörige eines Volkes ist, das sich großer Ruchlosigkeiten schuldig gemacht hat, verdient auch er unsre Verachtung. Denn eine Scheidung zwischen Volk und Regierung vorzunehmen, ist nicht angängig. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, und ganz besonders, wenn seine Staatsform eine republikanische ist; machen wir doch auch keinen Unterschied zwischen dem englischen Volk und der englischen Regierung. Und ist es denn denkbar, daß alles, was die französische Regierung und das französische Volk begangen haben, schon jetzt aus der deutschen Seele geschwunden sein sollte? Die Art, wie man, um nur einiges zu nennen, mit den armen Erzieherinnen umsprang, die, vom Ausbruch des Krieges überrascht, das Land verlassen wollten, die Grausamkeiten, die Regierung und Bevölkerung — mit Verlaub, nicht bloß Pöbelhaufen! — an den bürgerlichen deutschen und österreichischen Gefangenen ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übten, die Verhöhnungen unsrer gefangenen und verwundeten Soldaten, die sich ehrlich geschlagen hatten, die Verurteilung der deutschen Ärzte — der nachträgliche Freispruch ändert wenig daran —, die schmachvolle Behandlung, welche Herr von Schierstädt und der Graf von Strachwitz erfuhren, die teuflischen Lügenberichte, die die Regierung über die angeblichen Greueltaten deutscher Soldaten an die Neutralen versandte. Welcher Ausdruck wäre scharf genug für alle diese Scheußlichkeiten!

Voltaire hat bekanntlich Frankreich als ein Land von Affen bezeichnet, die oft zu Tigern werden. Das ist freilich nicht so genau zu nehmen, denn als er es schrieb, war er sehr entrüstet über die vielen Justizmorde (Calas, Sirven usw.); und ist es doch auch derselbe Voltaire, der Shakespeare einen »trunkenen Wilden« nannte, als er fürchtete, daß sein dramatischer Ruhm durch den Briten verdunkelt werden könnte. Immerhin liegt etwas Wahres in seinem Ausspruche: eine gewisse freche Possenhaftigkeit, die Grausamkeit keineswegs ausschließt, ist am Gallier unverkennbar. Was ihm noch von dem schönen Zug der Ritterlichkeit, den er von den fränkischen Eroberern ererbt hatte, geblieben war, ging späterhin fast ganz verloren in der großen Revolution, wo es, wie Bismarck ganz richtig zu Crispi geäußert hat, der kleine Rest germanischen Adelsblutes war, der unter dem Beil des Scharfrichters dahinfloß. Schon im Kriege 1870/71 stellten sich die Franzosen als ein äußerst hochmütiges, von maßloser Eitelkeit verblendetes Volk dar. Nachdem ihr Chauvinismus etwas gedämpft worden war, brach er aufs neue hervor, als sie glaubten, uns militärisch gewachsen zu sein, und er steigerte sich ins Unerträgliche, als dieser Glaube, gestützt auf ihre Bündnisse, zum Glauben an ihre unbedingte Überlegenheit wurde.

Dazu war in den letzten Jahrzehnten noch ein unerfreulicher Zug getreten. Er geht zwar in seinen Ursprüngen weiter zurück, hat sich aber erst recht ausgebildet, als der Sozialismus in Frankreich alles durchdrang: die Zuchtlosigkeit und die Nichtachtung dessen, was dem Kulturmenschen achtungswert ist, daher denn das »Ordinäre« in Gesinnung und auch im äußeren Gebaren. Die Brutalität Englands darf uns nicht über den moralischen Tiefstand Frankreichs hinwegblicken lassen. Auch wenn man verschiedenes auf Rechnung einer Art Paroxysmus setzen kann, dem ja die Franzosen besonders leicht unterliegen, sobald ihre Leidenschaften erregt sind, so bleibt doch des Üblen übergenug zurück. Friedrich der Große sagt in der »Geschichte meiner Zeit«: »Wer da glaubt, einen Feind im Kriege durch Schonung andern Sinnes zu machen, der irrt«; das gilt gewiß in besonderem Maße den Franzosen gegenüber. Irgendwelche gefühlvolle Rücksichtnahme wäre da ganz unangebracht. Wir werden so lange keine Ruhe vor ihnen haben, als sie nicht zwangsweise zu solcher Ruhe gebracht sind, daß sie uns nicht mehr schaden können. Auch ist eine innere Erneuerung, die man diesem reichbegabten Volke aufs lebhafteste wünschen kann, nur dann denkbar, wenn es durch schwere Not dauernd zur Besinnung und zur Vernunft gelangt.

Wir waren von unsrer Vorliebe für das Fremde ausgegangen, die Frau von Staël so scharf tadelt; Selbsterziehung ist hier geboten, und der Weltkrieg wird das seinige hinzutun, um uns von der Ausländerei zu heilen. In die entgegengesetzte Gefahr engherziger Selbstabschließung werden wir kaum jemals geraten; wie ihr aber auf alle Fälle zu begegnen wäre, davon zu reden würde am Ende des Krieges Zeit genug sein.

Noch zwei Punkte seien zum Schluß angedeutet, welche die geistvolle Französin mit besonderem Nachdruck und mit besonderer Wärme behandelt: der Wille und die Begeisterung. Sie erklärt den Willen für das Weltbewegende, und Schopenhauer war erstaunt, als ihn nach seinem Hauptwerke jemand auf die betreffenden Stellen im Buche der Frau von Staël aufmerksam machte. Der Begeisterung ist das berühmte letzte Kapitel ihres Werkes gewidmet, und es sei an den tiefen Eindruck erinnert, den der Freiherr von Stein empfing, als ihm die Verfasserin in Petersburg Stücke daraus vorlas. Beides, den Willen und die Begeisterung, besitzen wir glücklicherweise, und beide werden uns zum endgültigen Siege führen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sereniſſimus und ſein Goldmacher

Von Prof. Dr. Chr. Waas (Mainz-Gonſenheim)

Sereniſſimus Bipontinus, zu deutſch: Seine Herzoglichen Gnaden von Pfalz-Zweibrücken, mit Namen Chriſtian IV., iſt hiſtoriſch nicht eigentlich übel beleumundet. In Ludwig Häuſſers »Geſchichte der Pfalz« wird er nur flüchtig erwähnt, ausführlicher hat Heigel in der »Allgemeinen deutſchen Biographie« ſein Charakterbild entworfen, das recht roſarot ausgefallen iſt; und auch Molitor weiß in ſeiner »Geſchichte von Zweibrücken« nur Liebes und Gutes von ihm zu ſagen. Das iſt beiden Forſchern gewiß nicht ſchwergefallen. Chriſtians Nachfolger nämlich, Karl II., war eine ganz anders geartete Natur. Durch ſein ſinnlos deſpotiſches Regiment, ſeine Mätreſſenwirtſchaft und den wahnwitzigen Luxusbau einer funkelneuen Reſidenz mitten in einer Waldeinſamkeit trieb er ſeine Untertanen zur Verzweiflung und erwies ſich als ein wahrer Pfalzverwüſter. So erſcheint ihm gegenüber ſein Vorgänger bei oberflächlicher Betrachtung leicht als das Ideal eines trefflichen Landesvaters. Sieht man ſich ſein leibhaftiges Bildnis an, das ſein Hofmaler von Mannlich vielfach gemalt hat, ſo braucht man wirklich kein ſtudierter Phyſiognomiker zu ſein, um aus den gutmütigen und langweilig-vornehmen Zügen herauszuleſen, daß der alſo Abkonterfeite kein Leuteſchinder, aber auch kein großes Licht geweſen ſein kann, vielmehr Sereniſſimus, wie er leibt und lebt.

Allein es gibt auch noch ein andres Bild. Der um die Pfalz und ihre Geſchichte wohlverdiente Emil Heuſer hat es kürzlich aus den Akten des Speyrer Kreisarchivs und des Münchner Geheimen Staatsarchivs hervorgeholt, und das ſieht ganz anders aus.* Es lehrt uns, daß Herzog Chriſtian in Wahrheit geradezu ein Doppelleben führte, das zu betrachten kulturhiſtoriſch wie pſychologiſch höchſt reizvoll iſt.

Sereniſſimi Vater, Herzog Chriſtian III., hatte ſpät geheiratet, »weil er immer in Kriegsdienſten geſtanden und ſonſt die Pläſiers allzuſehr geliebet«, wie ein alter Zweibrücker Hiſtorikus berichtet. Er war 46 Jahre alt, als ihm 1722 der Erbprinz Chriſtian IV. geboren wurde. Dieſer übernahm, nach dem frühen Tode des Vaters und mehrjähriger Vormundſchaft der Mutter, bereits 1740, alſo mit 18 Jahren, die Regierung. Bekannter als er iſt ſeine ältere Schweſter Henriette Karoline, die Gemahlin Ludwigs IX. von Heſſen-Darmſtadt, die von Goethe gefeierte »große Landgräfin«, die er »die Einſichtsvolle« nennt, die Freundin Friedrichs des Großen, von ihm gefeiert als »die Zierde und Bewunderung des Jahrhunderts«, der er die klaſſiſche Grabſchrift ſetzen ließ: »Femina sexu, ingenio vir.«

Von dieſem männlichen Ingenium, das Friedrich an der Landgräfin ſchätzte und rühmte, hatte der Bruder entſchieden weniger abbekommen. Lebte die Darmſtädter Schweſter als echte Geiſtesgenoſſin des großen Fritz ganz der Regierung und Verwaltung ihres Landes und der Pflege geiſtiger Güter, ſo zog Herzog Chriſtian die Genüſſe von Paris und Verſailles vor, wo er Jahr für Jahr mehrere Monate verbrachte. Er gehörte als Intimus Ludwigs des Vielgeliebten und als Vertrauter der jeweiligen Staatsmätreſſe ſowohl zur Tafelrunde der Pompadour wie der du Barry. Im Hotel de Deux-Ponts in der Rue Royale, das er 1767 für 300 000 Franken gekauft hatte, hielt er ein glänzendes Haus, das auch die ſchönen Geiſter und die ſchönen Schauſpielerinnen gern aufſuchten: Diderot und Philidor, der Komponiſt und Schachmeiſter, der große Gluck, deſſen Pariſer Erfolge Sereniſſimus machen half, wie nicht minder die Clairon vom Théâtre français.

Dieſer Pariſer Hofhalt des Herzogs war übrigens halbwegs ein Gebot der Politik; denn der Herzog von Zweibrücken galt als franzöſiſcher Lehnsfürſt. Einige Zipfel ſeines vielverſprengten Gebietes lagen im Elſaß, wofür die franzöſiſche Oberhoheit anerkannt werden mußte. Auch unterhielt

---

* »Der Alchimiſt Stahl im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken.« Neuſtadt a. d. Hardt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sereniſſimus in franzöſiſchen Dienſten ein Regiment Infanterie Royal-Deux-Ponts in Straßburg, für das auch die deutſchen Landesteile Rekruten aufzubringen hatten. Welche Mittel dabei angewandt wurden, beweiſt folgende kulturhiſtoriſch hochintereſſante Anzeige »zu jedermanns Wiſſenſchaft« in dem Zweibrücker Wochenblatt vom 16. März 1773, wonach »derjenige, welcher einen ſchönen Rekruten von fünf Schuh zwei und mehr Zoll beiführen werde, von dem hier in Zweibrücken kommandierenden franzöſiſchen Werbeoffizier eine Belohnung von 12, 15 bis 20 Livres, je nach der Größe des Rekruten, erhalten ſolle«. Zur Befeſtigung ſeiner Treue gegen Frankreich bezog Sereniſſimus von dort eine Penſion von jährlich 300 000 Franken. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß von dieſem franzöſiſchen Goldſegen leider wenig in das Zweibrücker Land kam. Das meiſte blieb eben in Paris hängen; ſo beliefen ſich allein die Koſten für die dortige Hofhaltung in dem einen Winter von 1773 bis 1774 auf über 143 000 Franken, von Sereniſſimi privaten Ausgaben ganz abgeſehen. Der Maler von Mannlich, der ſeinen Herrn nach Paris begleitete, weiß in ſeinen kürzlich veröffentlichten Denkwürdigkeiten zu erzählen, daß der Herzog bei einem Hoffeſt in Verſailles 1770 einen Galarock trug, der ſo mit Gold überladen war, daß er 43 Pfund wog, während ſich Ludwig XV. ſelber nur einen von 39 Pfund leiſtete.

Der Hofhalt in Zweibrücken dagegen war unter Chriſtian IV. verhältnismäßig einfach. Sereniſſimus lebte als Junggeſelle, genauer geſagt, er war nicht ſtandesgemäß verheiratet. Daß er aber »einen Grugel vor alle Frugenslüd« gehabt habe wie Fritz Reuters unſterblicher Dorchläuchting, ſoll darum mitnichten behauptet werden. In einer Inſchrift am Bruchberge bei Zweibrücken, wo ſich die Hofgeſellſchaft zu Schäferſpielen gern verſammelte, ließ Sereniſſimus ſeiner Liebe vielmehr öffentlich ein galantes Denkmal ſetzen. Da heißt es, der liebenswerteſte aller Hirten ſei:

... Celui qui sait se taire
Et nourrit son amour à l'ombre du mystère.

Die ſchöne Schäferin, der er ſolchergeſtalt verſchwiegen im Schatten des Myſteriums zugetan war, hieß mit bürgerlichem Namen Maria Anna Camaſſe, aus Straßburg gebürtig, und war ehedem Tänzerin der Mannheimer Hofoper. Als er ſich 1757 mit ihr morganatiſch verheiratete, wurde ſie von Ludwig XV. zur Gräfin von Forbach erhoben. Sie ſchenkte Sereniſſimo ſechs Kinder, drei vor und drei nach der Hochzeit. Sie erhielten den Titel Grafen von Forbach und führten ſpäter den Namen Freiherren von Zweibrücken.

1758 trat Chriſtian IV. zur katholiſchen Kirche über, ebenſo wie ſein Bruder Friedrich Michael, von deſſen jüngſtem Sohne Max Joſeph, dem erſten König von Bayern, bekanntlich das heutige bayriſche Königshaus abſtammt. Die Abſicht dieſes Glaubenswechſels der proteſtantiſchen herzoglichen Familie war eben die Ausſicht auf die kurpfälziſch-bayriſche Erbſchaft, die ihr allerdings erſt 1799 zufallen ſollte. Indeſſen verſchonte Chriſtian erfreulicherweiſe ſeine Untertanen mit Bekehrungsverſuchen; er war perſönlich Freimaurer und übte Duldung auch gegen Wiedertäufer und Juden.

Damit wäre eigentlich alles irgend Wichtige geſagt, was von Chriſtian IV. zu berichten iſt, wenn kürzlich nicht neben dieſem offiziellen Sereniſſimus noch ein ganz inoffizieller ans Tageslicht gekommen wäre, dem wir uns nun zuwenden wollen.

Ein Dämon bewegte nämlich insgeheim ſein Leben, von dem keine Inſchrift meldet und kein Hiſtoriker bisher etwas gewußt hat: Auri sacra fames — die verfluchte Goldgier. Das Gold, das er auf natürliche Weiſe aus den Einkünften ſeines Landes und von Frankreich bezog, reichte bei weitem nicht aus. Sereniſſimus hatte ſchließlich anderthalb Millionen Privatſchulden zu verzinſen. Das Seine zuſammenzuhalten, war er nicht der Mann; er ging mit den Geldern und Gütern ſeines Staates, wie wir noch ſehen werden, um wie ein Kind, dem man ſeine Sparbüchſe in die Hand leert. Karl Theodor von Kurpfalz, ſein Vetter in Mannheim und Schwetzingen, trieb es ja noch toller, und bei der Pompadour und der du Barry waren die Künſte eines guten Haushalters auch nicht zu lernen. Aber es ihnen möglichſt gleichzutun, darauf ſtand ſein Sinn; und Geld zu ſchaffen, war Tag und Nacht ſein Geiſt beſchäftigt. Er wartete auf ein Wunder.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er, der in seinem Pariser Salon mit Denis Diderot und den Philosophen der Enzyklopädie plauderte, glaubte insgeheim steif und fest an die Alchimie und den Stein der Weisen. In der Stille seiner Jagdschlösser im Pfälzer Wald lag er dem Goldmachen ob und verlaborierte jahraus, jahrein viele Tausende von Talern höchsteigenhändig oder mit Hilfe eines ganzen Stabes von Goldmachern. Ihre Weisheit sollte ihm seine Kassen wunderbar füllen, und er sah es nicht, wie sie von diesen immer wieder auf ganz natürliche Weise geleert wurden. Mitten im Zeitalter der Aufklärung war er einer von jenen »dunklen Ehrenmännern«, zu denen Faust seinen Vater rechnet:

Der in Gesellschaft von Adepten
Sich in die schwarze Küche schloß
Und nach unendlichen Rezepten
Das Widrige zusammengoß.

Doch urteilen wir nicht zu streng über Serenissimi unzeitgemäße Liebhabereien! Er stand damit gar nicht so allein in jenem Geschlecht, das äußerlich so superklug und aufgeklärt tat. In jener »Faust«-Stelle konnte Goethe nur deshalb so überaus sachgemäß die Arcana Alchimiae poetisch offenbaren, weil er selbst einst als schwärmender Student genugsam laboriert hatte unter Leitung des Frankfurter Dr. Metz und seiner mütterlichen Freundin, des Fräuleins von Klettenberg. Sie versorgten ihn auch mit manchem Opus magico-cabbalisticum, wie das alles in »Dichtung und Wahrheit« Buch 8 zu finden ist. In den Denkwürdigkeiten des Prinzen Wilhelm von Baden lesen wir, daß sein Vater, der Markgraf Karl Friedrich, einer der tüchtigsten Regenten des 18. Jahrhunderts, durch seinen Leibarzt Dr. Schrickel für 100 000 Gulden Silberbarren, die eigentlich in Gold verwandelt werden sollten, im wahren Sinne des Wortes verpulvern ließ.

Gewiß, die Aufklärung stand im Schwange, der gesunde Menschenverstand triumphierte vor aller Welt; aber die Sehnsucht nach dem Übernatürlichen, die bisher von der Kirche befriedigt worden war und nun erloschen schien, erwachte insgeheim von neuem. In den höchsten Kreisen wie in der bürgerlichen Gesellschaft wurden dafür allerlei dunkle Wissenschaften und Geheimbündeleien mit großem Eifer betrieben. Offenbare Schwindler, wie der vielberufene Cagliostro und der Graf St. Germain, hielten ihre Beutezüge an den Fürstenhöfen und spielten sich unter allerlei Hokuspokus als Retter der Menschheit auf. Da wurden Logen nach ägyptischem Ritus gegründet, da berichtete man mit frommem Glauben von den Wunderkuren dieser heiligen Männer, man experimentierte nach dem Stein der Weisen und hielt mit Geistern mystische Zwiesprache. Es haben an solchem Tun auch Männer teilgenommen, die sonst in ganz anderm Rufe stehen. Knigge, der uns den »Umgang mit Menschen« gelehrt hat und in diesem Büchlein sich so klug gibt und vor Geistersehern und Goldmachern warnt, war in Wirklichkeit ein Geheimbündler ersten Ranges. Desgleichen trieb er Alchimie, wenn er auch nur zugesteht, nicht mehr als ein halbes Dutzend silberner Kaffeelöffel verlaboriert zu haben. In Kassel wirkten um 1780 am Carolinum drei Gelehrte, die zu den glänzendsten Namen des 18. Jahrhunderts gehören: Georg Adam Forster, der Weltumsegler, Samuel Thomas Sömmerring, der große Anatom, und Johannes Müller, der Geschichtschreiber. Alle drei nahmen jahrelang am Unwesen der Rosenkreuzer teil, gaben sich mit Alchimie ab und zitierten Geister mit Beten und starken Sprüchen. Was damals, im Zeitalter Friedrichs des Großen und Lessings, an magischen Schriften gelesen wurde, ist Legion. Kopp sagt in seiner »Geschichte der Alchimie«: »Wohl auf keinem andern Irrwege der Geistestätigkeit ist so viel literarisches Unkraut gewachsen wie auf dem alchimistischen.«

Christian von Zweibrücken, der ja gewiß kein Geistesheld war, darf also von vornherein auf mildernde Umstände rechnen, wenn wir nun zu erzählen haben, wie er von einem der gerissensten Goldmacher und Projektenreiter seiner Zeit, dessen Persönlichkeit bisher gänzlich unbekannt war, hereingelegt wurde.

Serenissimus stand im Herbst 1764 eben im Begriff, seine Residenz wieder einmal nach Paris zu verlegen, als er durch seinen Münzwardein Feustel von einem soeben entdeckten Adepten hörte, der diesmal aber ganz bestimmt den Stein der Weisen besäße. Es war das Geheimnis der tinctura philosophica, vermittels deren aus einem Grundstoffe, der prima materia, Gold gemacht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder edle Metalle zur Selbſtvermehrung gebracht werden könnten.

Der gute Herzog hätte eigentlich an ſeinen bisherigen Erfahrungen mit ſolchen Menſchen ſchon genug haben können. Sein erſter Alchimiſt namens Buhl, dem er auf ſeinem Schlößchen Gutenbrunn ein Laboratorium eingerichtet hatte, war ihm 1756, als der Schwindel nicht länger aufrechtzuerhalten war, durchgebrannt. Eine Zeitlang hatte nun Sereniſſimus ſelber weiterexperimentiert, wobei ihm Feuſtel hilfreiche Hand geleiſtet hatte. Allein beide waren bald am Ende ihrer Kunſt angelangt. Da trafen denn 1761 ſehr willkommen zwei Adepten aus dem Heſſen-Darmſtädtiſchen ein. Es war ein Handelsmann und Hofagent Herz Wahl Deſſauer und ein landgräflicher Kammerdiener Knaus, beide von Beſſungen. Sie erhielten für ihr Arkanum zunächſt 9000 Gulden in bar, eine lächerliche Summe in Anbetracht der ſicheren Ausſicht, vermittels ihres Verfahrens jährlich für 348 000 Gulden Dukatengold zu produzieren. Allein Feuſtel merkte bald, daß es mit den Beſſunger Goldmachern auch nicht weit her ſei, und ſah ſich beizeiten wieder nach einem neuen Adepten für Sereniſſimus um, ohne daß dieſer geſonnen war, darum Deſſauer & Ko. fallen zu laſſen. Man konnte ja doch nicht wiſſen ...!

Der Name dieſes neuen Wundertäters war Joſeph Michael Stahl. Er war etwa 1726 geboren als Sohn eines Schullehrers aus der Rheingegend und in der Jeſuitenſchule zu Münſter in Weſtfalen erzogen worden. Er hatte etwas Medizin ſtudiert, mußte aber nach dem Tode ſeines Vaters das Studium abbrechen und trieb ſich nun in einem unſteten Wanderleben als reiſender Arzt à la Dr. Eiſenbart auf Meſſen und Märkten in allen Teilen der Rheinlande herum. Er verkaufte köſtlichen Theriak und heilſame Salben, Lebenselixiere und Wundertränke und kurierte die Leute nach ſeiner Art. Daß bei ſeinen Hin- und Herzügen auch das Schuldenmachen eine große Rolle ſpielte, läßt ſich denken. Etwas länger war er anſäſſig in einem Marktflecken des Münſterlandes und an mehreren Plätzen des vorderen Schwarzwaldes. Für ſeine ärztliche Kunſt ſcheint es nicht zu ſprechen, daß er in wenigen Jahren zweimal Witwer wurde. Nachdem er zum drittenmal geheiratet hatte, verlegte er ſeine Tätigkeit in den Hunsrück, zunächſt nach Lebach. In Merzig an der Saar war er ſodann mit der Erfindung eines Kaffeepräparats beſchäftigt und ſuchte Teilnehmer für eine zu gründende Seifenfabrik, wobei er nicht verfehlte, den Leuten bemerklich zu machen, daß er noch andres verſtehe als Salben zu ſchmieren. So mag ſich der Ruf ſeiner alchimiſtiſchen Geheimniſſe verbreitet haben. In Kirn an der Nahe, wohin er Schulden halber ſchließlich übergeſiedelt war, entdeckte ihn im Herbſt 1764 Feuſtel, das alchimiſtiſche Faktotum Herzog Chriſtians.

Stahls Art war es nicht, zu warten, bis er berufen würde. Er reiſte vielmehr alsbald nach Zweibrücken und ſtieg wie ein Grandſeigneur im »Goldenen Engel«, dem erſten Gaſthof der Stadt, ab. Er präſentierte ſich ſogleich Sereniſſimo, dem er noch raſch vor der Abreiſe nach Paris ein blaues Wunder von ſeinen chimiſchen Wiſſenſchaften vormachte.

Als dann im Frühjahr 1765, nach Beendigung der Pariſer Saiſon, ſeine Durchlaucht in dero Stammlande zurückzukehren geruht hatten, begann nun wieder in Gutenbrunn unter Sereniſſimi Augen ein geheimnisvolles Laborieren und Hantieren mit Tiegeln und Phiolen, dergeſtalt, daß Doktor Stahl ſeinen Wohnſitz von Kirn nach Zweibrücken verlegen durfte und als Phyſikus und Leibarzt der Gräfin Forbach mit einem Gehalt von 1000 Gulden angeſtellt wurde.

Allein Stahl war viel zu ſchlau, um ſein ganzes Spiel auf die alchimiſtiſche Karte zu ſetzen. Sein Grundſatz war vielmehr, immer verſchiedene Eiſen im Feuer zu haben. Ging's mit dem einen nicht weiter, dann kam das andre an die Reihe. Vor allem durfte es nicht an dem nötigen myſtiſch-ſpiritiſtiſchen Hokuspokus fehlen. So redete er dem Herzog vor, er könne »die Spiritualiſation der Aſtralgeiſter und Sternſchnuppen« bewirken. Was nun beſagte »Spiritualiſation des Spiritus Aetheri« anbelangte, ſo war dazu feinſte holländiſche Leinwand nötig, um damit nächtlicherweile die Aſtralgeiſter und Sternſchnuppen aufzufangen. Auf ordinäres Pfälzer Linnen fielen dieſe natürlich nicht herein. Am andern Morgen waren die Geiſter allerdings wieder — mit Hinterlaſſung von etwas Tau — verflüchtigt, aber der neue Theo-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

phrastus Bombastus samt Familie soll damals mit ihrer Hilfe zu seinen Hemden gekommen sein.

Man weiß, daß die Erfindung der Porzellanfabrikation dem gefangenen und wegen seiner Goldmacherei auf den Tod gepeinigten Alchimisten Johann Friedrich Böttger 1708 auf der Feste Königstein in Sachsen gelungen ist. Er rettete sich damit und wurde Direktor der ersten und berühmtesten Porzellanfabrik Europas, der Meißener. Porzellan machen galt seitdem als ein Nebenzweig der Alchimie. Auch unser Adept wußte seinen Herrn zur Anlage einer solchen Fabrik, ebenfalls auf Schloß Gutenbrunn, zu veranlassen. Eine Porzellanmanufaktur gehörte ja sowieso unbedingt zu dem Glanze fürstlicher Repräsentation des 18. Jahrhunderts, und Serenissimus von Zweibrücken war sich das einfach selber schuldig, um den Flor seines Staates zu dokumentieren. Stahl hatte zwar keine Ahnung von der Sache, aber ein früherer Modellmeister der kurmainzischen Fabrik von Höchst ging ihm zur Hand, und der Betrieb wurde 1767 eröffnet. Bis Ende dieses Jahres hatte das Unternehmen bereits etwa 10 000 Gulden verschlungen, allein Serenissimus hatte dafür die Genugtuung, das erste Dutzend in seiner eignen Fabrik hergestellter Tassen, mit dero durchlauchtigem Namenszug in Gold, in den Händen zu halten.

Mit immer neuen Projekten und glänzenden Gewinnberechnungen verstand es der Erfindungsreiche, den gutmütigen und leichtgläubigen Herrn in Atem zu halten. Als 1769 die Porzellanmanufaktur wegen einer Überschwemmung nach der Residenz selber verlegt wurde, wußte er ihn zu bereden, dafür in Gutenbrunn eine Tiegelfabrik zu errichten. Dann folgte die Gründung einer Glasfabrik, die 16 000 Gulden kostete; von Gewinn war keine Rede. Natürlich — woher sollte denn der ehemalige reisende Quacksalber auch alle die erforderlichen technischen Kenntnisse haben? Kam es ihm doch lediglich darauf an, Geld in die Hand zu bekommen! Auch die Erzeugung einer neuen Dungmasse, die unbedingt jährlich 120 000 Gulden abwerfen mußte, war ihm gelungen. Um diese Erfindung praktisch durchprobieren zu können, erhielt er die Verwaltung des bedeutendsten herzoglichen Gutes, des Königreicher Hofes.

In freigebigster Weise stattete der Herzog seinen Leibalchimisten aus, um ihn ja dauernd an sich zu fesseln. Er ernannte ihn zum Hofrat und dann zum Geheimrat. Das Zweibrücker Land besaß einige ertragreiche Bergwerke, auf die der Goldmacher als seine eigenste Domäne schon längst ein Auge geworfen hatte, denn hier war wirklich Edelmetall zu holen. Serenissimi Gnade machte ihn daher zum Oberbergdirektor mit der Aufsicht und Polizei über die wichtigsten Bergwerke des Landes und Sitz und Stimme im Herzoglichen Bergkollegium. Natürlich fielen dabei auch Kuxe und Geschäftsanteile aller Art sowie die Ausbeute einer neu entdeckten Grube in die Hände des allmächtigen Mannes, der doch auch vom Bergwesen keine Ahnung haben konnte und nichts als Raubbau betrieb. Um seine Gnade vollzumachen, schenkte ihm Serenissimus auch ein Wohnhaus in Zweibrücken und den Eschelbacher Hof, noch jetzt der Stahlhof genannt, der etwa 12 000 Gulden wert war. In einer von Durchlaucht verehrten Kutsche mit Gespann fuhr der Scharlatan nun auf seine Güter, Bergwerke und Fabriken.

Als erklärter Günstling des Fürsten konnte er alle Scheu fallen lassen. Der Goldmacher bewährte sich als genialer Geldmacher. Er bereicherte sich in schamloser Weise. Wie ein Pascha hauste er unter seinen Bauern, Handwerkern und Bergleuten. Die Bauern eines Dorfes, die sich widerspenstig gegen ihn zeigten, wurden sämtlich zu drei Monaten Schubkarrendienst verurteilt. Als Stahl in diesen Jahren seine vierte Frau zur Ehe führte, wollte er zur Bewirtung der Hochzeitsgäste in seinem Lustgarten verschiedene Holzbauten aufführen lassen. Der Zimmermeister, dem er noch 200 Gulden schuldete, verlangte erst Bezahlung seiner früheren Leistungen. Allein der Herr Geheimrat machte als Polizeigewaltiger kurzen Prozeß. Er ließ dem sechzigjährigen Mann und seinem erwachsenen Sohn auf offenem Marktplatz vor versammelter Gemeinde fünfundzwanzig Stockprügel aufzählen und beide so lange im Kerker gefangenhalten, bis sich der Sohn bereit erklärte, die Arbeit auszuführen. Übrigens griff Stahl für seine Familienfeste auch die Knappschaftskasse, genannt die Bruderbüchse, der ihm unterstellten Bergleute an, die aus Abzügen von dem kärglichen Lohn dieser Arbeiter gebildet

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adolf Brütt: Weidwund

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

und zu Wohlfahrtszwecken beſtimmt war. Daß auch die Polizeiſtrafen, die er in großem Umfang über die armen Bergleute und Bauern zu verhängen pflegte, ſamt und ſonders in ſeine unergründliche Taſche floſſen, wird nach alledem nicht weiter wundernehmen.

Natürlich durfte neben der Spiritualiſation der Aſtralgeiſter, der Porzellanfabrikation, der Ausbeutung der Bergwerke und den vielfachen Erfindungen und Projekten die Hauptſache, das Goldmachen, nicht notleiden. Alles andre ſollte, ſo einträglich es auch für Stahl war, in erſter Linie doch nur Sereniſſimi Intereſſe ablenken und anderweitig beſchäftigen, wenn der Stein der Weiſen wieder einmal verſagte. Hier aber feierte die Gaunerei des Alchimiſten, von dem kaum anzunehmen iſt, daß er ſelber an ſeine Kunſt glaubte, ihre höchſten Triumphe.

Zuvörderſt ließ er ſich vom Herzog achtzig Louisdor aus deſſen Privatſchatulle auszahlen zur Eröffnung der Gold- und Silbervermehrung. Sie verſchwanden ohne Hinterlaſſung von Spuren. Sodann legte er Beſchlag auf die Beſtände der ſtaatlichen Münze. Es waren dort an Edelmetallen im ganzen für 65 000 Gulden vorhanden. Sie wanderten gleichfalls nach Gutenbrunn auf Nimmerwiederſehen; denn jene fatale Überſchwemmung, die dem Porzellan ſo verderblich geweſen war, hatte auch »das koſtbare Solutum«, das aufgelöſte Gold und Silber, mit fortgeſchwemmt, wie der bekümmerte Adept berichtete. Es ging in alledem ſo zu wie gewöhnlich in der Goldmacherei. In einer 1721 erſchienenen anonymen Satire auf die Alchimie, betitelt »Adeptus fatalis«, heißt es nämlich:

Es hat die Gold-Begier die Menſchen ſo beſeſſen,
Daß mancher glaubt, er ſey Adeptus gantz real.
Geht's aber an das Werck und zu Erweiſung deſſen,
So heißt es mehrentheils, das Glück iſt mir fatal.

Nicht minder fatal erging es dem Rheingold, das die herzogliche Goldwäſcherei beim Dorfe Hagenbach aus dem Rheinſand gewonnen hatte. Gerade ſolches Gold, ſo erklärte Stahl, ſei beſonders gut zur Erzeugung der tinctura philosophica. Auch von ſeinem Rheingold ſah der Herzog kein Stäubchen wieder. Man weiß nicht, über was man ſich bei allen dieſen Vorgängen mehr wundern ſoll, über die Geriſſenheit des Schwindlers oder die Einfalt Sereniſſimi, der trotz mancherlei Warnungen und Enthüllungen über das Treiben Stahls an ſeinem Günſtling unbeirrt feſthielt. Einmal wagte es ſogar ſein Pariſer Geſandter, Herr von Pachelbel, ihm die ebenſo deutlichen wie freimütigen Worte zu ſchreiben: »Rien n'est plus mortifiant, suivant moi, que d'être dupe« (Nichts iſt meiner Anſicht nach demütigender, als angeführt zu werden). Es war in den Wind geredet; denn immer und immer wieder erteilte der Herzog an Stahl Generalentlaſtungen für deſſen geſamte Tätigkeit und Finanzgebarung. Wenn Sereniſſimus gelegentlich perſönlich in des Doktors ſchwarzer Küche erſchien, um ſich von deſſen Experimenten zu überzeugen, ſo wußte dieſer geſchwind unter der Hand etwas Edelmetall in ſein alchimiſtiſches Gebräu hineinzupraktizieren, das dann als köſtlicher Bodenſatz vor den Augen des Herrn in den Retorten verblieb.

Sereniſſimus wollte eben betrogen ſein, oder vielmehr er wollte das Glück zwingen, wie ſo mancher arme Schlucker, der ſein bißchen Bargeld in Lotterieloſen anlegt, um ja das große Los zu gewinnen. Er beſchäftigte nämlich neben Stahl immer noch den ſchon genannten Deſſauer, der ihm ſogar einmal mit einem neuen Arkanum bis nach Paris nachreiſte — auf herzogliche Koſten, verſteht ſich — und ſich in ſeinen Briefen durch ein geheimnisvolles Siegel als rezipierter Roſenkreuzer dokumentierte. Und nicht genug damit, der Herzog ließ außerdem noch einen ganzen Stab ſeiner Landesbeamten für ſeine Rechnung alchimiſtiſch experimentieren: den Regierungsrat Wernher, der auch ſein beſonderes Laboratorium unterhielt, die Lizentiaten Scholler und Greßel, den Bergmeiſter Jakobi, den Kammerrat Kaerner, nicht zu vergeſſen auch den Münzwardein Feuſtel, der ſich jetzt auch ſeinen Neffen als Famulus beigeſellt hatte. Wenn nun der vielbetrogene Sereniſſimus einmal ſeinen Wernher nach den Rezepten Stahls arbeiten ließ oder umgekehrt, ſo ging's natürlich nicht, und einer ſchalt den andern einen Spitzbuben.

Schließlich aber gewann Stahl völlig Oberwaſſer über alle ſeine Rivalen in der Zunft und ſeine Neider in der landeseingeſeſſenen Beamtenſchaft durch ein Projekt, das alles Dageweſene überbot. Aus Schwefelkieſen, die bei dem Städtchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baumholder gefunden wurden, wollte er durch Zuſetzen »von anreizenden Metallen« Gold herausziehen. In der Tat ſehen ja die Schwefelkieskriſtalle goldglänzend und blendend genug aus. Bei den erſten Verſuchen Stahls, denen der Herzog beiwohnte, gingen Sereniſſimo die Augen über, als er dieſes gleißenden Schimmers anſichtig wurde. Begeiſtert ſchrieb er an Wernher, daß man nach Stahls neueſter Erfindung bereits nach vier Stunden das reine Gold erhalte.

Alſo mußten jetzt vor allem wieder die nötigen »anreizenden Metalle« herbei, und dieſes neue philoſophiſche Goldmachen koſtete wieder einen ſchweren Brocken echtes Gold. Die Kaſſen waren aber nachgerade erſchöpft; da wurde aus den Landeseinkünften zuſammengeſcharrt, was nur möglich war. Sereniſſimus ſtiftete aus ſeiner Privatſchatulle gleich 200 Louisdor. (Der glückliche Adept kaufte ſich jetzt ein neues Haus und Gut in Obermoſchel.) Anfangs 1775 konnte dort in Stahls Goldküche »die chemiſche geheime Kiesarbeit« in großem Stil eröffnet werden. Sie ſollte nach ſeinen Berechnungen jährlich 3 240 000 Gulden abwerfen. Berauſchende Zukunftsmuſik! Sehr realer Natur aber waren die 77 000 Gulden, die das neue Verfahren in wenigen Monaten verſchlang.

Gott weiß, was der alte Spitzbube für einen neuen Schwindel in petto hatte, wenn »das Glück wieder fatal« wurde! Da kam die Kataſtrophe. Am 5. November 1775 ſtarb Herzog Chriſtian IV., 53jährig, nach kurzem Krankenlager an Lungenentzündung. Die öffentliche Meinung, die — ſehr törichterweiſe — den allgemein verhaßten Günſtling und Blutſauger für dieſes raſche Sterben verantwortlich machte, behauptete, Sereniſſimus habe ſich durch Einatmen des »Stahlſchen Vitriolgeiſtes« in deſſen Teufelsküche den Tod geholt.

Noch gab Stahl ſein Spiel aber nicht verloren. Er eilte Hals über Kopf nach Mannheim zu dem neuen Herrn, um ihm ſeine Aufwartung zu machen und ſeine Dienſte anzubieten. Allein zu den Paſſionen Karls II., des Neffen und Nachfolgers Chriſtians IV., gehörte nun das Goldmachen leider nicht, und Stahl wurde gar nicht vorgelaſſen. Dieſe Abweiſung kündigte Schlimmeres an. Wenn Stahl nun nicht die Jahre her ſo unklug geweſen wäre, ſeinen Gewinn in Liegenſchaften im Herzogtum ſelber anzulegen, ſo hätte er es wohl gemacht wie alle dieſe Schwindler, wenn der Tag der Abrechnung herannahte: er hätte Reißaus genommen und ſeinen Raub in Sicherheit gebracht. So aber ſuchte er von ſeinen Häuſern, Höfen und Bergwerksanteilen für ſich und ſeine elf Kinder zu retten, was zu retten war. Er blieb, im Vertrauen auf die Generalentlaſtungen, von der Hand des verſtorbenen Herzogs unterſchrieben, die ihn ſicherſtellten.

Was zu erwarten war, geſchah. Bereits am 11. November wurde in ſeiner Wohnung in Obermoſchel eine Hausſuchung vorgenommen und dabei ein reicher Silberſchatz beſchlagnahmt. Es waren hundert Pfund herzogliches Tafelſilber und eingeſchmolzenes Metall, wofür ſpäter 2833 Gulden erlöſt wurden. Auch wurde die Beſchlagnahme ſeines geſamten Vermögens ausgeſprochen. Sein Gehalt wurde geſperrt und er ſelber aller ſeiner Befugniſſe enthoben. Alsbald wurde eine Unterſuchungskommiſſion eingeſetzt, um ſeine Tätigkeit nachzuprüfen. Von einer Verfolgung der übrigen, der landeseingeſeſſenen alchimiſtiſchen Helfershelfer Herzog Chriſtians war keine Rede. Nun hielt es Stahl denn doch für geraten, zu fliehen. Er begab ſich nach dem nahen Winnweiler, das damals unter kaiſerlicher Verwaltung ſtand, wurde jedoch dort auf Antrag der Zweibrücker Regierung in Haft genommen und ein halbes Jahr gefangengehalten.

Im Verlaufe der Unterſuchung ſtellte ſich nun heraus, daß dem abgeſeimten Spitzbuben in der Tat nicht eigentlich beizukommen war. Er hatte faſt für alles und jedes etwas Schriftliches von Herzog Chriſtian in Händen. Man mußte alſo mildere Saiten aufziehen und wählte folgendes Verfahren: Herzog Karl ſetzte ihn vorläufig in ſein Vermögen wieder ein, allerdings ohne das Veräußerungsrecht, und ſicherte ihm ehrenwörtlich Strafloſigkeit zu. Ferner ließ er ihm verſprechen, daß er nur ſo viel herauszuzahlen habe, als man von ihm nach Recht und Geſetz beanſpruchen könne. Daraufhin kehrte Stahl 1777 nach Obermoſchel zurück. Nun wurde gerechnet und gerechnet, und ſchließlich fand ſich als Summe der von Stahl an das Land und an Private zurückzuerſtattenden Gelder noch nicht mal der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Betrag von 10 000 Gulden. Das war das Ergebnis einer achtjährigen Untersuchung!

Als es dann ans Bezahlen ging, zeigte es sich, welchen Zweck diese jahrelange Verschleppung gehabt hatte. Haus und Hof, Güter und Kuxe waren allmählich durch Beleihung mit Hypotheken oder durch Zwangsversteigerungen in die Hände der neuen Machthaber übergegangen. Stahl hatte die Jahre her, ohne Gehalt und ohne ärztliche Praxis — denn wer hatte Vertrauen zu diesem Menschen? —, mit seiner zahlreichen Familie recht in Not gelebt, und die hatten seine Gegner reichlich ausgebeutet. Für eine Hypothek von 8000 Gulden, die seine Exzellenz der Oberhofmeister Freiherr von Gagern bewilligte, wobei noch ein andrer adliger Herr mitwirkte, mußte Stahl für fast die Hälfte des Betrages seinen Geldgebern Weine abnehmen, ein Vorgang, der uns an gewisse Wucherprozesse der neueren Zeit erinnert. Die wertvollen Kuxe fielen größtenteils dem Untersuchungskommissar selber zu, als Belohnung für seine Mühewaltung. Was man durch einen Gewaltstreich nicht gewagt hatte, war schließlich doch das Ergebnis dieser Verschleppungspolitik geworden. Man hatte ihm seinen Raub nicht auf einmal entrissen, sondern den Räuber langsam, so nach und nach ausgebeutelt.

Ebenso arm, wie er die Pfalz 1764 betreten hatte, verließ Stahl sie 1783 wieder. In Fürfeld, einem Marktflecken des heutigen Rheinhessens, schlug er sich noch einige Jahre als Landarzt, wie vor den Zweibrücker goldenen Zeiten, recht und schlecht durch. Wie der alte Goldmacher seine Tage beschlossen hat — wir wissen es nicht; jedenfalls als betrogener Betrüger.

Der Fahnenjunker

Was der Fahnenjunker nur hat?
Feldgrau, Kinn und Wange glatt,
Steht er in Blüten und rührt sich nicht,
Der sonst mit Tod und Teufel ficht! —
Mit schmetterndem Krachen, am Gartensaum,
Schlug die Granate den Apfelbaum,
Daß mit blaßroten Blüten und grünem Gerank
Die Krone zur Erde niedersank.
Der Fahnenjunker mit stillem Gesicht
Steht in den Blüten und rührt sich nicht ...

Vor einem Jahr, zur selben Stunde,
Brannte sein Mund auf ihrem Munde,
Und ihnen zu Häupten, im dämmernden Raum,
Blühte der alte Apfelbaum.
Es stürmte sein Blut, die Luft ging schwül,
Ihr Mund war still und weich und kühl — —

Ein Blitz flammt auf, ein Donner kracht,
Daß jäh der junge Held erwacht;
Wie einer Woge weißer Schaum
Zerfließt des Fahnenjunkers Traum,
Und Sieg ist alles, was er will!
Doch küßt er eine Blüte still —
Die ist so kühl und ist so weich,
Den Lippen seiner Liebsten gleich.

Karl Berner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus den Feengrotten bei Saalfeld

Die Feengrotten von Saalfeld in Thüringen

Von Rudolf Hundt

Die alte Bergstadt Saalfeld liegt dort an der Saale, wo der Fluß heraustritt aus dem engen Tale, das er sich in den Thüringer Wald und in den Frankenwald in mühseliger Arbeit graben mußte. In vielen Windungen, die schon auf der alten präoligozänen Hochebene genau vorgezeichnet waren, und die er nur in Jahrtausenden einzunagen brauchte, sind unvergleichliche Naturschönheiten zu entdecken.

Von Saalfeld an wird das Tal breiter, die Hänge der begleitenden Berge von Laubwald durchbrochen, der im Gebirgsanteil vor dem düsteren Dunkel des Nadelwaldes vollständig zurücktritt. Diese beiden Landschaftstypen vermischen sich in Saalfelds Landschaft so glücklich, daß man leicht begreift, wie dem Menschen, dem Bewohner seine Heimat so unvergeßlich ans Herz wuchs.

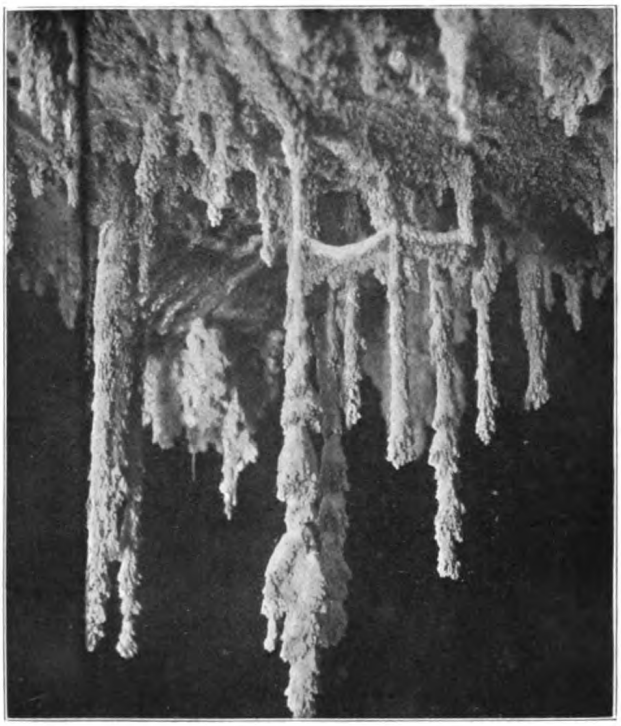
Steigt der Wanderer aus dem Saaletal hinauf auf die breite, mächtige Saaleterrasse, einst ein altes Flußbett, so verhindert ein mauergleicher, steiler Bergzug, nach Südwesten hin weiterzublicken. Steil stehen die drei prächtigen Gartenkuppen mit ihren dunklen Wäldern in der Landschaft. Sie sind das Wahrzeichen der Saalfelder Landschaft. Davor dehnt sich die alte Saaleterrasse aus, die einst in früherer Zeit von der stolzen Höhe der Gartenkuppen und viele hundert Meter tief in die Erde abgesunken ist. Die alte, mit schönen großen Bäumen bestandene Sonneberger Straße führt uns in das alte Bergmannsdörfchen Garnsdorf. Schmucke, landesüblich gebaute Bauernhäuser, eins sogar noch mit der fränkischen Galerie, stehen an der Straße.

Aber ehe wir unsern Blick von den Häusern Garnsdorfs begrenzen lassen, schauen wir rückwärts in drei Täler.

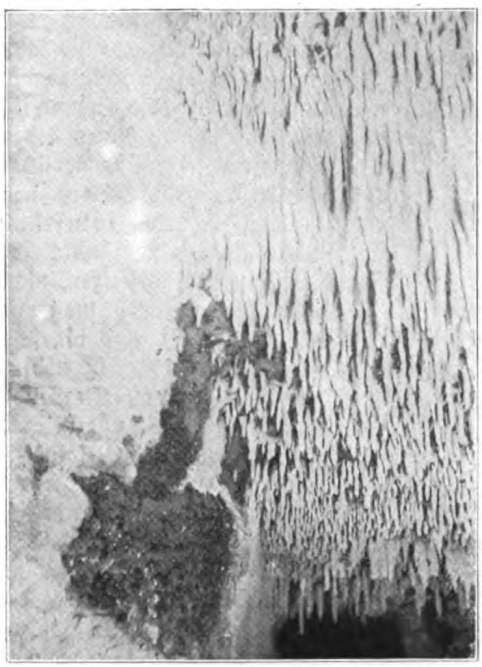
Rechts verschwindet die Saale in ein düstergestimmtes Stück Landschaft. Schwarze

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schweigende Wälder begleiten bis dahin die noch junge Saale im Frankenwaldanteil. Eichicht mit seiner merkwürdig schwermütigen Stimmung in der Landschaft liegt vor uns. Freytag fand hier zu »Ingraban« den landschaftlichen Hintergrund. Geradeaus zieht sich nach Norden in großer Breite der Orlagau, der so reich an Sagen ist. Dort türmen sich auch die Riesenhalden hoch, Zeugnisse lebhafter Arbeit auf dem Eisenhüttenwerk Unterwellenborn. Und links im Bilde schlängelt sich die Saale in vielen Windungen weiter nach Thüringens fruchtbarem Lande. Rudolstadt grüßt mit seiner Heidecksburg herauf, oben auf der Höhe liegt Großkochberg, eine der Goethestätten Thüringens. Hier nahmen der junge Goethe und der Herzog Karl August an manchem der ländlichen Volksfeste teil, die dem Bewohner dieser so reich- und schöngegliederten Landschaft von jeher Bedürfnis sind.



Diadochittropfsteingebilde aus den Feengrotten bei Saalfeld



Diadochitgebilde aus den Feengrotten bei Saalfeld

So ist der Boden um Saalfeld herum überall geweihtes Land. Und auch die Stadt selbst hat in ihren Toren und Burgresten sowie in ihrer Johanniskirche wertvolle Baudenkmäler aus großer Zeit, aus Tagen selbst, an denen Kaiser hier Hof hielten. Uralt ist der Ruf Saalfelds als Bergstadt. Silber, Kupfer, Kobalt und Eisen, Vitriol und Alaun bot die Erde dem Bergmann dar.

Eins dieser Vitriol- und Alaunbergwerke liegt am Fuße der Gartenkuppen, oberhalb von Garnsdorf, von da auf schattigen Wegen, an alten Steinbrüchen vorbei, die das Material zu dem einst gesuchten Saalfelder Marmor lieferten, zu erreichen. Im 17. und 18. Jahrhundert bestand hier das Bergwerk »Jeremiasglück«, von dem noch heute weite Stollengänge, hallenartige unterirdische Räume und Alaunschieferhalden und Laugebühnen Kunde geben. Am Bach, der im Grün fast verschwindet, steht ein altes, gutes Fachwerkhaus, früher zum Bergwerk gehörig, in dem die Erzeugnisse aus dem Werk und von den Laugebühnen weiter verarbeitet wurden.

Lange Zeit hindurch war »Jeremiasglück«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlassen. Kein Bergmann fuhr zu geregelter Arbeit ein. Die Halden fielen zusammen. Die Laugebühnen zermorschten bis auf die Reste, die heute noch zu sehen sind. Aber drinnen in den Stollen tropften die Kluftwässer genau so weiter, wie sie es taten, wenn Bergmanns Fleiß in ihnen tätig war. Nun störte Bergmanns Tätigkeit die schaffende Natur dort unten nicht. Frei konnte sie schaffen, konnte sie gestalten und bilden, zersetzen und wieder neu aufbauen.

So lagen die unterirdischen Weitungen und Stollen bald 150 Jahre unbefahren im Dornröschenschlaf, bis ein Berliner Geologe, Dr. Heß von Wichdorff, im Jahre 1910 bei Forschungen zu einem umfassenden Werke über Thüringer Bergbau diese unterirdische Wunderwelt entdeckte. Er war nicht wenig erstaunt, überall an Wänden und den Decken des alten Bergbaues eine wunderbare Farbenpracht zu sehen, die von den allerverschiedensten Mineralien hervorgerufen wird. Und es ist begreiflich, wenn dem glücklichen Entdecker dieser Wunderwelt daran gelegen war, das alles so zu erhalten, wie es ihm die Natur gezeigt und geschenkt hatte. Bei den auf seine Veranlassung später im großen Umfange vorgenommenen Aufschlußarbeiten wurden auch noch reichlich fließende Quellen in den Grotten erschlossen, deren Arseneisengehalt sie als wertvolle Heilquellen erkennen läßt. Im Jahre 1913 kam zur Weihnachtszeit gelegentlich weiterer Aufschlußarbeiten in den unteren Grotten in dem »Märchendom« mit der »Gralsburg« eine Grotte zu Augen der Entdecker, deren Schönheit die Verkörperung märchenhafter Pracht zu sein schien.

Den unermüdlichen Bemühungen Heß von Wichdorffs ist es auch zu danken, daß dieses prächtige Naturdenkmal und eins von Thüringens größten Sehenswürdigkeiten der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht wurde und nun schon seit seiner Erschließung, Pfingsten 1914, den Naturfreunden eine Quelle reiner Freude und anregender Belehrung geworden ist. Die Besitzer dieser über ein Kilometer langen unterirdischen Räume, die mit bewundernswerter Freude und Liebe die Höhlen mit großen Kosten dem allgemeinen Besuch erschlossen, haben ihnen den Namen »Feengrotten« gegeben. In der geologischen Wissenschaft werden sie weiter unter dem Namen Vitriol- oder Diadochithöhlen bekannt bleiben.

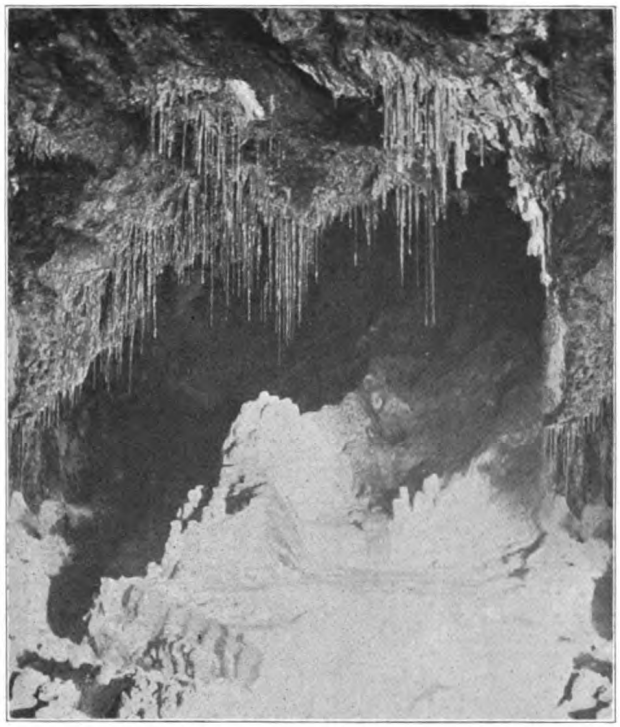
Das »Schachspiel« aus den Feengrotten bei Saalfeld

In ihnen herrscht eine märchenhafte Farbenpracht, die jeden Maler reizt, der sie sieht. Das ist auch der Reiz, der so unvergeßlich seine Spuren in der Erinnerung eines jeden Besuchers hinterläßt, der dem Forscher und Gelehrten neu ist, daß diese Höhlen wirklich bunte Grotten sind, nicht abhängig von Lichtreflexen, nicht erzeugt durch Spiegelung wie auf Capri. Es sind bis jetzt überhaupt die einzigen Höhlen der Welt, deren Mineralien von Natur aus bunt gefärbt sind. Der Berliner Universitätsprofessor Geh. Bergrat Prof. Dr. Branca äußerte sich über die Feengrotten: »Von hohem Interesse sind gewisse Stalaktitenbildungen bei Saalfeld in Thüringen in Höhlen, die künstlich zur Alaungewinnung in paläozoischen Schiefern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angelegt wurden. Wie Heß von Wichdorff zeigte, sind dort ganz einzigartige Stalaktitenbildungen von wunderbarer Schönheit und großem Umfange entstanden, die nicht aus Kalk, sondern an Gelen, d. h. Kolloiden, gallertartigen Mineralien, gebildet sind. Diese meines Wissens bisher einzig dastehenden Bildungen müssen notwendig geschützt und erhalten werden.«

Unzählige Farben glitzern und schimmern, vermischen sich an den Wänden, der Decke, dem Boden. Blendendes Weiß, Braun, Gelblichweiß, Rotbraun, Kaffeebraun, Tiefsmaragdgrün, Dunkelblau, Himmelblau, Perlgrün stehen zueinander nicht in schreienden Gegensätzen, sondern stimmen zusammen in einer wundervollen Harmonie.



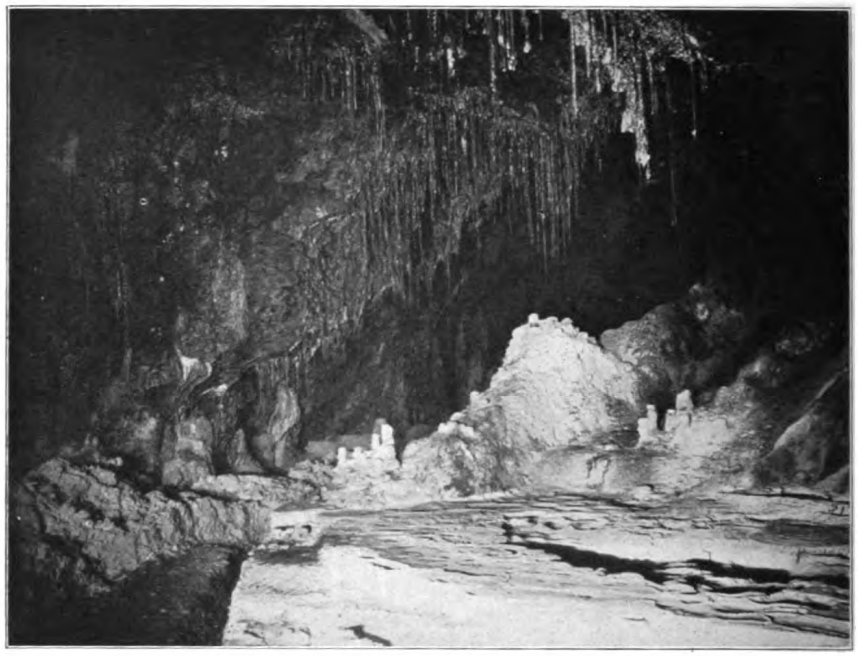
Feine Stalaktitenbildungen aus dem Märchendom der Feengrotten bei Saalfeld

Der Zimmermanns-Saal, nach dem Geh. Bergrat Prof. Dr. E. Zimmermann, dem Altmeister Thüringer Geologie, so genannt, die drei Quellgrotten und der unvergleichliche, schöngegliederte Märchendom sind die Räume, in denen sich die Farbenpracht verschwenderisch ausbreitet. Diese großartigen Farbenwirkungen kommen in den drei Quellgrotten zu einer nicht in Worten und Farben zu schildernden Entfaltung, wenn es durch die eingeschränkte elektrische Beleuchtung, deren 20 000 Kerzen überall berechnend verwendet werden, ermöglicht wird, daß sich die Farben der Höhlendecke und der Wände in der ruhigen Wasserfläche widerspiegeln. Dann werden die Farben in dem Wasser spiegelnd gedämpft. Die Stalaktiten, die von oben von der Decke herabhängen, glaubt man als Stalagmiten von unten heraufwachsen zu sehen. Man vermutet kein Wasser mehr. Man träumt, sich in einem nach oben und unten gewölbten Raume zu befinden, der von gleißenden Farben in verschwendender Pracht erfüllt ist, in den von allen Seiten aus eine Wunderwelt von Formen ragt, die vom ausscheidenden Diadochit gebildet wird. Zu dieser Stimmung gesellt sich die Ruhe, in der die ganze Erhabenheit unberührter Natur zum Ausdruck kommt. Nur die immer tätigen tropfenden Kluftwässer, beladen mit immer neuen Baustoffen, bringen Leben in den gleichsam todesähnlichen Zustand. Ihr tropfendes Geräusch gemahnt uns daran, daß alles das einmal geworden und darum vergänglich ist.

In diesen Grotten und in den Zimmermanns-Sälen war es die Buntheit der Mineralgebilde, die vor allen Dingen unsre Bewunderung gefangenhielt. Schon in der mittleren Quellgrotte und vor allem in dem »Märchendom« treten uns seltsame Riesenformen entgegen, die sich abschieden aus den mineralgesättigten Kluftwässern. In der mittleren Quellgrotte ist der fünfzehn Meter lange und drei Meter hohe »versteinerte Wasserfall« mit seinen Sinterterrassen, deren Sinterausscheidungen ganz allmählich, Schicht um Schicht, sich aufgebaut haben und durch fortwährendes Überfließen kaskadenartig abgestuft sind, im »Märchendom« ist die Gruppe, der man den Namen »Gralsburg« gab, Mittelpunkt unsers Interesses.

Diese wunderbaren Farbenwirkungen er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

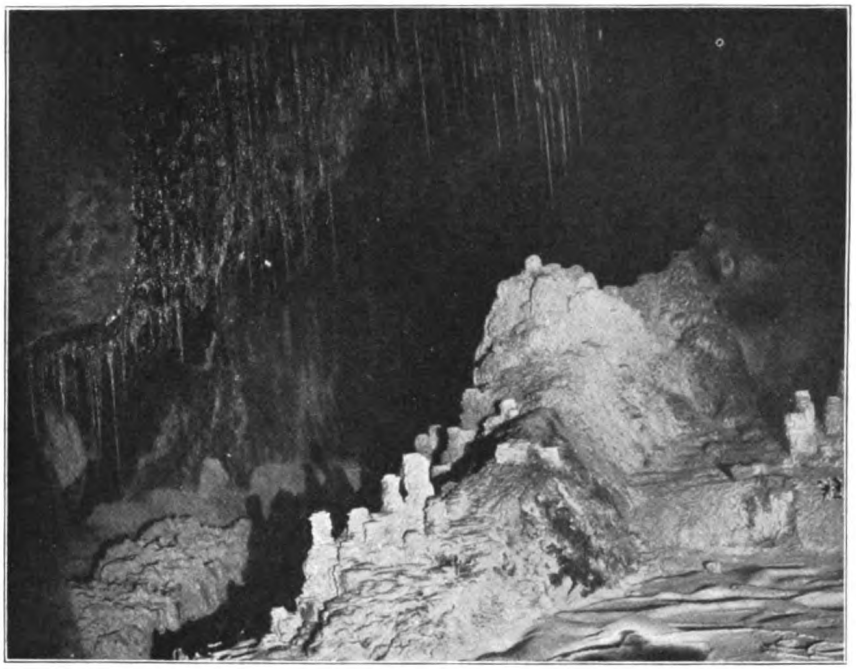


Märchendom mit Gralsburg aus den Feengrotten bei Saalfeld

zeugen nun eine Reihe von Mineralien, die selten, ja zum Teil nur in der Saalfelder Gegend vorkommen. Das häufigste unter den sonst sehr seltenen Mineralien ist der Diadochit, ein Phosphoreisensinter, der vom blendendsten Weiß im »Butterkeller« bis zum schönsten Rotbraun der Nußtörtchenformen in der »Heß-von-Wichdorff-Grotte«, die in Dankbarkeit nach dem Entdecker so genannt wurde, und im »Märchendom« seine durch Eisengehalt entweder dunkler oder heller gestimmten Farben leuchten läßt. Ein verwandtes Mineral dieses Diadochits ist der Orthodiadochit, dessen formlose Masse, die wie Baumwachs an Wänden und der Decke sitzt, kirschrot gefärbt ist. Der Diadochit bildet allenthalben in den Höhlen die von der Decke hängenden Stalaktiten, die von dem Boden aufwachsenden Stalagmiten, läßt die Kulissen an den Wänden entstehen und hat sich im »Butterkeller« in dicken Schichten abgesetzt, die zersprangen, als das Wasser durch Austrocknen entzogen wurde. Die Quellen setzen Arseneisenocker ab, der beim Trocknen eine wundervolle goldgelbe Farbe annimmt und deshalb früher als Farbe verwendet wurde. Die Bewegtheit in die Farbenwelt bringen nun einige wundervoll grellgefärbte Mineralien hinein. Himmelblau leuchtet der Melanterit in die Höhlenwelt hinein, blaugrünen Glanz verbreitet Allophan, olivengrün bis lederbraun dämpft der sehr seltene Pissophan grelles Nebeneinander der Farben. Und überall dazwischen glänzen in den Decken und Wänden die weinroten Tröpfchen, aus denen Orthodiadochit entsteht. Durch diese Mineralien werden die Farben in die Höhlen getragen, die sonst einfarbig dunkel wären, wie die silurischen Alaunschiefer und Kieselschiefer und auch die in der Mitte der Höhlen erschlossenen Quarzite des Untersilurs aussehen.

So leuchtet's, glüht's, braust die wundervolle Farbensymphonie dort unten im Erdenschoß auf, wenn das elektrische Licht verschwenderisch mit den zarten Mineralgebilden spielt. Das ist der eine unschätzbare Wert dieses unübertrefflichen Naturdenkmals, das Dr. Heß von Wichdorff in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aus dem Märchendom der Feengrotten bei Saalfeld

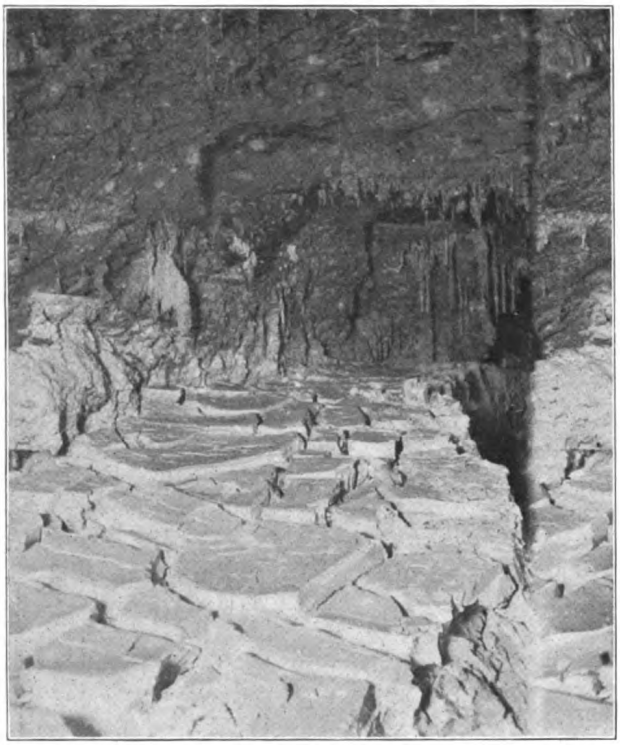
glücklicher Stunde entdeckte. Und das würde allein genügen, um dieses Naturdenkmal erhaltungswürdig zu machen.

Aber die Höhlen werden noch viel anziehender dadurch, daß sie uns auf Schritt und Tritt, dem Gelehrten zur Bestätigung, dem naturgenießenden Laien zur Belehrung, das Werden dieser Wunderwelt zeigen. Wir sehen, wie die Farbenpracht, die Formenfülle sich gestaltet, wie sich die nackten Stollenwände und Höhlenweitungen schmücken.

Alle die Mineralien, von denen die Rede war, waren einmal im Wasser aufgelöst, das durch die Erde, durch den Felsen sickerte. Auf dem Wege durch den silurischen Alaunschiefer, durch Markasitknollen, Phosphoritkonkretionen wurden Mineralien gelöst und dann hinab in die Tiefe geführt. So lange blieben die gelösten Mineralien ihrem Wasser, das sie mit sich führte, treu. Sobald aber der Tropfen in irgendeinem Stollen oder in einer höhlenartigen Erweiterung mit der Luft in Berührung kam, verdunstete vom Wasser etwas, wurde Sauerstoff abgegeben. Das Mineral schied sich aus. Der Tropfen an der Decke setzte wenig Diadochit oder irgendein andres Mineral ab. Die Schwerkraft bewirkte weiter, daß ein Teil des Tropfens nach unten fiel. Breit schlug er auf. Das Wasser vertrocknete auch hier, ließ nur Diadochit zurück. Oben entsteht aus dem Tropfen langsam ein Stalaktit, der dünn und lang herunterhängt. Darunter baut sich in Breite ein Stalagmit auf. Das Wunderbare, Rätselhafte ist der Zustand der zarten, dünnen, lichtempfindlichen Stalaktitenembryonen, die, noch weich, kolloidartig, vom geringsten Luftzug bewegt werden. Innen führt ein Kanälchen durch, das immer neue Tropfen aus dem feinen Klüftchen im Gestein nach unten führt. Ist er unten angekommen, dann fällt er auf den Boden, bildet jene Formen, die man Nußtörtchen genannt hat und deren Oberfläche vom Eisengehalt so kräftig rotbraun gefärbt werden. Diesen Werdegang der Stalaktiten und Stalagmiten sieht man am besten in den »Heß-von-Wichdorff-Grotten«. Sie gleichen den Augen, mit denen wir in die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

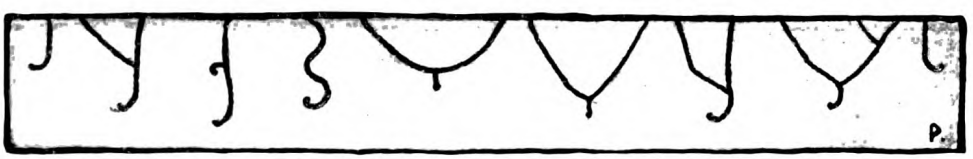
Werkstätte der nimmermüden, immer tätigen Natur einen Blick tun können. Oft ist der Stalaktit schon oben erhärtet, nur unten noch hat er seine schleimige Embryonennatur bewahrt.



Der »Butterkeller« aus den Feengrotten von Saalfeld

Wie die Feuchtigkeitsniederschläge auf der Erde ihre Wirkungen auf die Pflanzenwelt zum Vorteil oder Nachteil ausüben können, so sind auch in den Grotten längere Trockenperioden genau festzustellen. Die Kluftwässer kommen dann spärlich, vielleicht überhaupt nicht nach der Tiefe. Der Stalaktitembryon bekommt keine Feuchtigkeit. Er schrumpft ein, und so entstehen die wunderlich verdrehten Formen einzelner Stalaktiten, die selbst dem Entdecker lange Zeit rätselhaft waren. Heute hat er diese Erscheinung nach langen Beobachtungen zu erklären vermocht, und ich habe diese Erklärungen mit seiner Einwilligung mitgeteilt. Auf diese Weise erst kann man die wundersam feinen »venezianischen Spitzen« erklären, die in zierlichen Ketten, von der Decke herabhängend, eine besondere Sehenswürdigkeit der Grotten sind und bisher in keiner andern Höhle beobachtet wurden. Wenn wir im »Butterkeller« die vielen Stalaktiten aufmerksam betrachten, so erhalten wir eine reiche Sammlung merkwürdigster Bildungen, die den erwähnten Trockenstadien und späteren Feuchtigkeitsperioden ihre äußerst interessanten Formen verdanken. Allein der »Butterkeller« mit seinen feinsten, zartesten Gebilden gibt eine Menge Rätsel zu lösen auf. Von den Riesendiadochitformen der mittleren Quellgrotte und des »Märchendoms« war schon die Rede. Wo sich ein Stalaktit in der Nähe einer Wand bildete, mit ihr verwuchs, als eine Trockenperiode ihn nach der Wand hin zusammenrollen ließ, entstand durch immer neue Tropfentätigkeit eine jener Kulissen, wie sie im »Märchendom«, so wohltuend den ganzen Höhlenraum gliedernd, sich ausgebildet haben.

Wenn der Mensch staunend vor der Wunderwelt der Formen steht, ihr Entstehen zu erklären sucht, tropft es neben ihm, hinter ihm, überall von der Decke. Die heilige Ruhe da unten wird gegliedert, der scheinbare Zustand wird aufgelöst in ein Nacheinander, in Zeit. Und wir Menschen werden daran erinnert, daß alles das geworden ist, noch immer wird, und daß all die Pracht wieder vergeht, um neu zu werden im Kreislauf weiser Naturkräfte.



Merkwürdige, auf Trockenperioden zurückzuführende Stalaktitenformen aus dem »Butterkeller« der Feengrotten bei Saalfeld

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Kunst und Künstlern

Otto Soltau zum Gedächtnis — Zu unsern Einschaltbildern: Friesische Braut von Otto H. Engel; Weidwund, Plastik von Adolf Brütt; Bildnis Mackensens — Zwei Tiefdrucke: Rathausportal in Rothenburg von Otto Ferdinand Probst; Zigeunerin von Walther Hoeck

Otto Soltau ist nicht mehr. In den letzten Tagen des Monats Mai hat ihn auf dem galizischen Kriegsschauplatz, nicht weit von Jaroslau, eine russische Kugel dahingestreckt. Wer er war und was zu werden er versprach, haben wir den Lesern vor anderthalb Jahren (Februarheft 1914) mit Hilfe einiger Proben seiner Malerei und Zeichenkunst zu sagen oder doch anzudeuten gesucht, in der Hoffnung, bald einen eignen und dann reicher und mannigfaltiger illustrierten Aufsatz über ihn veröffentlichen zu können. Wir haben zu lange damit gezögert; wenn nun, über Jahr und Tag vielleicht, sobald sich uns die künstlerische Hinterlassenschaft des Verewigten öffnet, die Absicht doch noch verwirklicht werden sollte, so gewinnt er keine Aufmunterung, er keine Freude mehr daraus. Warum müssen wir nur immer wieder gerade mit unserm Liebsten so lange zurückhalten? Warum scheuen und sperren wir uns immer wieder, das Licht und die Wärme, die wir in uns tragen, auch vor den andern scheinen und glühen zu lassen? Ist es Schicksalswille, daß mit unserm zartesten und innigsten Gefühl zugleich immer auch eine Keuschheit, ein Zurückschrecken vor der Welt verbunden ist, als fürchteten wir, das Heiligtum zu entweihen? Oder ist es Eigensucht, die solch kostbares Besitztum des Innern für sich allein bewahren möchte, der davor bangt, daß der Zauber unter dem Atem der Öffentlichkeit zerschellen könnte wie ein feines kostbares Glas im Winde? Oder ist es am Ende doch reine, uneigennützige Liebe, die ihren teuren Gegenstand möglichst lange, möglichst nahe bei sich hegen und pflegen möchte? ... Ein radiertes Blatt von Soltau selbst hätte uns vor allzulangem Zögern warnen können. Da hat er einen jungen kräftigen Bauernburschen gezeichnet, wie er, eine duftige Wiesenblume zwischen den Zähnen, den derben Sensenstiel über der Schulter, rüstig zur Arbeit schreitet, und hinter ihm, auch mit Blumen geschmückt, auch mit der Sense bewaffnet, schreitet der Tod, so nahe, so dicht hinter ihm, daß seine knochige Hand sich schon auf des Kameraden Schulter legt.

Ahnte der Dreißigjährige etwas von seinem frühen Ende, als er dies Memento mori entwarf? Genau so rüstig, mutig und arbeitsfroh wie jener Bauernbursche, dessen kernig-gedrungener Kopf Züge des seinen trägt, schritt er selbst auf seinem Pfade aus; genau so ungeduldig, doch auch unbeirrt und sicher ging er seinem Ziele zu, früh vertraut mit dem Ernst des Lebens und dem letzten Willen des Schicksals. Aus einer herben, entbehrungsschweren Jugend hatte sich der Schleswiger, dem die Nordsee, der »blanke Hans«, die Wiegenlieder gesungen, zur Freiheit seiner Kunst emporgearbeitet. Alles, was er wurde und war, verdankt er sich selbst. Etwas von dem verbissenen, zähen Trotz des Eigenwüchsigen war in ihm, aber nichts von dem Hochmut des Selbstgewordenen. Aus seiner Freiheit schmiedete er sich alsbald wieder ein ehern strenges Gesetz, und dieses »Du sollst!« spannte sich früh schon auf das höchste Ziel, das der Künstler sich selber stellen kann, auf den Stil. Der

Otto Soltau: Zeichnung zu Theodor Storms Novelle »Viola tricolor«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst, die Herbheit, die Einfachheit, die mannhafte Sachlichkeit, die in seiner Kunst herrschen, all diese Eigenschaften kann man allenfalls als Erbtümer seiner nordischen Heimat und schnellgereifte Früchte seiner Erziehung ansprechen; den Willen und die Beharrlichkeit zum Stil hat er sich aus eigner Kraft abgerungen. Anders vermochte er das rastlose Denken und Grübeln, die weltflüchtige Phantasie und den tiefsinnigen Humor in sich nicht zu versöhnen mit der gesunden Sinnlichkeit, dem raschen Lebensmut, dem brausenden Schöpferdrang, die nachbarlich daneben wohnten. Seine Natur trieb ihn zu elementaren, wuchtigen, kraftstrotzenden Stoffen, die manchmal ins Wilde oder gar Rohe auszuarten drohten, wenn nicht unerbittliche Formzucht und Gedankenstrenge sie zur Größe, zum Sinnbildlich-Ewigen, zum Stil emporzutragen verstanden hätten. Otto Soltau war einer der wenigen Künstler unsers jungen Geschlechts, die zum Geistigen streben durften, ohne Gefahr zu laufen, ins Schwächliche oder Verblasene zu geraten. Die nordische Götter- und Sagenwelt war von früh auf seine vertraute Freundin, und noch in dem letzten Sommer, der ihm vergönnt war, zog ihn eine eingeborne Sehnsucht nach Island, dem Geburtsland germanischer Mythologie, in der Hoffnung, dort noch die urtümlichen Erscheinungsformen germanischer Menschheit zu finden, die sich bei uns längst abgeschliffen haben.

Er kam enttäuscht zurück; aber ehe sich diese Enttäuschung recht bei ihm auswirken konnte, brach der Krieg ins Land, und was er fern von der deutschen Heimat gesucht hatte, nun blühte es auf einmal rings um ihn in niegeahnter Kraft und Schönheit. Seine Ungeduld, unmittelbar daran teilzuhaben, war groß: mit dem Waffendrang des Soldaten und Offiziers verband sich die Erlebnissehnsucht des Künstlers. Endlich schlug auch seine Stunde. Zunächst kam er an die Westfront, dann, als hätte das Schicksal ihm noch ein volles Ausatmen für seine ungestüme Lebenskraft vergönnen wollen, nach Galizien, wo eben der Kampf zu unerhörter Gewalt entbrannt war. Wir wissen nicht viel von seinen letzten Stunden, aber wir dürfen gewiß sein, daß er, leidenschaftlich bei der Sache wie immer, auch im Felde der Vordersten und Mutigsten einer war: wie sein Bauernbursche auf den »Zwei Sensen« wird er vorwärts, immer nur vorwärts geblickt und dem Tod erst einen Blick gegönnt haben, als er ihn im Lazarett, wo er an seiner Hals- und Schulterwunde nur zwei Tage zu leiden hatte, schon auf seinem Lager sitzen sah. Viel Schönes noch dürfen wir aus Soltaus nachgelassenen Mappen erwarten, die sein Freund und Förderer Dr. Karl Storck verwaltet. Das letzte, was er abschließen konnte und was uns deshalb als ein Vermächtnis doppelt wert und teuer sein soll, ist eine Reihe von achtzehn Zeichnungen zu Th. Storms ausgewählten Novellen, die demnächst bei George Westermann in Braunschweig erscheinen sollen. Manches aus seiner innersten und eigensten Art, das Balladenhafte und das Altchronikartige, kam dem Dichter des »Schimmelreiters« und des »Aquis submersus« ohne weiteres entgegen; andres, das Lyrische und Zartstimmungshafte, mußte er seinem weicheren Landsmann erst ablernen. Wie es ihm gelang, mag die Probe zeigen, die wir hier aus der Novelle »Viola tricolor« wiedergeben. Es ist die Schlußszene der Novelle, die Soltau festgehalten hat. Der Professor und seine zweite Frau, die vor kurzem Mutter geworden ist und sich dadurch, wie durch ein Himmelswunder, auch die Liebe ihrer Stieftochter, der spröden elfjährigen Nesi, erworben hat, wandeln, des jungen Glückes voll, durch den so lange verschlossenen Garten der Großmutter — da, heißt es bei Storm, »hörten sie Kinderstimmen von der Pforte her; kleine, zum Herzen dringende Laute, die noch keine Worte waren, und ein helles Hü! und Hott! von Nesis kräftiger Stimme. Und unter dem Vorspann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.«

Welch verheißungsvolles Tor zu einer neuen seelischen Entwicklung tat sich da dem Künstler Soltau auf; wie schmerzlich für uns, daß es ihm eben nur beschieden war, den Fuß über die Schwelle des neuen Landes zu setzen! Wir trauern mehr um ihn als um manchen Vollendeten, denn wir wissen: hätte er heimkehren dürfen, die deutsche Kunst hätte Frucht und Segen davon gehabt.

Von den Einschaltbildern dieses Heftes gehören drei — Liesegangs »Furnes« und »Mecheln« sowie Schibers »Englischer Garten« — zu besonderen Aufsätzen, und zu General Mackensens Bildnis, das wir nach der Natur wiedergeben, erübrigt sich eine Erläuterung durch das Wort, wenn ein Feldherr wie dieser sie auf dem Schlachtfelde mit Blut und Eisen schreibt. Auch für die andern Blätter genügen ein paar knappe Worte.

Die beiden Berliner Künstler insbesondere, von denen wir neue Werke zeigen dürfen, Otto Heinrich Engel und Adolf Brütt, sind dem Leser bekannt und vertraut. Engels »Friesische Braut«, ein Gemälde, ebenso charakteristisch als Bildnis wie als Volkstype, ist eins der liebenswürdigsten und wohltuendsten Werke, die auf der ersten Abteilung der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung vertreten sind; Brütts »Weidwund«, eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man möchte sagen ins Reinmenschliche übertragene Diana, zeugt von neuem für die feine Verbindung von Naturwahrheit und plastischem Stilgefühl, durch die der Schöpfer der »Schwerttänzerin« und der »Diana« (Berliner Nationalgalerie) seinen Ruhm begründet hat. Aber es ist noch mehr darin, was nur die Reife der Künstlerschaft geben kann: jene schöne klare Durchbildung der Form und Geschlossenheit des Umrisses, durch die Brütts letztes Weimarer Werk von 1908, »Die Nacht«, alle Kenner plastischer Schönheit entzückte.

Während diese beiden Werke in Doppeltondruck wiedergegeben werden, erscheinen Walther Hoecks »Zigeunerin«, einer der rassigsten Köpfe, die die vorjährige Große Berliner Kunstausstellung aufzuweisen hatte, und Otto Ferdinand Probsts »Rathausportal in Rothenburg« im Tiefdruckverfahren. Namentlich die Radierung von Probst eignet sich, glauben wir, vortrefflich für diese mit schweren Lichtkontrasten arbeitende Vervielfältigungsart. Vielleicht tut auch die von dem Edelrost der Jahrhunderte überzogene Altertümlichkeit des Bauwerks das ihrige dazu, dem Hellbunkel zu einer so außerordentlich malerischen Wirkung zu verhelfen. Jedenfalls ist das alte, fast im Verborgenen blühende Portal wie kaum ein andres Bauwerk der an mittelalterlichen Bauwerken so reichen Tauberstadt längst zum Lieblingsgegenstand der Maler und Zeichner geworden. Der Radierer hat den Vorteil für sich, daß ihm die Nadel und der weiche Grund fast von selbst viele der malerischen Halbtöne schenken, auf die es hier ankommt. In der an Absonderlichkeiten nicht armen Baugeschichte Rothenburgs nimmt dies vielbewunderte, reichgegliederte Tor eine eigne Stelle ein. Wahrscheinlich ist es nach dem Brande des mit einem Treppengiebel geschmückten Nordbaues des alten gotischen Rathauses 1502 in dem erhalten gebliebenen Seitenflügel nach dem Marktplatz zu entstanden, und es wird hier als einzige dekorative Zierde hineingebaut worden sein. Als dann von 1572 ab der auf uns gekommene Bau des neuen Rathauses im Renaissancestil errichtet wurde, geriet das schöne, reichgeschmückte, mit Pilastern flankierte Sandsteinportal so tief in das Halbdunkel des engen Hofes und damit ins Feuchte, daß es seitdem einem langsamen, aber sicheren Untergange geweiht ist. Um so mehr darf sich der Verein »Alt-Rothenburg« der Dankbarkeit aller Freunde vom guten Alten versichert halten, wenn er durch Versuche mit neueren Mitteln gegen den Steinfraß das so herrliche Denkmal altdeutscher Baukunst wenigstens in seinem heutigen Zustande bewahren könnte. Gelingt es nicht, nun, so werden wir uns an den Nachbildungen schadlos halten müssen, die uns Maler und Zeichner geschenkt haben. Es hat sich ja längst ein besonderer Zweig der Graphik für solch altertümliche Architekturdenkmäler bei uns ausgebildet. Prof. Probst, ein Schüler der Breslauer Kunstschule, insbesondere aber des Münchner Meisters Peter Halm, gehört als einer der fleißigsten und begabtesten dazu. Seit zwanzig Jahren hat er sich die Wiedergabe malerischer Bauwerke als sein künstlerisches Hauptgebiet erkoren. So erschienen 1896 »Augsburg« und 1900 mit Unterstützung des Breslauer Magistrats das Bilderwerk »Breslaus malerische Architektur«, ferner Sammlungen von radierten Blättern aus Rothenburg, Dinkelsbühl, Lindau, München und andern deutschen Städten. Auf der Breslauer Jahrhundertausstellung von 1913 wurde der Schöpfer dieser Radierungen mit der silbernen Medaille ausgezeichnet.

Was Hoecks »Zigeunerin« auf den ersten Blick als ein Kunstwerk von Rang erkennen läßt, ist das ausgesprochen plastische Empfinden für die Schönheit menschlicher Körperform. Nicht umsonst hat der Künstler bei Adolf Hildebrandt in München eine Zeitlang in Stein gearbeitet und sich noch neuerdings, namentlich als Schöpfer von (nicht figürlichen) Grabdenkmälern, eifrig mit Architektur beschäftigt. Sein Hauptgebiet freilich ist die Malerei, für die er bei Corinth, Waldschmidt und Kallmorgen gründlichen Unterricht genoß. Namentlich Friedrich Kallmorgen hat ihm mit seiner vornehmen objektiven Gesinnung viel gegeben, obgleich der Schüler heute ganz andre Wege geht als der Berliner Lehrer. Denn das eigentliche Feld seiner Begabung erkennt Hoeck mehr und mehr in der Monumentalmalerei, obgleich er gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Bildnissen gemalt und auch jetzt, als Artilleriebeobachter im vordersten Schützengraben tätig, trotz anstrengendem Feldbdienst alle möglichen Leute vom Kanonier bis zum Kommandierenden General gezeichnet hat. Auch hat er als Monumentalmaler schon seine Erfolge aufzuweisen: vor zwei Jahren hat er für eine Dorfkirche ein großes Altargemälde (»Predigt am See«) zu malen gehabt, das Wormser Museum hat ein ähnliches in großen Maßen gehaltenes Bild (»Bauern in der Kirche«) von ihm erworben, und kurz vor dem Kriege erhielt der Künstler von der Handelskammer des Herzogtums Braunschweig den Auftrag für mehrere Wandgemälde im großen Sitzungssaal des Gewandhauses, die in typischen Fassungen das Wirtschaftsleben des Landes darstellen sollen. Die dafür schon mit großer Liebe und Sorgfalt begonnenen Studien unterbrach leider der Krieg.

Daß bei solchen Plänen und Leistungen der Kopf der Zigeunerin nur ein Neben- und Gelegenheitswerk darstellt, braucht wohl kaum noch gesagt zu werden. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Kriegsbücher und Kriegsschriften

II (Vgl. Juliheft)

An der Spitze der Kriegsberichterstatter, die mit ihrer Feder dem Zuge unsrer feldgrauen Heere in West und Ost gefolgt sind, marschiert der Schwede Sven Hedin. Seine Berichte, deren Art und Wert wir schon vor einiger Zeit hier nach Gebühr gewürdigt haben, sind jetzt in vollem Umfange und mit all den zahlreichen, mannigfaltigen und ausdrucksvollen Aufnahmen, die der Verfasser meistens selbst gemacht hat, bei Brockhaus in Leipzig erschienen. Jetzt erst, in dieser ungekürzten Fassung, offenbart sich die Überlegenheit, deren sich ein so geschulter Beobachter und Menschenkenner wie der schwedische Weltreisende und Entdecker vor seinen Kollegen erfreut. Aber auch unter den deutschen Schlachtenbummlern — man scheut sich fast, diese gemütliche Bezeichnung einer zahmen Vergangenheit auf die wilden Kriegsverhältnisse der Gegenwart anzuwenden — finden wir ein paar Namen von gutem literarischem Klang, die ihre schriftstellerische Begabung nicht erst bei Kriegsanbruch zu entdecken brauchten: Ludwig Ganghofer hat mit all dem Rüstzeug, das dem gewiegten Romanschriftsteller zur Verfügung steht, seine Reise zur deutschen Front im Januar und Februar 1915 beschrieben, Paul Oskar Höcker seine eignen Kriegserlebnisse als Hauptmann an der Spitze seiner Kompagnie, Fedor von Zobeltitz seine Johanniter-Kriegsfahrten, nicht ohne zwischen den Lärm der Schlachten ein paar friedliche Zwischenspiele einzustreuen, unter denen das Geschichtchen vom glücklichen Fund und unholden Verlust eines echten Elzevier dem Bücherliebhaber und liebenswürdigen Plauderer gleiche Ehre macht. Auch ein gut erzähltes novellistisches Stückchen begegnet uns in dem gleich dem Höckerschen und Ganghoferschen bei Ullstein in Berlin erschienenen Bändchen: mit dem alten Hauptmann erleben wir den tragischen Tag von Löwen nach.

Heinrich Binders Aufzeichnungen »Mit dem Hauptquartier nach Westen« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) verfolgen schon den höheren Ehrgeiz, die losen Bilder und skizzenhaften Tagebuchschilderungen des Augenblicks mit dem großen Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu verbinden, auch wenn er sich mitten im Schlachtengraus unter den Fahnen des deutschen Kronprinzen bei Maubeuge und Camp-des-Romains, im Tale der Maas oder in Flandern unter den Marinesoldaten bewegt. Seine eignen Aufnahmen, die sich nicht selten weit von der Schablone entfernen, leisten ihm bei diesem Streben nach historischer Bedeutsamkeit gute Dienste. Seine Fahrt zu den Sachsen an die Front schildert Oberstudienrat Dr. Otto Eduard Schmidt, der Rektor des Albertinums in Freiberg (Leipzig, Teubner). Er hat sie im Auftrage des Sächsischen Kultusministeriums gemacht, und ihre Darstellung ist als erste, aus dem unmittelbaren, frischen Erleben des Augenblicks herausgeschriebene Vorarbeit zu einer umfassenden, auf zuverlässigen Quellen beruhenden, doch volkstümlichen Geschichte des Anteils sächsischer Truppen am Weltkriege aufzufassen. Eine zusammenhängende Darstellung der Eroberung Belgiens und des von seinen Bewohnern entfesselten Franktireurkrieges gibt, teils nach eignen Beobachtungen, teils nach fremden Aufzeichnungen, Oberleutnant Wilhelm von Trotha. Seine Darstellung ist einfacher und volkstümlicher gehalten als die der andern, sodaß sie auch wohl der Jugend empfohlen werden kann, obgleich die Bilder nur das schon tausendfach Gezeigte wiederholen (»Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein«; Leipzig, Hesse & Becker). Übrigens hat auch der Große Generalstab eine authentische Schilderung des Franktireurkrieges in Belgien entwerfen lassen, und zwar auf Grund der Geständnisse der Presse selbst (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). So sehr der ungenannte Verfasser in dieser Aufklärungsschrift mit seiner Person zurücktritt, spürt man doch überall in Aufbau und Darstellungsform den geschulten Schriftsteller. Aus den Kämpfen um Lüttich berichtet in gut gesehenen und packend geschilderten Episoden ein Sanitätssoldat in der Sammlung »Von Schriften zur Zeitgeschichte«, die bei S. Fischer in Berlin in einheitlicher Ausstattung, doch jedes Bändchen selbständig für sich, herauskommt. Das Buch gehört zu den eindrucksvollsten Erscheinungen, die die private Kriegsliteratur bisher gezeitigt hat. Noch ein gut Teil persönlicher und augenblicklicher, um nicht zu sagen impressionistischer gefärbt sind die Kriegsbilder, die Kurt Meyer-Linden, im Felde Leutnant und Adjutant einer Munitionskolonnenabteilung, von der Bezwingung der westlichen Festungen und festungsartigen Geländestellungen entwirft (»Von der Maas bis an die Memel«; Berlin, Fleischel). Es bedeutet einen eigenartigen Reiz, wenn man in diesem durch und durch unpapiernen Buche die Ruhepausen zwischen dem gewaltigen Geschützdonner mit nachdenklichen Reflexionen und launischen Stim-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mungsbildern ausgefüllt findet. Mit ähnlicher Frische, nur militärisch knapper schildert Hauptmann Hans Gobsch seine Kriegserlebnisse aus den Vogesenkämpfen vom August und September 1914: Hohwald, Hochfeld, Erstürmung von Schirrgut und dann die harten Kämpfe an der Meurthe (Heilbronn, Salzer).

Während diese Berichte sich fast alle (mit Ausnahme des Zobeltitzschen Büchleins, das auch bei Meister Hindenburg zu Gast geht) auf dem westlichen Kriegsschauplatz bewegen, nehmen die gesammelten Berichte Paul Schwebers, eines in ähnlichen Aufgaben vielerfahrenen Journalisten, ihren Weg von der Donau zur Maas (»Im Kaiserl. Hauptquartier«; Leipzig, Hesse & Becker). Hier ist auch die Ausstattung trotz ihrer Fülle vortrefflich, ja vielfach neu und eigenartig, da der Große Generalstab selbst manche Aufnahme beigesteuert und ein Weimarer Zeichner, Karl Alexander Brendel, den künstlerischen Buchschmuck geliefert hat. Vollends an die Ostfront führt uns Rolf Brandt in seinen bei Fleischel & Ko. erschienenen Kriegsberichten. Wir erleben in seinen jugendlich feurigen und doch männlichen, besonnenen und ernsten Schilderungen die Tage von Tannenberg, die erste große Schlacht an den Masurischen Seen und die deutsche Offensive nach dem Njemen mit und verweilen dann längere Zeit in dem nach allen Regeln Hindenburgischer »Wasserkunst« befestigten Ostpreußen. Was an diesem kleinen Buche so erfreulich wirkt im Gegensatz zu andern, ist die Ehrlichkeit des Gefühls und das stolze Gemeinschaftsbewußtsein mit unsern kämpfenden, duldenden und leidenden Soldaten. Mehr mit der geläufigen Sicherheit des erprobten Romanschriftstellers erzählt Ernst von Wolzogen von seinen kriegerischen Erlebnissen in Masuren bis zur großen Winterschlacht (Berlin, Ullstein). Welch schöne und bedeutsame Wendung: vom Überbrettel-Baron zum — »Landsturm im Feuer«! Es ist etwas Herrliches um solch feurige Jugend im grauen Haar. Auf Hindenburgs Siegespfaden tasten sich mit Etappenvorsicht Erich Köhrers Winterschilderungen an die preußisch-polnische Schlachtfront heran (Berlin, Concordia). Das beste daran sind die Kulturschilderungen und Kulturdokumente aus den preußisch-russischen Grenzländern; aber auch unter den Bildern überrascht manche neue vielsagende Aufnahme, zumal da sie zumeist erst nach der Winterschlacht in Masuren aufgenommen sind. Militärkritisch in geschichtsvergleichender Methode würdigt Hindenburgs Siege bei Tannenberg und Angerburg (August-September 1914) Hans Riemann in einer bei Mittler erschienenen Studie, die von vier erläuternden Kartenskizzen begleitet ist. An den Schlachten von Cannä und Leuthen wird hier dem Leser vergegenwärtigt, wie Hindenburgs Riesenerfolge sich auf die alten und neuen Erfahrungen der Kriegsgeschichte gründen, wie er sich als ein Meister der Feldherrnkunst in Moltkeschem und Schlieffenschem Sinne gezeigt hat. Der polnische Winterfeldzug der Armee Mackensen ist der Gegenstand der Schilderungen Fritz Wertheimers, die zuerst in der Frankfurter Zeitung erschienen sind (in Buchform bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). Ruhige Sachlichkeit verbindet sich hier mit warmem Empfinden für die Leistungen und Stimmungen der Truppen; eine gediegene literarische Bildung, die sich auf die Kraft des Erlebens verlassen darf, tut allen gefühlsmäßigen und bloß schmückenden Aufputz beiseite, um durch diese Wucht der Wirklichkeit ein festes Band der Zusammengehörigkeit zwischen den Soldaten an der Front und den Kämpfern in der Heimat zu weben, ein Band, das reich ist an Zügen todesentschlossener Tapferkeit, aber auch milder, edler Menschlichkeit. Auch hier fehlt es nicht an wohlgelungenen Abbildungen.

Dem massenhaften Ansturm der Feldpostbriefe gegenüber, den wir zunächst mit gutmütiger Geduld über uns ergehen ließen, sind wir nun von Monat zu Monat kritischer geworden. Um unsre wachsende Unlust gegen diese Gruppe von Kriegsliteratur zu überwinden, bedarf es für die Sammler- und Herausgebertätigkeit einer Persönlichkeit, die für den militärischen Blick und die rechte Unterscheidung zwischen Wahrheit und Dichtung, Wirklichkeit und Phantasie von vornherein bürgt. Wir lehnen deshalb stillschweigend das meiste dieser Erscheinungen ab, empfehlen aber um so lieber und nachdrücklicher die zweibändige Sammlung von Feldpostbriefen, die Hans Leitzen, ein Veteran des Krieges von 1870/71 und ein guter Schilderer seiner damaligen kriegerischen Erlebnisse, bei Zwißler in Wolfenbüttel herausgegeben hat. Die hier gesammelten Stücke sind nicht nur sorgfältig gesichtet, sondern auch übersichtlich geordnet, und vor allem hat der Herausgeber erkannt und festgehalten, daß es sich bei solchen Dokumenten nur immer um das Persönliche handeln kann, nicht um taktische oder gar strategische Zusammenhänge, denen andre Sammlungen in Verkennung ihres Zweckes und Zieles wohl nachjagen.

Auf den Luftkrieg von 1914/15 beschränkt sich die Sammlung von Feldpostbriefen und andern persönlichen Mitteilungen, die ein ungenannter Flugtechniker bei Hesse & Becker in Leipzig veranstaltet und mit eignen Erläuterungen und Darstellungen durchflochten hat. Zu einer fast geschlossenen Vollständigkeit bringen es die Abbildungen von Flugzeugen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flugmanövern, die den Text auf Tiefdrucktafeln begleiten. Ein ähnlich angelegtes und ausgestattetes Buch desselben Verlages, von Vizeadmiral z. D. Hermann Kirchhoff herausgegeben, gilt dem Seekrieg.

Eine Sonderstellung unter den Feldpostbriefen nimmt die von Dr. Eugen Tannenbaum beim Neuen Verlag in Berlin besorgte Sammlung von Kriegsbriefen deutscher und österreichischer Juden ein. Auch dieser Sammler hat den Wert und Zweck solcher Feldbriefe richtig erkannt: je enger der Kreis, an den sich der Schreiber wendet, um so mehr ergreift das Schicksal, das in Worte gepreßt ist, gerade als Ausdruck des Persönlichsten. Aus allen Briefen, die diese Sammlung vereint, spricht der Geist des althebräischen Gebets, aber auch ein durch die Jahrtausende wohlerhaltenes Stück Makkabäertums. Es sind Zeugnisse von Helden, die in einem heiligen Kampfe zu stehen wissen und sich ihres Judentums stolz bewußt sind. Es fehlt auch nicht der ausgesprochen jüdische Humor in seiner ätzenden Form, zwei Briefe sind sogar jiddisch und mit hebräischen Buchstaben geschrieben (hier natürlich übersetzt oder übertragen).

Zu einer möglichst geschlossenen Kette möchte Joachim Delbrück die von ihm bei Georg Müller in München herausgegebene Reihe von Feldpostbriefen gestalten, zu einem Ring, der den ganzen deutschen Krieg umfaßt. Der erste dieser gleichmäßig angelegten und ausgestatteten Bände behandelt den Feldzug in Belgien bis zur Einnahme von Antwerpen, der zweite ist dem Feldzug im Osten bis zur Schlacht von Tannenberg gewidmet, und in seinem Mittelpunkt steht die überragende Gestalt des Generalfeldmarschalls Hindenburg. Was diese Sammlung vor andern auszeichnet, ist ihr einheitliches Programm und ihre Überwachung durch militärische Fachleute, wie Generalleutnant Imhoff und Oberst von Duvernoy. Die Vorteile, die dadurch für die Kriegsbücherei des einzelnen Sammlers entstehen, liegen auf der Hand.

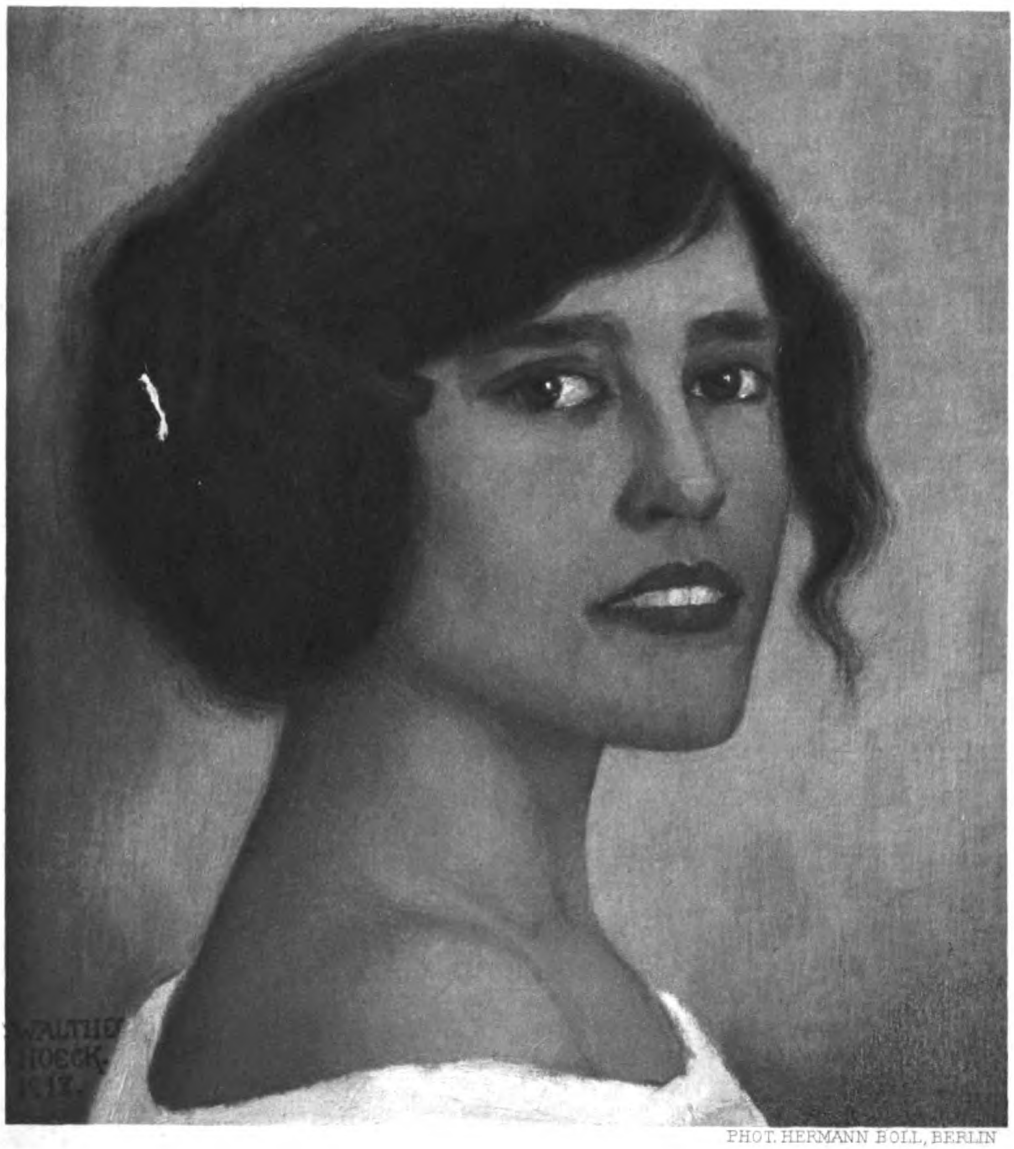
Heldentaten aus dem Völkerringen von 1914 hat unter dem Titel »Husarenstreiche« Heinz Amelung bei Georg Müller in München gesammelt. Wenn man glaubt, daß unsre heutige Kriegführung ein persönliches mutiges Draufgängertum ausschließt, so kann man sich von dieser geschickten und überdies gut illustrierten Sammlung, die allen Waffengattungen, der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, den Jägern, Pionieren, Rad- und Motorfahrern, der Eisenbahner-, Flieger- und Fernsprechtruppe, der Flotte und den Zeppelinen gerecht wird, bald eines Besseren belehren lassen.

Ein deutsches Helden- und Ehrenbuch sonderer Art ist es, das Ernst Boerschel mit Hilfe namhafter Schriftsteller und Geschichtsforscher unter dem Titel »Unser Eisernes Kreuz« herausgegeben hat (Leipzig, Spamer). Indem es sorgsam sammelnd und sichtend aus Quellen der Vergangenheit und Gegenwart die Zeugnisse der Tapferkeit zutage fördert, gibt es leuchtende Kunde davon, wie unter dem Zeichen des Eisens in den letzten hundert Jahren der Deutsche sein Leben dem Vaterlande opferte und mit seinem Blute das Werk der Einigung schuf, das er jetzt von neuem gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen hat. Die Alten und die Jungen, die Helden von 1813/15, von 1870/71 und 1914/15 reichen sich hier die Hände; eine Kette von vier Generationen schließt sich zusammen, eine Phalanx Eiserner-Kreuz-Ritter, in der sich etwas vom Besten und Edelsten unsers Volkes verkörpert — wert, daß sein Gedächtnis kommenden Geschlechtern zur Erhebung und Nacheiferung erhalten bleibe.

Den Ruhmestaten österreichisch-ungarischer Offiziere windet eine vom General der Infanterie Emil von Woinovich und Oberstleutnant Alois Veltzé unter Mitarbeit von Bartsch, Ginskey, Zweig u. a. veranstaltete Sammlung von Episoden aus den Kämpfen ihrer Ostarmeen wohlverdiente Kränze (Wien, Manz). Österreichischer Geschmack und Formsinn bewährt sich in diesem gut und reichlich illustrierten Buche auch darin, daß Feldpostbriefe und Berichte von Augenzeugen nicht einfach mit allen Ungenauigkeiten und Unebenheiten des Augenblicks »zusammengestoppelt«, sondern militärisch überprüft und sprachlich bearbeitet worden sind.

Unter den Kriegschroniken, die den Fortgang des immer größer und gewaltiger sich auswachsenden Kampfes mit ihren Sammlungen amtlicher Berichte und zeitgenössischer Kundgebungen begleiten, behauptet nach wie vor die Beckschе Chronik des Deutschen Krieges (München, C. H. Beck) den ersten Platz. Der kürzlich erschienene dritte Band, wie die beiden ersten ausgezeichnet durch eine klare, bewußte Objektivität und eine unübertroffene Vollständigkeit, die manchmal sogar die Nachrichten der großen Zeitungen noch übertrifft, reicht von Mitte Januar 1915 bis Anfang März 1915. Auch diesmal wieder sind dem Text, der durch eine allgemeine Übersicht des Oberleutnants a. D. K. Freiherrn von Lupin eingeleitet wird, die Bildnisse aller politischen und militärischen Persönlichkeiten eingefügt (geb. ℳ 2,80). Bei Reclam, in Nr. 5739 der Universalbibliothek, bietet Generalleutnant z. D. Metzner in übersichtlicher Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen einen Kriegskalender

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



PHOT. HERMANN BOLL, BERLIN

WALTHER HOECK: DIE ZIGEUNERIN

AUSSTELLUNG IM SOMMER 1914

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

der einstweilen bis zum Ende des Jahres 1914 reicht, aber gewiß fortgesetzt werden wird, da diese Übersicht ebenso praktisch wie bequem und billig ist.

Schon der Geschichtsdarstellung nähert sich das Werk von Prof. Julius v. Pflugk-Harttung: »Die Weltgeschichte ist das Weltgericht« (Berlin, Mittler), das wir schon früher besprochen und gekennzeichnet haben. Der zweite Band gilt dem östlichen Kriegsschauplatz und seinem Helden Hindenburg. Einzelne gut ausgewählte Episoden und Stimmungsbilder beleben den Fluß der nach Zusammenhang und Kritik strebenden Schilderung, die auch sonst die Feder des in ähnlichen Aufgaben geübten Historikers erkennen läßt.

Im übrigen haben die Veröffentlichungen des Generalstabes und die Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier, wie sie bei der Deutschen Verlagsanstalt erscheinen, durch ihre überlegene Zuverlässigkeit manchen Wettbewerb auf diesem Gebiet aus dem Felde geschlagen. Man kennt diese Berichte ja schon aus der Zeitung, ist nun aber doppelt dankbar, sie, die zuerst für eine Zusammenfassung taktischer Einzelheiten zu strategischen Gruppen sorgten, jetzt auch in Buchform zur Hand zu haben. So werden im ersten Heft die kriegerischen Unternehmungen um Maubeuge, Soissons, Hurtbise und im Oberelsaß, im zweiten die Kämpfe im Argonner Wald, im dritten die Ereignisse im Osten, die Winterschlacht in Masuren und die Kämpfe bei Wirballen, geschildert, erläutert und gewürdigt (mit Kartenskizzen). Weitere Hefte beschäftigen sich mit den Kämpfen im Osten (4, 5, 7) bis zur Einnahme von Przemysl und mit den Vogesen-, Maas- und Moselkämpfen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen: Wer sich diese Hefte sammelt, hat die ersten Bausteine zu einer Geschichte des Weltkrieges in der Hand.

Ein glücklicher Einfall liegt dem nach amtlichem Material von Dr. Ernst Seeger bearbeiteten alphabetischen Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten (bis 1. Mai 1915) zugrunde. Ein handliches und praktisches Nachschlagebuch ist so zustande gekommen. Man braucht zum Beispiel nur das Schlagwort »Ypern« aufzuschlagen, um auf vier Seiten eine zeitliche Übersicht aller diesem hart umkämpften Punkte geltenden Operationen zu haben (ebenda).

Neben dem dröhnenden Krieg da draußen geht stiller, aber oft nicht minder zähe, mutig und zukunftsfroh die Kampfarbeit der Daheimgebliebenen einher. Tony Kellen hat es sich zur Aufgabe gemacht, einen Überblick über die Leistungen des deutschen Volkes in der Heimat während des großen Krieges zu bieten. In seinem bei August Lax in Hildesheim erschienenen Buche behandelt er hauptsächlich unsre wirtschaftliche Rüstung, die Kriegsnotgesetze, die Kriegsanleihen, die Sicherung der Ernährung, die Fürsorge für Krieger und Verwundete sowie für die Hinterbliebenen der Gefallenen. Auch kennzeichnet er die Lage der Landwirtschaft, der Industrie und des Gewerbes, des Handels und des Verkehrs und die mannigfachen Maßnahmen der sozialen Fürsorge. Aber auch das geistige und gesellige Leben, die Arbeit der Frauen und der Jugend, die Bemühungen um Förderung deutscher Art und Sitte in Sprache, Mode und Kultur finden ihre Würdigung. In gedrängterer Form behandelt das große wirtschaftliche Problem, das der Krieg uns gebracht hat und das täglich neu vor uns aufsteht, die Schrift von Franz Oppenheimer »Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft«, die in der Fischerschen Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte erschienen ist (Berlin, S. Fischer). Eng daran an schließt sich eine Arbeit des Professors Karl von Noorden in Frankfurt a. M. mit hygienischen Betrachtungen über Volksernährung im Kriege (43. Heft der von Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung »Der deutsche Krieg«; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Auch dem Laien müssen die hier vorgetragenen Anregungen und Winke für eine angemessene Auswahl und Verteilung der Nahrungsmittel höchst wertvoll sein. Der großen wirtschaftlichen und kulturellen Aufgabe, die uns aus dem Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften Ostpreußens erwächst, haben Westermanns Monatshefte vor einiger Zeit einen eignen Aufsatz gewidmet. Jetzt beleuchtet die Frage eine Veröffentlichung des Vereins Heimatschutz in Brandenburg mit Hilfe baukundiger Fachleute nach allen Seiten hin, und eine große Anzahl gut ausgewählter Abbildungen erläutert die Abhandlungen vom Standpunkt moderner Technik und Wirtschaftlichkeit, aber auch von dem des Heimatschutzes und der Denkmalpflege (Charlottenburg, Rob. Kiepert).

Hand in Hand mit diesen der Praxis dienenden Schriften gehen die sittlichen und erzieherischen. Zwei Berliner Theologen, Adolf Deißmann und Reinhold Seeberg, mustern die sittlichen Kräfte der Heimat und suchen von der erhöhten Warte einer gewissenhaften Zeitbetrachtung einen Blick in die Zukunft unsers Vaterlandes zu gewinnen, der heranwachsenden Jugend den Weg zur nationalen Wiedergeburt zu zeigen, den noch kämpfenden Kriegern die Zuversicht zu stärken und den heimkehrenden das Gemeinschaftsbewußtsein mit der Heimat zu stärken. Deißmann wendet sich in seiner Aufsatzsammlung »Deutscher Schwertsegen« (Stuttgart,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche Verlagsanstalt) hauptsächlich an die akademische Jugend; Seeberg sucht den weiten Kreis aller Gebildeten für die von ihm aufgeworfenen sittlichen, erzieherischen und praktisch religiösen Fragen zu erwärmen. Der Titel seiner Schrift »Was sollen wir denn tun?« (Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung) deutet aber schon an, daß er sich gerade von der allseitigen lebendigen Erörterung solcher Fragen das eigentlich Fördernde verspricht. Bei Beck in München läßt Johannes Müller, der Laienprediger von Mainberg, seine mutig aufbauenden Reden über den deutschen Krieg erscheinen, bei Bruckmann Houston Stewart Chamberlain eine neue Folge seiner zu so erstaunlicher Verbreitung gelangten Kriegsaufsätze. Diesmal wendet er sich unmittelbar dem gegenwärtigen Kriege zu: der erste Aufsatz behandelt die Grundstimmungen in England und Frankreich, der zweite die Umstände, die den Krieg unvermeidlich gemacht haben, der dritte die zu erhoffende Zukunft. Eigne Erinnerungen und Erfahrungen des Verfassers verketten sich auch hier wieder mit den weitblickenden und großzügigen Forderungen einer kühnen und charaktervollen Persönlichkeit, die sich jetzt ganz als Soldat für deutsche Art und Sitte fühlt, deren zuversichtliches Hoffen aber auf Wirklichkeiten fußt und überall den Willen zur Besserung stärkt. Seine Huldigung an den deutschen Genius, den Genius der wohlgerüsteten Stärke, der Arbeit, der Erfindungskraft, der Ritterlichkeit, Ehrlichkeit und Opferbereitschaft bringt der Österreicher Joseph Aug. Lux in Gestalt eines Buches über deutsche Charakterkultur dar, das sich »Deutschland als Welterzieher« nennt (Stuttgart, Union). Hier wird nicht Krieg geführt, hier wird in friedlich-beruhigter, doch warmherziger Darstellung das Bild des inneren Deutschlands von 1914/15 aufgedeckt, wird die Schönheit der deutschen Seele, die Siegerkraft des deutschen Geistes im Wirtschafts-, Gewerbe-, Kunst- und Wissenschaftsleben geschildert. Wer dies Buch liest, wird ihm eine Stunde vaterländischer Andacht und Erhebung zu danken haben.

Auch Eduard Engels »Tagebuch von 1914/15« gehört in diese Reihe. Wie Chamberlain, so hat man auch ihm eine Überspannung des Deutschbewußtseins vorgeworfen und sich bei den kräftigen Hieben, die Engel, unbekümmert um Freund oder Feind, nach rechts und links verteilt, wohl an die streitbare Art Johannes Scherrs erinnert gefühlt. Möglich, daß Engel mit seinem Auftrumpfen gegen alles, was nach fremder Herkunft und nach fremder Neigung schmeckt, manchmal zuviel des Guten tut, aber er gehört nun mal zu denen, die mit Stolz auch als Daheimgebliebene die Waffen des Mitkämpfenden tragen, und er darf sich das Zeugnis ausstellen, seinen Vaterlandsstolz nicht erst, wie mancher andre Kampfhahn dieser Tage, mit dem Kriegsausbruch entdeckt zu haben. Im übrigen ist sein jetzt bis zum Heft 21 gediehenes Buch (Braunschweig, Westermann) doch mehr ein Friedens- als ein Kriegsbuch, so heftig es darin oft auch wettert. Hier findet man all die kleinen und großen Vorfälle und Geschichten wieder, die man in Tageszeitungen gelesen hat und gern hätte behalten mögen, die dann aber doch in einem unerhörten Hagel von Neuigkeiten, Merkwürdigkeiten und Überraschungen bis auf einen letzten leisen Gedächtnisschimmer verlorengegangen sind. Bei Engel feiert man ein bald fröhliches, bald schmerzliches Wiedersehen mit ihnen, und deshalb mag dieses Buch hoffen, sich als ein Erinnerungsbuch bester Art in deutschen Familien von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben. — Im kleinen und meistens auf den Kreis der Familie beschränkt, sucht Ernst August Thürings Tagebuch die heilige Stimmung der ersten Tage des Weltkriegs festzuhalten (»Die heilige Zeit«; Leipzig, Hesse & Becker): ein Vater schreibt hier für seine Kinder, ein in Bismarcks Geist großgewordener Vaterlandsfreund für die kommenden Geschlechter, die das Erbe der Väter zu hüten haben werden.

Eine Sonderstellung und eine Sonderwürdigung darf Graf Zichys »Buch des Einarmigen« für sich in Anspruch nehmen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Man kennt Graf Zichys trauriges Schicksal: in der Jugend verlor er auf der Jagd den rechten Arm. Aber sein Wille, seine zähe Energie überwand das Gebrechen. Er wurde nicht nur ein fröhliches, tätiges Mitglied der Gesellschaft, sondern auch als Schüler Liszts ein nicht unbedeutender Klavierkünstler, der sich in öffentlichen Konzerten ehrlichen Beifall holte, ja sogar ein Meister in allerlei mannhaftem Sport. An dem, was er sich so selber erobert, möchte er nun auch all die Tausende von Unglücklichen teilnehmen lassen, die im Kriege für das Vaterland der gleiche schwere Schicksalsschlag getroffen hat, wie ihn beim Weidwerk. Und so zeigt er ihnen an praktischen Beispielen, die durch Abbildungen anschaulich erläutert werden, wie sie es möglich machen können, die fehlende Hand oder den fehlenden Arm bei den Verrichtungen des Alltags, bis zum Reiten und Jagen, zu ersetzen. Der bekannte Chirurg Professor von Eiselsberg hat recht, wenn er in der Einführung sagt, daß Graf Zichy mit seinen Ratschlägen gerade jetzt reichen Segen stiften kann, gibt es doch für den Kriegsversehrten nichts Tröstlicheres als die Hoffnung, wieder ein nützlich dienendes Glied in der Kette der tätigen Mitmenschen zu werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einer Zeit, die in so erschreckendem Maße unsre Vereinzelung, um nicht zu sagen Verhaßtheit in der Welt erwiesen hat, geziemt es sich doppelt, den Blick über die reichsdeutsche Heimat hinaus auch auf die Länder und Völker zu richten, die uns die Treue halten oder doch eine wohlwollende Neutralität gönnen. Wie ein Teil unser selbst, in dem Sinne des Uhlandischen Liedes vom treuen Kameraden betrachten wir heute unsern Bundesgenossen Österreich, und deshalb sollen uns auch die österreichischen Eindrücke und Stimmungen, die Adam Müller-Guttenbrunn in einer Reihe von Aufsätzen, anfangend mit dem Mord von Sarajewo, endigend mit der Kriegsweihnacht 1914, unter dem Titel »Völkerkrieg« gesammelt hat, willkommen sein, als käme dies Buch aus unsern eignen Reihen (Graz, Ulrich Mosers Buchhandlung). Spricht doch hier ein Schriftsteller, der zeit seines Lebens mit heißem Herzen und unerschütterlichem Mut den deutschnationalen Standpunkt verfochten hat, auch als Gefahr an Leib und Gut damit verknüpft war. Eine Lanze für das österreichisch-ungarische Heer bricht der kgl. preußische Major a. D. E. Moraht, ein Militärschriftsteller guten Rufes, in einer bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienenen Schrift. Schon seit Beginn des Krieges hat Moraht auf die schwere und dabei höchst undankbare Aufgabe hingewiesen, die unserm Bundesgenossen in diesem Kriege zugefallen ist. Auch in den Tagen der sogenannten »Mißerfolge« verlor er niemals das Zutrauen zu ihrem Siegerwillen und ihrer endlichen Siegeskraft. In Wort und Schrift trat er der Nörgelei und Verkleinerungssucht entgegen, die sich in Deutschland da und dort bemerkbar machten, bis sich dann in Westgalizien sein gutes Vertrauen so glänzend rechtfertigte. In seiner neuen Schrift (»Unser gemeinsamer Krieg«) hat Moraht nunmehr die »Bundestreue der Tat« im Zusammenhange gewürdigt. Wir sehen die Karpathen mit ihren verschiedenen Kriegsschauplätzen und verweilen einige Zeit vor Przemisl; glänzende Heerführer, wie Hötzendorf, Szurmay, Pflanzer-Baltin, mit ihren Offizierkorps und Armeen treten lebendig vor uns hin — in allem, was Moraht sagt, spürt man die unverfälschte Kraft einer ehrlichen fachmännischen Überzeugung.

Auch aus der Schweiz bringen freundlichere Stimmen zu uns, als der Judas von Zürich sie uns vernehmen ließ. Mit Dank und Freude möchten wir auf die Gedanken eines Deutsch-Schweizers hinweisen, die Dr. Paul Wernle, Professor an der Universität Basel, in einer bei Rascher & Ko. in Zürich erschienenen Schrift niedergelegt hat. Durch ihre strenge Sachlichkeit, ihre edle Sprache und vornehme Gesinnung hebt sich diese Schrift »Wir Deutsch-Schweizer« aufs vorteilhafteste von den leidenschaftlich gehässigen Auslassungen jenes andern, nur sogenannten Deutsch-Schweizers ab. Zur Kennzeichnung diene der eine Satz: »Wir würden selbst verzichten auf einen guten Teil der Größe unsrer Zeit, wenn wir gerade jetzt abrücken wollten von unsern deutschen Freunden, da die allerfurchtbarste Not und Gefahr über sie gekommen ist, und es für sie heißt: Siegen oder sterben für des Vaterlandes Erhaltung und Ehre.« Und hinter dieser Schrift, ihrer Überzeugung und ihrem Bekenntnis steht, wie dem Verfasser durch zahlreiche Zuschriften von gutschweizerischer Seite aus allen Teilen seines Vaterlandes bezeugt worden ist, ein guter Teil seiner Landsleute. Wir wünschen dem kleinen Heft zu unsrer, aber auch zu der Schweizer Ehre die weiteste Verbreitung.

Unserm Bundesgenossen im Orient gelten zwei politisch-wirtschaftliche Studien. In dem einen dieser Bücher, dem kleineren (»Die Zukunft der Türkei im Bündnis mit Deutschland«; Leipzig, K. F. Koehler), zeigt Wilhelm T. Béla, welche gewaltigen Fortschritte das osmanische Volk in den letzten beiden Jahren gemacht hat, und welche große wirtschaftliche Zukunft der Türkei an unsrer Seite winkt. Die praktischen Hinweise, die Béla für die wirtschaftliche Erschließung der Türkei gibt, wird der deutsche Handel sich hoffentlich zunutze machen. Das andre Buch kommt von Ernst Jäckh, einem unsrer besten Orientkenner. Heute wissen wir, daß Jäckh, der sich schon unter dem Eindruck der jungtürkischen Revolution des Jahres 1908 zu der Hoffnung auf eine glückliche türkische Entwicklung bekannt hat, mit seiner zielbewußten Orientpolitik recht behalten wird. Wir dürfen deshalb die Neuauflage seines seit einiger Zeit vergriffenen Buches »Der aufsteigende Halbmond« um so mehr willkommen heißen, als sie eine Anzahl neuer, erst unter dem Eindruck der letzten Ereignisse niedergeschriebener Aufsätze enthält (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die Vergangenheit bestätigt hier die Gegenwart, und die Gegenwart verbürgt eine glücklichere Zukunft.

Einem neuen und eigenartigen Versuch, die gegenwärtige schwierige internationale Lage zu unserm Vorteil zu lösen, begegnen wir in der Schrift »Deutschland und der Orient« von Theodor Springmann jun. (Hagen i. W., Otto Hammerschmidt). Von drei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus, die seit Jahren das Leben des Verfassers abwechselnd bewegt und gestaltet haben, und gestützt auf lange Erfahrung, wird das Thema vom »Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet« behandelt: vom Standpunkt der Patrioten und jetzigen Soldaten, vom Standpunkt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Ingenieurs und Großindustriellen (der eigentlichen Berufe des Verfassers) und vom Standpunkt des Freundes und Forschers der orientalischen Kultur. Alle drei führen zu gleicher Beantwortung der Frage: niederringen können wir England, unsern gefährlichsten Gegner, der die großen Bündnisse gegen uns geschmiedet hat und in Zukunft weiter schmieden wird, nur im Orient. Der gegenwärtige Krieg, meint Springmann, sei erst die erste Phase des großen Ringens zwischen Deutschland und England um die Vorherrschaft, eines Ringens, das in Asien endgültig entschieden werden wird.

Und nun zu unsern Feinden! Wir machen es kurz, denn niemand wird uns zumuten, länger als nötig in dem Schlamm und Schmutz ihrer Lügen und Verleumdungen zu verweilen. Aber lehrreich ist es doch, sich einmal mit ihren Karikaturen auf uns zu beschäftigen. Wir finden eine ganze Sammlung solcher Zerrbilder in dem unterhaltenden Buche, das Dr. F. R. Stieve im Münchner Delphin-Verlag hat erscheinen lassen (mit 80 Karikaturen). Das Kostbarste daran aber ist, daß diese Bilder umrahmt werden von Aussprüchen französischer, englischer, russischer, japanischer und belgischer Berühmtheiten, wie sie über unser deutsches Volk und Land, unsre deutsche Kultur und Kunst, Politik, Technik und Wissenschaft — vor dem Kriege laut geworden sind. Und was begegnet uns da? Ein vielstimmiges Lob, ein wahrer Hymnus auf unsre Verdienste in den verschiedensten Zweigen menschlicher Gesittung. Freude und Stolz erfüllt uns, wenn wir jetzt diese feindlichen Anerkennungen lesen, und wir wissen nun ein für allemal, auf welche häßlichen Gemütsstimmungen wir den Umschwung zurückzuführen haben. Und wollen wir insbesondere den englischen Charakter von heute und gestern noch näher kennenlernen, so brauchen wir nur die in der Fischerschen Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte erschienenen Auszüge aus Theodor Fontanes »Sommer in London« zur Hand zu nehmen. Dieser unbeirrbare Menschenkenner hat schon vor siebzig Jahren trotz aller Bewunderung im einzelnen die Ahnung von der Götterdämmerung des englischen Weltreichs gehabt, hat sie ausgesprochen und mit dem Wissen und Weltblick, die ihm eigen, bekräftigt. Mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug der Gegenwart wird »Englands Gesicht« in einem Bändchen der bei Ullstein erscheinenden Schriftensammlung »Männer und Völker« beleuchtet und untersucht. (Jeder Band 1 *M.*) Sechs deutsche Gelehrte, darunter der Staatsrechtslehrer Liszt, der Volkswirtschaftler Jastrow, der Religionsforscher Frhr. von der Goltz und der Geschichtschreiber Roloff, entwerfen hier, unbeeinflußt vom Haß oder Zorn der feindseligen Stunde, doch aus tiefster Überzeugung von Deutschlands innerer Überlegenheit, ein wahrheitsgetreues Bild vom britischen Volkscharakter, dem höllischen Mutterschoß dieses Krieges.

Und Frankreich? Und Paris? Wie es dort im Westen zugeht, lehrt uns das Buch von C. A. Bratter, dem Angehörigen eines neutralen Staates, der sich als Journalist während des Krieges mehrere Tage in der französischen Hauptstadt aufgehalten und mit offenen Augen ohne Vorurteil seine Beobachtungen aufgezeichnet hat (»Im Krieg in Paris«; Berlin, Concordia). Was er gesehen hat, er, der doch ehrlich beflissen war, die Wahrheit über den Seelenzustand der Franzosen, über ihre Hoffnungen und Befürchtungen, über die Wirkungen des Krieges auf Geist und Moral, auf Kunst und Literatur an Ort und Stelle zu ergründen, ist ein innerlich geschwächter, haltloser, vom Opiumrausch schattenhafter Illusionen benebelter Feind, der dem inneren Zusammenbruch näher steht, als wir es in Deutschland bisher ahnen.

Ein fröhliches, tröstliches und erhebendes Kapitel zum Schluß: Krieg und Kunst. Die Befürchtungen, die wir zu Anfang dieses furchtbaren Völkerringens alle hegten, haben sich Gott sei Dank nicht erfüllt. Die Kunst blüht weiter, auch im Granatfeuer und Kugelregen. Künstlerische Erzieher des Volkes, wie Hermann Muthesius in seiner Schrift »Die Zukunft der deutschen Form« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), bemühen sich gerade jetzt mit heiligem Eifer, der deutschen Kunst und Kultur das Gesicht zu zeigen, das ihr auf dem Wege ihrer Wiedergeburt voranleuchten, dem sie mit allen Kräften zustreben muß; deutsche und österreichische Schulmänner wie der Wiener Alexander Hartmann zeigen uns in einer Sammlung von Kinderzeichnungen, wie der Krieg anregend und vertiefend auf Phantasie und Gemüt der Jugend wirkt (Märzheft 1915 der Zeitschrift »Kunst und Schule«; Wien, Gerlach & Wiedling); deutsche Zeichner haben sich vereinigt, um ihre neue, aus dem großen Erlebnis dieses Krieges geborene Kunst in billigen Heften unters Volk zu tragen. Wir nennen hier mit besonderer Anerkennung und Empfehlung die Künstlerblätter, die der Wirtschaftliche Verband bildender Künstler in Berlin unter dem Titel »Wachtfeuer« im Zirkelverlage zu Berlin erscheinen läßt, wöchentliche Heftchen, die Maler und Zeichner wie Ernst Bischoff-Culm, Hans Baluschek, Lovis Corinth, Max Fabian, Philipp Franck, Friedrich Kallmorgen und andre zu ihren ständigen Mitarbeitern zählen. In den Texten und Gedichten überwiegt das Lustig-Satirische, in den Bildern herrscht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— wenigstens dem künstlerischen Maßstab nach — der Ernst vor. Nicht wie der Krieg aussieht, soll hier gezeigt werden, sondern wie er empfunden und wie diese Empfindung künstlerisch ernst und heiter widergespiegelt wird.

Von Adolf Hengelers »Tagebuch 1914« haben wir schon früher, mit Hilfe einer Probe daraus, berichtet. Jetzt ist die fünfte Mappe davon bei Karl Schnell in München erschienen, und wieder dürfen wir unsre helle Freude an dem schlagfertigen Witz, der Kraft und dem Farbenreiz dieser insgesamt 30 Blätter haben (je sechs Bilder; Preis 4 ℳ). Hengeler malt King Edward, wie er Drachenzähne aussät, das perfide Albion, wie es sich, hellen Angstschweiß auf der Stirn, dem Teufel verschreibt, oder den englischen Merkur, vor unserm »Emden« Reißaus nehmend. Sogar ein gut deutsches, echt kindliches farbiges Bilderbuch hat der Krieg schon gezeitigt. General Hindenburg ist sein Held, Arpad Schmidhammer der Verfasser der lustigen Verse und der Maler der noch lustigeren Bilder (Mainz, Jos. Scholz). Ohne der sonst so beliebten Karikatur Zugeständnisse zu machen, ist hier der Krieg, seines bitteren Stachels beraubt, in das Gesichtsfeld und Gefühlsreich der deutschen Kinderstube übersetzt, die heute mehr denn je ihre Lust an Uniform und blanken Waffen hat.

Das im Verlag der Münchner Graphischen Gesellschaft Pick & Ko. erscheinende Sammelwerk »Der Völkerkrieg im Bilde« hat mit dem zehnten Hefte seine zweite Mappe abgeschlossen. Es sind meistens Reiter-, Artillerie- und Seekämpfe, die hier in wirkungsvollen, doch manchmal wohl etwas stark zugestutzten Szenen von Malern wie Willy Brandes, Christian Speyer, Viktor Schramm u. a. festgehalten werden. Dadurch kommen außerordentlich malerische Blätter zustande, doch wird man es mit Freuden begrüßen, daß hinfort auch die Augenblicksskizze, gezeichnet von Künstlern im Felde, in ihr gutes Recht treten soll.

Doch nicht zuviel des Scherzes in dieser ernsten, schweren Zeit. Wir denken an Ostpreußen, und unser Lachen erstickt jäh in sich selber. Wie Land und Volk gelitten haben, vermag uns das Wort kaum zu schildern. Eher schon der Stift des Zeichners, der Pinsel des Malers. Dettmann konnte es in seinen flammenden Gemälden, Bischoff-Culm in seinen herben Zeichnungen, und auch dem Berliner Bruno Bielefeldt gelingt es, wie uns eine vom Dürerbund herausgegebene Mappe mit elf großen Kohlezeichnungen »Aus Ostpreußens Not« beweist (München, Callwey; 5 ℳ). Was sie zeigen? Jede Beschreibung würde ihre stumme Sprache der ergreifenden Wirkung berauben. Also begnügen wir uns mit der Wiedergabe einer Stelle aus Edgar Alfred Regeners Begleittext, der eben nur die Gesamtstimmung zu kennzeichnen sucht. »Nichts«, heißt es da, »ist ergreifender auf den weiten Kampfgefilden mit ihren zerstörten Gehöften und zerschossenen Dörfern, mit den unbestellten Äckern und verwildernden Wäldern als die gewaltige Einsamkeit, die Verlassenheit. Eine moosbedeckte, bretterbeschlagene masurische Kate: die alte prächtige Linde, die noch im Sommer der Sonne wehrte, ist von einer Granate geknickt wie ein Streichholz, und aus den Splintern fließt das harzige Leben hin. Hier ein Acker mit Pferdegerippen, die der Regen bloßgeschwemmt hat — das übrige taten die Hunderttausende von Krähen. Wo wir in Dörfer kommen, schreit grausam und nüchtern die Not aus den umgestürzten Mauern. Nur einmal klingt ein versöhnlicher Trost aus den Bildern: umrahmt von geschwärzten Tür- und Fensterresten steht das trutzige Neidenburger Schloß, ein Symbol der deutschen Stärke, die weiterlebt.« Als ein Denkmal dieser Zeit werden die Blätter vielen wert und willkommen sein. Ihre technische Ausführung ist der Sache würdig; der Ertrag soll der Kriegsarbeit des Dürerbundes zugute kommen.

Es braucht aber nicht einmal immer die Gegenwart zu sein, aus der die Kunst des Krieges schöpft. Auch Bilder eines älteren Meisters der Schlachten- und Soldatenmalerei, wie der Stuttgarter Robert Haug einer ist, beleben und vertiefen unser Mitfühlen mit dem, was Krieg und Kampf, Gefahr und Todesnot für unser Seelenleben bedeuten. Der Kunstwart legt uns eine Haugmappe mit sechs großen Maschinengravüren zum Preise von 2½ ℳ vor, und in diesen Blättern empfinden wir mit dem Geist des großen Kampfes von 1813, der uns aus ihnen entgegenweht, auch den Geist dieser noch größeren Zeit. Hier ist kein hurraschreiendes Pathos, sondern alles durchgeistigter Stoff und durchlebte Heldenstimmung.

Von den ernsten Bemühungen unsrer Bildhauer und Baukünstler um künstlerisch würdige Kriegergrabmäler wissen unsre Leser durch den Aufsatz von Börner. Wie eifrig und gründlich an dieser Aufgabe auch in andern Kreisen gearbeitet wird, zeigt uns u. a. ein Vortrag, den Franz Studniczka mit 10 Abbildungen im Text und 24 Tafeln über »Griechische Kunst an Kriegergräbern« bei Teubner in Leipzig veröffentlicht. Unsre Gegenwart kann die edlen, großen und starken Formen an diesen Schöpfungen des Altertums lernen, der Gehalt, die Gefühlsstimmung müßte aber doch anders sein: nur aus deutschem Geist und Empfinden können die Denkmäler geboren werden, durch die wir Dank und Gedächtnis für unsre gefallenen Helden der Nachwelt überliefern. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Notizen

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. (München, Callwey; mit 180 Abbildungen; geh. 12 *M*.) Der Krieg hat das Erscheinen dieser vornehmen und kostspieligen Veröffentlichung nicht zu unterbrechen vermocht. Es wäre auch schmerzlich zu bedauern gewesen, denn dies Jahrbuch hat es sich zur Aufgabe gemacht, den auf öffentliche wie private Sammlertätigkeit gerichteten künstlerischen Bestrebungen, in erster Linie in Bayern und Süddeutschland, dann überhaupt der kunstwissenschaftlichen Forscherarbeit als Mittelpunkt zu dienen, ferner unbekannte oder bisher noch wenig beachtete hervorragende Kunstdenkmäler vorwiegend der genannten Gegenden ausführlich zu würdigen. Daneben wird in jedem Hefte mit Hilfe reicher und guter Bilder über bedeutsame Bereicherungen sämtlicher bayerischer Staatssammlungen und andrer süddeutschen Sammlungen berichtet. Das vorliegende Doppelheft eröffnet ein umfangreicher, gründlicher Beitrag von Professor Fritz Knapp über »Würzburg und seine Sammlungen«; sodann bespricht Dr. Adolf Feulner unbekannte Bauten des um die Mitte des 18. Jahrhunderts wirkenden Münchner Baukünstlers Johann Michael Fischer in Osterhofen, Schärding, Fürstenzell und Gossenzugen. Dr. Georg Habich, der Leiter des Münchner Münzkabinetts, beweist die Urheberschaft des begabten Medailleurs Joachim Deschler an der Otto-Heinrich-Büste im Louvre, einem köstlichen Werke der Marmor-Kleinplastik des mittleren 16. Jahrhunderts. Ferner gibt Prof. Georg Swarzenski einen Überblick über die bedeutenden Gemälde der Sammlung des Prof. Otto Lanz in Amsterdam, und Hans Stöcklein beschäftigt sich mit »Orientalischen Waffen aus der bayrischen Residenzbüchsenkammer«, wobei besonders die Entwicklung der Ornamentik der Gewehrläufe verfolgt wird.

*

Wird unser Schrifttum nach dem Kriege ein andres Gesicht bekommen? Mit dieser Frage beschäftigt sich Wolfgang Schumann in einer Flugschrift des Dürerbundes (»Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg«; München, Callwey). Nach den Erfahrungen der früheren Kriege, auch dem von 1870, der uns das einige Deutsche Reich gebracht hat, müßte man die Frage verneinen. Schumann neigt zu dieser Voraussage auch für den gegenwärtigen, weit gewaltigeren und tiefer ins Volkstum dringenden Krieg. Die Gründe dafür sucht er im Wesen der Gegenwart, indem er die Entstehung und das Wachstum des schönen Schrifttums seit 1885 betrachtet, sein Verhältnis zur Wirklichkeit sowie seine Lebenswerte und Lebensbedingungen und seine führenden Persönlichkeiten würdigt. Dabei kommt er zu dem Schluß, daß von diesen Lebensbedingungen sich sehr wenige und diese wenigen wenig verändern können durch unmittelbare Wirkung des Krieges. Doch erhofft er, daß seine Ausführungen diesem oder jenem ernsten Leser unsern literarischen Besitzstand etwas ins Licht rücken und daß sie ihm helfen werden, sich zurechtzufinden, sich von Gegenwart und Zukunft so weit ein Bild zu machen, wie das augenblicklich möglich ist.

*

Antike Technik. Sechs Vorträge von Hermann Diels (Leipzig, Teubner; mit 50 Abbildungen und 9 Tafeln; geb. *M* 4,60). Diese Vorträge beabsichtigen, weiteren Kreisen der Gebildeten, vor allem der Jugend unsrer höheren Schulen, ein Bild von dem regen Leben zu geben, das in der Technik des griechisch-römischen Altertums geherrscht hat. Es wird dadurch der innige Zusammenhang klar, der auch auf diesem Gebiete die Alte Welt mit den Aufgaben und Errungenschaften unsrer heutigen technisch veranlagten Zeit verbindet. Der erste Vortrag zeigt das Verhältnis der antiken Wissenschaft und der Mechanik zueinander, das ein ähnliches war wie heute, mit gleich fruchtbaren Wirkungen. Die weiteren Vorträge behandeln: Antike Türen und Schlösser, die ältesten Zeugnisse antiker Technik; Dampfmaschine, Automat und Taxameter im Altertum als Vorläufer modernster Erfindungen; antike Telegraphie und antike Artillerie, interessante Versuche der Überwindung des Raumes, wenn auch noch ohne Elektrizität und Pulver, und endlich die antike Chemie und Alchemie in ihrer merkwürdigen Verbindung von Wissenschaft und Aberglauben.

*

Noch immer, ja heute mehr denn je, sind es die großen Persönlichkeiten, an denen sich das Herz der Jugend begeistert. Es brauchen nicht immer Helden der Tat, es können auch Pioniere der Wissenschaft und Leuchten der Forschung sein, an deren Vorbildern sich ihre Nacheiferung entzündet. Ein neuer Band der bei Teubner erscheinenden Schmidschen Naturwissenschaftlichen Bibliothek macht sich diese pädagogische Erfahrung zunutze, indem der Verfasser, Prof. Dr. Felix Lampe, in seinen Bildern aus der Geschichte der Erdkunde die Persönlichkeiten der Großen Geographen in den Vordergrund rückt, kühner, aber auch gelehrter und besonnener Männer, die durch ihre Forscher- und Entdeckertaten an der Entschleierung der Haupt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

züge im Antlitz der Erde teilgenommen haben. Straffe Bezugnahme auf Gesittung, wirtschaftliche und politische Zustände in den einzelnen Jahrhunderten läßt hier das Ringen um Erkenntnis von der Erde als Bestandteil, ja Ausfluß der jeweiligen Bildungsverhältnisse und die Geschichte der Geographie als ein wesentliches Stück der Entwicklung menschlicher Kultur erscheinen.

*

Im Inselverlag ist eins der wichtigsten Quellenwerke über die Belagerung von Paris im Jahre 1870/71 neu erschienen: Wilhelm Cahns Tagebuchaufzeichnungen »Im belagerten Paris« (geh. 3 ℳ), ein äußerst inhalt- und aufschlußreiches Werk, von dem schon Theodor Mommsen gesagt hat, daß es ihn besser in den Geist der Zeit eingeführt habe als dickleibige Geschichtswerke. Die Aufzeichnungen beginnen mit dem 5. Juli 1870, den ersten politischen Vorboten der spanischen Thronfolgefrage, und enden mit dem 24. Juli 1871, wo Cahn, der Sekretär der bayrischen Gesandtschaft, wieder nach Paris in sein Amt zurückkehrt, das er während des Krieges mit dem eines Attachés der schweizerischen Gesandtschaft in der französischen Hauptstadt vertauscht hatte.

*

Mit Spezialfragen, wie dieser Krieg sie so massenhaft aufwirft, beschäftigen sich zwei kleinere Flugschriften, die aus der endlosen Schar dieser Plänkler hervorgehoben zu werden verdienen. In der einen erteilt Leo Sternberg Herrn Romain Rolland eine derbe Antwort auf seinen unverschämten »Offenen Brief«, in dem er ihm die Goethische Maske eines Ehrenwächters der Zivilisation und leidenschaftslosen Vermittlers zwischen den Völkern vom Gesicht reißt und ihn als gehässigen und verbohrten Feind deutschen Wesens entlarvt. In der zweiten schildert der in Göttingen studierende junge Inder A. Raman Pillai, den unsre Leser aus seinem Aufsatz über Indien kennen, unser Deutschland als Indiens Hoffnung, nicht etwa nur mit billigen Redensarten, sondern gestützt auf unwiderlegliche Zahlen aus Handel und Volkswirtschaft und hundertjähriger Geschichte (Göttingen, Spielmeyers Nachf.).

*

Im Nachlaß Theodor Fontanes fand sich ein Roman mit dem Titel »Mathilde Möhring«. Ob er als ganz vollendet und abgeschlossen betrachtet werden darf, wissen wir nicht. Aber von einem Meister der Erzählungs- und Unterhaltungskunst, wie Fontane einer war, soll uns auch ein Bruchstück wert sein, zumal wenn wir es so bequem und wohlfeil haben können wie jetzt in der Fischerschen Bibliothek zeitgenössischer Romane (Berlin, S. Fischer; 6. Reihe, Bd. 5; geb. 1 ℳ). Wie immer bei Fontane ist die Handlung sehr einfach; aber was in den Charakteren und ihren Schicksalen steht, ist voller Menschenkenntnis und Lebensweisheit. Der Meister der Wahrhaftigkeit und Unbestechlichkeit hat all seinen Sarkasmus, seine im Alter ständig gewachsene Schonungslosigkeit, seine eigenwillige Laune und doch auch wieder sein gütiges Verstehen in die scharfen Umrisse dieser Gestalt gezeichnet. Daß das Gesellschaftliche, sowohl aus Berlin als auch aus Woldenstein in Posen, reizend geschildert ist, versteht sich bei Fontane von selbst.

*

Die klassische Dichtung der Römer. Von Prof. Dr. Karl Heinemann (Leipzig, Ad. Kröner; geb. 1,20 ℳ). Dieses kleine Buch ist in derselben Absicht geschrieben wie die vor zwei Jahren erschienene Geschichte der klassischen Dichtung der Griechen von demselben Verfasser. Es wendet sich an alle, die durch den Bildungsgang ihrer Jugend Freunde der römischen Dichtung geworden sind; nicht weniger aber auch an die gebildeten Männer und Frauen, die, ohne die Sprache der Römer zu verstehen, sich mit ihrer Poesie befreunden wollen. Zu dem Zweck sind viele Proben und gute Übersetzungen eingefügt.

Über Klassikerausgaben (München, Callwey). Diese neue Dürerbundflugschrift will dem Käufer Rat erteilen, wie er sich durch die Fülle der heute zum Verkauf stehenden Ausgaben unsrer deutschen Dichter durchfinden und diejenige auf Grund eigner Erkenntnis auswählen kann, die für ihn oder den Empfänger am besten geeignet ist. Die Schrift bringt eine kritische Besprechung des gesamten Ausgabewesens überhaupt und behandelt dann sowohl die Klassikerreihen wie einzelne Ausgaben und Reihenausgaben einzelner Werke, sie sucht ferner den Leser durch genaue Angaben in Listen- und Schemaform, aber auch durch Erörterung der verschiedenartigen Bedürfnisse gewissenhaft zu beraten. Sowohl der Käufer wie der Buchhändler findet die Gesichtspunkte herausgehoben, die bei Klassikerausgaben beachtenswert sind.

Eine andre Flugschrift des Dürerbundes (ebenda; geh. ½ ℳ), von Dr. Erwin Ackerknecht, dem Leiter der Stettiner Stadtbibliothek, besorgt, stellt in übersichtlichen Listen billigen Lesestoff für Lazarette und Feldtruppen zusammen. Die Auswahl stützt sich auf erprobte Praxis, darf aber den Anspruch erheben, auch nach dem Kriege und außerhalb der Welt des Feldgraues gewürdigt und genutzt zu werden. Es ist erstaunlich, wieviel guten Lesestoff wir in Heftchen von 10 bis 50 ₰ haben!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Petőfis Gedichte legt uns die auf seinen Namen getaufte Gesellschaft in einem bei aller Gediegenheit der Ausstattung wohlfeilen Bande (Leipzig, Hesse; geb. 2 ℳ) in dritter Auflage vor. Unwiderstehlich ist noch heute der Zauber dieser wilden Wehmutspoesie, die wohl leidenschaftlich anklagt, übermütig schwärmt, harmlos-fröhlich schäkert, die sich aber auch immer wieder von der melancholischen Natur ihrer ungarischen Pußtaheimat zur Ruhe wiegen läßt. An Lenau müßten wir denken, wenn nicht überall doch etwas Frembes, Exotisches sich einmischte, das die Vertraulichkeit entfernt. Die Stimmungsmalerei aber ist hier wie dort das Bezeichnende und Schönste, und ihr gerecht zu werden, darauf hat denn auch der Übersetzer Ladislaus von Neugebauer augenscheinlich sein Hauptbestreben gerichtet: Kenner wie M. Jókai und Friedrich Bodenstedt bestätigen ihm das in ihren Vorworten, und mehr noch bescheinigt es ihm die Petőfi-Gesellschaft, wenn sie gerade diese Ausgabe als die ihre dem deutschen Publikum bietet. Auch eine biographische Einleitung ist beigegeben.

*

Unlängst hat auch der volkstümlichste schwedische Dichter, der Lyriker Bellmann (1740 bis 1795), seinen deutschen Übersetzer gefunden: Felix Riebner hat mit kunstfertiger Treue die Wein- und Weiberlieder dieses gewaltigen Kneipenpoeten übertragen und mit einem biographischen Abriß eingeleitet, dem Prof. Roethe eine zur Lektüre Lust und Liebe machende Einleitung vorausschickt. Dieser Band Episteln strotzt von Leben und Kraft, und wenn man sich erst an die Gesellschaft gewöhnt hat, mit der man hier zecht und liebt, spürt man auch bald die Größe, die in diesen ungebändigten Trieben sich austobt. Das Buch ist im Geschmack der Zeit ausgestattet und kostet gebunden 4 ℳ (Jena, Diederichs).

*

Der zweite Band der Verkehrsgeschichte der Alpen von P. H. Scheffel, der jetzt nach einem Zeitraum von sechs Jahren dem ersten folgt (Berlin, Dietr. Reimer), will ebenso wie jener ein Geschichtswerk im vollen Sinne des Wortes sein. Die Art, wie hier die Geschichte behandelt wird, bedeutet allerdings einen ganz neuen Gesichtspunkt; denn nicht eine Nation, eine Kulturströmung, eine Person ist als Grundlage und Gerüst des Buches verwendet worden, sondern lediglich der geographische Begriff des Alpengebirges, freilich in einer Bestimmtheit, wie sie deutlicher und schärfer umrissen kaum gedacht werden kann. In dieser Hinsicht, weil sich in ihm Geographie und Geschichte eng durchdringen, wird das Werk wohl als eine neue Erscheinung auch in der strengen Wissenschaft gelten können; dem laienhaften Leser ist diese Betrachtungs- und Darstellungsart nur eine Anregungskraft mehr für die Lektüre eines Buches, das so oft die entscheidenden Pfade der großen Geschichte geht, ohne die Straße der Kultur zu verlassen.

*

Reimanns Bachbiographie, ein populäres Buch mit historischem Bilderschmuck und Briefproben, ist nach dem Tode des Verfassers von Bruno Schrader zeitgemäß ergänzt und von der Schlesischen Verlagsanstalt (vorm. Schottlaender) neu und recht geschmackvoll ausgestattet worden. Die Darstellung stammt im wesentlichen noch von Prof. Reimann, der als Organist an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin und als Dirigent des Berliner Bachvereins vollkommen in das Wesen der Bachischen Musik eingedrungen war. Die ergänzende Bearbeitung hat den einheitlichen Aufbau und die Flüssigkeit des Vortrags nicht gestört.

*

Wie die Königliche Bibliothek in Berlin, so hat es auch die k. k. Hofbibliothek in Wien unternommen, eine Sammlung der den gegenwärtigen Krieg betreffenden Literatur, insbesondere der nicht in den Buchhandel kommenden Drucksachen anzulegen. Diese Bestrebungen können jedoch nur dann von vollem Erfolg gekrönt sein, wenn die Sammlung die Unterstützung und Mitwirkung der weitesten Kreise findet. Es kommen in Betracht: Extrablätter, Flugblätter, Bilderbogen, Karikaturen, Lieder, Gedichte, Anschläge, Bekanntmachungen, Ansichtskarten, Erlasse und Verlautbarungen, namentlich aus den österreichischen Grenzbezirken sowie der Truppenkommandos und Behörden im Auslande, Kriegszeitungen, Ersatzgeld, ausländische Zeitungen und Hefte politischen oder militärischen Inhalts, handschriftliche Kriegsberichte und Kriegsschilderungen, auch von gegnerischer Seite. Für Zusendung derartiger Stücke wird die Wiener Hofbibliothek dankbar sein.

*

Mitteilung. — Das Heinebildnis von François Louis Laynaud, das Friedrich Hirth in Heft 9 des laufenden Jahrgangs veröffentlicht hat, befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Jakob Hecht in Hamburg und ist in dessen Rembrandthause zum Verkauf ausgestellt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generalfeldmarschall von Mackensen

Nach einer Originalaufnahme von Hofphot. E. Bieber, Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der deutsche Weltkrieg

Zeichnung von G. Grebe-Lindau

Briefe eines Feldgeistlichen

Von R. J. Tercha

IV

Ein Gottesdienst mit Hindernissen in den Argonnen

Es sollte eigentlich kein Gottesdienst vorn in den Argonnen gehalten werden. Jede Ansammlung von Menschen im offenen Viereck selbst, geschweige in geschlossener Tiefkolonne, war, wenn es eine Unglücksgranate wollte, verderblich für Hunderte. Dazu die Anmarschwege derartig unergründlich, daß wir wohl in dieser Beziehung auch im Westen mit den Kameraden in Polen und Galizien hätten wetteifern können. Schließlich aber kamen so bewegliche Klagen von unsern im schweren Kampf liegenden Brüdern — auch der Kommandeur eines Infanterieregiments legte sich ins Mittel —, daß ich schließlich ausersehen wurde, Gottes Wort dort hinaufzutragen und einen Gottesdienst zu halten, so gut oder schlecht es ginge.

Also los! Einer unsrer stärksten Kraftwagen nahm mich auf, und durch zerlöcherte Straßen, einmal auch durch ein Bächlein, das mit »Schwung« genommen wurde, gings in den Argonnenwald hinein. Man hatte dort nun die immer schlechter werdende Straße »verbösert«, indem man große Klamotten auf den grundlosen Weg gefahren hatte, die erst auf dem Wege selbst zerkleinert wurden. Da ging nun der wahre Jakob an! Hätte ich Anlage zum Seekrankwerden gehabt — hier war Gelegenheit. Aber es ging doch noch immer, stoßweise — ruckweise — meterweise. Plötzlich — ein starker Stoß und still steht unser Ungetüm und kündigt bis auf weiteres den Dienst. Es war kurz vor elf mitten im Walde,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strömender Regen und heftiger Wind. Um elf sollte der Gottesdienst sein.

»Wie weit ist es noch bis B.?« frage ich einen der Steinkünstler auf der Straße. — »Dreiviertel Stunden zu laufen.« — »Und von da bis zur Mühle vom ‚Toten Mann'?« (Wo ich von einem Führer zur Stellung erwartet werden sollte.) — »Auch noch eine halbe Stunde.«

Also weiter zu Fuß! Leider behielt ich den Mantel an, der sofort bis etwa ans Knie im Morast versank; und mein braver Bursche stapfte neben mir her. Endlich nach 55 Minuten eiligsten Marsches, soweit es eben möglich war, waren wir schweißbedeckt und pudelnaß an besagter Mühle. Dort stand der treue Sanitäter noch und wartete auf den unpünktlichen Pastor. »Na, sind die Leute zum Gottesdienst noch hier?« — »Ja, da werden sie wohl noch sein, aber nun haben wir noch dreiviertel Stunden zu laufen.«

Du lieber Gott! Doch nur vorwärts! So kamen wir endlich oben in der Stellung an mit anderthalb Stunden Verspätung. Telephonisch war ich vom Regimentsadjutanten auf meiner Wanderfahrt verfolgt worden. Und im strömenden Regen standen meine braven Leute seit kurz vor elf; es war aus den Nachbarabschnitten aus den Argonnentälern herangekommen, was irgend konnte: ein buntes Gewirr von Uniformen und Waffengattungen, und freuten sich auf ihren Gottesdienst, den sie seit Wochen entbehrt hatten. Kein Vorwurf: »Spät kommt ihr, doch ihr kommt!« Keine Klage, daß man hier nun im Regen seit Stunden herumstehe, um auf einen Pastor zu warten; kein unfreundliches Gesicht — nur freudiges Zuwinken, Händedruck mit den Offizieren, und frisch hinein in den Wald und den strömenden Regen klang's: »Mir nach! spricht Christus, unser Held; mir nach, ihr Christen alle!«

Ich ließ ausnahmsweise drei Verse singen, um mich einigermaßen zu verpusten; der vollständig durchweichte und lehmkrustige Mantel hing mir wie ein Panzerhemd herunter und zog mich womöglich noch tiefer in den Morast hinein. Und ich hatte Zeit, mir den zwischen zwei alten Bäumen roh und rührend gezimmerten Altar zu betrachten, auf dessen Vorderseite unsre braven Lehmjungen ein Eisernes Kreuz aus Papier eingeschlagen hatten, das natürlich inzwischen vom Regen völlig durchweicht war.

Aber wie sich's nun predigte: »Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens ererben« — das werde ich nie vergessen. Man sagt immer, zum Feldgottesdienst gehöre gut Wetter und zum zweiten- und drittenmal gut Wetter, d. h. Sonne und Windstille. Ich sage jetzt nach diesem Feldgottesdienst: Hunger und Durst der Seelen gehört dazu, und dann muß auch der Regen Sonne und der Wind Stille vor Gott sein. Man muß in dem gegenseitigen Sichbegegnen etwas davon erleben: Schicke dich und begegne deinem Gott — dann ist immer des »rechte Wetter«. Dann steht man fest; selbst wenn das Brett, auf dem ich stand, allmählich immer tiefer in den Morast einsank und ich auf das zweite Notbrett einen geordneten Rückzug antreten mußte mitten in der Predigt; dann fühlt man sich sicher, auch wenn eine Granate angesaust kam, die aber als Blindgänger harmlos fern verzischte. Da wurden uns all die äußeren Schwierigkeiten, die diesem Gottesdienst vorangingen und ihn beherrschten, nur zu einem Bilde des heiligen »Dennoch« des Christen, der zu seinem Ziele will trotz aller Anfechtung innerlich und äußerlich, der es einmal versprochen hat vor seinem Gott: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen — und dann kein Hindernis mehr kannte, weder in sich noch vor sich. Endlich kommt's zur Feier in Gott, wenn auch der Stürme und Kämpfe, der äußeren Anfechtung und der inneren Not immer mehr würden — das ist »Seligkeit« und »Krone des Lebens« schon des Mannes, der mitten im Erdulden und Überwinden der Anfechtung, mitten im Kampf lehm- und blutbespritzt steht — und dennoch so fröhlich, so friedevoll, so siegesgewiß ist. Wären die Anfechtungen nicht gekommen, das Erlebnis Gottes in unsern Tagen hätte sich nicht begeben: darum ficht Gott selbst uns an in der Not des Krieges und will unsern ganzen Menschen in seine Gewalt bringen, daß er's schließlich nach hartem Kampf zitternd und zagend und dennoch siegend und wagend spricht: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Und wir erben den alten Jakobssegen: Du hast mit Gott und Menschen gerungen und bist obgelegen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selig bist du — ein Mann bist du — ein König bist du. Dann haben wir gesiegt, und immer ist Sonnenschein, wie wir's in den Lazaretten und auf den Verbandplätzen von den stillen Gesichtern unsrer Leidenden und Sterbenden ablesen. Es geht immer allen »sehr gut«. Ist das nicht wahr, wenn man's recht versteht? Ist das nicht Genesung fürs ganze Volk — eine »Argonnenkur«, die fürs ganze Leben reicht, und die wir unsern Lieben daheim in ihren mancherlei Nöten, Sorgen und Anfechtungen auch wünschen möchten? Die Dornenkrone ist die Ehrenkrone und bleibt sie in Ewigkeit.

Und dann ein Gebet vom Herzen, schlicht und innig, wie es aus dem Augenblick geboren wird, und Vaterunser und Segen und der Schlußvers beendeten die Feier: So laßt uns denn dem lieben Herrn mit Leib und Seel' nachgehen und wohlgemut, getrost und gern bei ihm im Leiden stehen; denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron' des ew'gen Lebens nicht davon.

Ein gemütliches Stündchen im Unterstand der Pioniere folgte, Besichtigung des großen Friedhofs, der mit rührender Liebe gepflegt war und neben aller Argonnenrauheit auch die Zartheit und stille Treue unsrer heldenhaften Feldgrauen ins Licht stellte — und zurück ging's mit »nur« einer Panne von einer Viertelstunde, und voll Dank konnte ich auf diesen Tag zurücksehen.

Gottesdienst auf der Hohkönigsburg

Den Gegensatz zu diesem äußerlich so schmucklosen und mühsamen Gottesdienst bildete der Himmelfahrtstag auf der Hohkönigsburg. Frühlingstage in den Vogesen: das lichte Grün der Buchen auf den Bergen, das festliche Weiß und zarte Rot der blühenden Bäume im Tal und das unendliche Blau des Himmels über uns, das alles ließ uns manchmal vergessen, daß wir im blutigsten aller Weltkriege standen. Noch lebte aber in Schlettstadt die Erinnerung an den schweren Vorfrühlingstag, als durch Fliegerbomben so viel blühendes, unschuldiges Leben vernichtet oder gefährdet worden war, und die Sturmglocke vom alten Münster lockte seither jedesmal die Bewohner in die Häuser, wenn ein feindlicher Flieger auftauchte. Der Straßburger Bahnhof in Dunkel, nur die Scheinwerfer beständig den Himmel absuchend, die Stimmung des Volkes augenscheinlich sehr geteilt — das war das Bild vom Kriege mitten in dem friedlich blühenden Elsaß.

Auf einem Zwischenquartier im Elsaß konnte man so recht sehen, wie die Spionage getrieben wird. Ich wohnte mit einigen Herren des Stabes in einer wunderschönen Villa, einer ehemaligen Mühle am Mühlbach. Alles war ausgeflogen, nur eine alte, ganz einfache 83jährige Frau öffnete uns; und schließlich stellte sich zu unserm tiefen Erstaunen heraus, daß der Besitzer dieses schönen Hauses ihr Sohn sei, der als Hoffriseur der Zarin von Rußland abwechselnd in Petersburg und Paris lebte und einige Sommerwochen in dieser ländlichen Stille im deutschen Elsaß. Da konnte natürlich in der harmlosesten Weise der Austausch stattfinden. In diesem Hause lagen nur französische Bücher, von Straßburg aus in französischer Sprache ausgestellte Rechnungen, aber es gab doch zu denken, wenn man die schlichte bäuerliche Einfachheit der Mutter mit der Pracht der Wohnvilla ihres Sohnes verglich.

Wie köstlich, wenn man da auf der stolzen Hohkönigsburg sich auf urdeutschem Boden fühlt und angesichts der reckenhaften Trutz- und Schutzmauern sich gerade in Kriegszeiten die Worte des kaiserlichen Burgherrn vom 13. Mai 1908 wieder durch den Sinn gehen läßt: »Möge die Hohkönigsburg im Westen des Reiches als ein Wahrzeichen deutscher Kultur und Macht bis in die fernsten Zeiten erhalten bleiben und allen Tausenden und aber Tausenden, die zu diesem Kaisersitz hinaufpilgern, in pietätvollem Rückblick auf die Vergangenheit zur Freude und Belehrung dienen! Möge der Adler auf dem stolzen Bergfried seine Schwingen stets über ein friedliches Land und ein glückliches Volk breiten.«

Es war wieder der 13. Mai. Nach sieben Jahren, am Himmelfahrtstage, versammelte sich, was irgend dienstfrei war von unsrer Division und den Etappentruppen, im feldgrauen Kriegergewand zwischen den beiden Ringmauern der Burg, nachdem der Burgherr die Genehmigung zur Abhaltung eines Feldgottesdienstes gegeben hatte. Das war so der ganze Gegensatz und doch der einheitliche Geist gegenüber dem Waldgottesdienst in den Argonnen. Dort strömender

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regen, hier klarblauer Himmel und goldener Sonnenschein und volle Windstille; dort die ärmlichste Schlichtheit, hier in künstlerischer Fülle alles vorbereitet: des Reiches Kriegsflagge als Altartuch, Banner und Birkengrün in üppiger Fülle ringsumher; dort die Granaten ihre Feldgrüße über die lehmbespritzte Schar sendend, hier nur von fern das dumpfe Gedröhn der Geschütze, wohl vom heißumkämpften Reichsackerkopf her — aber es war derselbe Geist und dasselbe Feuer hier wie dort; es war dasselbe Erz, aus dem unsre Krieger dort wie hier gegossen waren, damit des kaiserlichen Burgherrn feierliche Worte gerade in den sturmdurchtobten Kriegszeiten durch die treue Wacht in der Westmark Wahrheit blieben.

Das innere Burgtor mit den Wappen Karls V. und Wilhelms II. war weit geöffnet, lag der auf dem Umgang der äußeren Burgmauer errichteten Kanzel gerade gegenüber und gab mir den gewaltigen Himmelfahrtstext aus der Offenbarung Johannis (Kapitel 3, Vers 8) an die Hand: »Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür« — und ich glaube, wir sind im Geist in die »offene Tür« des Vaterhauses mit den vielen Wohnungen geschritten, wir haben uns darangeklammert, daß überall, wo ein Kind Gottes als Held und Christ im Feuer der Feinde zusammenbricht, sein letzter Seufzer sein kann: Hier ist die Pforte des Himmels. Wir gingen hinein in die offene Tür der Geschichte unsers Volkes und sahen all die Berg- und Burgritter, die Ahnen unsers Ruhmes und Stolzes, uns durchs offene Tor entgegenschreiten, die Könige aus leiderprobten Tagen, die Fürsten von Schwert und Leier und Feder; wir hörten, wie sie unser heutiges Geschlecht mahnten und stärkten und angesichts der Unzahl der Feinde und unsrer heiligen gerechten Sache uns mit dem alten Zieten im Lager von Bunzelwitz auf den großen Alliierten droben hinwiesen. Wir sahen endlich in diesem offenen Burgtor in das Herz dessen, von dem wir singen: Ein feste Burg ist unser Gott — und der freudige Trutz ergriff unsre Herzen: Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein — und die ernste Frage schaute uns an: Wie aber, wenn Gottes Tor sich schlösse? Wie aber, wenn über einem entarteten und gottvergessenen Volk die bange Frage des alten Königs von 1866 Wahrheit würde: Ist aber Gott gegen uns, wer mag dann für uns sein?

Und endlich weitete sich der Blick — die eine Burg auf dem Berge wurde zum Bild des ewigen Gralstempels, wenn das blutbespritzte Kriegerkleid mit dem weißen Friedenskleid der Ewigkeit vertauscht werden kann, wenn wir mit des Sehers Johannes Augen die »heilige Stadt auf dem Berge« sehen, deren Tore offenstehen an den vier Seiten. Wo du herkommst, ob vom Osten der morgenfrischen Begeisterung, ob vom Süden der heißen Arbeit auf der Höhe des Lebens, ob vom Westen eines stillen Abendfriedens dereinst oder aus dem Nordsturm heißester mitternächtiger Kämpfe — hier steht's fest in allen Stürmen wie die Quadern dieser Burg: Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür. Sorge, daß sie dir offen bleibe; denn es kommt eine Stunde, von der es heißt: Und die Tür war verschlossen. Dann ist's draußen Nacht und Tod — drinnen Licht und Sieg. Wähle!

Wir sollten nicht lange in dieser verklärten Stimmung sein und von unserm »Tabor« sehr schnell wieder in die Kämpfe und Leiden schwerster Tage, die schwersten im bisherigen Feldzuge, hineinkommen. Noch oben auf der Burg empfingen wir telegraphisch den Alarmbefehl: Sofort zurückkehren! Alarm. Abmarsch noch diese Nacht. Aber schön war's doch, daß uns Gott noch diese Sonnen- und Gnadenstunde auf der Höhe gegeben hatte, ehe es wieder hinausging in den Norden Frankreichs, starker englischer Überlegenheit entgegen.

Hier stehen wir nun, bei Tag und Nacht unter dem Trommelfeuer amerikanischer Munition zwischen Toten und Lebendigen, aber mit dem Frieden und dem blauen Himmel der Hohkönigsburg im Herzen und ihrem Trotz auf der Stirn. Gott helfe uns!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die italienische Volksseele in ihrem politischen Ausdruck

Von Dr. Gustav Diercks

Im Café Aragno, dem politischen Mittelpunkt Roms, ging es wieder einmal hoch her. Ein schweres Gewitter hatte zwar den Druck etwas gemildert, den die seit mehreren Tagen herrschende Schirokkoluft selbst auf die römische Bevölkerung ausgeübt hatte, dafür hatten die Regengüsse aber die Massen der »Intellektuellen«, die den Tag über die Nachbarschaft der politischen Börse des Café d'Aragno beleben, in sein Inneres getrieben, das nun von Menschen überfüllt war. Ein betäubendes Stimmengewirr und eine schwüle Luft, die das Atmen erschwerte, machten den Aufenthalt in diesen für die große Menge seiner Besucher ganz unzureichenden Räumen fast unerträglich. Namentlich in dem kleinen Hinterzimmer war keine Möglichkeit mehr, einen Sitzplatz zu erlangen, und um die Tische, an denen die Politik und die Kriegsereignisse des Tages besonders lebhaft besprochen wurden, standen zahlreiche Männer, um sich an den erregten Auseinandersetzungen der lautesten Sprecher zu beteiligen.

In einer der Gruppen wurden die neuesten Kriegsnachrichten mitgeteilt, und einer der Invaliden aus dem libyschen Kriege führte dabei das große Wort. Er entwickelte vor seinen Hörern seine vernichtende Kritik über die militärische Unfähigkeit der Deutschen und Österreicher, deren Erfolge meist erlogen oder jedenfalls ganz belanglos seien. »Bei uns hätten sie erst müssen in die Schule gehen. Was wir in Libyen geleistet haben, das macht uns keiner nach, das überragt sogar weit die Taten unsrer Vorfahren, der alten Römer.«

Diese Ruhmredigkeit ließ einem Marineoffizier keine Ruhe, der bei der Beschießung der Küstenplätze von Tripolis zugegen gewesen war und sich nun über die Zwecklosigkeit der deutschen U-Boote ausließ.

An einem andern Tische wurde die unbedingte Notwendigkeit des Anschlusses Italiens an den Dreiverband mit gleichem Eifer besprochen. Hier wurde der Gegensatz zwischen Vatikan und Quirinal behandelt, dort über Giolittis Eingreifen in die Politik und über Bülows Anmaßung geeifert, seinen Einfluß auf die Geschicke Italiens ausüben zu wollen. In einer Ecke am Fenster hatte ein allen bekannter Jüngling seinen Stammplatz inne und schrieb eifrig seine Tageseindrücke für seine Zeitung nieder, daneben mit seinen Genossen plaudernd, denen er unter ihrem lauten Beifall seine geistreichen Phrasen mitteilte.

Plötzlich erscholl von einem andern Tische her der Ruf: »Ah, ecco, unser großer Seelenheld!«

Ein junger Mann in tadellosem modernstem Anzug, der verwöhnte Liebling der aristokratischen Salons, drängte sich durch und nahm den Platz ein, den ein Bewunderer dieses berühmten impressionistischen Dichterlings ihm einräumte. Von ihm ging die Sage, er habe das Wort von der italienischen Volksseele »kreiert«. Seine neueste große Auslassung »Die italienische Volksseele fordert den Krieg gegen die Horden der germanischen Barbaren« hatte ihm die besondere Hochschätzung der Interventionalisten und Irredentisten erworben. Sein Ruhm weckte natürlich den Neid der weniger erfolgreichen literarischen Nebenbuhler, die lediglich, um seine Erfolge zu schmälern, seine Seelentheorien bekämpften. Tonio, der bejahrte Führer dieser Gegner, begrüßte ihn denn auch gleich mit den Worten: »Nun, Peppino, womit hast du denn heute deine Seele gefüttert? Heraus mit deinen neuen Offenbarungen! Du wirst unsre armselige italienische Volksseele bald totgeritten haben.«

Lautes Gelächter erscholl; Peppino zuckte nur verächtlich die Achseln und sagte: »Du wirst mit deinen mißgünstigen Spöttereien aufhören, wenn du erfährst, daß die Verkörperung der italienischen Volksseele demnächst aus ihrer Astralwelt zu uns herabsteigen wird: Gabriele d'Annunzio.«

»Gabbi als materialisierte italienische Volksseele! Prächtig! Und in welchem Gewande? In altetruskischem, in der römischen Toga, im byzantinischen Goldbrokatrock, in kostbarer Renaissancetracht, in der Garibaldianerbluse oder — in nüchternem Frack und weißer Binde?«

Die Nachricht war dazu angetan, auch die Aufmerksamkeit der andern Gruppen für einige Augenblicke zu erwecken, und Peppino erzählte, daß d'Annunzio für die Garibaldifeier in Quarto gewonnen sei.

»Nachdem Frankreich seine Schulden bezahlt hat — wie die mancher andrer hierzulande!«

Ein Entrüstungssturm brach aus, aber Tonio war schlagfertig genug, ihn abzulenken: »Übrigens vergißt du, liebster Freund, daß du uns noch die Aufklärung darüber schuldig bist, was du dir unter deiner berühmten italienischen Volksseele vorstellst. Ich will dir auch gleich sagen, daß dieses, dein augenblickliches Steckenpferd, gar nicht deine Schöpfung ist, daß es von deinen französischen Freunden stammt, die es aus der Völkerpsychologie gestohlen haben.«

»Du bist ein verkappter deutscher Barbar!« ertönte es von dem jungen Journalisten her, der eben seinen Bericht für den »Messagero« beendet hatte und nun voller Kampflust in den Streit eingriff.

»Dein Angriff aus dem Hinterhalt rührt mich alten Garibaldianer nicht, mein Jüngelchen. — Aber nun sagt mir doch gefälligst, wo sitzt denn eure italienische Volksseele?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Hier.«

»Im Café Aragno! Nicht übel! Aber Rom ist doch noch immer nicht Italien. Unsre Landsleute in Piemont, Neapel, Sizilien, zu schweigen von allen andern Provinzen und Großstädten, erkennen die römische Volksseele noch lange nicht als die ihrige an. Also — wo sitzt sie?«

»Im Parlament!« — »In der Consulta!« — »Im Quirinal!« — »Im Palazzo Giustiniani!« (der Sitz des freimaurerischen Groß-Orients von Italien) rief man durcheinander. »Im Vatikan!« ließ sich eine Stimme hören. Und wieder brach ein ohrenbetäubender Lärm aus.

»Die Seele ist nur das Erzeugnis der Pumptätigkeit des Herzens. Sowenig es eine Menschenseele gibt, so wenig gibt es eine Volksseele,« rief ein bekannter, allgemein geschätzter Universitätslehrer. »Wie wollt ihr die Summe aus den Empfindungen, aus dem Charakter, aus dem Geistesleben, der allgemeinen Kultur eines Volkes ziehen, das, wie das unsrige, aus den verschiedensten Volkselementen zusammengesetzt ist, von denen jedes seine besonderen Charaktereigentümlichkeiten hat? Wie vielen Wandlungen ist das Denken, das Fühlen jedes einzelnen unter euch nicht nur durch geistige Einflüsse und Suggestionen, sondern sogar durch äußerliche, wie den Schirokko, unterworfen, der euch allen wieder einmal die Köpfe verdreht und euch so überreizt nervös gemacht hat.«

»Materialistenunsinn, den Ihr, Freund Giulio, Euren Schülern vortragen oder in Deutschland lehren könnt, aber nicht hier, wo das gesamte Volk von tiefster Empfindsamkeit beseelt ist und auf jede geringste Regung des Gemüts reagiert.«

»Gemüt?« rief der Professor höhnisch dazwischen. »Wir Italiener und Gemüt und Empfindsamkeit! Wir, die wir alles nur an unserm Ich abmessen.«

»Aha!« ließ sich nun Peppino hören. »Sie sprechen von ‚wir Italiener'. Also Sie geben selbst zu, daß ‚wir Italiener' Gemeinsames in unser aller Empfinden haben, ob wir Piemontesen, Sizilianer, Venezianer oder Römer sind. Weshalb sollen wir in unserm Empfindungs- und Seelenleben nicht viel Gemeinsames haben? So wie die Deutschen im allgemeinen Barbaren sind, so sind wir sicherlich höhere Kulturmenschen, und es ist unsre weltgeschichtliche Aufgabe, unsre Kultur in Zukunft wieder, wie unsre römischen Ahnen, zur Geltung in der ganzen Welt zu bringen. Unsre Politik ist der Ausdruck unsers Geistes- und Seelenlebens. Mit der ganzen Hingabe unsrer italienischen Volksseele haben wir unsre nationalen Interessen zu verfolgen, und diese sind, wie der große Salandra so richtig gesagt hat, die des ‚heiligen, glänzenden Egoismus'.«

Ein vielstimmiges Bravo ertönte. Trotz zahlreichen Widersprüchen der Neutralisten hatte der interventionalistische Peppino die Redeschlacht gewonnen.

Dieser Meinungsaustausch gab erwünschte Veranlassung, nachzudenken und der Frage nach den gemeinsamen Charaktereigentümlichkeiten und der Volksseele der Italiener etwas näherzutreten und zu prüfen, ob und wie sie in der Politik des Landes zum Ausdruck gelangt sind. Wer die Vorgänge in Italien seit dem Herbst vorigen Jahres sorgfältig verfolgt hat, sah sich vor viele wichtige, schwer zu lösende völkerpsychologische Fragen gestellt und wurde durch die widersprechendsten Erscheinungen in dem Versuch ihrer Beurteilung behindert. Diese vielen Verschiedenartigkeiten in dem Ausdruck des Seelenlebens der Italiener erklären sich aber leicht durch den Umstand, daß das italienische Volk trotz der hauptsächlich mit deutscher Unterstützung gewonnenen äußeren staatlichen Einheit doch himmelweit davon entfernt ist, eine Volks- und somit auch eine kulturelle geistige und sittliche Einheit zu bilden. Der allgemeine Bildungsgrad ist in den verschiedenen Teilen des Landes auch ganz ungleich. Der Prozentsatz der Analphabeten ist immer noch sehr groß, aber auch die des Lesens Kundigen sind meist zu lau und träge, um diese Kunst zu ihrer Fortbildung zu üben, und ihr Wissen beschränkt sich im allgemeinen, vollends bei der weiblichen Bevölkerung, auf das, was ihnen von Volksrednern und Priestern mitgeteilt wird. Der Bildungsstand dieser Vermittler ist aber auch sehr niedrig, und ihre Berichte sind ihren Sonderzwecken entsprechend gefärbt. Die Bevölkerung der kleinen Städte, der Dörfer, des Landes, der Gebirgsgegenden lebt daher in einer fast vollständigen Unwissenheit über die Vorgänge der Außenwelt dahin und wird auch bei Gelegenheiten und in Zeiten wie den jetzigen geflissentlich darin erhalten, um gegebenenfalls bei den Wahlen oder aufrührerischen Bewegungen als Zahlenwert bequem verwendet werden zu können.

Wie sich die Gesamtbevölkerung des heutigen Königreichs Italien aus den denkbar verschiedenartigsten Volkselementen zusammensetzt, aus den spärlichen Nachkommen der alten Italiker und der Römer, mit denen sich dann im Laufe der Jahrtausende Kelten, Griechen, Germanen, Albanier, Byzantiner, Araber, Berber, Spanier, Franzosen verbanden, so kann auch heute von einer völkischen Einheitlichkeit dort so wenig die Rede sein wie von einer gleichen körperlichen oder gar seelischen Veranlagung. Das Band, das die Einigung aller dieser ungleichen Elemente seit 1860 durch die Ausgestaltung des einheitlichen Königreichs Italien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

künstlich geschaffen hat, ist somit ein sehr lockeres, das, sobald etwa die monarchische Regierungsform durch die republikanische ersetzt würde, bei dem zügellosen Unabhängigkeitssinn und dem starken politischen Rationalismus aller einzelnen Bestandteile des Volkes binnen kurzem in die Brüche gehen würde. Die Einheitlichkeit der Gesinnung, wie sie in den letzten für die gegenwärtigen politischen Verhältnisse maßgebenden Sitzungen des Parlaments in die Erscheinung getreten, ist somit auch weit davon entfernt, eine Gewähr für die wahren Wünsche und Gesinnungen der Gesamtbevölkerung des Landes zu leisten, die im Parlament vertreten ist. Die unerhörte suggestive Kraft, die zuerst durch die unlautersten Mittel von Frankreich und England auf die Presse und dann durch diese auf die Regierung, die Abgeordneten Italiens ausgeübt worden und durch den Machiavellismus, der in diesem Winter seine großartigsten Triumphe feierte, unterstützt worden ist, wird seine bindende Macht bald verlieren, wenn die jetzt verfolgte Politik sich als nachteilig, der Krieg sich als schädigend und die Erfolge beider sich als vernichtend für den mühsam erreichten Volkswohlstand erweisen werden.

Als der unselige Weltkrieg begann, mußte man, germanischem Empfinden gemäß, in Deutschland und Österreich mit Sicherheit annehmen, daß Italien seiner Pflicht als Mitglied des Dreibundes entsprechen würde. Man konnte sich auch nicht vorstellen, daß die leitenden Kreise dieses Landes vergessen haben sollten, was es Deutschland und deutscher Kultur zu verdanken hat.

Man vergaß dabei, daß Undank der Welt Lohn, und mehr noch die allbekannte Erscheinung ist, daß das Unterempfinden der Dankbarkeit oft ein Unbehagen auslöst, das sich gelegentlich bis zum tödlichen Haß gegen den Wohltäter steigert. Ein Dankgefühl ist der italienischen Seele im allgemeinen nicht eigen, und oft hat man die Erfahrung machen müssen, daß unter dem Schein der fortdauernden Freundschaft dankenswerte Handlungen mit Intrigen, Verleumdungen, Treubruch vergolten worden sind.

Italien fand dabei einen äußeren Grund für seine Undankbarkeit in einem Paragraphen des Dreibundvertrages, dessen Auslegung ihm die Möglichkeit bot, sich der Erfüllung seiner Bundespflicht zu entziehen, versicherte dafür aber wenigstens, die Neutralität treu bewahren zu wollen, und für diesen Judaslohn spendeten wir ihm vertrauensvoll unsern Dank.

Man wußte bei uns nun aber nicht, daß Frankreich seit Jahren der Möglichkeit eines Krieges gegen Deutschland durch seine Vertreter in Italien sorgfältig vorgearbeitet hatte und sein freundlicher Berater war. Mit Überraschung sah man sich daher plötzlich vor der Tatsache, daß die hervorragendsten Organe der italienischen Presse völlig unter den Einfluß der französischen und englischen Presse gerieten, und man erfuhr erst allmählich, welche riesigen, nach vielen Millionen Lire zu bemessenden Goldströme nach Italien flossen, um die öffentliche Meinung dieses Landes für sich zu erkaufen und damit einen tiefen, gestaltenden Eindruck auf die Anschauungsweise und auf das seelische Empfinden der maßgebenden Kreise des italienischen Volkes auszuüben. Frankreich und England scheuten keine Opfer der Umwerbung der italienischen Volksseele, um in ihr jede Erinnerung an die zahllosen früheren Kränkungen zu verwischen, die ihre imperialistische Politik zu allen Zeiten Italien zugefügt hat. Seine Neutralität konnte ihnen nichts nützen, ihre rücksichtslosen machiavellistischen Pläne waren daher darauf gerichtet, Italien zum Treubruch gegen seine bisherigen Bundesgenossen zu verleiten, es zu sich hinüberzuziehen und zum Kriege zu zwingen. Die glänzendsten, trügerischsten Versprechungen mußten diesem Zwecke dienen. Kein Bräutigam kann wirksamere Mittel ersinnen, die schwankende Seele der erkorenen Geliebten zur Gewährung des Jaworts zu bewegen, als der Dreiverband sie anwandte.

Während der ganzen Dauer dieses Brautstandes herrschte in der erdrückenden Mehrheit des italienischen Volkes, namentlich in allen Kreisen, die an sich unmittelbar die Folgen des libyschen Feldzuges empfindlich verspürt hatten, die denkbar größte Abneigung gegen ein neues Kriegsabenteuer. Alle arbeitenden Klassen, der Handelsstand, die Gewerbetreibenden waren *gegen* den Krieg. Die namhaftesten Offiziere warnten davor. Die weibliche Bevölkerung litt noch schwer unter den Folgen des letzten Krieges.

Wie war es möglich, daß die von dem Dreibund gewonnenen Kriegstreiber: die Irredentisten, die Interventionalisten, ein kleiner Teil der theoretischen Sozialisten, die Ultraliberalen und Republikaner, die sogenannten Freimaurer, die keine Ahnung von wahrer philosophischer Freimaurerei haben, die Intellektuellen, die alle zusammen zu Anfang noch nicht ein Hundertstel der Gesamtbevölkerung von 36 Millionen bildeten, dahin gelangen konnten, durch Aufgebot des Straßenpöbels die Regierung und schließlich das Parlament zu zwingen, ihre Neutralität aufzugeben und die übrigen 35 Millionen in den Kriegstaumel hineinzuhetzen?

Es war die *Macht der Suggestion*, die, von Frankreich und England mit allen Mitteln der Überredungskunst angewandt und von allen umstürzlerischen Elementen im Lande unterstützt, ihre krankhafte psychische Wirkung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schließlich sogar auf größere Bestandteile des Volkes erfolgreich ausübte. Diese suggestive Kraft stützte sich dabei aber nicht auf gesunde politische oder sittliche Grundsätze, sondern auf den morschen machiavellistischen Lügenbau, der mit Hilfe der Presse errichtet und durch das Flackerfeuer einer künstlichen Begeisterung magisch beleuchtet wurde. Sein Zusammensturz, der nach einer unglücklichen Wendung des italienischen Feldzuges erfolgen muß, wird der Gesamtheit des Volkes die Augen öffnen über die Wahrheit der Sachlage, die ihr mit allen erdenklichen Mitteln bisher absichtlich verheimlicht oder falsch dargestellt wurde. Selbst in Rom — geschweige denn anderswo — hatte man in den mittleren Klassen und im Arbeiterstande keine Ahnung oder höchstens nur ganz unklare, verworrene Vorstellungen von den tatsächlichen Verhältnissen im Auslande, von dem Wesen und Charakter dieses Weltkrieges. Diese ungeheure Macht der Suggestion auf die italienische Volksseele zeugt von ihrer völligen Widerstandslosigkeit gegen diese geheimnisvolle Kraft. Die kritiklose Leichtgläubigkeit, der künstlich genährte Haß gegen die Österreicher und die Deutschen machte es möglich, daß schließlich hier und da selbst größere Bevölkerungsmassen den schönrednerischen, lügenhaften Versicherungen der Demagogen zujubelten und sich verführen ließen, in die Bewegung einzutreten.

Es ist jedoch ein großer Irrtum, zu glauben, daß auch jetzt nur mehr als zwei bis fünf Prozent der Gesamtbevölkerung wirklich für den Krieg sind. Ein großer Teil ist gleichgültig geworden, der weitaus größte aber wird schon jetzt diesem Abenteuer und seinen Urhebern im innersten Herzen fluchen. Der Italiener ist wie ein Kind. Versteht man es, seinen natürlichen nationalen Ehrgeiz, seine durch den ewigen Hinweis auf die Macht der alten Römer erzeugten Ahnenstolz anzustacheln, seine Phantasie durch glänzende Zukunftsbilder, durch die Hoffnung auf Erwerb von Reichtum und Macht anzuregen, so ist er im Augenblick für alles zu gewinnen, was ihm von gewissenlosen Menschen vorgespiegelt wird. Aber er ist sehr schwankend in seinen Empfindungen: von Natur heiter und optimistisch, wird er trübselig, melancholisch und pessimistisch, wenn er seine glänzenden Hoffnungen getäuscht sieht. Dann stürzt er die Götzen, die er eben erst angebetet hat.

Die italienische Volksseele ist somit ein sehr schwächliches Ding, sehr impulsiv, sehr leicht zu beeinflussen, zu begeistern, zu fanatisieren durch Glanz, Prunk, Großrednerei, Phrasen von schönem Klang, durch theatralisches Wesen, Verhalten und Aufputz, wie zum Beispiel durch die schwülstigen Reden Salandras im Parlament, durch d'Annunzios Festrede; heute weltstürmend mutig, morgen fatalistisch resigniert. Sie haßt heute mit aller Macht, was sie gestern mit tiefster Inbrunst verehrt und geliebt hat. Sie besitzt nirgend mehr einen festen moralischen Halt. Die fromme Gläubigkeit ist ihr im allgemeinen völlig verlorengegangen, und wenn sie wirklich noch in Beobachtung äußerlicher Kirchlichkeit, in der Erfüllung überlieferter ritueller Vorschriften, im Hersagen lateinischer Formeln, deren Inhalt sie nicht kennt, im Aufsagen von Gebeten, in Selbstanklagen während der Beichte wahre Religiosität zu haben meint, so entbehrt sie doch völlig der Stärkung durch wirkliche, tief empfundene Religiosität, die ihr die Kraft der Widerstandsfähigkeit gegen alle äußeren Anfechtungen verleiht. Das Friedensgebet des Papstes am 7. Februar d. J. vereinte zwar in Sankt Peter etwa 40 000 Menschen, aber diese setzten sich zum großen Teil aus Schaulustigen und aus Frauen, in ihrer verschwindenden Minderheit aber nur neben den Geistlichen und Mönchen aus Strenggläubigen zusammen.

Von einem tiefen Eindruck auf die Massen war nichts zu verspüren. Gottlosigkeit, Aberglaube und Wunderglaube sind seit langem an die Stelle der Religion getreten.

Diese Unstetigkeit, dieses Schwanken zeigt sich wohl nirgend deutlicher als in der Unentschlossenheit der Regierung im vergangenen Winter. Sie verwarf heute, was sie gestern beschlossen hatte, und steigerte in dem Maße, wie die Angebote des Dreiverbandes sich mehrten, ihre Forderungen an Österreich, allerdings in der Hoffnung, auf solche Weise mühelos immer größeren Gewinn für sich zu erzielen. Sie setzte sich und das Land dadurch aber auch stetig wachsenden Gefahren aus und zog in sie auch den König hinein, indem sie ihn schließlich vor die Zwiewahl stellte, entweder in den Krieg zu ziehen und damit seinen stolzen Ausspruch zu entwerten: »Ein Savoyer bricht nicht sein Wort«, oder durch die Revolution der Kriegstreiber seine Krone, ja sein Leben einzubüßen.

Die italienische Volksseele hat zweifellos auch ihre sehr guten Seiten. Trotz der schwindenden Macht der Religion, die höchstens noch den Frauen einigen moralischen Halt gibt, wird die eheliche Treue in den Massen der niederen Volksklassen meist hochgeschätzt. Die Familienliebe ist stark entwickelt, die Pietät gegen die Eltern, namentlich die Mütter, ist geradezu rührend, auch die Liebe der Geschwister untereinander ist anerkennenswert. Die Wohltätigkeit, die Gastfreundschaft wird, soweit die beschränkten Mittel es gestatten, reichlich geübt.

Der Italiener kann aber seine Gefühle nicht beherrschen, er ist so temperamentvoll, daß er nach der guten wie nach der bösen Seite hin leicht in das Übermaß verfällt. Denn in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leidenschaft verliert er jeden vernünftigen Maßstab, läßt sich blindlings zu Taten hinreißen, die er in nüchternem Zustande bedauert, sofern sein Stolz ihm das gestattet. Er besitzt eine ungewöhnliche Geisteskraft, aber er kann auch sie nicht zügeln, ist leichtgläubig, wenn man seiner Selbstsucht schmeichelt, wenn man seine Interessen zu fördern bereit ist. Wo er einen Vorteil für sich erwartet, wendet er alle Mittel an, ihn zu erreichen, ganz unbekümmert darum, ob er seinen Nächsten schädigt, ob er sein Wort bricht, seine Versprechen nicht erfüllt und andern furchtbares Unheil bereitet. Er verspricht alles, was von ihm verlangt wird, aber denkt nicht daran, sein Wort zu halten. Er nimmt, wo er kann, aber er ist sehr zurückhaltend im Geben, wenn es sich um Dinge handelt, die für ihn von Wert sind. Er ist sehr verschlossen, mißtrauisch gegen jeden, namentlich einen Fremden, nimmt jede Gelegenheit wahr, ihn zu übervorteilen und auszubeuten, hat seine größte Freude daran, ihn zu überlisten und zu benachteiligen, und spottet im geheimen und vor seinen Freunden über die Dummheit andrer, die ihm vertrauen, sich auf seine Zuverlässigkeit verlassen.

Die Empfindsamkeit der italienischen Volksseele wird besonders gerühmt, ist jedoch nichts andres als Empfindlichkeit. Der Italiener setzt sich rücksichtslos über alles hinweg, was seinen Interessen hinderlich, bricht sein Wort, seinen Treuschwur, seine Verträge, spottet und witzelt über alles, auch das Heiligste, aber wehe dem, der ihm gegenüber das gleiche tun wollte, der ihn auch nur unabsichtlich kränkt, ihn etwa tadelt oder an seinen Taten Kritik übt. Nachtragend, verschlagen, rachsüchtig wie er ist, vergißt und verzeiht er nichts, sammelt in seiner Seele allen Groll an und benutzt die günstige Gelegenheit, um sich furchtbar zu rächen. Wenn er das nicht kann, intrigiert er, verschwört sich mit andern gegen seine Feinde, und so ist Italien das klassische Land für die politische Geheimbündelei geworden, die wesentlich dazu beigetragen hat, die staatlichen Organe zum Kriege zu zwingen.

Der Italiener ist eitel, prunksüchtig und denkt stets daran, sich in das beste Licht zu setzen; er ist höflich und zuvorkommend aus Berechnung; verbirgt unter seiner Gentilezza oft Neid, Mißgunst und Haß gegen Höhergestellte. Seine außerordentlich leichte Auffassunasgabe läßt ihn rasch dahin gelangen, oberflächliche Bildung zu erwerben, mit der er aber meisterhaft zu glänzen versteht. Sein unbegrenztes Selbstbewußtsein duldet keine Unterordnung: wenn er Dienste leisten muß, so soll dies äußerlich nicht erkennbar sein. Er haßt daher jeden Uniformzwang, den Militärdienst und ist disziplinlos, was er als Ausdruck demokratischer Gesinnung bezeichnet, trotz dem aristokratischen Stolz auf seine römischen Ahnen. Rom gilt ihm als Haupt der Welt, und Italien glaubt er berufen, die Weltherrschaft des alten Römischen Reiches wieder anzutreten.

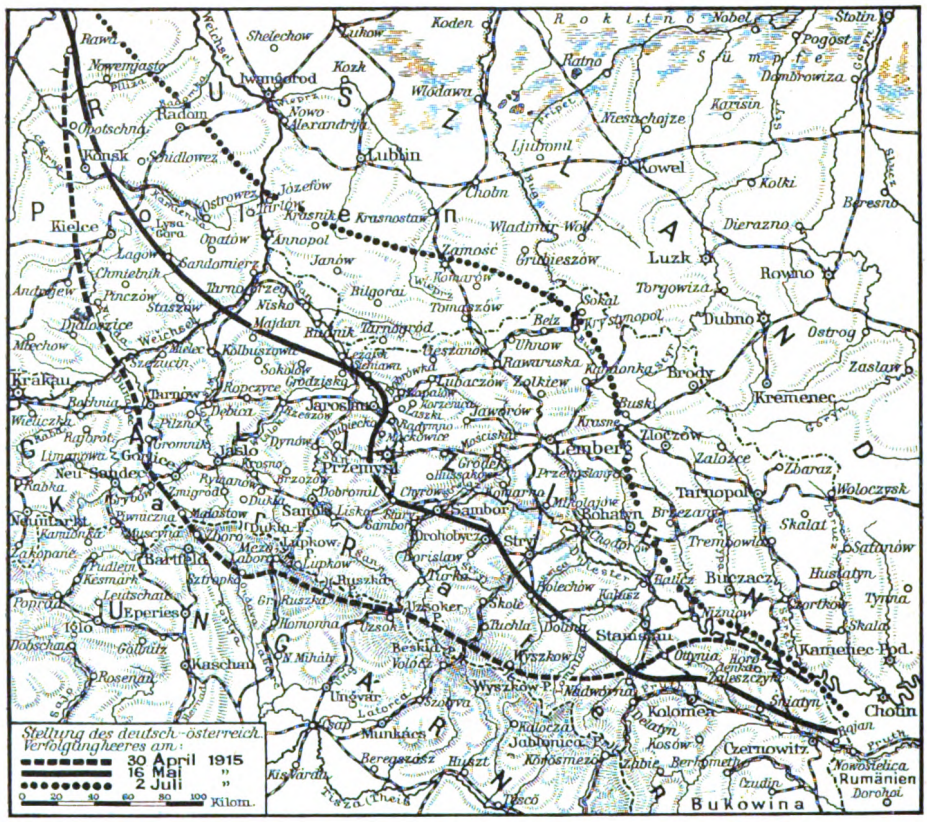
Daraus ist der politische Imperialismus erwachsen, der es nun aber nicht unter seiner Würde hält, die ernste Kriegslage des früheren Bundesgenossen in schmählicher Weise auszunützen, um sich auf dessen Kosten zu bereichern, jedoch gern den Schein wahren möchte, nichts von seinem jetzigen Gegner als Geschenk zu nehmen, sondern mit Hilfe seiner neuen vorläufigen Freunde möglichst viel wegzunehmen. Der Machiavellismus, der die jetzige italienische Politik beherrscht, verbindet sich mit der unbegrenzten Einbildungskraft des Italieners zur Schöpfung großartiger phantastischer Traumgebilde, die ihn über die Armseligkeit des wirklichen Lebens hinwegheben sollen.

Der Ministerpräsident Salandra hat das großartige Schlagwort von dem »heiligen glänzenden Egoismus« geprägt. Er hat es verstanden, unterstützt von den Kriegstreibern, auch die zu berauschen, die ihm im Herzen abgeneigt sind, aber es nicht wagen, angesichts der Haltung des fanatisierten Straßenpöbels Roms und andrer Großstädte diese ihre wahre Meinung zu bekunden, sondern vielmehr den Ausgang des verwegenen Abenteuers abwarten. Die Herrschsucht, der Ehrgeiz und das Streben nach Macht und Reichtum haben die Interventionalisten bewogen, ihre staatlichen Organe zu zwingen, einen Treubruch zu begehen, der nicht seinesgleichen in der Weltgeschichte hat. Ohne Rücksicht und Gewissensbisse haben sie die öffentliche Meinung und die Volksseele ihres Landes getäuscht, indem sie ihren Landsleuten ununterbrochen Lügen aufgetischt, die Wahrheit über die Weltlage ferngehalten und sie zum Kriege gegen ihre einstigen Verbündeten und Wohltäter gehetzt haben.

Die Volksseele ihres eignen Landes haben sie vergiftet. Lange Zeit wird vergehen, bis diese Volkspsychose, die sie künstlich erzeugt haben, wieder beseitigt werden wird.

Sie selbst aber, diese gewinnsüchtigen, gewissenlosen Abenteurer, werden ihrer gerechten Strafe nicht entgehen. Der Fanatismus, den sie erzeugt haben, wird sich gegen sie selbst kehren und sie hinwegfegen, wenn das verhängnisvolle Abenteuer, das sie veranlaßt haben, eine andre Wendung nehmen wird, als sie dem Volke vorgespiegelt haben, wenn dieses Volk Italiens aus dem hypnotischen Traumzustand, in das es versetzt worden ist, erwachen, seine geistige Urteilsfähigkeit wiedergewinnen wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte zu den Kämpfen in Galizien.

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XI

Der Hauptkriegsschauplatz war im Juni abermals Galizien, wo die im Mai so erfolgreich begonnenen Operationen glänzend fortgesetzt worden sind. Zwar ist eine endgültige Entscheidung noch nicht erzielt, aber Großes ist erreicht; ein gewaltiges und wichtiges Gebiet ist erobert und ein beträchtlicher Teil der russischen Streitkraft vernichtet worden.

Am Schluß des Monats Mai hatten die Verbündeten ungefähr folgende Stellung inne: die nördliche Armee (Erzherzog Josef Ferdinand) stand den Russen zwischen unterem San und Weichsel gegenüber; Mackensen, der Führer der Hauptmacht, hatte nördlich Przemysl den San erreicht, bei Jaroslau den Strom überschritten und drängte auf beiden Seiten der Wisznia nach Südosten gegen Przemysl vor; an seinen rechten Flügel schloß sich (anscheinend unter seinem Befehl stehend) das Korps von der Marwitz, in der Linie südöstlich Przemysl—Sambor—Drohobycz; südlich von Strij folgten die 2. österreichisch-ungarische Armee Böhm-Ermolli und die Kaiserlich Deutsche Südarmee Linsingen, weiter südöstlich in der Linie südlich von Kalusz—Debetyn bis zum Pruth und den Karpathen Pflanzer-Baltin; den äußersten rechten Flügel endlich bildete eine Armee in der Bukowina. Das Ganze war eine ungeheure Front von mindestens 400 Kilometer Länge, in der sich freilich südlich des Dnjestrs mehrere Lücken befanden.

Sämtliche Armeen befanden sich im Angriff, aber der Hauptstoß richtete sich selbstverständlich gegen Przemysl, den Zentralpunkt der russischen Verteidigungslinie hinter dem San, wo man starken Widerstand erwartete. Hatte doch die russische Presse wiederholt verkündet, daß die österreichischen Forts wiederhergestellt und stark bestückt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seien, und der Besuch des Zaren im Mai schien vollends dafür zu sprechen, daß die Russen diese Linie hartnäckig zu behaupten suchen würden. Auf doppelte Weise suchte die russische Heeresleitung Mackensens Vordringen zu hemmen. Einmal durch direkten Widerstand an der Wisznia, sodann durch einen großen Gegenstoß mit frischen Kräften von Norden und Osten gegen Sieniawa und Jaroslau, der, falls er bis über den San getragen wurde, die Verbindungen Mackensens schwer gefährden konnte. Aber ihre verzweifelten Massenangriffe scheiterten unter ungeheuren Verlusten, und unaufhaltsam schob sich die deutsche Front näher an die Festung heran; während die Russen vergeblich an der Lubaczowka angriffen, wurden einige nördliche Forts gestürmt (31. Mai), in den folgenden Tagen wurde die ganze Festung umschlossen und erobert (3. Juni). Abermals hatte sich die schwere Artillerie der Verbündeten unwiderstehlich gezeigt. Allerdings fielen nur wenige tausend Gefangene in der Stadt selbst den Siegern in die Hände, aber die Kämpfe vor der Einnahme im Norden und Süden waren außerordentlich verlustreich für die Russen gewesen.

Gleichzeitig rückten die Karpathenarmeen näher heran: Linsingen und seine linke Nachbararmee trieben in beständigen heftigen Gefechten die Russen zwischen dem oberen Dnjestr und dem Strij zurück, erstürmten Strij (31. Mai) und standen zur Zeit des Falles von Przemysl dicht vor dem Dnjestr, auf dessen Überschreitung bei Zurawno und aufwärts sie sich vorbereiteten. Solche Fortschritte hatte die österreichische Prutharmee Pflanzer nicht machen können, da sie von russischen überlegenen Kräften in der Linie Stanislau—Solotwina (an der Zlota Bystryca am Fuße der Karpathen) angegriffen wurde. Sie vermochte sich aber im wesentlichen zu behaupten, und das Vorrücken Linsingens verschlechterte die Aussichten der Russen.

Nach dem Fall von Przemysl war Lemberg, als Mittelpunkt der ostgalizischen Stellung, das nächste große Angriffsziel. Unter Aufwand großer Mittel hatten die Russen während ihrer zehnmonatigen Besetzung die große Stadt mit Festungswerken umgeben, nördlich und südlich von Grodek eine lange, durch Flüsse, Seen und Sümpfe geschützte Verteidigungslinie gegen Westen geschaffen und bis zum San hin mehrere Stellungen vorbereitet, die den zurückgehenden Truppen Aufnahme gewähren und die Verfolger zu mühsamen und verlustreichen Stellungskämpfen zwingen sollten. Wie militärisch mußte der russischen Regierung auch politisch viel daran liegen, hier die verbündete Offensive zu brechen: die öffentliche Meinung in Rußland betrachtete die Annexion Ostgaliziens längst als selbstverständlich, und die Balkanstaaten, um deren Gunst der Dreiverband sich seit Monaten heiß bemühte, mußten voraussichtlich in dem Geschick Lembergs einen Maßstab für die Beurteilung der russischen Leistungsfähigkeit erblicken.

Die verbündete Heeresleitung beschloß eine allgemeine konzentrische Offensive zu unternehmen und die Grodeklinie womöglich zu umgehen. Mackensen nahm, gegen die Feinde am unteren San gedeckt durch den Erzherzog, die Richtung nach Nordosten, Böhm über Moscyska (25 Kilometer östlich von Przemysl) auf das Zentrum und den linken Flügel der Grodekstellung, die Heere südlich des Dnjestrs behielten ihre bisherige Richtung bei. Am ereignisreichsten waren die nächsten Wochen bei den Südarmeen, und kurze Zeit machte es den Eindruck, als ob von hier aus die Entscheidung fallen sollte. Linsingen warf die Russen über den Dnjestr zurück, setzte bei Zurawno über (6. Juni), erfocht am folgenden Tage einen Sieg bei Nowoscyn und trieb die Feinde auf Halicz (an der Mündung der Gnita Lipa) zurück. Gleichzeitig mit diesem Vorgehen gegen Norden hatte er südöstlich Anschluß an die Pflanzersche Armee gesucht und Kalusz und Stanislau besetzt (7. und 8. Juni). Da in denselben Tagen Pflanzer, offenbar begünstigt durch die Linsingensche Offensive, die Russen bis Ottynia zurücktrieb, so näherten sich beide Armeen einander, und die Front der Verbündeten verkürzte sich mit jedem Schritt vorwärts. Viele tausend Gefangene bildeten die Frucht dieser unaufhörlichen strapazenreichen Gefechte und Märsche.

Aber nach dieser glücklichen Einleitung erfolgte ein Rückschlag. Die Russen hatten südlich von Lemberg neue Massen versammelt und führten mit ihnen über Miko-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lajow (dicht am Dnjestr südlich von Lemberg) und Rohatyn (an der Gnita Lipa) einen wuchtigen Stoß auf die Linsingensche Nordfront (8. Juni). Sie mögen gehofft haben, durch Überrennung der deutschen Südarmee einen Keil zwischen die Heere der Verbündeten zu treiben, Böhm oder Pflanzer in der Flanke zu packen und so den Vormarsch auf Lemberg zu hemmen. Da Linsingen seine Truppen bei seiner doppelten Offensive nach Norden und Südosten auf einem Raum von 60—80 Kilometer hatte verteilen müssen, so war er dem Stoße der Übermacht nicht gewachsen und räumte das nördliche Ufer. Selbst Zurawno und Zydaczo mußte er den Russen überlassen (10. Juni). Indessen der Erfolg der Russen war nur von kurzer Dauer. Vielleicht hatten sie, um den Gewaltstoß gegen Linsingen führen zu können, ihre Truppen zwischen Dnjestr und Pruth geschwächt, jedenfalls vermochte Pflanzer die Russen über Ottynia und Obertyn auf Horo-Denka zurückzuwerfen (10. Juni), am folgenden Tage den Fluß zu überschreiten und das oft umkämpfte Zaleszyki zu erobern (11. Juni). Gleichzeitig drang die Bukowinaarmee vor und bedrohte Bessarabien, so daß auch vom äußersten Osten eine Gefahr nicht mehr drohte. Schon dies Vorrücken der Österreicher hatte den russischen Durchbruchsversuch vereitelt, da die Russen, falls sie Linsingen weiter südwärts verfolgten, selbst in Gefahr kamen, von Osten her umgangen zu werden. Aber Linsingen selbst vermochte bald wieder die Offensive zu ergreifen, Zurawno zum zweitenmal zu stürmen (11. Juni) und einen Teil der Russen über den Dnjestr zu treiben. Damit war die Krisis beseitigt, zumal da beide Nachbararmeen in den nächsten Tagen ihre Stellung durch Teilerfolge verbesserten.

Während so im Süden in den ersten beiden Wochen den Russen viel Boden abgewonnen und viel Menschenverlust zugefügt wurden, ging im Norden der Vormarsch zunächst langsamer vonstatten. Es mußten erst Vorbereitungen zum Durchbruch der vorbereiteten Stellungen östlich von Przemysl getroffen werden, aber sobald sie vollendet waren und der ernstliche Angriff einsetzte, war der Erfolg durchschlagend: Generaloberst Mackensen stürmte nach mehrtägigen Gefechten die russische Stellung in einer Breite von etwa 70 Kilometer zwischen Sienawa und Czerniawa (nordöstlich von Jaroslau), machte am ersten Tage allein 16000 Gefangene (13. Juni) und trieb in rastloser Verfolgung die Geschlagenen in den nächsten Tagen bis in die Grodekstellung, auf die er sich in der Linie Janow—Rawaruska zum Angriff anschickte (19. Juni). In keiner der vorbereiteten Stellungen hatten die Russen sich zu halten vermocht, alle ihre Versuche, die Deutschen in Nachhutsgefechten aufzuhalten, waren vergeblich gewesen. Dieser glänzende Siegeszug im Norden brachte auch den Russen zwischen Przemysl und Grodek das Verderben. Solange die russische Front ungebrochen war, hatten die Gruppen Marwitz und Böhm nicht über Mosciska hinausdringen können; sobald aber die Russen durch Mackensens Sieg den rechten Flankenschutz verloren hatten, stürmte Marwitz Mosciska (14. Juni) und rückte vereint mit Böhm auf Grodek; bereits nach vier Tagen waren Grodek und Komarno (südlich davon) genommen, so daß die Stellung durchbrochen war, und am folgenden Tage drangen Mackensens Truppen nordöstlich von Janow in die Linie ein (19. Juni); abermals hatte die überlegene deutsche Führung und der höhere Wert der Truppen, besonders der Artillerie, durch den erneuten Durchbruch die Gefahr eines Stellungskrieges im Osten beseitigt.

Von drei Seiten her konnte nun Lemberg angegriffen werden. Mit einer moralisch ebenbürtigen Armee hätte sich Lemberg wohl auch gegen eine Übermacht längere Zeit behaupten lassen, aber die Armee des Großfürsten Nikolai, durch die fortgesetzten Niederlagen der letzten sieben Wochen erschüttert, war dazu nicht imstande; sie leistete zwar vor den Toren Lembergs einige Tage zähen Widerstand, aber nicht in der Hoffnung, die Stellung zu behaupten oder gar einen großen Sieg zu erfechten, sondern lediglich in der Absicht, dem Gros des Heeres den Rückzug nach Osten zu ermöglichen. Der Widerstand wurde zuerst im Westen gebrochen. Während Mackensen die Russen nordwärts von Janow, bei Zolkiew und Rawaruska vor sich hertrieb, stürmte Böhm die Befestigungen zwischen Janow und Lemberg und vermochte die Stadt selbst zu nehmen (23. Juni, 4 Uhr nachmittags). Eilig wichen die Russen nun auf ihrer ganzen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Front im Norden zurück; teils nach Osten, um hinter dem Bug Rettung zu suchen, teils über die russische Grenze nach Norden, um bei Tomaszow eine neue Stellung zu beziehen. Doch schon am 28. Juni fiel diese Stadt in die Hand der Deutschen, und die Russen mußten weiter in der Richtung Lublin zurück.

Natürlich beeinflußte dieser gewaltige Druck auf Lemberg aufs stärkste die Kriegslage im Süden. Da beim Vormarsch der Verbündeten über die Grodeklinie hinaus die Russen, die noch auf beiden Seiten des Dnjestrs zwischen Halicz und der Bistritzmündung standen, im Rücken bedroht wurden, gingen sie über den Strom zurück, verfolgt von der Armee Linsingen, die bei Mikolajow und Chodorow (nördlich von Zurawno) Fühlung mit Böhm nahm (23./24. Juni). Ein letzter Gegenstoß auf dem rechten Linsingenschen Flügel zwang zwar abermals einige Truppenteile der Deutschen, auf das rechte Ufer zurückzugehen (25. Juni), aber eine Gefahr lag darin nicht, da der linke Flügel sich bei Chodorow hielt und weitere Fortschritte machte, also die Russen in Flanke und Rücken gefährdete. Der Vormarsch von Chodorow aus über Rohatyn-Bukawze und ein Frontalangriff von Süden brachte die Russen schon nach zwei Tagen zum Weichen; Halicz wurde genommen, und nun vermochte die gesamte Armee Linsingens den Fluß zu überschreiten (27. Juni). Gleichzeitig gelang es der Pflanzerschen Armee, sich am Dnjestr zu halten, so daß Linsingen ungefährdet die Gnita Lipa aufwärts vordringen und nördlich Rohatyn schöne Erfolge erringen konnte (30. Juni).

Nicht besser als den östlichen und südlichen russischen Truppen erging es denen, die sich im Nordwesten, am unteren San, zu halten versuchten. Erzherzog Josef Ferdinand schlug sie im Laufe des Monats mehrfach auf beiden Ufern des San und trieb sie über die Grenze; in der Verfolgung über den Tanew hinaus näherte er sich in den letzten Tagen bereits dem Schlachtfelde von Krasnik. Auf gleicher Höhe weiter östlich befinden sich Truppen Mackensens, die den bei Rawaruska nach Norden abgesprengten Feinden auf den Fersen sind.

Die Wirkung der galizischen Siege griff sogleich über auf den polnischen Kampfplatz. Durch den Rückzug der Russen aus dem Sanwinkel wurde die linke Flanke der Armee im Weichselbogen bloßgestellt, sie wich infolgedessen, von den Verbündeten hart verfolgt, bis in eine Linie Ilza — nördlich Oscharow zurück (24. bis 29. Juni). Ob sie sich dort behaupten kann, wird von den weiteren Erfolgen des Erzherzogs auf dem rechten Weichselufer abhängen.

Da die Verbündeten ihre Hauptkraft dem galizischen Kriegsschauplatz widmeten, so konnten im Norden nicht so mächtige Schläge geführt werden, wenn auch wie im letzten Monat die Hindenburgschen Armeen durch ihre Unermüdlichkeit in Angriff und Verteidigung gewiß viele Russen beschäftigten und dadurch nicht wenig zum Gelingen des Feldzugs im Süden beitrugen. Im großen und ganzen sind die Verhältnisse nicht geändert. An der Windau, an der Dubissa, am Niemen und bei Prasnycz wurde wiederholt siegreich gefochten und die defensive Offensivstellung behauptet und verbessert, an der Rawka, wo der Kampf lange geruht hatte, wurde die russische Linie bei Bolimow durchbrochen, aber eine größere Offensive gegen Warschau nicht unternommen.

Wie stark die russischen Verluste im letzten Monat gewesen sind, läßt sich noch nicht übersehen, aber die Zahl der Gefangenen allein bleibt nur um 80000 hinter der im Mai (300000 Mann) zurück. Allerdings scheint die Zahl der erbeuteten Geschütze (100) nicht im Verhältnis zur Gefangenenziffer zu stehen, da das russische Oberkommando, im Bewußtsein, sie nicht ersetzen zu können, sie in den Gefechten zeitig in Sicherheit brachte und der Infanterie die Deckung überließ. Diese Taktik hatte einen doppelten Nachteil: die Wirkung der Artillerie wurde künstlich beschränkt, und die blutigen Verluste mußten ins ungeheure steigen, da die Infanteriemassen dem feindlichen Feuer schutzlos preisgegeben waren. Es ist unvermeidlich, daß hieraus allmählich eine schwere moralische Erschütterung folgen muß; die Truppen müssen sich, da der Sieg nach dem Rückzug der Artillerie unmöglich ist, als nutzlos aufgeopfert betrachten. Allerdings haben die Russen bei Lemberg noch hartnäckigen Widerstand geleistet, aber das rasche Aufgeben so vieler vorbereiteter Stellungen deutet doch ebenso auf das Erlahmen der Widerstandskraft wie auf das Versagen der Artillerie.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht weniger glänzend als die deutschen Truppen im Osten haben die im Westen gegen Frankreich und England ihre Aufgabe gelöst. Sie können ja bei den obwaltenden Stärkeverhältnissen nicht mehr tun, als ihre Stellungen in zähem, aufopferungsvollem Ausharren behaupten, hier und da durch geschickte Benutzung ausgespähter feindlicher Blößen verbessern, müssen aber die Initiative im großen den Feinden überlassen. Abermals richteten die Verbündeten ihre Hauptanstrengungen gegen die Linie Arras—La Bassé, um die schon im vorigen Monat so viel Blut geflossen war. Zwei Brennpunkte hatte der Kampf: die Gegend um La Bassé, wo die Engländer, und die am Ostabhang der Lorettohöhe bei Souchez—Carency—Neuville, wo die Franzosen angriffen. Fast täglich versuchten die Franzosen sich im Sturm auf die deutschen Linien und erreichten zu Beginn des Monats wenigstens so viel, daß die Deutschen Neuville aufgaben (8. Juni) und bei Souchez ein Stück zurückgingen, aber irgendwelche entscheidenden Vorteile erlangten die Feinde trotz ungeheurem Munitionseinsatz und großen Menschenopfern nicht, so daß die deutsche Heeresleitung um Mitte des Monats die erneute Offensive als gescheitert bezeichnen konnte. Seit dieser Zeit wurden die französischen Angriffe schwächer, und die Deutschen konnten in erfolgreichen Gegenstößen das verlorene Gelände zum größten Teil wiedergewinnen. — Noch deutlicher war die Niederlage der Engländer. Nachdem sie zu Beginn des Monats bei Givenchy (westlich von La Bassé) einen vergeblichen Angriff unternommen hatten, machten sie an der Front La Bassé—Estaires mit vier Divisionen einen großen Durchbruchsversuch, wurden aber in einer zweitägigen Schlacht schwer geschlagen (16. und 17. Juni), so daß sie nachher ernstliche Angriffe nicht mehr wagten.

Diesen Schlachten kommen die übrigen Gefechte an Bedeutung nicht gleich. So machten die Franzosen südlich von Arras bei Hébuterne und nordwestlich von Soissons bei Moulin sous Touvent überraschende, aber erfolglose Angriffe; in den Dünen, bei Ypern und im Priesterwalde gab es blutige Kämpfe ohne Entscheidung; in den Vogesen gaben die Deutschen das zerschossene Dorf Metzeral auf, erstürmten aber bei Ban de Sept eine wichtige Höhe (27. Juni). Entschiedene Fortschritte machten unsre Truppen in der Champagne nördlich von Le Mesnil (9. Juni), in den Argonnen, wo sie am Westrand mehrere Linien stürmten, und endlich auf den viel umkämpften Maashöhen bei Les Eparges, wo den Franzosen eine wichtige Bergstellung entrissen und in Gefechten, die für sie überaus verlustreich waren, behauptet wurde.

Wiederum müssen diese Kämpfe das Stärkeverhältnis zu unsern Gunsten verändert haben; verglich doch die deutsche Heeresleitung die Verluste der Franzosen in ihrer Offensive bei Arras mit denen in der Champagne, die über 40000 Mann betrugen. Man mag sich ausmalen, welche Höhe die Gesamteinbuße erreicht haben wird. Ein Zeichen für die Heftigkeit und Erbitterung des Kampfes ist, daß es sehr häufig zu Nahkämpfen kam und daß trotzdem nur wenig Gefangene gemacht wurden.

Der Luftkrieg scheint im letzten Monat abermals an Stärke zugenommen zu haben. Besonders bei Arras war er überaus lebendig, und die deutschen Flieger, die nach hartem Ringen die Oberhand über die französischen gewannen, scheinen wesentlich zu dem Schlußerfolg beigetragen zu haben. Überfälle auf unbefestigte Städte wie Karlsruhe (am 15. Juni) sind trotz der schmerzlichen Opfer militärisch wertlos und können das deutsche Übergewicht nicht vermindern. Sachschaden werden überdies die Feinde nicht weniger erlitten haben, namentlich soll die Beschießung der Londoner Docks durch Zeppeline verlustreich gewesen sein.

Der dritte große Kriegsschauplatz, die Dardanellen, bietet ein ähnliches Bild wie der westliche: es herrscht ein Stellungskampf, in dem die Angreifer sich unter gewaltigen Verlusten vergeblich abmühen, die Kette von Gräben und Schanzen zu durchbrechen. Zwei große Schlachten kann man neben zahlreichen kleinen Unternehmungen unterscheiden: am 5. und 6. Juni und am 20. und 21., in denen Engländer und Franzosen gewiß über 20000 Mann verloren haben. Zu den Verlusten zu Lande kommen die zur See: zwei englische Linienschiffe sind durch deutsche und ein Kreuzer durch ein österreichisches Unterseeboot zerstört worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf den übrigen Schauplätzen, wo türkische Truppen fechten, ist wenig geschehen. Im Kaukasus und in Mesopotamien haben einige Scharmützel stattgefunden, von Vorbereitungen gegen den Suezkanal ist dagegen seit längerer Zeit nichts mehr bekannt geworden.

Nach diesen gewaltigen, von beiden Seiten mit Energie, ja Leidenschaft geführten Kämpfen muten die Vorgänge auf dem italienischen Kriegsschauplatz in den ersten Wochen fast wie ein Satyrspiel nach einem großen Drama an. Trotz ihrer langen Vorbereitung begannen die Italiener nur zögernd und tastend die Grenze zu überschreiten, und zwar an drei Stellen: in Südtirol, in Kärnten und im Gebiet des Isonzo. Auf der Tiroler Seite besetzten sie den offenen Grenzstreifen von Ala über Borgo bis Cortina, machten aber keinen ernstlichen Versuch, die stärkeren Grenzfestungen anzugreifen, nachdem sie auf dem Plateau von Folgaria-Lavarone und weiter nördlich bei Peutelstein um Mitte des Monats zurückgeworfen worden waren. Während sie sich hier und an der Kärntner Grenze bald nur auf Geschützfeuer beschränkten, richteten sie ihren Hauptstoß gegen den Isonzo, den sie fast in seiner ganzen Länge zu überschreiten versuchten: bei Karfreit, Tolmein, Plava (bei Canale), Görz, Gradisca, Sagrado und Monfalcone. Offenbar dehnte die italienische Heeresleitung die Front so weit aus, um ihre vermutliche Übermacht zur Geltung bringen und an einer Stelle durchstoßen zu können. Aber da die Österreicher die Ansammlung der Truppen beobachtet hatten, war das Werk von Anfang an erschwert. Am 8. Juni begann der erste große Angriff mit einem Sturm auf den Brückenkopf von Görz, wurde aber blutig abgewiesen, und die folgenden Versuche, die bald hier, bald dort unternommen wurden, hatten dasselbe Schicksal. Triumphierend konnte der österreichische Bericht nach Ablauf des ersten Kriegsmonats (23. Juni) hervorheben, daß die Italiener trotz großer Opfer nirgend bis an die eigentlichen Kampfstellungen herangekommen seien; nur die offenen außerhalb der Kampffront liegenden Orte Gradisca und Monfalcone hatten sie einnehmen können: gewiß ein klägliches Ergebnis nach den großen Worten der Salandra und d'Annunzio in den letzten Wochen. Auch ein neuer Angriff am Schluß des Monats bei Sagrado hatte kein andres Ergebnis. Es ist kein Zweifel, daß die österreichisch-ungarischen Truppen sich den Italienern weit überlegen fühlen und die Heeresleitung festes Vertrauen auf die Unzerbrechlichkeit ihrer Defensive hegt. Vorteilhaft sticht die knappe Sprache ihrer Berichte mit ihrem gelegentlichen verächtlichen Ton gegen die Italiener, die in Tirol jedes ernsthafte Zusammentreffen scheuen, ab von den schwülstigen, aber inhaltsarmen Berichten der Feinde, die offenbar darauf berechnet sind, die kriegerische Begeisterung zu entflammen. Die Plünderungen deutschen Besitzes in Mailand, wobei auch andres Eigentum nicht geschont worden ist, sind weniger ein Beweis für die kriegerische als die revolutionäre Stimmung des Pöbels und für die Schwäche oder Böswilligkeit der Behörden, die diese Ausschreitungen geduldet, wenn nicht hervorgerufen haben.

Ebenso schwach wie mit den militärischen Leistungen der Italiener scheint es mit der wirtschaftlichen und finanziellen Grundlage ihrer Macht bestellt zu sein. Es ist nicht gewiß, ob sie bei der ausbleibenden Kohlenzufuhr aus Deutschland den Betrieb ihrer Eisenbahnen und Industrien in dem notwendigen Umfange aufrechterhalten können, und ebenso ist unsicher, ob ihre Bundesgenossen die verlangte 3-Milliarden-Anleihe bewilligt haben. Daß Italien bisher weder nach Frankreich noch nach den Dardanellen Truppen entsandt hat, scheint auf Mißhelligkeiten unter den Verbündeten zu deuten. Ob Italien aus eignen Mitteln einen großen Krieg durchhalten kann, steht dahin; das Schuldkonto Salandras und Sonninos würde sich abermals gewaltig belasten, wenn sie ohne bestimmte finanzielle Bürgschaften den Krieg begonnen hätten. Zu diesen Opfern an Gut und Blut, die den Italienern die so leichtherzig übernommene Last bald fühlbar machen werden, treten noch Schwierigkeiten in der auswärtigen Politik. Das Einrücken der Serben und Montenegriner in Albanien bringt ihnen die widerwärtige slawische Nachbarschaft, hinter der Rußland steht, näher, und der Traum einer Beherrschung der Adria scheint somit infolge ihrer eignen Politik zu entschwinden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In unsern Beziehungen zu den Neutralen sind von wesentlichem Interesse die zu den Balkanstaaten und Nordamerika.

Auf der Balkanhalbinsel scheinen sich die Aktionen der Diplomaten insbesondere in Sofia zu kreuzen, wo der Dreiverband Vergrößerung auf Kosten aller Nachbarn versprochen hat: von der Pforte soll Bulgarien Adrianopel, von Griechenland und Serbien mazedonisches Gebiet, von Rumänien die 1913 abgetretenen Landschaften erhalten. Österreich-Ungarn und die Pforte hätten für die Entschädigung der andern aufzukommen. Bulgarien hat sich wie früher zurückgehalten. Schwerlich kann dem König Ferdinand entgehen, daß der Sieg Rußlands und Englands Knechtschaft für die Balkanstaaten bedeuten muß, und daß überdies bei der militärischen Stellung der Zentralmächte und der Abneigung der Nachbarn, jene Opfer zu bringen, die Versprechungen kaum ausführbar sein werden. Die Verhandlungen unsrer Feinde mit Rumänien und Griechenland scheinen ebenfalls ins Stocken geraten zu sein. Griechenland fühlt sich durch Italien in Albanien und im Ägäischen Meer bedroht, und auf Rumänien haben die Siege in Galizien gewiß ihren Eindruck nicht verfehlt. Man darf wohl hoffen, daß nun die Diplomatie der Zentralmächte um so tätiger in Sofia und Bukarest einsetzt; vermutlich hat der Besuch des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen in Wien (am 27. Juni) der Gewinnung dieser beiden Staaten gegolten. Freilich ist die Gewinnung Rumäniens besonders schwierig, weil hier die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarns hineinspielen. Schwerlich wird ohne Zugeständnisse an die nationalen Forderungen der ungarischen Rumänen das Königreich mit der Habsburgischen Monarchie zusammengehen können. Aber die Madjaren werden um diese Notwendigkeit kaum herumkommen, denn eine Änderung ihrer inneren Politik, insbesondere in der Schul-, Sprachen- und Wahlrechtsfrage, liegt zugleich im Interesse aller andern ungarischen Nationen, nicht zum wenigsten der deutschen.

Unser Verhältnis zu den Vereinigten Staaten steht noch unter dem Zeichen der »Lusitania«. Abermals hat Präsident Wilson eine salbungsvolle Note nach Berlin gerichtet und den Unterseebootskrieg mindestens zwischen den Zeilen verurteilt, aber so wenig höflich die Note klang, so vermied sie es doch peinlich, eine bestimmte Drohung auszusprechen. Unmittelbar darauf verloren ihre Worte noch mehr an Gewicht, da in Amerika selbst sich lauter Widerspruch gegen eine deutschfeindliche Politik erhob: der Staatssekretär Bryan trat zurück und begann eine lebendige Agitation zur Wahrung des Friedens, die bald auch ein Vorgehen gegen die Munitionslieferungen verlangte. Wie weit diese von Deutschen und Iren unterstützte Tätigkeit reichen wird, steht dahin. Die deutsche Regierung hat sich jedenfalls in ihrer Seekriegführung nicht beirren lassen, wie die Versenkung zahlreicher Handelsschiffe im Juni beweist.

Vom Friedensschluß scheinen wir heute nach den Millionenopfern so weit entfernt zu sein wie je seit zehn Monaten. Allerdings durchschwirrten Gerüchte über allerlei Verhandlungen die Welt, aber ihr Ursprung ist dunkel, und eine Erklärung der »Nordd. Allg. Ztg.« stellte mit erfreulicher Deutlichkeit fest, daß sie sämtlich unbegründet seien und Deutschland nicht an eine Initiative denke. Hierin ist die Regierung der Zustimmung der ungeheuren Mehrheit der Nation sicher. Die »Friedenskundgebung« einiger radikaler Sozialdemokraten hat dies Häuflein nur in Konflikt mit ihren besonnenen Parteigenossen gebracht und wird sie durch die Gleichmütigkeit, mit der sie die Erfolge und die künftige Sicherheit opfern wollen, vollends den im Felde Stehenden entfremden.

Abgeschlossen am 10. Juli 1915

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen nur nach Anfrage an die Redaktion von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

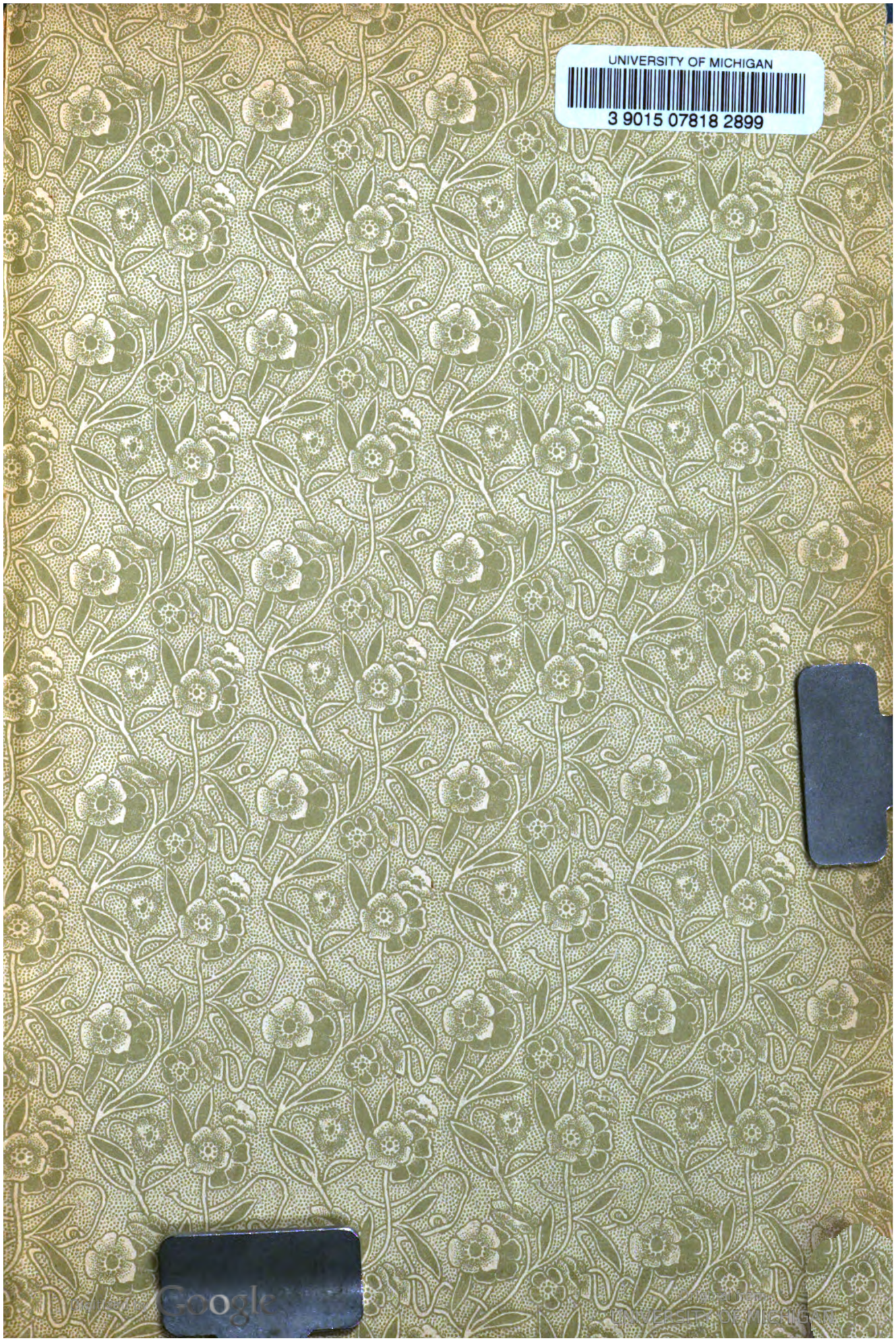
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

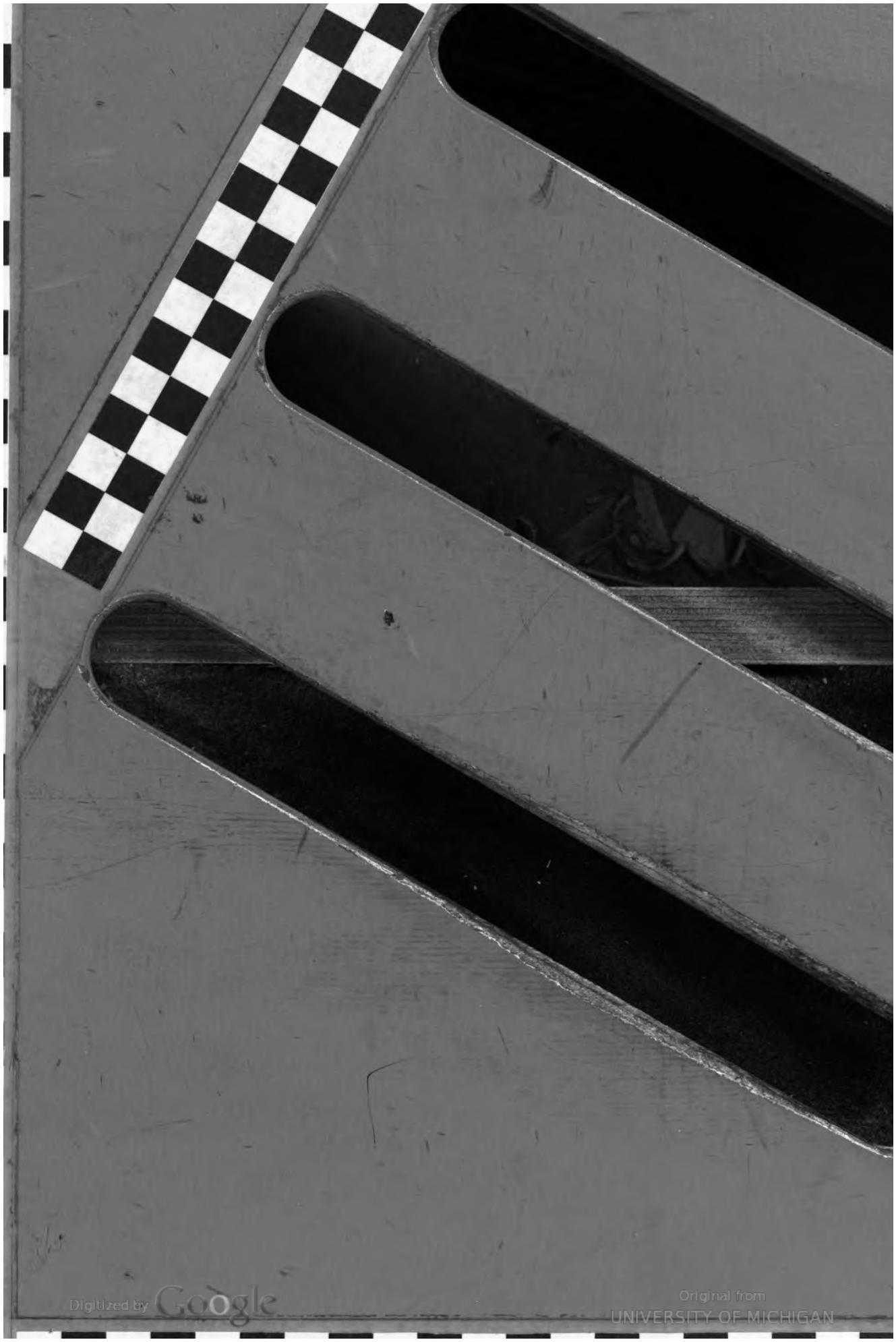
Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

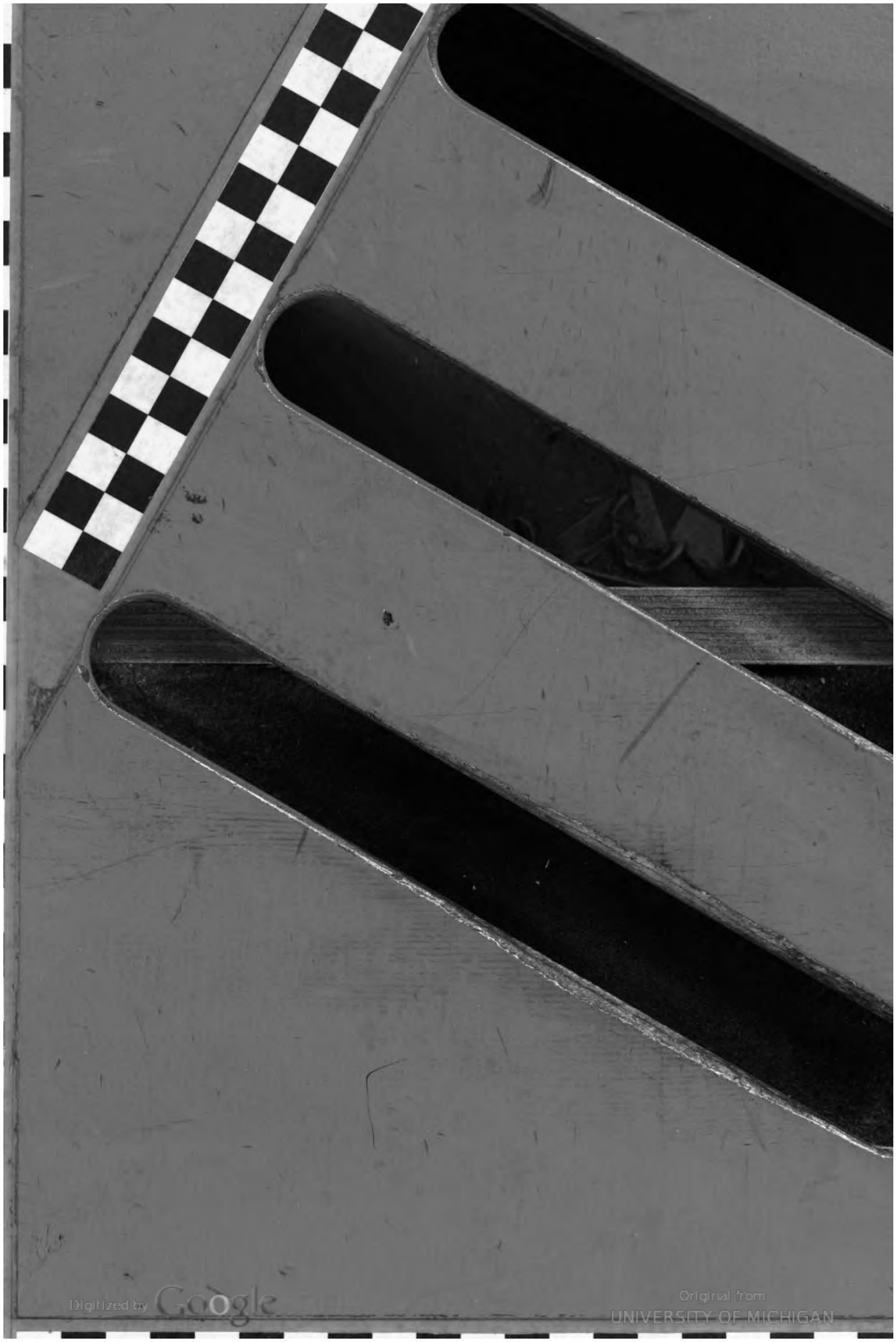

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2899
Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

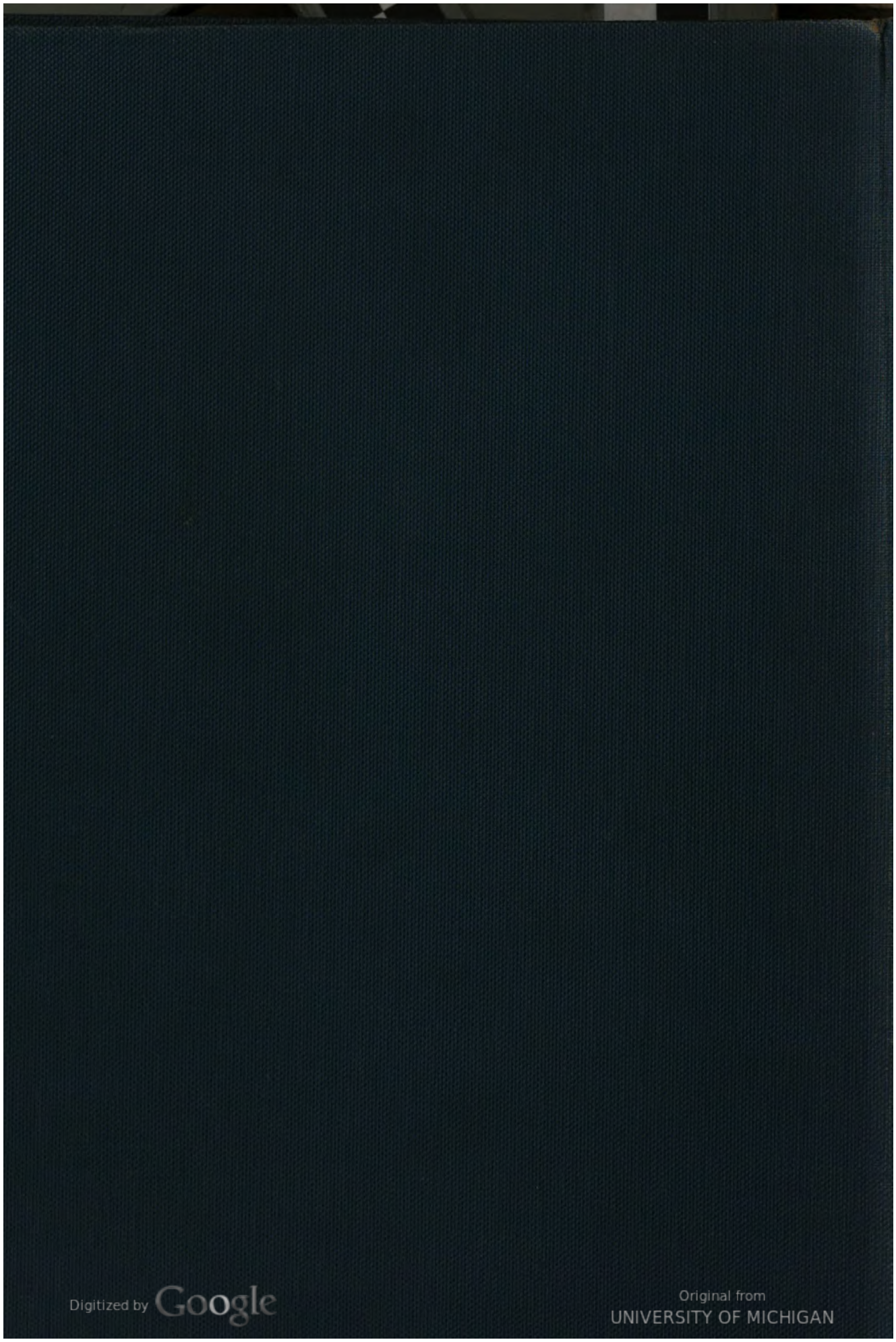


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google